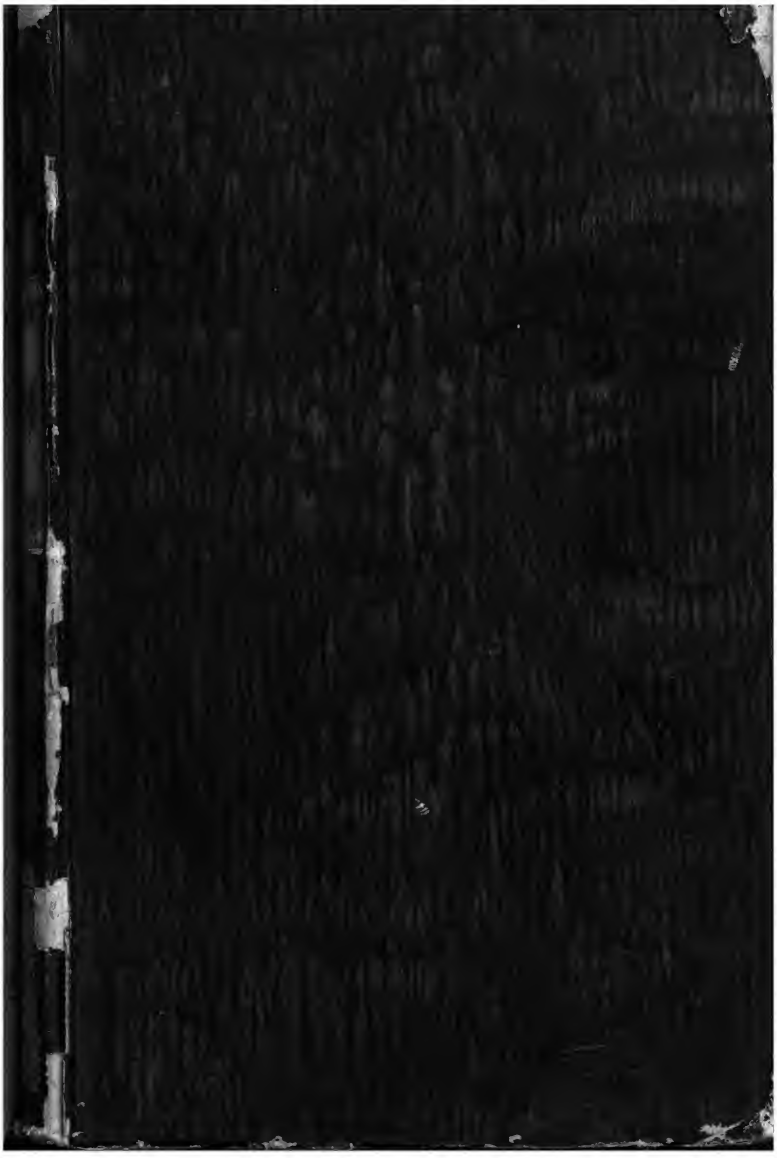

III. 85

NAZIONALE
1
3 - D
4.
VITT. EMANUELE
BIBLIOTECA
ROMA

W. Ribbeck.
N° 1176

4/637

Die Religion

der

Griechen und Römer,

nach

historischen und philosophischen Grundsätzen

für Lehrer und Lernende jeglicher Art

neu bearbeitet

von

Dr. Moritz Wilhelm Heffter,

Königl. Professor und Prorector am Gymnasium zu Brandenburg, Mitglied des Vereins für türkische Geschichte in Berlin und der historisch-theologischen Gesellschaft in Leipzig.

Brandenburg.

Verlag von Adolph Müller.

1845.

Den

noch lebenden Koryphäen der Wissenschaft:

Friedrich Creuzer,

Gottfried Hermann,

August Lobeck

und

den Manen

Otfried Müller's

und

Johann Heinrich Voss'.

Vorrede.

Der Verfaſſer bietet hiermit dem Publikum ein Werk dar, auf welches, wenn je auf eines, das horaziſche Nonum prematur in annum in Anwendung gebracht worden iſt. Ihm war der Gegenſtand ſchon von jeher lieb; er hat ſchon ſeit Jahren darüber geſammelt und geforſcht, hat ſeit länger denn zwei Luſtra nur immer geleſen mit Hinblick auf die Sache. Und ſo leicht dürfte ihm keine Schrift, ſelbſt keine einzelne Notiz in einem Buche oder in einem öffentlichen Blatte entgangen ſein, welche er, wofern ſie dahin einſchlug, nicht in ſich aufgenommen und mit ſeinen Ideen verarbeitet hätte. Und nicht etwa bloß um **gelehrte** Sammlungen allgemeinen oder ſpeciellen Inhaltes, ſondern auch um **philoſophiſche** Werke hat er ſich gekümmert, theils um ſich einen feſten Standpunct zu erbauen, theils um einen freiern Blick zu gewinnen. Ja! er hat die **Streitſchriften** der neueſten Philoſophie und Theologie und Pädagogik, ſoweit ſie den Gegenſtand betrafen, nicht kalt bei ſich vorbeigehen laſſen. Einen Creuzer, Voß, G. Herrmann, Lobeck, Otfr. Müller, W. Nitzſch,

Ed. Jacobi, Jacobs, Welcker, Hartung, Schwenck, Schömann, Preller u. viele A. hat er nach Möglichkeit ausgebeutet, so wie einen H. Ritter, Hegel, Rosenkranz u. s. w. Jetzt nun, nachdem er glaubt, des Stoffes hinlänglich Meister zu sein, jetzt tritt er mit seinem Werke hervor. Wird es der Wissenschaft genügen? Wird es der Wissenschaft frommen? Wird es bisherigen Mängeln abhelfen?

Denn das wird man mir gewiß ohne Weiteres eingestehen: bis daher hat man den Gegenstand nicht immer gehörig erfaßt und gewürdigt, nicht allseitig richtig erörtert und behandelt. Oder warum hat bis jetzt immer ein Werk der Art das andere verdrängt und ist so bald wieder über die Seite geschoben worden? Ich meine die gewöhnlichen Handbücher über Mythologie. In den meisten ein allgemeines abstractes Geschwätz ohne sichre Unterlage; ein leichtfertiges Sich-Ergehen ohne leitende Principien, ein Vermengen des zu Sondernden: von Religion und Mythologie, von griechischer und römischer Religion, von Allgemeinem und Localem, von dem, was einander fern liegt in der Zeit, was genereller Glaube, Glaube des Volkes, und was die individuelle Ansicht eines Schriftstellers, eines Künstlers gewesen. Daneben fehlt das rechte Eindringen in das Verständniß und die Deutung von Einzelheiten: der erdichteten Genealogien, der Mythen; es fehlt bei den einzelnen Gottheiten die angemessene Entwickelung des Wesens, der Eigenschaften einer jeden, wie und wo der Glaube entstanden, wohin er sich verbreitet, wie sich fortentwickelt, mit andern vermengt habe, untergegangen sei, und wodurch; es fehlt die richtige Auffassung, Beurtheilung, die gerechte Anerkennung des religiösen Momentes

und der ästhetischen Vorstellungen, sowohl bei den einzelnen Culten als bei den besagten Religionen überhaupt. Man erhält keine rechte Einsicht in die Sache. Und die Anordnung des Stoffes? wie oft so bunt und kraus!

Sollte dieß Urtheil Manchem zu hart, zu keck, zu übermüthig erscheinen, so berufe ich mich auf das eines Mannes, mit dem ich bis daher in Verkehr gestanden zu haben mich leider! noch nicht rühmen kann, auf dessen Stimme aber Mancher doch wohl mit mir etwas geben möchte. Es ist Fr. Vischer. In dem dießjährigen Juliheste der Jahrbb. der Gegenwart, das mir so eben zu Gesicht kommt, äußert sich derselbe in Bezug auf das antike Heidenthum: „Wir bedürfen Schriften, worin sich gründliche Gelehrsamkeit mit tiefer religiös-philosophischer Erkenntniß und feinem Geschmacke vereinigt, um den gebildetern, doch nicht durch akademisch-wissenschaftliche Studien vorbereiteten Kreisen das Bild der alten Kunst auf dem Grunde einer gediegenen Anschauung des antiken Lebens, der Religion (hier fehlt es noch fast am meisten; die wahre Gestalt und die innere Entstehung des Polytheismus überhaupt und des griechischen insbesondere ist den Meisten noch völlig ein böhmisches Dorf), entfaltet würde."

Aber sollte das bloß dem nicht wissenschaftlich-gebildeten Publikum fehlen? nicht auch den Studirenden? den jungen Künstlern? der Jugend überhaupt? Ja! selbst den Lehrern und — den Männern der Wissenschaft? Oder woher jene falschen wegwerfenden Urtheile christlicher Theologen in neuester Zeit über das classische Heidenthum? Woher jenes willkürliche Treiben, jenes Spielen mit altgriechischen Götternamen, wie

wir es noch in den letzten Tagen gesehen? Nein! auch den Leuten vom Fach mangelt oft die richtige Einsicht in die Sache.

Wohlan, so sei der Versuch gewagt, unter dem Bewußtsein der Mängel der bisherigen Versuche, einen andern Gang einzuschlagen, einherzugehen auf eigner Spur!

Es ist vornehmlich der Zweck dieses Buches, Verständlichkeit, Durchsichtigkeit, Planmäßigkeit in die Sache hineinzubringen, damit man im Stande sei, dieselbe gerecht und recht zu würdigen und in **der** Art und **da**zu zu benutzen, wie und wozu sie sich ihrer Natur nach eignet.

Das Werk ist bestimmt für Jedermann, der für den Gegenstand Interesse hat und haben soll: für Männer der Wissenschaft wie für gebildete Laien, für Lehrer wie für Lernende, für eignes Studium wie zur Grundlage bei Vorträgen auf Schulen, auf Universitäten. Darum ist es wissenschaftlich gehalten; aber es tritt in verständlichem, populärem Gewande auf. Gelehrte Citate sind vermieden, ohne gänzlich verbannt zu sein, da, wo sie unumgänglich nothwendig erschienen. Der Jugend kann das Werk unbedenklich in die Hände gegeben werden; denn auch das viele Anstößige in der alten Mythologie und Religion ist, ohne gerade verschwiegen zu sein, mit größter Vorsicht behandelt, — bei dergleichen Schriften ein wesentlicher Punct in unsern Tagen, den selbst ein von Limburg-Brouwer und Schwenck in ihren Handbüchern nicht genug beachtet haben.

Brandenburg a. d. H., den 7. October 1844.

Dr. M. W. Heffter.

Inhaltsverzeichniſs.

Erſter Theil.

Die Religion der alten Griechen.

Einleitung (S. 1—20.).

I. Abſchnitt: Das Intereſſe der Religion der alten Griechen: für jetzt noch, und für immer (S. 1—15.).

II. Abſchnitt: Die Grundſätze, nach welchen der Gegenſtand abgehandelt ſein will, und in dem gegenwärtigen Werke abgehandelt werden ſoll (S. 16—20.).

Erſte Abtheilung: Die Geſchichte dieſer Religion (S. 21—112.).

Zweite Abtheilung: Die griechiſche Religion an ſich (S. 113—432.).

Einleitung (S. 113—116.).

I. Die Gottheiten des lichten Oberreiches (S. 117—370.).

A) Die Weſen des Himmels und des Aethers (S. 117—170.).

1. Uranus. 2. Zeus. 3. Dione. 4. Helios. 5. Die Mondgöttin Selene, Mene und Jo. 6. Eos und Hemera. 7. Herſe und Pandroſos. 8. Die Winde. 9. Iris. 10. Die Horen.

B) Die Gottheiten menſchlicher Zuſtände und Verhältniſſe (S. 171—370.).

a) Der Kreis der erotiſchen und Ehe-Gottheiten (S. 171—221.).

1. Aphrodite. 2. Eros. 3. Anteros. 4. u. 5. Himeros und Pothos. 6. Peitho. 7. Hymen oder Hymenäus. 8. Hera. 9. Eileithyia.

b) Haus und Staat (S. 222—230.).

1. Hiſtia oder Heſtia. 2. Themis.

c) Der Kreis der Gottheiten der Güter des Glückes und des Geschickes und der Strafe (S. 230—248.).

1. Die Moiren. 2. Tyche. 3. Nemesis. 4. Ate. 5. Die Erinnyen oder Eumeniden.

d) Der Kreis der Götter menschlicher Fertigkeiten und Beschäftigungen (S. 249—328.).

1. Pallas, Pallas Athene, Athena. 2. Hermes. 3. Die Musen. 4. Prometheus. 5. Hephästos. 6. Die Chariten. 7. Herakles. 8. Die Dioscuren: Castor und Pollux (Polydeukes). 9. Ares. 10. Enyo. 11. Enyalios. 12. Pan.

e) Die Götter der Erfolge menschlicher Thätigkeiten (S. 329—339.).

1. Kronos. 2. Aristäus. 3. Die Göttinnen des Segens beim Mahlen des Getreides. 4. Rhea. 5. Nike.

f) Die Götter körperlicher Zustände (S. 339—369.).

1. Hypnos. 2. Hebe. 3. Hygieia. 4. Asklepios. 5. Artemis und Hekate. 6. Thanatos. 7. Die Ker und die Keren. 8. Apollo.

g) Die Götter moralischer Eigenschaften (S. 370.).

II. Die Gottheiten der Unterwelt (S. 371—412.).

1. Nyx. 2. Leto. 3. Ge oder Gäa. 4. Hades oder Aïdoneus. 5. Demeter. 6. Persephone (und Kora). 7. Damia und Auxesia. 8. Dionysos (Bacchus). 9. Cabiren. 10. Hyacinthus.

III. Die Gottheiten des Wasserelementes (S. 413—431.).

A) Die Nymphen (S. 413—417.).

1. Die Hyaden. 2. Die Plejaden.

B) Flußgötter (S. 418 f.).

Achelous.

C) Meergottheiten (S. 419—431.).

1. Palämon. 2. Ino. 3. Leucothea. 4. Thetis. 5. Poseidon

Schluß (S. 432.).

Zweiter Theil.

Die Religion der alten Römer.

Einleitung (S. 433—445.).

I. Abſchnitt: Das Weſen dieſer Religion.

II. Abſchnitt: Das Intereſſe dieſer Religion für jetzt, und für immer.

III. Abſchnitt: Die Grundſätze, nach welchen das Ganze behandelt ſein will und hier behandelt werden ſoll.

Erſte Abtheilung: Die Geſchichte dieſer Religion (S. 446—480.).

Zweite Abtheilung: Die Religion der alten Römer an ſich oder die einzelnen Culte (S. 481—580).

Einleitung (S. 481 f.).

I. Die Gottheiten des lichten Oberreiches (S. 483—575.).

A) Die Gottheiten phyſiſcher Gegenſtände und Kräfte (S. 483—499.).

1. Jupiter. 2. Juno. 3. Sol. 4. Luna. 5. Mater Matuta. 6. Wind- und Sturmgötter. 7. Vulcanus. 8. Waſſergottheiten: α) Fontus, β) Quellgöttinnen, γ) Flußgötter, δ) Meergottheiten: Neptunus, Portunus, Salacia, Neverita, Tranquillitas, Venilia.

B) Die Gottheiten menſchlicher Verhältniſſe und Zuſtände (S. 499—575.).

a) Des Hauſes und der Familie (S. 499—509.).

1. Veſta. 2. Penaten. 3. Laren und Larvä.

b) Des phyſiſchen Lebens und phyſiſcher Zuſtände (S. 510—516.).

1. Genius. 2. Die Gottheiten der Zuſtände nach der Geburt. 3. Juventus. 4. Pellentia. 5. Feſſonia. 6. Strenua. 7. Salus. 8. Averruncus. 9. Febris. 10. Aesculapius. 11. Apollo.

c) Geiſtiger Zuſtände (S. 517—528.).

α) Intellectueller Eigenſchaften (S. 517—519.).

1. Minerva. 2. Mens.

β) Moraliſcher Eigenſchaften (S. 520—524.).

1. Pudicitia. 2. Pietas. 3. Fides. 4. Concordia. 5. Virtus.

γ) Affecte (S. 524—528.).

1. Spes. 2. Pallor und Pavor. 3. Venus. 4. Amor und Cupido. 5. Voluptas und Volupia. 6. Volumnus, Volumna und Peta.

d) Des ehelichen Verhältniſſes und der Geburten (S. 528—531.).

1. Die Camelliä Virgines. 2. Talaſſio. 3. Diana.

e) Die Gottheiten menſchlicher Beſchäftigungen (S. 531—565.).

α) Oeconomiſches (Landbau und Viehzucht) (S. 531—556.).

1. Terra oder Tellus. 2. Saturnus. 3. Ops. 4. Mars. 5. Silvanus. 6. Faunus. 7. Terminus. 8. Ceres. 9. Liber und Libera. 10. Die Göttin Dia (Dia Dea). 11. Die gute Göttin (Bona Dea). 12. Die große Mutter (Magna Mater). 13. Robigus und Robigo. 14. Flora. 15. Vertumnus. 16. Pomona. 17. Annona. 18. Der oder die Pales.

β) Handel (S. 556 u. 557.).

Mercurius.

γ) Krieg (S. 557—565.).

1. Bellona. 2. Quirinus. 3. Präſtana. 4. Hercules. 5. Die Dioscuren oder Caſtoren. 6. Vica oder Vice Pota und Victoria oder Dea Vincia.

f) Die Gottheiten der Weiſſagung, des menſchlichen Geſchickes und Glückes (S. 565—575.).

1. Fatum und Fata Scribunda. 2. Parcen. 3. Janus. 4. Anna Perenna. 5. Camena und Carmenta. 6. Fortuna. 7. Felicitas oder Fauſtitas. 8. Libertas. 9. Pax. 10. Vacuna. 11. Honor. 12. Nemeſis.

II. Die Gottheiten der Unterwelt (S. 576—579.).

1. Manen. 2. Terra oder Tellus. 3. Dis und Proſerpina.

Schluß (S. 580.).

Die Religion der alten Griechen.

Einleitung.

I. Abſchnitt.

Das Intereſſe der Religion der alten Griechen: für jetzt noch, und für immer.

Die Religion der alten Griechen iſt diejenige beſtimmt begrenzte, ſpecielle Aeußerung der allgemeinen Anlage im Menſchen für Gottesglauben und für Gottesdienſt, wie ſich ſolche gerade unter dieſem Volke ausgebildet und geſtaltet hat.

Trotz dem, daß dieſelbe bereits ſeit anderthalb tauſend Jahren nicht mehr geübt wird, einer beſſern hat weichen müſſen, iſt ſie darum doch nicht alles Intereſſes baar und ledig geworden. Im Gegentheil bietet ſie ſo viele merkwürdige und glänzende Seiten dar, daß ihre Kunde nicht nur jetzt nicht überflüſſig und unnöthig geworden iſt, ſondern nie wird entbehrt werden können.

Zuerſt iſt ſie ja überhaupt als Religion, die zum Gegenſtande hat die Erkenntniß des höchſten Gegenſtandes menſchlicher Erkenntniß, von allgemeinem Intereſſe. Sie iſt ein Zeugniß, daß auch den Griechen der Gottesglaube nicht fremd war, und weil wir nirgends woher erfahren, daß ſie denſelben erſt von einem andern Volke überkommen hätten, eine Beſtätigung mehr des Satzes, daß kein Menſch, kein Volk ohne Religion ſei, daß Gott ſich ſelbſt und ſein Daſein uns von Hauſe aus offenbart, den Glauben an ihn uns ins Herz gelegt und gleichſam als Mitgift für die Wanderung durchs irdiſche Leben gewährt habe, damit wir doch wüßten, uns mit unſern Gedanken in dieſer Welt zurecht zu finden, uns ſelbſt und das All zu begreifen, und darnach zu handeln mit weiſem Maaße. Sehr ſchön ſagte neuerdings Ullmann: »Eine Pflanze kann nur gedeihen in der mütterlichen Erde, unter der Einwirkung der Sonne und der Luft, des Thaues und des Regens; aber keine Sonne und keine Luft, keine Feuchtigkeit

und keine Wärme ſind je im Stande, aus einem Kieſel oder Sandkorn eine Pflanze hervorzulocken; ein Keim muß da ſein, und in dieſem ein Lebenstrieb, ſonſt entſteht keine Pflanze. Gleicher Weiſe muß auch im Menſchen ein Keim ſein, eine Anlage und Vorbildung von dem, was ſich aus ihm entwickeln ſoll; denn es kann aus ihm nichts herausgebildet werden, was nicht der Potenz nach ſchon in ihm iſt.« Auch die griechiſche Religion hätte nicht eine Religion werden können, wenn nicht im Griechen ſelbſt — Religion lag.

Sie iſt aber auch eine beſtimmte, eigenthümlich ausgeprägte, individuelle Form der Aeußerung jener rein geiſtigen Idee und jenes mächtigen Naturdranges im Menſchen, das Walten eines höchſten Weſens in der Welt anzuerkennen und dieſe Anerkennung an den Tag zu legen, eine Form, die unter gewiſſen obwaltenden Verhältniſſen entſtand und ſich gerade ſo bilden mußte, als ſie ſich geſtaltet hat, weil eben dieſe Urſachen, dieſe Umſtände obwalteten. Sie iſt eine Phaſe, die das Menſchengeſchlecht hinſichtlich ſeines religiöſen Bewußtſeins und ſeines Gottesdienſtes durchlaufen hat, um zu einer würdigen, um zur rechten Form zu gelangen. Nur wollen wir nicht, mit einer der neueſten Philoſophien, annehmen, daß dieſe Phaſe eine unbedingt nothwendige, eine von Anfang an in dem Reiche der Dinge unabänderlich angeordnete geweſen ſei: eine Annahme, die der Freiheit des menſchlichen Denkens und Handels und dem menſchlichen Bewußtſein widerſpricht und den menſchlichen Productionen und den hiſtoriſchen Thatſachen allen Reiz und alle Farbe raubt. Unter den unendlich vielen und mannigfaltigen Formen, welche dem Menſchen bei ſeiner Freiheit zu denken, Gedachtes zu verknüpfen, zu handeln, zu Gebote ſtehen, hat der Grieche, hinſichtlich der Gottesverehrung, nun gerade die ſeinige gewählt, ſei es mit, ſei es ohne klares Bewußtſein: darauf kommt es nicht an; war doch das Gefühl, das Gemüth, der Geiſt des Menſchen überhaupt dabei thätig.

Die griechiſche Religion iſt alſo auch eine Hervorbringung des menſchlichen Geiſtes, und inſofern nicht minder von Werthe wie jede ſolche Schöpfung; ſie iſt ferner eine der früheſten, eine der älteſten Religionen, die wir kennen; ſie rührt von einer Nation her, die wir unbedenklich die geiſtreichſte, die merkwürdigſte des Alterthums nennen können, die zu erfaſſen und nach allen Seiten hin zu würdigen für unſere ſchönſte und erhebendſte Aufgabe gelten muß. Die Religion iſt weiter bei jedem Volke eine der beachtungswertheſten, oder vielmehr die beachtungswertheſte Erſcheinung, nach der ſolches inſonderheit beurtheilt werden muß. »Um ein Volk zu würdigen,« ſagt ſo ſchön als wahr ein geiſtreicher Alterthumsforſcher unſerer Tage, »dazu gehört vor Allem Berückſichtigung ſeiner Vorſtellungen von ſeinem Verhältniß zum Ueberirdiſchen und ſeinem Verhalten zu demſelben; die Betrachtung ſeiner religiöſen Anſichten, Meinungen, Gewohnheiten, Einrichtungen, das iſt der Kern ſeines geiſtigen Lebens. Von dieſem Centrum aus erkennt man alle ſeine Geſtaltungen. Da muß man wiſſen, was ihm die Götter waren, welchen Einfluß der Glaube an ſie auf ſein Herz und ſeinen Geiſt ausgeübt, und wie ſich dem-

selben gemäß sein häusliches wie sein öffentliches Leben gestaltet habe.« Dessen war auch ein Mann, wie Otfried Müller, wohl bewußt: darum widmete er bei seinem umfassenden Studium des griechischen Alterthums vor allen diesem Gegenstande sein Augenmerk, und was er, namentlich dadurch, geleistet, wem wäre dieß unbekannt?

Die Religion pflegt bei jedem Volke eine der früheſten geistigen Regungen und Aeußerungen zu sein: nächst dem Denken und Sprechen wohl die früheſte. So entsteht sie denn in Zeiten, wo das Familienleben sich erst entwickelt, wo Staat und Recht noch embryonisch in seinen Keimen liegt. »Die Religion,« sagen wir mit Preller, »ist der Anfang jeder nationellen Entwickelung, das Religiöse die allgemeine Richtung jeder ältesten Epoche eines Volkes.« Das ist sie auch bei den Griechen gewesen. Die griechische Religion muß darum für eine der ältesten Urkunden zur Erforschung des geistigen Lebens dieses Volkes gelten, für eine der ersten Quellen seiner Culturgeschichte. Ihr Studium führt zu den ersten Anfängen seiner Seelenthätigkeit zurück und hilft mithin die Basis begründen zur Kunde seiner geistigen Entwickelung.

Das religiöse Gefühl ist eines der mächtigsten, der kraftvollsten, der hervortretendsten. Zu jeder Stunde fast, bei jeder Gelegenheit regt es sich und verschwistert es sich mit den Vorstellungen oder Gemüthsstimmungen oder Handlungen des Menschen. Wie Gott die Welt durchdringt, so durchdringt der religiöse Glaube unser ganzes Wesen; er ist die Seele fast aller Thätigkeiten. Das war er auch bei den Griechen. Der Grieche war durch und durch religiös: er that nichts ohne seine Götter. So verschmolz denn seine Religion mit allen seinen Anordnungen und Einrichtungen, mit allen seinen Gewohnheiten und Sitten. Sie griff ein in sein tägliches Thun, in sein häusliches, in sein Familien-, in sein bürgerliches, in sein Staatsleben; sie leitete dasselbe, sie modelte, sie heiligte es im Ganzen wie im Einzelnen. Was Ranke sagt, trifft hier ganz, bei den Hellenen: »Wie es überhaupt keine menschliche Thätigkeit von wahrhaft geistiger Bedeutung geben wird, die nicht in einer tiefern, mehr oder minder bewußten Beziehung zu Gott und göttlichen Dingen ihren Ursprung hätte: so läßt sich eine große, ihres Namens würdige Nation gar nicht denken, deren politisches Leben nicht unaufhörlich von religiösen Ideen gehoben und geleitet würde.« Kann unter diesen Verhältnissen jemals der Alterthumsforscher hoffen das griechische Volk nach den verschiedenen Seiten seines Lebens gründlich zu erfassen, wofern er nicht dessen Religion genau beachtet und kennen gelernt? Und welcher Geschichtschreiber möchte sich getrauen die Geschichte der Griechen zu begreifen, ohne die Kunde ihrer Religion?

Aber diese Religion gewährt auch durch ihr Wesen, durch ihre Eigenthümlichkeit ein ganz besonderes Interesse. Der Hellene erkannte das Göttliche in unendlich vielen Beziehungen, oft in mehr als mancher gläubige Christ in unseren Tagen, erkannte es darin mit vollem Rechte. In Allem, was ihn umgab, was ihn anging, was ihn betraf, was ihm groß, wichtig, nützlich oder schädlich, herrlich, schön,

mächtig, energisch erschien, erblickte er Heiliges. Hervorstechende Eigenschaften des menschlichen Körpers und Geistes: Kräfte, Geschicklichkeiten, Talente, Künste, Gefühle, Triebe, Zustände rührten ihm von einer Gottheit her. Bedeutungsvolle Wechselpunkte im Privat- und öffentlichen Leben, im Hause und auf dem Felde, in der Familie und bei den Heerden, außerordentliche Erscheinungen in der Natur, wie der Blitz und Donner, der Sturm auf dem Meere, ein Erdbeben, das Mächtige und Erhabene, das Unverhoffte und Plötzliche, das Heilbringende und Verderbliche, das Absichtsvolle und Weise, das Gütige und Milde, das Gesetzliche und Stetige im Wechsel und bei scheinbarer Regellosigkeit, in der Natur und im Menschenleben, das energische Schalten und Walten der Menschen mit der Natur und umgekehrt, die oftmalige Ohnmacht der erstern gegen die ungeheuern Kraftäußerungen der letztern — alles das ist bei ihm Gegenstand der religiösen Anerkennung und der Vergötterung geworden. Und was die Griechen so als göttlich erkannt, war mehrfach das Resultat der feinsten Beobachtung, der zartesten Reflexion und der witzvollsten Combination. Das Keimen und Wachsen in der Natur, das Erzeugen und Erzeugtwerden; die natürlichen und sittlichen Triebe, wie die Liebe, die Streitsucht, die Reue, die Gewissensangst; die edelsten Tugenden, wie die Treue, die Freundschaft, die Gastlichkeit; die Tugend selbst; dann wieder die höchsten geistigen Genüsse, wie die Poesie, die Musik, der Tanz, das Spiel, die Bildnerei, die Beredsamkeit waren ihnen *göttliche* Dinge. »*Alles* wies den eingeweihten Blicken, *Alles* eines Gottes Spur.« Und — man merke wohl auf diesen Unterschied! — der Hellene vergötterte eigentlich nicht die Sache selbst, sondern er erkannte in ihr ein Göttliches ihrem Ursprunge nach. Der Donner und Blitz, der Aether, das Tagesgestirn, die Finsterniß, die Nacht, der Mond, die Morgenröthe, der Regen, die Jahreszeiten, das Anmuthsvolle des Lenzes, ein Strom, ein Bach, eine Quelle u. s. w. waren ihm nicht die Götter selbst, sondern nur Werke, Hervorbringungen von gewissen Göttern. Eben so war bei ihm das Verehren körperlicher und geistiger (intellectueller, moralischer, ästhetischer) Eigenschaften und Kräfte nicht bloße matte Allegorie wie bei dem kalten Römer, sondern eine Fortsetzung jener Naturanschauung, die wirkliche Wesen sich denkt als Schöpfer und Spender jener Talente und Fertigkeiten. Eine besondere Gottheit verlieh hiernach dem Redner die Rednergabe, Gerechtigkeit dem Richter, dem Streitenden Muth, dem Helden Sieg. Andere Götter brachten den Menschen ins Leben, ließen ihn aufwachsen, entzündeten in ihm die Sehnsucht nach dem andern Geschlechte, vereinten Mann und Weib zum ehelichen Bunde, tödteten die Menschen, geleiteten sie in die Unterwelt, herrschten dort über sie. Einer besondern Gottheit glaubte man die Einführung des Ackerbaues, das gesellige Zusammenleben in Staaten, die Anlegung von Städten und Burgen, das Halten und Weiden der Heerden, den Erwerb im Handel und Wandel zu verdanken. Und hatte der Grieche Unrecht, daß er in allem Solchem Göttliches erkannte? Ein neuer Philosoph sagt: »Das Allgemeine ist das wahr-

haft Göttliche: z. B. die Institution des Ackerbaues selbst, der Staat, die Ehe, gesetzliche Einrichtungen, Kunst, Wissenschaften sind echt menschliche Institute und eben darum auch **göttliche**.« Wer will dem widersprechen? Der Grieche fehlte nur darin, daß er jene bunte Mannigfaltigkeit nicht auf eine Einheit zurückzuführen verstand oder wagte: er nahm alle jene einzelnen Erscheinungen und Hervorbringungen für Hervorbringungen einzelner concreter Wesen. Er erhob sich nicht zur Lehre von Einem Gotte, als dem Urheber des Ganzen.

Aber indem er sich auf diese Weise viele Götter dachte, sie sich vor- und sie darstellte, zeigte er doch wieder eine edlere Natur. Denn nicht als Thiere, nicht als ungeschlachte Wesen der mannigfaltigsten, unharmonischten Compositionen veranschaulichte er sie sich, sondern als Wesen mit seiner, mit menschlicher Gestalt, also auch mit menschlichen Empfindungen, mit menschlicher Handlungsweise, und selbst da zumeist in verklärtem, erhöhtem Maaße. Das hatte den wesentlichsten Einfluß auf seine ganze Denkweise und Weltanschauung; sie ward durchweg poetisch. Der Grieche sahe in all dem Göttlichen, was er als solches erkannt hatte, sich selbst wieder, sahe sein, ein menschliches Walten darin. Das Werdende und Gewordene ward überall zu einem Bewirkten und Geschaffenen, bewirkt und geschaffen mit Bewußtsein, mit Vorsatz, mit Zwecken, aus Absicht, aus Vorstellungen, Anregungen, Neigungen u. s. w. Wo also unsere gewöhnliche kalte Verstandesweisheit nur das Wirken blinder Naturkräfte sieht: ein Entstehen und Untergehen, Bewegung und Stillstand, Anziehung und Abstoßung todter Körper, da sahe der Hellene ein Zeugen und Tödten, ein Fahren und Halten, ein Hassen und Lieben. Wir erklären uns den Wechsel der Jahreszeiten, das Kommen und Verschwinden der Vegetation aus Naturgesetzen; der Grieche fand in dem Allen ein Wirken und Leiden, ein Kommen und Gehen, ein Handeln und passives Verhalten. Da that ja aber der Grieche, was heut zu Tage noch jeder Dichter thut! Und so »wand sich damals überall der Dichtung zauberische Hülle lieblich um die Wirklichkeit. Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle, und was nie empfinden wird, empfand.« Und indem das Leblose lebendig, das Gefühllose fühlend ward und so eine heitere Ansicht gewann, nahm selbst das Furchtbare überhaupt, das Ernste, das Traurige, das Widrige, das Thränenvolle eine ansprechende, gefällige Form an. »Schöne lichte Bilder scherzten auch um die Nothwendigkeit, und das ernste Schicksal blickte milder durch den Schleier sanfter Menschlichkeit.« »Sanfter war, da Hymen es noch knüpfte, heiliger der Herzen ew'ges Band. Selbst des Lebens zarter Faden schlüpfte weicher durch der Parzen Hand.« »Damals trat kein gräßliches Gerippe vor das Bett des Sterbenden: ein Kuß nahm das letzte Leben von der Lippe; seine Fackel senkt' ein Genius.« Und »seine Freuden traf der frohe Schatten in Elysiums Hainen wieder an; treue Liebe fand den treuen Gatten, und der Wagenlenker seine Bahn.« Ueberall fand der Grieche in seiner Götterwelt sich selbst mit seinem eigenen Dichten und Trach-

ten, mit seinem eigenen Empfinden und Fühlen wieder. Ja sogar kleinliche Gewohnheiten, Einrichtungen, Erfindungen, Werkzeuge, Thätigkeiten u. s. w. trug er mit aller Naivetät auf die Himmlischen über, nie jedoch ohne Wahl, ohne Geschmack, ohne sinnvolle Bedeutung, ohne zarte Lieblichkeit. Das Silberhorn Selene's, der Bogen des Eros, die Scheere und der Spinnrocken der Parzen, das Gehörn eines mächtigen Stromes und unzählig Anderes zeugen hiervon. »Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen, seelenlos ein Feuerball sich dreht, lenkte damals seinen goldnen Wagen Helios in stiller Majestät. Aus den Urnen lieblicher Najaden sprang der Ströme Silberschaum.« So lebte der Grieche in einer vergötterten Natur- und Menschenwelt. »An der Liebe Busen sie zu drücken gab man höhern Adel der Natur.« Alles Natürliche, Gewöhnliche ward vermenschlicht, ja über das Gewöhnlich-Menschliche emporgehoben, idealisirt, die Religion der Griechen mithin durch und durch poetisch.

Aber durch solches liebliche Gaukelspiel der Phantasie wurde dem Griechen andrerseits die Götterwelt auch näher gerückt: er zog den Glanz der himmlischen Wesen zu sich hernieder, bekleidete sie mit irdischer, mit menschlicher Natur und Eigenthümlichkeit. So standen sie ihm denn eben so nahe, wie die Natur selbst, und die Götter-, Menschen- und Naturwelt bei ihm im schönsten Bunde: alle drei waren Eins, führten ein gleiches, schön-menschliches Leben. „Zu Deukalions Geschlechte stiegen damals noch die Himmlischen herab; — — zwischen Menschen, Göttern und Heroen knüpfte Amor einen schönen Bund.« »Alles hing,« sagt Herder, »an der kühnen Idee der Griechen, daß Götter mit ihnen verwandte höhere Menschen, und Helden wieder Götter seien.« So standen also dem Hellenen seine Götter nicht eben fern: sie glichen ihm hinsichtlich seines Seins, seines Denkens, seines Empfindens, seines Verhaltens, seines Handelns, seines ganzen Lebens. Darum fand zugleich zwischen ihm und seinen Gottheiten jene Vertraulichkeit statt, die wir durchweg in seinen Dichterwerken finden, die ans Naive grenzt, die bisweilen sogar ins Spaßhafte, ins Burleske übergeht: ein Verhältniß, das Otfr. Müller, zwar etwas keck, aber nicht ohne Wahrheit, »den schönsten Zug des alten Götterglaubens« nennt.

Wenn nun aber die griechische Religion so durchaus den Charakter des Poetischen an sich trägt: so ist es kein Wunder, wenn sie für jeden, der sich ihr nahet und ihr poetisches Element recht inne wird, den lieblichsten Reiz hat, den unwiderstehlichsten Zauber äußert. Daraus läßt sich die Erscheinung erklären, warum selbst das heutige, christliche Leben sie nicht entbehren mag, selbst der crasseste Fanatismus sie nicht hat verdrängen wollen oder können; warum ihr einer unser gefeiertsten Dichter in einem seiner vollendetsten Producte ein ewiges Denkmal gesetzt hat. Mit Recht bemerkt in dieser Beziehung Hoffmeister: »Für die religiös ästhetische Weltansicht giebt es auch Götter und Halbgötter, wenn auch die Wahrheit nur Einen Gott anerkennen kann; denn das ästhetische Gefühl will ja diesen Gott in den tausendfältigen Erscheinungen der Natur und Geschichte, will das Ueberirdische im Irdischen

schauen und festhalten. So ist es denn natürlich, daß ein Dichter, welchem seine Kirche nicht einmal Heilige und nur ein sehr beschränktes Feld der Sage lieferte, sich zu den alten Göttern wandte und durch sie das Göttliche in der Natur und Geschichte symbolisirte.« »Darum mußte auch Göthe, wollte er sich zum unsterblichen Dichter heraufbilden, zu den Heiden, d. h. den Griechen und Römern, gehen, die beides, Kunst und Natur, wie sich gebührt, verehrend, jene zu ihrem höchsten Gipfel erhoben, die andere als große Mutter aller Dinge mit Geist und Gemüth, mit Forscherblick und Methode, durchaus aber mit wahrer Pietät zu behandeln wußten.« So ist unsere moderne Poesie auf das innigste mit der altgriechischen Götterlehre verwachsen; welcher Gebildete könnte daher derselben sich entschlagen? Damit sei nicht behauptet — um der christlichen Zeloten willen wollen wir dieß gesagt haben — daß wir den Verlust jener Ansichten der Heiden beklagten! »Der Verlust jener Religion,« sprechen wir mit Hegel, »ist nicht zu beklagen, als ob damit die Einheit mit der Natur, schöner Glaube, unschuldige Reinheit und Kindlichkeit des Geistes verloren gegangen wäre. Unschuldig und kindlich (und darum poetisch) mag sie wohl sein; aber die Vernunft ist eben das Herausgehen aus solcher Unschuld und Einheit mit der Natur.« Nicht der innere Gehalt, sondern die Form ist's, was uns anspricht bei jenem Heidenthum: das Schöne, das Naive, das Heitere, das Liebliche, das Gefällige, das Aecht-Menschliche der Einkleidung. Wir billigen nicht die Hauptlehren und Grundsätze der griechischen Religion — wir kennen etwas Höheres und Tieferes — aber wir billigen das Streben der Hellenen, das, was an sich so niedrig gedacht war, ihre Vorstellungen von dem Göttlichen, doch so schön, so ästhetisch darzustellen.

Bei so bewandten Umständen ist's leicht erklärlich, wenn die griechische Religion, selbst schon Poesie und Kunst, der Kunst die wesentlichsten Dienste geleistet, sie nicht bloß geweckt, sondern auch gefördert hat. Insbesondere mußte sie vor allen der Poesie Vorschub thun, und zwar zunächst der Mythendichtung. Diese, ihrem Ursprung nach bloß erzählende Volkspoesie, ward von der Religion aufgenommen und herangebildet. Wenn in der letztern eine Dunkelheit aufzuklären, etwas Räthselhaftes zu enthüllen war, dann trat jene Volkpoesie hinzu, und mit Hülfe dieser oder jener Gottheit wußte sie ein erdichtetes Factum zu erzählen, wodurch die Sache Licht und Erklärung gewann. Später fand dann auch wohl der umgekehrte Fall statt. Als die Götterlehre bereits ausgebildet war, nahm die Volkspoesie, wo sie auf etwas Räthselvolles stieß, selbige zu ihrer Hülfe. Diese konnte ihr ja in Menge solche Wesen zu handelnden Personen leihen, die vermöge ihrer Kraft und Macht und höhern Einsicht dieß oder jenes konnten vollbracht haben. Es ist außerordentlich, was die Griechen für einen Reichthum an solchen Schöpfungen besaßen! Und wie tragen die meisten derselben einen ächt poetischen Geist an sich! Beispielsweise mag nur an die Verwandlungen (Metamorphosen) erinnert werden, durch welche immer soll dargethan oder erklärt werden, wie und warum und wodurch irgend eine Pflanze, ein Thier, ein Berg

u. s. w. das oder so geworden sei, was oder wie er ist. »Wie viel Schönes, Liebliches, Tiefempfundenes oder auch Treffendes, Komisch-Belustigendes,« um mit einem der sinnigsten Alterthumskundigen der neuesten Zeit zu sprechen,« haben die Alten gerade in diese Dichtungen zu legen gewußt! Durch diese Mythen treten mehrere Naturdinge in eine höhere Ordnung: sie selbst, in ihrer natürlichen Reinheit aufgefaßt, ohne die Verputzung der Neuern, die den spielenden Witz des Ovidius noch überboten, gewähren das anmuthigste Spiel von Ideen und Phantasien. In diesem Lorbeer starrt das fliehende Mädchen; aus jenem Rohre weht das Gelispel der keuschen Syrinx; aus dem Echo ruft die geschwätzige Nymphe. Noch blühet der schöne Narcissus in der goldgelben Koralle unserer Anemone, und in der plauderhaften Elster hören wir noch das fade Geschwätz der vorlauten Pieriden; Arachne verbreitet in Spinnengestalt ihr kunstreiches Gewebe; das mißtönende Gequak der Frösche erinnert uns an die unvergeßliche Härte lyrischer Bauern; das Delphinium und die purpurblaue Iris bewahrt noch das Andenken des unglücklichen Hyacinthus, und in der Saphranstaude und Winde lebt noch des Krokus und der Smilax treue Liebe.« Und in allen diesen Erzählungen spielen die griechischen Götter die Hauptrolle: sie haben jene Verwandlungen bewirkt, sei es aus Mitleiden oder aus Haß, aus Liebe oder aus Rache u. s. w. Wer also will jene Dichtungen verstehen und richtig auffassen ohne Kenntniß der griechischen Religion?

Wenn sich nun, wie doch nicht zu läugnen, aus der erzählenden Volkspoesie das Epos bei den Griechen entwickelt hat, so kann es nach dem Vorherbemerkten gar nicht Wunder nehmen, wenn in den griechischen Epopöen das religiöse Element das vorherrschende, das Alles durchdringende und belebende Element ist, wenn die Götterwelt darin die Hauptrolle spielt, wenn das gerade ein Hauptcharakter des heroischen Gedichtes geworden. Derselbe ist auch in allen folgenden Epopöen beibehalten; er zieht sich selbst durch unsere modernen hindurch. Nicht minder ging jene Benutzung der Götter als agirender Personen in die äsopische Fabel, in das Drama über. Welche große Effecte haben die Tragödiendichter hierdurch bisweilen hervorgebracht! Allein wer kann andrerseits heutiges Tages alle jene Dichterwerke verstehen, wenn ihm die Kunde der hellenischen Religion mangelt? Daß unter diesen Verhältnissen auch die Sprache der Hellenen vielfältig bereichert worden ist, gewonnen hat vornehmlich an bildlichen Ausdrücken, an lieblichen Wendungen, an Namen, abgeleitet von Göttern, läßt sich ohne Weiteres annehmen und bestätigt sich dem, welcher sich das Studium der hellenischen Sprache in ihrer Totalität erkoren, bei jeder Gelegenheit.

Noch mehr! Da sich von Anfang an, insbesondere durch Hülfe der von der Religion getragenen Poesie, der Sinn der Griechen überhaupt verklärt, veredelt, gehoben hatte, vielleicht auch weil nach den Ansichten berühmter Philosophen das Göttliche eng mit dem Schönen verknüpft ist: so trat später dieser Schönheitssinn in Allem hervor, was der Grieche that, vornehmlich in Bezug auf seine Religion

und auf seine Götter. Welcher Geist thut sich kund in der Verschiedenheit der Vorstellungen von den Gottheiten, in Hinsicht auf Haltung, Charakter, Wesen ꝛc.; wie treffend sind die Attribute oder Symbole derselben gewählt; wie tief und schön selbst ihre Genealogien erdacht! Man nehme nur Aphrodite und Eros, Demeter und Persephone, Hebe und Hera, die Eris (Streit) und die Nacht; Eos, Helios und Selene, und unzähliges Andere der Art! Welcher hohe Sinn zeigt sich in den mannigfaltigen harmonischen Beziehungen der Götter zu einander, in ihren Zusammenstellungen! Aber alle diese sinnigen und ideellen Vorstellungen mußten auf Alles übergehen, was der Grieche in Bezug auf seine Götter that, handelte, erschuf: der Cultus, die Tempel, die Verzierungen derselben, die Bildsäulen der Götter, alles das nahm die Eigenschaft des Sinnvollen, des Schönen, des Erhabenen an. Bedeutungsvoll waren die Feste: ihre Zeiten, ihre Feier. »Schön geschlungne, seelenvolle Tänze kreisten um den prangenden Altar,« der, in schöner Form, meistentheils mit solchen plastischen Darstellungen, die sich auf den betreffenden Gott und dessen Geschichte bezogen, geschmückt zu sein pflegte. »Himmlisch und unsterblich war das Feuer, das in Pindars stolzen Hymnen floß, niederströmte in Arions Leier, in den Stein des Phidias sich goß.« »Eure Tempel lachten gleich Palästen, euch verherrlichte das Heldenspiel an des Isthmus kronenreichen Festen, und die Wagen donnerten zum Ziel.« Das Hehr-Gedachte nahm überall und in Allem eine schöne, äußere Form an. So ward eben Großes, Herrliches in den Künsten geleistet: zuvörderst in der Plastik. Jedes Götterbild war eine vergeistigte, idealisirte Gestalt; ein Complex von höchsten Eigenschaften zog einen menschlichen Leib an, in schönster Form, und erschien gleich im ersten Anschauen hehr und anbetungswürdig. Aehnliches that der Maler bei seinen Schöpfungen. »Die Religion der Griechen,« sagt einer unserer feinsten Kritiker, »war Vergötterung der Naturkräfte und des irdischen Lebens; aber dieser Dienst, der bei andern Völkern die Phantasie mit scheußlichen Bildern verdüstert, — — gestaltet sich hier groß, würdig und milde. Der Aberglaube, sonst der Tyrann der menschlichen Anlagen, schien zu der freiesten Entwickelung die Hand bieten zu wollen: er hegte die Kunst, die ihn schmückte, und aus Götzen wurden Ideale.« Und der Stifter der neuesten Philosophie sagt eben so wahr als schön: »Was den Griechen vor den übrigen Heiden auszeichnete, ist, daß er mit der ihm angebornen lebendigen Phantasie und Kunstliebe hinzutrat. Er wollte Alles, was er in Bezug auf die Götter und für die Götter that, schön haben; er strebte nach Kunstdarstellungen. Und, getragen von der lebendigen Phantasie, mit welcher er von Natur begabt war, umkleidete er seine an sich ungenügende, tiefstehende Religion mit Schönheit und gab ihr den Charakter der Anmuth, Freundlichkeit, Heiterkeit, Lieblichkeit. Dieß zeigte sich nicht bloß in den Gebäuden, die man den Göttern machte, sondern auch in deren Verzierungen, in den Statuen, unter welchen man diese Götter darstellte, in den Gesängen, die man ihnen weihte, in den Tänzen, in den Aufführun-

gen von Schauspielen, überhaupt in Allem, wozu die Verehrung der Götter Veranlassung gab, in Mythen u. s. w. Und hierin besteht eben das große Verdienst, das die griechische Religion hat: sie hat eben die Kunst genährt und gehoben und veredelt, wie keine andere eines andern Volkes: seine Religion ist die Religion der Schönheit.« Verbinden wir damit, wie ein anderer Kritiker über diesen Punct sich äußert: »Die Griechen,« sagt er, »fanden in der sichtbaren Natur, in der Pflanzen- und Thierwelt, in den meteorologischen und kosmogonischen Erscheinungen Symbole des unsichtbaren Schaffenden und Geistigen in der Natur; aber nach ihrer eigenthümlichen Denkweise, welche aus Rohem, Ungemessenem, Unförmlichem oder Thierischem immer nach rein menschlicher Form und Gestaltung strebte, haben sie ihre religiösen Ideen bald zu schönen und erhabenen menschenähnlichen Individuen herausgebildet oder wirkliche Persönlichkeiten, die aus der dunkeln Geschichte hervorgehen, mit ihnen in überraschend schöne Verbindung gebracht. — — Wir haben da eine reiche, bunte Welt von Phantasiegestalten, wo selbst Kleinliches und Scheinbar-Unbedeutendes, z. B. Attribute, sinnvolle Bedeutung hat. — — Die griechische Religion hat dieß mit der wahren Dichtung gemein, daß sie, gleich einer herrlichen Pflanze, als aus Nothwendigem und Zufälligem zugleich hervorgegangen, als ein in sich Vollendetes erscheint, was wir schon um seiner selbst willen lieb gewinnen. Daher der große Reiz dieser Religion, daher bleibt sie eine ewige und unerschöpfliche Fundgrube für Dichter, Maler und Bildhauer.« Und Herder meinte: »Die griechische Religion erforderte Bilder und Tempel, — — machte ihnen mancherlei Werke der Kunst nöthig. Der Genius des Schönen gab ihnen — — diese Werke an und half sie einzig in der Menschengeschichte vollenden. Denn da die größesten Wunder dieser Art längst zerstört sind, bewundern und lieben wir noch **ihre Trümmer und Scherben.**«

So ist die Sache an sich schon, und historisch von größtem Interesse. Aber die Kenntniß der griechischen Religion hat in jener Beziehung auch einen höchst wichtigen praktischen Nutzen. Um jene Trümmer und Scherben und die Gebilde auf denselben zu erklären und zu verstehen, dazu ist sie fast der alleinige Schlüssel. Wie kann sie also der Kunstmythолog oder der Forscher der Geschichte der Kunst jemals entbehren? »Es gehört ja zu den charakteristischen Zügen des hellenischen Alterthums, daß das Individuum vor der Religion in den Hintergrund tritt; daher denn auch die Kunst, zur Verherrlichung der religiösen Sage fast ausschließend in Anspruch genommen, den Bedürfnissen der Persönlichkeit erst spät ihre Dienste anbietet.«

Aber auch der Philolog im engern Sinne, oder der sich mit der Erklärung der literarischen Denkmäler der alten Griechen abgibt, kann diese Kunde nicht missen. Denn wie die Religion die poetischen Producte der Hellenen durchdrungen, haben wir schon eben gesehen. Aber die Literatur überhaupt ist so voll davon, daß man keinen Schritt

thun kann, ohne auf etwas zu ſtoßen, was ſich auf die Götter und Göttliches bezöge.

Endlich glauben wir, um das Bild von der Weltſtellung der griechiſchen Religion für jetzt und für immer, zu vervollſtändigen, auf die weite Verbreitung derſelben im Alterthum aufmerkſam machen zu müſſen und auf ihr langes Beſtehen. So wie ſie nehmlich ſelbſt nicht wenig dazu beigetragen hat, das Volk durch Colonien, nach allen Himmelsgegenden hin, zu zerſtreuen, ſo iſt ſie auch überall treu mit hingewandert, wo ſich Griechen niedergelaſſen. Das Erſte, was da gebauet und angelegt ward, waren Tempel, Altäre; die erſten Einrichtungen religiöſe Culte. Kaum iſt daher eine Religion des Alterthums ſo weit verbreitet geweſen, als die griechiſche, da ja Hellenen ſich faſt an allen Küſten des Mittelmeeres fanden. Seit Alexanders des Großen Zügen hat ſie ſelbſt nicht wenige ihrer Schweſtern in Vorderaſien und in Aegypten verdrängt oder beſchränkt. Dabei iſt nun beſonders zu bemerken, daß verwandte Ortsgemeinden immer dieſelben Culte zu haben pflegen: ein Umſtand, durch welchen für die politiſche Geſchichte bereits eine Menge der wichtigſten Aufklärungen zu Tage gefördert worden. Solche Forſcher, wie Otfr. Müller, haben dieſe Quelle über alles Erwarten reich auszubeuten verſtanden.

Noch mehr Raum gewann dieſe Religion, nachdem die Römer als eroberndes Volk auftraten und über die engen Grenzen Latiums ſich ergoſſen. Wohin ſie ihre Waffen trugen, dort ſtießen ſie faſt überall auf griechiſche Culte, und verwandt wie ſie von Hauſe aus waren mit den Griechen, und wie ſie namentlich in ihrer eigenen Religion ſchon mit der griechiſchen verwandte Elemente hatten (z. B. Jupiter = Ζεὺς πατήρ, Juno = Διώνη, Diana = Δίαινα, Vesta = Ἑστία), ſo wurde nun bei dem geſteigerten Verkehre die Vermiſchung der Religionen vollkommen: die römiſche ward faſt total zu einer Tochter der griechiſchen. Aber in dieſer Eigenſchaft, vermengt mit vielen griechiſchen Culten, drang ſie fort nach Gallien, Spanien, Britannien. Selbſt in den ſüdlichen und weſtlichen Theilen unſeres deutſchen Vaterlandes finden ſich noch gegenwärtig manche Spuren dieſer griechiſch-römiſchen Religion. Und wie lange iſt das Beſtehen derſelben geweſen? Bis das Chriſtenthum nach langem, hartnäckigem Kampfe die Oberhand gewann und ſich faſt Schritt vor Schritt erſt Bahn brechen mußte. Und wann hatte das griechiſche Heidenthum begonnen? Sein Urſprung verliert ſich in die dunkelſten Anfänge der allgemeinen Geſchichte. Seine Dauer können wir daher ohne Uebertreibung auf zwei Jahrtauſende berechnen. Aber »alle Verhältniſſe und Zuſtände, die einſt in der Weltgeſchichte dauernd hervortraten,« ſagen wir mit von Raumer, »haben eine innere Begründung und weſentlichen Werth.«

Außerdem wollen wir nicht unerwähnt laſſen, daß ſelbſt die Geſchichte dieſer Religion nicht ohne erhebliches Intereſſe iſt. Sie geht aus von Monotheismus und kehrt bei mehreren tiefdenkenden Individuen, bei Socrates, Plato u. A. wieder dahin zurück. Auf dieſem

Zirkelwege durchläuft ſie mancherlei Phaſen: erſt freie Bildung des Cultus bei beſchränkter intellectueller Bildung des Volkes, dann bei der Einrichtung der Staaten Feſtſtellung deſſelben; Erſtarrung der Religion unter ſtaatlicher Autorität; ſie wird conventionell, ſtirbt ab, verliert ihr inneres Leben, ihr Verſtändniß, wird bloße Formalität. Da ſucht die Volkspoeſie, der Mythos, und die Dichtkunſt ſie wieder lebendig zu machen und zu erhalten, ſogar oft auf anſtößige Weiſe; indeſſen gelingt es ihnen in mehrfacher Beziehung und an mehreren Stellen. Endlich erwacht der Verſtand und die Vernunft, und damit die Kritik, oder die Philoſophie, und ſtellt ſich prüfend auch der Religion gegenüber. Bedenken, Zweifeln, Rütteln an dem Beſtehenden. Flacher Rationalismus, der den Cultus und die Mythen und die Dichtungen über die Götter einſeitig und äußerlich nimmt und beurtheilt, nicht hiſtoriſch, pſychologiſch und philoſophiſch durchdringt und nicht trennt das Weſen und die Form, die gemüthvolle innerliche Grundlage und das Aeußere, nicht unterſcheidet, was Poeſie und nackte Wahrheit, was Sache des ſubjectiven Gefühles und was Sache der intellectuellen Auffaſſung iſt. Dagegen ſtarres Feſthalten von Seiten des Staates und des altgläubigen Volksthumes am Beſtehenden und Traditionellen; Verfolgung der Neuerer ſelbſt bis zum Tode. Hiergegen Verſuch der Orphiker und der Pythagoreer, auf myſtiſchem Wege dem abgeſtorbenen und unverſtandenen Cultus Leben und Verſtändniß wieder zu geben — was dem vorhandenen Syſtem nicht weniger gefährlich wird. Die Angriffe von Seiten der Philoſophen, Exegeten, Hiſtoriker auf die alte Religion werden immer kecker und heftiger, die Lauheit dagegen immer größer. Wiederholte Verſuche von Seiten der Philoſophen das Alte zu ſtützen durch Vergeiſtigung, Deutelung u. ſ. w. Der Wirrwarr, die Zerſpaltung wird immer größer und bahnt dem Chriſtenthume den Weg zum Siege. — Welche Erfahrungen, welche Lehren liegen in dieſem Allem auch für uns *).

Wir haben uns über dieſen Punkt: über das Intereſſe und über die Weltſtellung der griechiſchen Religion, ausführlicher ausgeſprochen, ihn um ſo mehr hervorheben und ans Licht ſtellen zu müſſen geglaubt, als die Meiſten unter uns noch immer nicht frei genug ſind von jenem Vorurtheile, als ſei im griechiſchen Heidenthume nichts Geſundes, nichts Vernünftiges, nichts Intereſſe-Gewährendes zu ſuchen; als ſie nicht abzuſehen vermögen von unſern jetzigen kirchlichen und ſocialen Verhältniſſen und Gewohnheiten. Aber kann man, nach dem Obigen zu urtheilen, der phantaſiereichen Jugend etwas Schöneres darbieten, als jene phantaſiereichen Gebilde der Griechen? Man muß ſie freilich zu deuten verſtehen, und das iſt eben der Punct, wo die Lehrer der Jugend es noch fehlen laſſen. Kann man

*) Dieſes war niedergeſchrieben, als dem Verfaſſer das Leben Hegels von Roſenkranz zu Geſichte kam. Hier leſe man, wie ſich der große Philoſoph ſo vortrefflich über den Punct ausgeſprochen, was man aus der Geſchichte des Irrthumes in einer Religion für ſein eignes religiöſes Leben lernen könne.

dem angehenden Künstler etwas Edleres zu seiner Ausbildung vorhalten, als jene ideellen Kunstproducte der Hellenen? — Den Griechen ist von der Vorsehung die große und hohe Aufgabe geworden — sie haben sie nehmlich erfüllt! — den übrigen heidnischen Nationen gegenüber das religiöse Bewußtsein in den edelsten idealischen Formen hervortreten zu lassen, der übrigen Welt zu zeigen, daß man um der Religion willen, aus wahrer Andacht und Frömmigkeit, auch das Aeußere bei der Gottesverehrung nicht vernachlässigen, sondern bis zur höchsten Vollendung gestalten müsse. So sollte denn doch endlich »der Fluch, nur Carricatur der Religion zu sein, von dem Heidenthume genommen und seine welthistorische Bedeutsamkeit und Nothwendigkeit erkannt und anerkannt werden!«

Wir wollen damit nicht geläugnet haben, daß demselben andrerseits manche Mängel ankleben. Es ist zuvörderst ein großer Mangel, daß diese Religion der Annahme einer zahllosen, unbestimmten Menge von Göttern huldigte; daß sie diese Wesen doch auch wieder tief stellte, sie unter der Gestalt von Menschen mit menschlichen Eigenschaften, Charakteren, Schwächen und Untugenden denken lehrte, verehren lehrte durch Gebräuche, welche diesen niedrigen Vorstellungen analog, und darum schwerlich im Stande waren, den Vollziehenden die ganze Befriedigung des Herzens, die rechte Andacht zu gewähren. Ja! sie hat in ihren Kreis manches Anstößige, manches Lächerliche, manches Ungeziemende gezogen, nicht in Allem über sittliche Reinheit und über Keuschheit und Zucht ihrer Bekenner gewacht. Aber möchten wir darum ihre Kunde gänzlich verwerfen? Auch die Geschichte des menschlichen Irrthums ist belehrend. Die Fehler einer Sache mit dem Verstande zu begreifen, als Fehler, führt zur richtigen Auffassung der Sache selbst, dient zum Fortschreiten in derselben, ist zu einer Würdigung und bessern Anerkennung des Gegensatzes nicht wenig förderlich: im vorliegenden Falle zur Anerkennung und richtigen Abschätzung unsrer Religion, des Christenthums. Die dunkle Farbe hebt die helle neben ihr. Bei Vielen unter uns in unsern Tagen ist das nicht überflüssig *).

Und dann läßt sich ja auch Mancherlei zur Entschuldigung anführen und zur Milderung des Uebles. Zuerst ist zu berücksichtigen, daß wir im Ganzen nur eine unvollkommene Kenntniß der Sache besitzen. Es existirt weder jetzt, noch hat jemals ein vollständiges, umfassendes Werk von einem Griechen über seine Religion existirt. Aber nur ein Grieche konnte, von seinem Standpuncte aus, uns ein treues Bild davon geben. Ueberdem war die Religion, zur Zeit der literarischen Thätigkeit der Hellenen, bereits etwas Abgestorbenes und meist Unverstandenes. Der Hellene selbst konnte zu der Zeit gar nicht mehr richtig darüber urtheilen; denn hierzu gehört, daß der Ursprung jeder Einzelheit ermittelt, und Gründe und Veran-

*) Vergl. in dieser Beziehung die oben angeführte Stelle in Hegels Lebensbeschreibung von Rosenkranz.

laſſungen nachgewieſen werden. Und die Alten überhaupt, auch die Griechen ſind, namentlich über das Religiöſe ihrer Nation, ſchlechte Forſcher geweſen: ſie haben gar nicht verſtanden, eine ſolche Sache hiſtoriſch-kritiſch und philoſophiſch zu faſſen und zu zerſetzen. Es liegt ja aber auch das Meiſte hiervon über alle hiſtoriſche Kenntniß hinaus! Ueberdem iſt das griechiſche Heidenthum eine der älteſten der bekannten Religionen des Alterthums und der Menſchheit überhaupt. Mag es da befremden, wenn ſie in ſo mancher Hinſicht das Bild der Unvollkommenheit an ſich trägt? Der Menſch vermag ja nur allmählich zu höherer Bildung, d. h. im vorliegenden Falle: zum vollen Bewußtſein ſeines innerlichen Gottesglaubens und zur würdigen Aeußerung deſſelben auf ſinnlicher Oberfläche, zu gelangen. Weiter: das griechiſche Heidenthum iſt nicht, wie viele andere Religionen, von einem einzigen erleuchteten Individuum ausgegangen, ſondern allmählich in und aus dem Volke heraufgewachſen, gleich einer wilden Pflanze, die den Einwirkungen vieler äußerer unfreier Verhältniſſe unterliegt, manchen Verbildungen und Verkrümmungen ausgeſetzt iſt. Der Fehler — nicht der Religion, ſondern jener Staatsmänner und Geſetzgeber, welche die Religion und den Cultus in das Staatsleben mit hineingezogen und an feſte unabänderliche Formen banden, die mit der Zeit ganz todt und hohl wurden — war nur der, daß ſie ſich nicht fortbilden konnte; daß ſie auf derjenigen unvollkommenen Stufe bleiben mußte, wo die erſte helleniſche Welt ſie geſchaffen hatte. Was hätte ſie werden können unter den Händen großer Weiſen, an denen Griechenland doch ſo reich geweſen, wenn man dieſen hätte freie Hand gelaſſen, oder ſie hinzugezogen zur Verbeſſerung des Cultus! Hat nicht ein gelehrter Philolog in neueſter Zeit vermocht, um die ungebührlichen Angriffe zelotiſcher Theologen zurückzuſchlagen, faſt für jede Lehre des Chriſtenthums eine Beweisſtelle aus einem claſſiſchen Autor der Griechen nachzuweiſen? Und einer der aufgeklärteſten Theologen unſerer Tage (von Ammon) hat den merkwürdigen, aber vollkommen begründeten Ausſpruch gethan: »Mit Ausnahme des Meſſiasreiches und ſeiner Myſterien findet ſich in der eigentlichen Religionslehre Jeſu faſt kein Gebot und keine Pflicht, die der Kenner des Alterthums nicht bei den griechiſchen Philoſophen, namentlich bei den Platonikern und Stoikern, nachweiſen könnte.« Warum hätte ſich denn auch, bei den Griechen gerade, die menſchliche Natur verläugnen ſollen?

Aber wie ſteht es mit der Moral? Das war doch wohl ein wunder Fleck? — Hier bedenke man, daß es bei den Griechen gar keine ſchriftlichen Beſtimmungen und Belehrungen über die Religion gab, daß das Ganze alſo nur conventionell und traditionell, bloßes Formelweſen war, das als ſolches keinen großen Einfluß auf das lebendige Leben üben konnte. Auch war die Moral von der Religion damals viel mehr getrennt als bei uns. Ferner war ja das Heidenthum der Griechen ganz und gar nicht ſo entblößt von allen ethiſchen Elementen! »Jene heiligen Rechte der Gaſtfreiheit und des Schutzes flehender Unglücklichen,« ſagt der ächt humane Herder, »ihre

Sicherheit an heiligen Oertern, der Glaube an Furien und Strafen, die auch den unvorsätzlichen Mörder, Geschlechter hinab, verfolgten und mit dem ungerächten Blute über ein ganzes Land den Fluch brachten, die Gebräuche der Entsündigung und Götterversöhnung, die Stimme der Orakel, die Heiligkeit des Eides, des Heerdes, der Tempel, Gräber u. s. w. waren in Gang gebrachte Meinungen und Anstalten, die ein rohes Volk bändigen und halbwilde Menschen allmählich zur Humanität bilden sollten; daß sie ihr Geschäft glücklich bewirket, sehen wir, wenn wir die Griechen mit andern Nationen vergleichen.« Glaubt mancher christliche Zelot in der That, daß der Glaube der Griechen an ein Ζεὺς πίστιος oder ὅρκιος oder ξένιος Keinen jemals abgehalten habe, gegen Treue und Gastfreundschaft zu sündigen und einen Meineid zu begehen? Sollten wirklich die Erinnyen in ihrer furchtbaren Attitüde Keinen je abgeschreckt haben, Blut zu vergießen? Solcher sittlicher Elemente aber lassen sich in der griechischen Religion gar viele nachweisen. Und woher ist es denn gekommen, daß die Geschichte unter den Hellenen so viele ausgezeichnete Muster von Menschen und von menschlichen Handlungen aufstellt? — Endlich hat man zu bedenken: Dichter waren es zumeist, welche durch ihre dichterischen Producte den Volksglauben bei den Griechen begründet oder bestimmt haben. Unter deren Händen aber konnten die griechischen Götter keine sittlichen Ideale werden. Denn diese, auch dem Schönen und der Belustigung nachstrebend, halten nicht immer das sittliche Moment fest; sie lassen ihren Genius bisweilen ungebunden walten, wie z. B. Homer. Das gesunde Gefühl im Volke weiß aber beides gar wohl zu trennen: das bloß Gedichtete, das Schöne, und das Wahre, das Sittliche. Auch ist psychologisch ganz richtig, was einer unserer geschätztesten Alterthumsforscher in dieser Beziehung erinnert: »Man verkennt das Wesen der heidnischen Religionen, wenn man die Erzählung lächerlicher Geschichten von den Göttern für ein Zeichen von Geringschätzung hält: oft war es nur ein momentaner Kitzel des Erzählers. Und — es ist längst unter uns gesagt worden, daß wir erst dann recht innig lieben, wenn wir auch über den Gegenstand unserer Liebe lachen können.« Damit stimmt überein, was Otfr. Müller sagt: »Ein gewisser Scherz mit dem Heiligen, wie er sich bei recht gläubigen Völkern öfter findet, war auch den alten Griechen keineswegs fremd; es scheint dabei oft, als wenn der Mensch im dunkeln Bewußtsein, daß alle diese Götterwelt ja doch nur seine Einbildung ist, zuletzt sein eignes Werk belachte. Die griechische Mythologie ist voll von Scherz über Götter und Heroen. — — Die Summe dieser Bemerkungen ist, daß die beklagte Unsittlichkeit des Olymps keineswegs aus dem ersten Aufkeimen religiösen Denkens, vielmehr aus dem höchst combinirten, verwickelten, ja verworrenen Zustande der griechischen Religion hervorgegangen ist.« Die sittliche Natur des Menschen ist so unverwüstlich, daß sie sich nicht durch etliche falsche Ansichten oder Lehren oder Gewohnheiten oder Scherze unterdrücken oder irren läßt: sie taucht dafür auf andern Puncten desto kräftiger empor. Auch

iſt unſer chriſtlicher Standpunct für eine richtige Würdigung der Sache ein durchaus einſeitiger: die griechiſche Religion darf nicht bloß und allein von der Höhe herab beurtheilt werden; ſie iſt auch aus der Tiefe zu betrachten, d. h. diejenige Stufe zu ermeſſen, welche ſie unter den übrigen Religionen des heidniſchen Alterthums einnimmt. Und da iſt ſie nicht die ſchlechteſte; da ſteht ſie nicht zu unterſt. Es iſt wahr, die griechiſchen Götter ſind nicht der rechte Ausdruck für das Göttliche; aber ein Göttliches oder Göttliches überhaupt thun ſie doch immer kund.

II. Abſchnitt.

Die Grundſätze, nach welchen der Gegenſtand abgehandelt ſein will und in dem gegenwärtigen Werke abgehandelt werden ſoll.

Der oberſte Grundſatz, den wir an die Spitze ſtellen, von dem wir ausgehen, iſt: die griechiſche Religion iſt eine Hervorbringung des griechiſchen Volkes ſelbſt. Wollen wir ſie alſo erfaſſen, begreifen, erklären, richtig würdigen, ſo müſſen wir uns vornehmlich an das Hellenenthum ſelbſt halten, d. h. zunächſt aus der Sprache, dem Charakter, den Eigenthümlichkeiten, Sitten, dem Genius dieſes Volkes den Gegenſtand aufzuklären ſuchen. Wir thun das gegenüber den Männern, welche die Völker, die Sprachen, die Religionen Kleinaſiens, Phöniciens, Syriens, Aegyptens, Indiens, Perſiens, ſogar des Hyperboreerlandes herbei geholt haben, um die Religion der Griechen im Einzelnen wie im Ganzen aufzuhellen und auf ihren Urſprung zurückzuführen: ein Bemühen, das im vorliegenden Falle nur inſofern lohnt, als es die Wahrheit begründet, daß zwiſchen den religiöſen Anſichten der Völker bei der urſprünglichen Gleichheit der menſchlichen Natur und unter gleichen äußern Verhältniſſen eine Uebereinſtimmung ſtatt finden kann, die in manchen Fällen zur geſuchten Aufklärung führen mag. Denn im Uebrigen iſt der Grieche viel zu ſehr Grieche geweſen, hat viel zu ſchroff den übrigen Völkern, als Barbaren, gegenübergeſtanden, als daß er Alles von außen angenommen habe. Im Gegentheil: hat er etwas von daher überkommen, ſo iſt es erſt, ehe es ins Leben trat, in ſeinem Geiſte verarbeitet, und auch ſo etwas Helleniſches geworden. Dieſe Wahrheit beſtätigt ſich bei näherer Behandlung des Gegenſtandes.

Damit iſt aber nicht behauptet, daß nicht ſpäter bei geſteigertem Verkehre der Griechen mit auswärtigen barbariſchen Völkern manche Vermiſchung der einheimiſchen Culte mit den fremden, ſelbſt manche

Aufnahme der letztern erfolgt sei. Dieß ist insonderheit dann geschehen, wenn der fremde Cultus einem heimischen ähnelte, wie z. B. die phrygische Cybele oder die Isis der Aegypter, der Demeter. In solchen Fällen wird es unsere Pflicht und unser Bemühen sein, immer das Ausländische von dem Einheimischen zu scheiden, damit man eben das letztere recht erkenne. Die alten Griechen hatten einen besondern Hang, in den ausländischen Gottheiten die ihrigen zu erkennen, und jene mit griechischen Namen zu belegen. Es ist wahr: man kann durch jene bisweilen auf die richtige Erfassung des hellenischen Gottes geführt werden; allein nur die größte Vorsicht kann hier nützen. Trennung und ein möglichst scharfes Auseinanderhalten frommt weit mehr.

Die Gewinnung des Stoffes im Einzelnen ist höchst schwierig und mühevoll, da, wie wir schon vorhin bemerkten, kein besonderes Werk von einem Griechen selbst, darüber vorliegt. Zwei Arten von Quellen gibt es: die literarischen und die Kunstwerke der Griechen und **Römer.** Warum auch die der letztern, wird sich aus der Geschichte der römischen Religion ergeben. Jene beiden Quellen ergänzen und bestätigen sich einander, können nicht wohl getrennt werden, sind aber beide mit der höchsten Behutsamkeit zu gebrauchen. Man muß bei ihnen unterscheiden die Zeiten, die Landschaften und Oerter, die Völkerschaften und Stände und Classen, die einzelnen Personen, von welchen oder aus welchen sie herrühren; man muß untersuchen, ob sie ächt oder unächt seien, Specielles und Persönliches oder Allgemeines geben. Selbst auf Kritik einzelner Lesarten muß man sich einlassen. Und soll z. B. »eines Gottes Ursprung und Bedeutung, soll ein öffentlicher Religionsgebrauch oder ein geheimer Dienst in Mysterien enthüllt werden, die Frage muß sein: Wann zuerst und wo? wird des Gottes, des Gebrauches, des Geheimdienstes erwähnt? Wie waren die Zeitverhältnisse, die Sitten, die Erfahrungen, die Begriffe von Welt und göttlicher Natur? Hatte das Wort der alten Sprache den Sinn der spätern? Und mögen wir heutigen Europäer bei dem Ausdruck unserer Sprache genau das denken, was der alte Grieche oder der spätere gedacht? Verstehen wir den Zeugen recht? Was konnt' er wissen? Was wollte und durfte er mittheilen? War er leichtgläubig und märchenhaft? bei herrschendem Glauben achtlos? bei geheiligtem behutsam? Ist sein Ernst Schonung? Wink zum Bessern? verhaltener Spott? War, was er meldet, Glaube der alten Zeit ohne Zusatz? War es ursprünglicher Gebrauch, oder ins Alterthum hinaufgefabelte Neuerung? So muß sich der Redliche hindurchzweifeln — — zur Wahrheit. Ein mühseliger Gang auf stolperiger Bahn, wo auch die gespannteste Wachsamkeit gegen täuschenden Schein, gegen fremdes und eigenes Vorurtheil, gegen Selbstliebe, gegen Gunst oder Abgunst, gegen Vertrauen oder Mißtrauen kaum vor Fehltritten und Verirrungen bewahrt.« So insbesondere bei den literarischen Quellen. Nicht anders bei den künstlerischen. Hier fragt sichs wieder: hat der Verfertiger sich nach dem Volksglauben gerichtet, oder ist er selbstständig bei Anferti-

gung des Kunſtwerkes zu Werke gegangen? Wo hat das Götterbild geſtanden? in welcher Gegend Griechenlands? in welcher Stadt? an welchem Platze? allein oder mit welchen Figuren zuſammen? wie iſt die Attitüde, die Stellung? die Haltung geweſen? hat man von dem Kunſtwerke bloß ältere Beſchreibungen? oder exiſtirt es noch? und welches ſind die Anſichten der Kunſtmythologen darüber? u. ſ. w.

Hat man endlich ſo den Stoff äußerlich gewonnen, dann bedarf es nicht ſelten wieder einer neuen Kritik, einer höhern Deutung. Nicht immer liegt das Geſuchte offen da: vielfältig iſt es erſt in Anderem involvirt, muß aus demſelben herausgeſchält, herausgezogen werden. Dieß iſt namentlich bei den Mythen der Fall, über deren Verhältniß zur eigentlichen Religion hier Einiges bemerkt werden muß, weil man darüber noch immer nicht klarer An- und Einſicht und von denſelben ſelbſt in unſern Tagen von den berühmteſten Alterthumsforſchern, Hiſtorikern, Philologen und Philoſophen ein ganz verkehrter, oft überſchwänglicher Gebrauch gemacht worden iſt. Die Mythen ſind meiſtentheils nicht ſelbſt die allgemeine Religion — ſie ſind meiſtens lokaler, individueller Natur — ſondern ſie enthalten nur Religion, Theile derſelben, oft nur ſehr geringe Andeutungen und Belehrungen darüber. Weil ſie, der erzählenden Poeſie angehörend, zu handelnden Perſonen die Götter und Heroen machen, durch dieſe das vollbringen oder herbeiführen laſſen, was eben factiſch da iſt, allein in ſeinem Weſen, nach ſeinem Urſprunge, nach ſeinem Wirken, nach ſeiner Entſtehung vieles Dunkle, Geheimnißvolle, Unbegreifliche für den kindlichen Verſtand der alten Zeit hat, ſo verwebten ſie vielfach das Religiöſe in ſich. Ja! gewöhnlich iſt dieß Factiſche etwas Religiöſes: ein Cultus, der Name eines Gottes, eines Gebrauches, einer heiligen Stätte u. ſ. w., eben weil die Himmliſchen darin immer die Rolle ſpielen. So ſind denn die Mythen eine ſehr reiche Quelle der Vorſtellungen der Griechen über ihren Götterglauben. Aber der Mythолog muß verſtehen durch Kritik, durch Abſtraction, Combinationen u. ſ. f. Jegliches zu ſichten. Er muß gleichſam den Mythos wieder vor ſich im Geiſte entſtehen laſſen, um darnach zu prüfen, was iſt Factiſches, was iſt Hinzugedichtetes? Wie iſt das Weſen des handelnden Gottes gehalten? Warum iſt er gerade zur handelnden Perſon gewählt? u. dergl. m. Daß hier die größte Vorſicht und Umſicht, ein Sondiren des Terrains Schritt vor Schritt, ein Gefangennehmen der Phantaſie und des Hypotheſirens äußerſt nothwendig iſt, fällt in die Augen. Aber höchſt ſelten iſt man bis daher ſo zu Werke gegangen.

Ja! und geſetzt wir wären nun ſo weit gekommen, daß wir auch dieſe Quelle benutzt und ein reichliches Materiale geſammelt hätten — ein Muſivſtück — ſo wären wir doch noch immer nicht auf dem Puncte, von wo aus und herab wir das Ganze überſchauen und mit gerechter Wage abwägen möchten. Dazu gehört nun noch jene philoſophiſche Höhe, vermöge welcher man ſich überzeugt hat, was Religion eigentlich ſei, von wo herab man mit Sicherheit jegliches Getreibe der Menſchen in religiöſer Beziehung zu erkennen und beur-

Digitized by Google

theilen vermag; zweitens jene Schärfe des Verstandes, vermittelst welcher man jede solche Aeußerung erfassen, zergliedern, ihre Bedeutung entwickeln und rechtfertigen kann; drittens endlich jener humane Sinn, der selbst in derartigen unvollkommenen Darstellungen das Religiöse nicht **verkennt**, sondern das energische Walten des innern Glaubens und Gottesbewußtseins **anerkennt**.

So muß denn, wer die Religion der Griechen erforschen und darstellen will, nicht bloß Philolog, Kritiker, historischer Forscher, er muß auch Philosoph, Denker und *Mensch* sein in dem edlen Sinne des Wortes; er muß in und bei sich das ganze religiöse Leben derselben gleichsam reproduciren, es noch einmal durchmachen, ohne darüber den höhern subjectiven Standpunct aufzugeben. Das ist seine Aufgabe. Wer verkennt die Schwierigkeiten derselben?

Und dennoch, wofern er auch alle jene Eigenschaften besitzt, wird und kann es ihm doch nur in beschränktem Maaße gelingen, jene Aufgabe zu lösen. Denn einmal beginnt unsre Kenntniß der griechischen Religion erst in verhältnißmäßig sehr später Zeit, erst zu der Zeit, wo sie schon zumeist ein abgestorbener, vielfältig hohl gewordener Baum war, wo die Griechen selbst sie in mehrfachen Theilen nicht mehr verstanden. Zweitens sind ja die Nachrichten darüber so höchst fragmentarisch und lückenhaft. Da sollen aus so abgerissenen Notizen, aus Mythen, Schilderungen von Culten die eigentlichen, ursprünglichen Vorstellungen entwickelt werden, welche die alten Griechen mit dem Namen ihrer Götter und mit deren Culten verbunden haben, und welche die spätern Griechen selbst nicht mehr zu enträthseln vermocht! Da mögen wir über Manches zu keiner genügenden Kunde gelangen. Und drittens: gesetzt, das ist möglich in dieser oder in jener Beziehung: so haben wir zuletzt doch an alle dem nur *äußere*, d. h. unvollkommene Andeutungen des innern religiösen Lebens der Griechen vor uns. Der Gottesglaube ist nehmlich ja eine geistige Thätigkeit, jede geistige Thätigkeit aber spiegelt sich nur *unvollständig* auf der Oberfläche des Menschen ab. Das Gefühl kann nur *mangelhaft* durch äußere Handlungen, durch Kunstdenkmäler u. s. w. ausgedrückt werden. Darum, und zugleich weil sie die Religion und das Religiöse meistens nur als Künstler, jeder nach seinem individuellen Zweck, behandeln, lassen sich im Allgemeinen nicht genau aus Schriftstellern, aus Dichtern durchaus *richtige* Begriffe von dem Zustande und dem Wesen einer Volksreligion schöpfen. Ja! was hilft uns selbst die Kenntniß der Begriffe? Die Religion ist ihrem Ursprunge nach Sache des Gemüthes, des unmittelbaren Geisteslebens, des praktischen Selbstbewußtseins, das, sogar vom Verstande, nur unvollkommen aufgefaßt und in Begriffe umgesetzt werden kann. Da haben selbst Vorstellungen nur secundäre Bedeutung.

Das religiöse Gefühl des Gottesbewußtseins hat nun auch bei den Griechen diesen Weg nehmen müssen, um an die sinnlich-wahrnehmbare Außenfläche zu treten, namentlich den beschwerten Weg durch die Materie. Die Materie aber läßt sich insonderheit nur unvollkommen ihrer trägen und unbeholfenen Natur nach, vom Geist handhaben nach

seinem Belieben und gestalten: sie widersteht, sie fügt sich nicht. Die innern Regungen kommen nur unvollkommen zu Tage. Daher können sie auch nur unvollkommen erkannt werden. Jene Aeußerlichkeiten sind demnach bloße Anzeichen, Andeutungen. Es findet daher für den, der eine Religion, wie die der Griechen, beurtheilen will, im Allgemeinen, wie im Einzelnen, das seine Anwendung, was jener große Meister gesagt hat: »Den Gehalt findet nur der, der Etwas zum gegebenen Stoff hinzuzuthun hat.« Aber wie viel und wie wenig hinzuzuthun, das in jedem einzelnen Falle zu bestimmen, ist eben so große Kunst, als die Aeußerung des Handelnden selbst es war auf entgegengesetztem Wege. »Was ich hatt' empfunden in der Brust so warm, wie sich's los gerungen, steht es da so arm,« singt so wahr unser trefflicher Rückert. Was gehört nun von Seiten derer, die das, was so arm da vor ihnen liegt, verstehen wollen, dazu, um es auch durch und durch verstehen zu können? Der höchste Anspruch an den Forscher und Darsteller der griechischen Religion ist demnach, will er nicht ungerecht und unbillig sein, daß er selbige als Religion auffasse und beurtheile als ein geistiges Streben der Griechen, die sehr unvollständig nur auf der sinnlich-wahrnehmbaren Oberfläche der Griechen erschienen ist und hat erscheinen können; daß er sich bei jeder Einzelheit im Stande und verpflichtet fühle, das Religiöse darin zu erkennen und anzuerkennen, ohne darüber seine Subjectivität aufzugeben, d. h. ohne das absolute Kriterium, was in ihm als Menschen und als vernünftigem Wesen wohnt, beizubehalten, Lob oder Tadel zu spenden. Freilich ein ganz anderer Standpunct als die gewöhnlichen Fanatiker einzunehmen pflegen, die Alles verdammen, was Heidenthum heißt. Die Principien zur Beurtheilung der griechischen Religion »sind nothwendig auch die Principien der geoffenbarten Religion, schon darum, weil beide — Religionen sind,« sagt ganz richtig der größte Philosoph unserer Zeit.

Wir müssen bei diesem Puncte auf ein Hauptmittel der Beurtheilung aufmerksam machen, das aber bis daher sehr vernachlässigt, nur von wenigen Mythologen, aber mit unverkennbarem Vortheile, angewendet ist, das ist der Cultus überhaupt und bei jeder Gottheit insbesondere. Er ist vornehmlich ins Auge zu fassen, nach allen Seiten hin bis in die feinsten Nuancen zu verfolgen, zum Mittelpuncte zu machen beim Forschen. Er ist noch immer der lebendigste Abdruck des religiösen Gefühls gewesen. Wir müssen daher sorgfältig Alles sammeln und berücksichtigen, was sich auf ihn in jedem speciellen Falle bezieht.

Daß daneben auf den Namen der Götter, auf ihre vermeintlichen Genealogien, auf ihre Zusammenstellungen und Gruppirungen mit andern Göttern, auf ihre Symbole und Embleme u. s. w. die gehörige Rücksicht genommen werden muß, versteht sich von selbst. Denn alle diese Dinge tragen hier mehr, dort weniger zur Aufklärung des Einzelnen wie des Ganzen bei.

Die Religion der Griechen.

Erste Abtheilung.

Die Geschichte der Religion der Griechen.

Einleitung.

Die Religion der Griechen ist nicht urplötzlich hervorgetreten, vielleicht in Folge der Speculation Eines Mannes gleich als ein fertiges System, sondern allmählich geworden. Obwohl sie nun doch ein Ganzes in sich bildet, es mag noch so locker sein, so erscheint es dessenungeachtet nicht geeignet, das Systematische dem Historischen voraufgehen zu lassen; im Gegentheil ist es natürlicher, mit dem Letztern zu beginnen, mit einer allgemeinen Uebersicht der Schicksale der griechischen Religion. Durch dieselbe wird eine historisch gehaltene Darstellung eines jeden Göttercultes im speciellen Theile vorbereitet.

Die griechische Religion bietet also nicht das starre Bild eines in sich abgeschlossenen und abgerundeten Systems, sondern vielmehr das einer fortwährend bewegten Wasserfläche: sie ist entstanden, hat mancherlei Phasen durchgemacht, ist verschwunden wieder aus dem Reiche der Dinge. Sie fällt insofern der Geschichte anheim: Diese hat demnach die Aufgabe, uns zu belehren, wo, wann und wie das griechische Heidenthum sich gebildet, welche Veränderungen es im Laufe der Zeit erlitten, woher und wann gekommen, daß es untergegangen sei. Sie bewegt sich in dem Fortgange der Erzählung durch mehrere hervorstechende Puncte hindurch. Und so theilen wir denn den gegenwärtigen Abschnitt in mehrere Perioden ein, die durch den Gang der Begebenheiten selbst uns angedeutet werden:

I. in die Periode: von der Entstehung und Entwickelung des religiösen Glaubens bei den Griechen bis zur Wanderung der Thessalier nach Thessalien oder bis zum Jahre 1124 v. Chr.;

II. in die Periode: von der Wanderung der Theſſalier nach Theſſalien bis zum Erwachen des kritiſch-philoſophiſchen Geiſtes unter den Griechen oder bis 600 v. Chr.;

III. in die Periode: vom Erwachen des kritiſch-philoſophiſchen Geiſtes bis auf den Heereszug Alexanders des Großen nach Aſien oder bis 334 v. Chr.;

IV. in die Periode: vom Heereszuge Alexanders des Großen bis zum Anfang der Verbreitung des Chriſtenthumes unter den Heiden oder bis 39 n. Chr.;

V. in die Periode: vom Anfang der Verbreitung des Chriſtenthumes bis zur völligen Vernichtung des altgriechiſchen Heidenthumes durch daſſelbe oder bis 532 n. Chr.

Dieſe Perioden ſind, wie der Augenſchein lehrt, nicht alle von der Religion ſelbſt und unmittelbar hergenommen, aber nicht ohne Grund. Denn dieſelbe iſt zwar eine beſondere Sphäre menſchlicher Thätigkeit, die jedoch durch die andern, in denen der menſchliche Geiſt überhaupt ſeinen Inhalt entwickelt, vielfältig bedingt und beſtimmt wird. Indem ſich alle faſt zu gleicher Zeit entwickeln, verwickeln ſie ſich vielfach, und verwachſen mit einander.

Erste Periode.

Von der Entstehung und Entwickelung des religiösen Glaubens bei den Griechen bis zur Wanderung der Thessalier nach Thessalien oder bis 1124 v. Chr. Das sogenannte pelasgische Zeitalter.

Wir haben es hier mit einem Zeitabschnitte zu thun, wo der Hintergrund, je weiter wir zurückgehen, immer nebliger und dunkler wird, und aus welchem im Allgemeinen nur einzelne wenige Erscheinungen mehr oder minder hell hervortreten. Besondere, gleichzeitige Quellen sind gar nicht vorhanden. Wir können nur das Allgemeine zur Basis nehmen und Rückschlüsse machen aus dem, was uns die historische Zeit bietet.

Die jedem Menschen von Natur inwohnende, im Innersten seines Geistes verborgen liegende Idee von einem höhern Wesen, als dem Urquell und Herrn des Weltalls, oder von einer Anlage zum Gottesglauben, ist auch der Urquell der griechischen Religion. Diese Anlage ist nicht erst ein Product des menschlichen Geistes: sie ist die unmittelbare Gabe der Gottheit selbst. Der denkende, sich selbst beobachtende Geist findet sie im Geiste vor, und sie thut sich ihm kund durch's Gefühl, als Gefühl. Mit dem Wachwerden des Geistes überhaupt wird auch dieses Gefühl oder diese Anlage wach und treibt den Geist, in dieser, der religiösen Beziehung sich zu regen, aus sich selbst und seiner ursprünglichen Ruhe herauszutreten und thätig zu sein, d. h. Religiöses zu denken, zu wollen, zu thun.

Rein geistige religiöse Regungen genügen schon vollkommen dem religiösen Gemüthe des Philosophisch-Gebildeten; sie befriedigen schon vollkommen den Drang seines Herzens, das sich sehnt mit Gott im Verkehr zu sein. Er betet Gott, als Geist, im Geiste an. Das ist die höchste Stufe der Gottesverehrung, zu welcher uns das Christenthum erhoben hat, und welche die Vernunft als durchaus vernünftig muß anerkennen. Das Aeußere, die Natur und die Geschichte, dienet solchem nur zur Erregung des religiösen Denkens und Fühlens und zur Bestätigung des Gottesglaubens, den er im Herzen trägt, nicht zur wirklichen Erzeugung desselben.

Anders der gewöhnliche, sinnliche, dem Materiellen hingegebene Mensch, der noch nicht gelernt hat, in sich selbst einzukehren, sich selbst in sich selbst zu finden, das geistige Element für das eigentliche Element seines Lebens, für das Centrum, für die Sonne seines ganzen Wesens und Strebens zu erachten. Er findet sich erst dann zufrieden gestellt, wenn er sein inneres Denken und Wollen äußerlich darthun kann, wenn er es durch Worte, Mienen, Geberden,

Handlungen ſinnlich erkennbar, zuerſt für ſich und dann auch für Andere ſeines Gleichen, offenbart und *außer* ſich anſchauet. So mit ſeinem Gottesglauben und mit ſeiner Gottesverehrung. Er glaubt in dieſer Beziehung erſt dann ſich ein Genüge gethan zu haben, wenn er das innerlich Empfundene ſich und Andern zur ſinnlich-wahrnehmbaren Erſcheinung kommen läßt. Eben ſo vermeint er nicht durch die ihn umgebende Welt bloß *angeregt* zu werden zum religiöſen Glauben, ſondern denſelben daher zu *ſchöpfen*. Die Natur iſt ihm, wie er glaubt, die Veranlaſſung dazu, und die Ereigniſſe im Menſchenleben. Ja! indem dieſe ihm ſcheinen den Gottesglauben ihm zu geben, hält er dieſe Dinge ſelbſt für unmittelbar göttlich, für Hervorbringungen von der Gottheit. Und vermag er nicht in der Mannigfaltigkeit die Einheit, in den vielen Beſonderheiten das Allgemeine zu finden: ſo verfällt er hierbei in die Annahme ſo vieler Götter, als Dinge ihm göttlich erſcheinen, oder — ins Heidenthum.

So iſt es den Griechen ergangen.

Aber indem ſie dieſen geiſtigen Proceß durchmachten und indem ſie ihren Gottesglauben zur Erſcheinung zu bringen ſuchten, mußte es geſchehen, theils daß der Einzelne im Momente der religiöſen Aufregung oder Begeiſterung eine Form der Verehrung erdachte oder erfand, die ihm gerade geeignet dünkte. Und weil ſie ihm das zu ſein dünkte, ſo meinte er, wäre ſie für alle Fälle paſſend, hielt ſie feſt, machte ſich daraus eine beſtimmte Norm — der Urſprung eines individuellen Cultus, der aber auch mit der Zeit, wenn er Nachahmung fand, zu einem allgemeinen werden konnte. Theils konnte ein ganzer Verein von Menſchen, eine Familie, eine Gemeinde, ein Volksſtamm u. ſ. w. in einem Augenblicke ihres Zuſammenſeins von religiöſer Begeiſterung ergriffen, dieſe ihre Begeiſterung auf eine und dieſelbe Weiſe äußern, und die Weiſe gefiel, und man beliebte ſie als Norm, als Geſetz feſtzuſtellen, oder ſie ward durch öftere Wiederholung zur Gewohnheit, zur Sitte. Auch konnte es wohl geſchehen, daß einer aus dem Vereine etwas Derartiges vorſchlug, und die Uebrigen gingen willig darauf ein, oder der Vorſtand, der Aelteſte der Familie, das Haupt der Gemeinde ordnete es an, und die Andern, gewohnt ihm im Uebrigen zu gehorchen, gehorchten ihm auch darin. So entſtanden gemeinſame Culte, feſtſtehende religiöſe Gebräuche für ganze Gemeinden, die an einen beſtimmten Ort, an eine beſtimmte Zeit, an ein gewiſſes wiederkehrendes Ereigniß geknüpft waren, ſich in einem beſtimmten Cyclus, nach einer gewiſſen Norm immer wiederholten. Bei deren Feſtſetzung wurden die Feſtſtellenden natürlich von dem Gefühle der Nothwendigkeit eines poſitiven Cultus geleitet für den gewöhnlichen Menſchen, nehmlich zur Unterhaltung, Weckung, Mehrung des Gottesbewußtſeins, woraus der Cultus überhaupt ſeinen Urſprung gewonnen hat, wodurch er bedingt iſt.

Nun wird ein ſolcher, individueller oder allgemeiner Cultus, als hervorgegangen aus dem Geiſte eines Individuums, eines Stammes oder einer Nation, auch dieſen beſondern Geiſt zur Schau tragen. Er wird ſich als ein *beſonderer* markiren. Und ſo ent-

steht aus dem allgemeinen Gottesglauben der Menschen eine *besondere* Religion.

Eine solche ist auch die griechische gewesen. Erwachsen unter und aus dem griechischen Volke, hat sie dessen Eigenthümlichkeit durch und durch angenommen, hat sie einen gewissen Typus erhalten, durch den sie sich eben als griechische Religion kund gibt, verschieden von den übrigen.

Wir haben uns demnach recht mitten in dieselbe hineinzustellen und in das griechische Volk und in alle seine Verhältnisse, um sie richtig nach ihrer Entstehung aufzufassen und nach ihrer Eigenthümlichkeit, und um sehen zu können, wo sie sich überall hin verbreitet, in wie verschiedene Zweige und Aeste sie sich verlaufen, wo sie überall eingegriffen, wie die Verhältnisse und Dinge um sich und neben sich gemodelt habe. Woraus wir dann wiederum den Schluß werden auf ihr Wesen machen und sie nach Gebühr würdigen können.

Als Basis unserer Darstellung nehmen wir an, wie wir schon in der Einleitung bemerkten: die griechische Religion ist aus dem griechischen Volke *selbst* hervorgegangen, ist nicht aus vorderasiatischen, ägyptischen, indischen, hyperboreischen und Gott weiß aus welchen Ideen noch, abzuleiten und zu construiren. Nehmlich einmal trägt sie gar nicht den Charakter einer Mischreligion an sich: sie ist durch und durch hellenisch, d. h. den Eigenthümlichkeiten dieses Volkes vollkommen analog. Und zweitens sind die Beweise, die man für jene Annahme vorgebracht, so gesucht oder so unsicher oder so geradezu aus der Luft gegriffen, daß man sie gern aufgibt gegen den obigen Satz, der sich jedem Vorurtheilsfreien bei näherer Untersuchung aufdringt.

Wann die griechische Religion entstanden sei, diesen Zeitpunct auch nur unbestimmt anzugeben, vermögen wir nicht. Es hat die Annahme gerade nichts Unwahrscheinliches, daß die alten Griechen bereits bei ihrer Einwanderung in Griechenland religiöse Vorstellungen gehabt hätten; denn »Religion, so verschieden ihre Hülle sei, — auch unter dem ärmsten, rohesten Volke am Rande der Erde finden sich Spuren.« Aber ihre wahre Entwickelung und Ausbildung hat das griechische Heidenthum ganz unbezweifelt erst in Hellas selbst gefunden, gefunden in vorhistorischer Zeit; wie es scheint: in jener Periode, wo die Griechen noch auf der *ersten* Stufe geselliger Entwickelung standen, wo sie hauptsächlich noch dem patriarchalischen, dem Familienleben huldigten, wo an feste Wohnsitze noch wenig zu denken war, wo die Gemüthswelt bei ihnen noch vorherrschte, die Intelligenz noch nicht reif genug geworden, die äußere und die innere Menschenwelt gehörig aufzufassen. Nur unter dieser Voraussetzung nehmlich erklären sich viele von den Erscheinungen und Eigenthümlichkeiten, die bei Erforschung der griechischen Religion uns entgegentreten. Dieser Zeitpunct aber liegt über aller historischen Kenntniß hinaus.

Die Religion der Griechen ist auch, wir wir gleichfalls oben bemerkten, nicht ein sofort fertiges, in sich abgeschlossenes dogma-

tisches System oder Reglement gewesen, sondern allmählich unter und aus dem Volke selbst hervorgegangen. Sie gleicht, wie wir schon oben sagten, einer wild gewachsenen Pflanze. Hängt nun schon bei der Schöpfung einer speculativen Religion so Vieles von der Eigenthümlichkeit des Stifters, seinem Charakter, seinen Anlagen, seinen Kenntnissen, seinen Ansichten, von der Stufe seiner Bildung ab: so natürlich und noch mehr bei der Entstehung einer Religion, wie die griechische ist, von dem Volke und allen Verhältnissen desselben. Bei der Arbeit, die der religiöse Glaube da durchzumachen hat, um zur Erscheinung zu kommen, muß er auf Vieles treffen, was ihn färbt, was seine Lichtstrahlen bricht und ihn von dem geraden Wege abirren macht. Der Charakter des Volkes, die Stufe seiner Cultur, seine Vorstellungen, seine Einrichtungen und Gewohnheiten müssen hier vielfältig einwirken, und um so mehr, als der Gottesglaube bei seiner Zartheit selbst für die zartesten Schattirungen empfänglich ist.

So haben wir denn für allererst hierauf unsere Aufmerksamkeit zu richten und das griechische Volk im Allgemeinen zu charakterisiren, insbesondere in jener frühesten Zeit.

Der Grieche war von feurigem, leicht erregbarem Naturell, hatte ein volles, empfängliches Gemüth, eine überaus lebhafte Phantasie. Sein Verstand, obwohl geweckt und scharf von Natur, konnte damals noch nicht die rechte Kenntniß von dem Menschen und dessen Kräften, von der Natur und von deren Walten und Eigenschaften haben: dazu fehlte es an Erfahrungen, an Erfindungen, an längeren Studien. Sein Denken war noch beschränkt, roh, kindlich-naiv. Auf das, was er nicht bestimmt erkennen konnte, trug er oft die Vorstellungen von dem über, was er erkannt hatte, und was sein beschränkter Denkkreis ihm in dieser Beziehung darbot, so verschieden beides auch seiner Natur nach sein mochte, wenn es ihm nur gewisse Aehnlichkeiten zu haben schien.

Unter diesen Verhältnissen entwickelte sich sein religiöser Glaube. Der Mangel an psychischen und physischen Kenntnissen stellt sich daher in dem griechischen Heidenthum gar bemerklich heraus, was späterhin in den drei letzten Perioden für dasselbe von dem größten Belang sein wird; denn von dieser Seite werden die heftigsten Angriffe auf ihn geschehen. Solches entwickelte sich aber hauptsächlich in Folge und gemäß der dem Lande der Griechen so eigentlichen Natur und Lage. Nehmlich dieses war besonders geeignet, das Gottesgefühl zu erregen, und zwar, eben seiner Natur gemäß, nach jenen gewissen Seiten hin, die sich gerade in der griechischen Religion kund thun. Durchzogen von einem ziemlich ansehnlichen, aber vielfach zerrissenen und zerklüfteten, stark bewaldeten Gebirge aus Kalkstein von den mannigfaltigsten, oft sonderbarsten Formationen, ist Hellas reich an Abwechselungen von Bergen und Thälern, von Höhen und Tiefländern, ist vielfach von Bächen und Flüssen durchströmt, ist hier furchtbar und dort öde, hier Ackerland und dort Weide, hier lieblich und dort schauerlich. Hier erfreuet es sich eines milden und gesunden

Klima's, dort leidet es wieder durch zu große Hitze und durch pestialische Dünste. Es ist reichlich ausgestattet mit Producten, selbst des Südens, aber auch ausgesetzt den Schrecknissen der Erdbeben. Auf drei Seiten vom Meere umspült, das den trotzigen Felsen dennoch vielfachen Abbruch gethan, eine Menge Buchten und Häfen bildet, gewährt es einerseits die beste Gelegenheit zu Fischfang und zu Handel und Verkehr, andrerseits nicht selten das furchtbare Schauspiel der sturmbewegten See und die Gefahr der Schiffenden. Ein solches Land mit so vielen Gegensätzen und imponirenden Merkwürdigkeiten — welch' einen Eindruck mußte es machen auf den mit lebendigem Gefühle, reger Phantasie, aufgewecktem Geiste begabten Griechen, auf den Griechen, der religiös empfand und dachte! Das Göttliche oder Göttliches trat ihm überall entgegen.

Dessenungeachtet erkannten die Griechen anfangs gewiß nur Einen Gott — oder überhaupt die Gottheit an, und, könnten wir ihre Religion bis zu ihren ersten Anfängen zurückverfolgen, zuverlässig würden wir in Hellas überall dem Monotheismus begegnen an der Spitze des religiösen Glaubens. Allein da der Grieche mit so gläubigem Herzen zur vielgestaltigen Natur hinzutrat, und da ihm in der Natur seines Landes Gott auf tausend Pfaden entgegenkam: so war die Verirrung leicht, auch der Götter wären viele, oder der Mangel des Stehenbleibens bei der Vielheit, ohne in dieser die Einheit zu finden. Oder der eine stellte sich seinen Gott so, der Andere wieder anders vor, je nachdem er Gott in diesem oder in jenem Gegenstande erkannte, und bei entstandenem Verkehre tauschten sie einander ihre Götter und Culte ein.

Diese Vermischung mochte besonders entstehen bei den vielfachen Wanderungen und Zügen der griechischen Stämme im höchsten Alterthume. Denn Griechenland, zerschnitten durch seine vielen Bergreihen in eine Menge von Thälern und Flächen, schied anfänglich gewiß auch seine Bewohner in eine Menge von Gemeinden, Stämmen, Familien, deren vielleicht jede ihre eigene, besondere Vorstellungen von der Gottheit hatte, nur Einen Gott also anbetete und zwar so lange, als die Insassen dieser abgesonderten Thäler und Landschaften ihren Umgang auf einander beschränkten. Wenn indessen Wanderungen erfolgten, wenn die verschiedenen Bewohner der verschiedenen Bezirke sich vermischten, dann vermischten sich auch gegenseitig die Vorstellungen vom Göttlichen. Und so entwickelte sich auch so wohl der Polytheismus.

Was für diese Annahme der spätern Entwickelung des Polytheismus aus uranfänglichem Monotheismus spricht, ist, daß wir noch in historischer Zeit eine ziemliche Anzahl von Lokalgottheiten in Hellas finden, die in diesem oder jenem Bezirke als die Hauptgötter verehrt worden, und daher auch höchst wahrscheinlich die Urgötter daselbst gewesen sind, als z. B. Zeus in Dodona, Poseidon in Thessalien, Pallas Athene in Attika, Hera in Argolis, Pan in Arkadien.

Erblicken wir so einerseits den religiös gestimmten und waltenden Geist der Griechen unfrei, unterthänig der Außenwelt, der er doch

eigentlich Herr sein soll — was wir natürlich für einen Mangel halten müssen, was sich indessen entschuldigen läßt durch das hohe Alterthum, in welchem das statt fand, und durch die geringe Intelligenz und Selbstkenntniß, mit der der Grieche noch behaftet war — so wollen wir andrerseits nicht verkennen, wie derselbe doch in Allem und über Alles so religiös dachte und fühlte. Ueberall ahnete und fühlte er das Göttliche. Der Grieche war fromm; er war religiös. Und das gereicht ihm zur Anerkennung.

Der Grieche stellte sich nun seine Götter gewiß gleich von Anfang an als Menschen vor. Darum konnte er nicht die Dinge in der Natur und im Menschenleben selbst verehren, sondern er nahm bei jedem derselben eine besondere menschenähnliche Naturmacht an, die das bewirkte, was ihm das Gottesbewußtsein erregt hatte. Nicht den Blitz selbst also anerkannte er als Gott, sondern ein Wesen, das den Blitz schleuderte; nicht die Sonne verehrte er, sondern einen Gott der Sonne, nicht den Wind, sondern einen Gott des Windes, nicht die Ehe selbst, sondern eine Göttin der Ehe u. s. w. Mag es sein, daß mitunter die beiden verschiedenen Vorstellungen zusammenfielen: im Ganzen ist der Vorwurf falsch, den man den Griechen macht: sie hätten die Dinge und Kräfte in der Natur selbst verehrt. »So tief ist auch eine Naturreligion nie gesunken, daß man ein Product der Natur oder auch die Natur selbst angebetet hätte.«

Indessen ist damit nicht gesagt, daß der Grieche diesen seinen menschenähnlichen Gottheiten auch sofort eine bestimmte Persönlichkeit verliehen hätte. Es ist vielmehr wohl möglich, was Herodot von den Pelasgern, d. h. den alten Bewohnern Griechenlands, erzählt, wie er solches von den Priestern in Dodona gehört, sie hätten ihren Göttern anfangs keine bestimmte Persönlichkeit gegeben, d. h. keine markirenden Merkmale, wonach man die Gottheit überhaupt, je nachdem man sie in dieser oder jener Beziehung gedacht, in mehrere Personen oder bestimmt begrenzte Individuen geschieden hätte.

Auch nach und durch Namen soll man sie anfänglich nicht vereinzelt haben. Und das läßt sich nach dem eben Bemerkten wohl denken. Ja! diese Nachricht gewinnt an Sicherheit, wenn man bedenkt, daß auch die Pelasger in Italien, historischen Zeugnissen zufolge, die zwölf dii consentes et complices, die sie doch unbezweifelt aus Hellas mitgebracht hatten, nur mit diesem allgemeinen, nicht mit besondern Namen belegt haben. Gewiß waren es nur allgemeine Ausdrücke, deren man sich zu dem Behuf bediente.

Allein bei der Vermehrung der Vorstellungen von den Einzelheiten der Gottheit mußte sich dieß ändern: zur Fixirung und Markirung der verschiedenen Vorstellungen bedurfte es nothwendig verschiedener Namen. Dadurch wird ja erst ein Begriff zur Klarheit und Bestimmtheit erhoben, wenn er durch ein eignes Wort bezeichnet wird. Natürlich werden diese Bezeichnungen — den betreffenden Vorstellungen angepaßt gewesen sein. Und so haben wir denn, wollen wir die Grundbegriffe der griechischen Götter enthüllen, ganz besonders auf die Etymologie der Namen zu achten. Man nahm

ſie aus dem damals vorhandenen Sprachſchatze her, der nun freilich nicht der ſpätere der hiſtoriſchen Zeit iſt: weshalb manche derſelben oder ihre Formen ſchwer zu deuten ſind, wo nicht gar unmöglich. Die wir deuten können, ſind ſehr allgemeiner Bedeutung, Adjectiv- oder Participialformen: z. B. Dis oder Zeus (Δὶς, Ζεὺς) der Furchtbare (von δίω), Poſeidon (Ποσειδὼν) der Trunkgebende, Pan (Πὰν) der Weidende, Apollo (Ἀπόλλων) der Vernichtende, Aeolus (Αἴολος) der Bewegliche u. ſ. w., oder die weiblichen Gottheiten Artemis (Ἄρτεμις) die Wohlerhaltende, Muſe (Μοῦσα) die Sinnende, Pallas (Παλλὰς) die Handhabende u. ſ. w. Ein längerer Gebrauch dieſer Beiwörter gewöhnte nach und nach, ſelbige als Subſtantive zu gebrauchen, und damit ward der adjectiviſche Begriff ein ſubſtantiver, ein perſönlicher im vorliegenden Falle, und das Wort, urſprünglich von allgemeiner Bedeutung, wurde ein individueller Name für ein concretes Weſen.

Nicht ſelten ward aber auch ein allgemeiner ſubſtantiviſcher Verbal- oder Thätigkeitsbegriff zum Begriffe einer Gottheit erhoben: ſo χρόνος von χράω, χραίνω, das Reifen, Vollenden, zum Kronos; ſo ἥρη von ἄρω, αἴρω, das Nehmen, die Wahl (zur Frau), zur Hera. Zuweilen brauchte nur der allgemeine abſtracte Begriff in den concreten perſönlichen überzugehen; das Wort blieb daſſelbe. So ἥλιος, σελήνη, ἵβη, ἠὼς, ἔρως, ἔρις, χάρις, ἑστία u. ſ. w. Bisweilen wurden auch Epitheten von Gottheiten wieder zu beſonderen Götternamen, wenn der Begriff derſelben hervorgehoben wurde und zu einem ſelbſtſtändigen erwuchs. Dieſe neue Gottheit behielt natürlich das Geſchlecht derjenigen, von welchem ſie ſich losgetrennt. So z. B. Ἀφροδίτη von Ἥρα. Im Uebrigen aber hing das Geſchlecht, welches man einer Gottheit beilegte, von verſchiedenen Umſtänden ab: entweder richtete man ſich nach der Natur des Gegenſtandes oder des Begriffes, der dabei zum Grunde lag (z. B. wenn mit demſelben die Vorſtellung von Kraftäußerung oder von Hingebung, von männlicher oder weiblicher Beſchäftigung verbunden war [vergl. Lyd. de men. IV, 27.]); oder wenn das allgemeine Wort ſchon dieſes oder jenes Geſchlecht hatte, ſo behielt ſolches auch der Götternamen. Man vergl. außer den bereits aufgeführten Beiſpielen: Ares, Hephäſtos, Hermes, Nike.

War aber ſo ein Anſtoß gegeben zur Vielgötterei, hatte der Grieche ſich erſt daran gewöhnt, mehr als Einen Gott zu glauben, ſo war auch kein Ende da abzuſehen. Die ganze Natur mit ihren mannigfachen concreten Erſcheinungen, der Menſch mit ſeinen körperlichen und geiſtigen Kräften, Leidenſchaften, Begierden, Tugenden, Laſtern, Zuſtänden, Verhältniſſen, Geſchicklichkeiten, Gewerben, Künſten u. ſ. w. lag vor nach allen Einzelheiten. Da konnte es aber nicht fehlen, daß nicht manche Gottheiten, wie die Dinge ſelbſt, deren Urheber ſie ſein ſollten, in naher Beziehung gedacht wurden, analog den menſchlichen Verhältniſſen: alſo z. B. wie Gatte und Gattin, oder Erzeuger und Mutter und Kind, oder wie Geſchwiſter, je nachdem die Dinge ſich zu einander als gleich und ähnlich oder

wie Urſach und Wirkung verhalten oder den Griechen erſchienen. So ward Hades der Gemahl der Perſephone (der Todesgöttin), Kronos der der Rhea (des Ueberſtrömens, des Ueberfluſſes); Eris die Schweſter des Ares, Zeus, der Gott des Aethers und des Regens, der Vater der Perſephone (als Göttin der Fruchtbarkeit) durch die Demeter (die Göttin des Ackerbaues). Ja! je reicher hier der Stoff war, deſto mehr konnte und mochte der Grieche in ſolchen genealogiſchen Zuſammenſtellungen ſeinen Geiſt, ſeine Phantaſie, ſeinen äſthetiſchen Sinn beurkunden. Wie ſchön und ſinnig iſt's gedacht, wenn Eos, die Göttin der Morgenröthe, genannt wird die Tochter des Hyperion (des Hochwandelnden) und der Theia (der Schauenlaſſenden oder Lichtgebenden) und die Schweſter des Helios und der Selene, die Erinnyen Töchter der Nacht, Iris, die Göttin des Regenbogens, die Tochter des Thaumas (des Staunenerregenden) und der Elektra (der Hellglänzenden) u. ſ. Unzähliges mehr. Konnte man die Genealogie nicht gut auf ein eheliches Paar zurückführen, ſo nahm man außereheliche Zeugungen an, auch nicht ohne Sinn und Verſtand, wie die Darſtellung der einzelnen Gottheiten lehren wird. Hier, bei ſolchen Spielen der Phantaſie, den Griechen Unkeuſchheit, unſittliches Denken vorzurücken, iſt ganz abſurd. Wer dies thut, verſteht nicht den Geiſt der Griechen aufzufaſſen. Will man da Jemandem Vorwürfe machen, ſo verdienen es die Dichter, die dergleichen Vorſtellungen zu ſchlüpfrigen Scenen ausgeſponnen.

Auch hier gab der erſte Anſtoß zu manchen Erweiterungen des Götterweſens Gelegenheit. Aus dem Namen eines männlichen Gottes ward eine Göttin, und ein Gott aus dem Namen einer Göttin, z. B. aus Ζεύς (Διός) Διώνη (vergl. Jovs, Jus, Juno), Ἀφρόδιτος aus Ἀφροδίτη. Die Fülle des Weſens einer Gottheit ſcheint ſich hier mit einer gewiſſen Nothwendigkeit in einen Dualismus geſpaltet zu haben, gemäß den Erſcheinungen in der Natur.

Manche Gottheiten blieben unvermählt, weil man das Gegentheil nicht mit ihren Eigenſchaften vereinbar fand, z. B. die Heſtia, die Göttin des Feuers auf dem Heerde (wegen der Reinheit, unter welcher das Feuer gedacht wurde).

Hatte nun aber die Phantaſie der Griechen auf ſolche Weiſe eine reiche Sippſchaft von Göttern zuſammen bekommen, dann lag wieder es nahe, ſie alle ſich unter dem Bilde eines gemeinſamen Zuſammenlebens, unter gewiſſen Abſtufungen zu denken. Und wie das zu denken, das gab das damalige Leben des Volkes ſofort an die Hand. Es muß damals noch, als ſolches geſchah, bei den Griechen das patriarchaliſche Familienleben vorgeherrſcht haben, wo der Eine, der Aelteſte, als Haupt galt, und die übrigen Glieder, ohne Geſetz und geſetzliche Vereinigung, ſich willig demſelben untergaben! In Homers Gedichten ſpringt dieſes Verhältniß noch deutlich hervor, obwohl bereits, wie es ſeine Zeit mit ſich brachte, auch vom ſtaatlichen Leben der Götter ſchon Spuren zu erkennen ſind. Homer folgte hier ſicherlich ſeinen Vorgängern in der epiſchen Poeſie; wie dieſe von jeher das Götterſyſtem dargeſtellt, ſo that auch er es, mit wenigen Abwei-

chungen vielleicht, und darum kann er für uns hier wirklich Quelle sein. Bei ihm bilden wirklich die Götter einen wahren Familienkreis, an dessen Spitze Zeus gestellt ist, weil er, der Repräsentant des furchtbar mächtigen Phänomens, des Donners und Blitzes, thronend örtlich am höchsten, im Aether, darum als höchster und mächtigster Gott gedacht wurde. Auch mochte wohl der allgemeine geistige Drang nach Monotheismus hier mit einwirken. Denn was ist Zeus anders als die Gottheit selbst? Hiervon zeugt insbesondere auch, daß, vielleicht schon in diesem Zeitalter, — bei Homer kommt das Wort bereits so vor — der Name des Zeus (Διός) in den allgemeinen Ausdruck und Begriff θεός (Gott) überging. Noch in Hesiod's Theogonie offenbart sich jenes patriarchalische Göttersystem, in der zweiten Götterherrschaft. Im Uebrigen aber sind die Götter nicht nach einem bestimmten Eintheilungsgrund, sondern meist nur ziemlich willkürlich und zufällig geordnet. Bloß bei manchen stellte sich eine gewisse Nothwendigkeit oder wenigstens eine Veranlassung, ein Grund heraus, warum man sie auf dieser oder jener Stufe sich dachte; es war die Vorstellung von der Sache selbst, der sie vorstanden, und von deren Geltung im Reiche der Dinge. So haben die allegorischen Gottheiten, um der Sache willen, nur eine untergeordnete Bedeutsamkeit; Poseidon, als Gott des Meeres, und Hades, als Gott der Unterwelt, stehen unter Zeus u. s. w.

So ausgedehnt nun das Göttersystem der Griechen auf solche Weise geworden sein mag — dennoch ward damit keine absolute Vollständigkeit der Zahl erreicht. Wie wäre auch das bei der unendlichen Menge der vorhandenen Gegenstände möglich gewesen! Nur das, was gerade dem Griechen das Wichtigere, das Hervorstechende, was ihm, nach seiner dermaligen Eigenthümlichkeit, der religiösen Anerkennung werth erschien, das wählte er sich zum speciellen Gegenstande seines Glaubens und seiner Verehrung. So blieb denn der Götterkreis auf der andern Seite wieder beschränkt. Jeder von den Göttern erhielt auch ein ganz bestimmtes Gebiet von Regiment und von Machtfülle. Es entstand eine Abgeschlossenheit, eine äußere Begränzung des Ganzen.

Nun bildete sich aber das Reich der religiösen Vorstellungen fort; der Geist der Griechen schritt in der Erkenntniß weiter. Was war zu thun, wenn eine neue Erscheinung nicht aus dem Machtgebiete der bekannten Gottheiten zu erklären war? Man ordnete sie den vorhandenen allgemeinern Vorstellungen von den einzelnen Göttern unter, je nachdem sie mit dieser oder jener Aehnlichkeit hatte. So geschah es, daß ein Gott mehrere, ja viele Bereiche für seine Wirksamkeit empfing (zugleich eine reiche Quelle von Epithetis der Götter und Göttinnen). Das Gebiet seiner Wirksamkeit wuchs intensiv, wie das Wort in der Sprache durch vielfache Bedeutungen zu wachsen pflegt. So war denn hier trotz jener Beschränkung doch immer ein Fortschreiten, ein sich Fortbilden, ein Fluß in der Entwickelung der religiösen Erkenntniß. Und so konnte unter Anderm es geschehen, daß Naturgötter zu moralischen Gottheiten wurden,

z. B. der Donnergott Zeus zum Gott der Treue, der Gastfreundschaft, des Eidschwures.

Eine solche immerwährende Fortbildung des religiösen Glaubens war damals bei den Griechen um so eher möglich, als schriftliche Vorschriften nicht existirten und nicht existiren konnten; denn die Buchstabenschrift war noch nicht zu ihnen gekommen. Das Ganze ihrer Götterlehre beruhte also auf bloße Tradition, auf Sitte und Gewohnheit, und wie wandelbar diese ist bei aller Festigkeit, weiß jeder. Auch mußte in Folge von gesteigertem Verkehre zwischen den einzelnen Stämmen, die ihre besonderen Götter hatten, und von Wanderungen und Vermischungen der Bewohner der verschiedenen Districte in Griechenland, endlich in Folge des daraus entstehenden Austausches der religiösen Anschauungen eine mannigfache Aenderung des Glaubens entstehen: Gegensätze mußten vermittelt und ausgeglichen, Widersprüche gehoben werden. So ward z. B. vielleicht die in Attika lokale Hauptgöttin Pallas zur Tochter des Zeus, die in Argolis lokale Hauptgöttin Hera zu dessen Gemahlin.

Wodurch aber die religiösen Ideen der Griechen wieder gefestigt wurden und gefestigt blieben, das war der Cultus, der zugleich mit den religiösen Vorstellungen entstanden. Denn die Götter, die der Mensch glaubt, will er auch sofort verehrt wissen. Zu dem Ende ersah er sich besondere Stätten, besondere Zeiten, wählte er besondere Geberden und Handlungen, natürlich alles in Uebereinstimmung mit seinen Vorstellungen. Weil er sich seine Götter menschlich dachte, so dichtete er ihnen freilich auch seine Schwächen, seine Bedürfnisse, seine Wünsche, seine Forderungen u. s. w. an. Und so entstanden jene Opfer, weil man glaubte, die Götter äßen und tränken und hätten Wohlgefallen daran; es entstanden jene lauten Gebete und Hymnen, weil man vermeinte, die Götter hörten und könnten zu etwas durch Worte und Töne vermocht werden; es entstand der Glaube, die Götter müßten von alle dem abhaben an alle dem Theil nehmen, was die Menschen überhaupt genössen und besäßen an Gaben und Gütern, an Freuden und Festen. Daß hierbei manches Ungehörige vorkam, meist sich aber wohl erst im Laufe der Zeit einschleichen mochte, nachdem die erste Frische der Religiösität abgeschwächt war, und weil mancher Helldenkende vielleicht auch das Unpassende, Abgeschmackte, Menschliche des nun einmal eingeführten Gebrauches einsahe und darum nur glaubte nöthig zu haben ihn oberflächlich mitzumachen, ist leicht zu erklären, z. B. wenn der Opferdienst nicht selten ein Tauschhandel war, wobei der Opfernde für seine geringern Gaben desto größere erwartete, oder wenn dem Gotte die Knochen des Opferthieres in schöne Festhaut eingewickelt dargereicht wurden, während die Opfernden bei der Opfermahlzeit das Fleisch verzehrten.

Anfangs und im Ganzen war der Cultus der Griechen, wie der der Hebräer — dessen tiefere Bedeutung neuerdings auf eine so gründliche und angemessene Weise gezeigt worden ist — durchaus symbolisch, d. h. allen seinen Bestandtheilen lag eine vernünftige

Idee oder Veranlassung zum Grunde, die durch die religiöse Handlung angezeigt oder in Erinnerung gebracht werden sollte. Das muß bei den einzelnen Culten besprochen werden. Hier genüge es, nur im Allgemeinen auf diese Bedeutsamkeit hingewiesen zu haben und zur tiefern Erregung der Sache anzumahnen. So viel mag noch bemerkt werden, daß die Festfeierlichkeiten sich genau an die Vorstellungen anschlossen, welche man von dem Gott hatte, dem sie geweihet waren. Daher sie eine ganz besondere Berücksichtigung verdienen, wenn man die Idee desselben gehörig erforschen will. Daher erklärt sich aber auch die große Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Culte, die sich unmöglich in eine rationelle Uebersicht oder in ein bestimmtes System bringen lassen.

Indessen trotz dieser unendlichen Verschiedenheit stellt sich doch bei den vorhandenen Culten der Griechen entschieden ein Dualismus heraus, der uns eine dreifache Eintheilung begründet: die einen nehmlich zeigen eine heitere, fröhliche, die andern eine düstere, wehmüthige Seite. Bei manchen treten beide Seiten neben einander hervor. Die Festlichkeiten und Gebräuche der erstern sind dem Lichte und dem Leben im Lichte, auf der lichten Oberfläche der Erde, zugewendet und huldigen darum der Freude und dem Frohsinn. Die andern sind zugekehrt der Finsterniß, der Nacht, der Erde, als dem Sitze der Dunkelheit, dem Tode und tragen deßhalb den Charakter der Trauer und der Klage. Zu jenen gehört der Dienst des Zeus, der Hera, des Poseidon, des Hephästos, der Aphrodite, des Eros u. s. w.; zu diesen der Cultus des Hades, des Hermes Psychopompes oder Geleiters der Seelen nach der Unterwelt; zu den gemischten der Dienst der sogenannten chthonischen Gottheiten: der Demeter, der Kore, des Bacchus, und ihr Cultus ist gemischt aus ernsten und heitern Gebräuchen. Darum erschien dem Griechen auch die Natur dieser Götter anders. Jene, die ätherischen, die olympischen, welche dem Zeus Olympios, dem Gotte des Aethers, näher stehen, sind dem Menschen verwandter, befreundeter, wohlwollender, geneigter seine Sorgen, Leiden, Bekümmernisse zu theilen und ihnen abzuhelfen und daher ihm lieber und angenehmer. Daher haben sie auch vorzugsweise, bei allmählicher Zurückdrängung der ursprünglichen physischen Beziehungen, ihre Richtung auf das menschliche Leben genommen, wie es auf der Oberwelt hervortritt, sind idealische Darstellungen menschlicher Charaktere und Thätigkeiten geworden. Diejenigen Götter dagegen, welche in der grausigen Tiefe der Erde lebend und webend gedacht wurden, hielten ihre ursprüngliche Beziehung auf das Naturleben fester und beherrschen das menschliche Leben weniger in seinem ruhigen Bestande und in seiner allmählichen Entwickelung als in seinem Entstehen und Vergehen. Sie stellte man sich vor als finstere Wesen, die dem Menschen bei der geringsten Veranlassung leicht übel wollten, die ihn bald könnten und auch wohl möchten dem heitern Lichtreiche entrücken und ihn so mit dem Tode bestrafen; die man also mit der größten Behutsamkeit verehren und immer bei Gutem erhalten müsse. Ihre Opfer waren daher schwarz, zur Erde

gerichtet, sühnend mehr und besänftigend als dankend und fröhlich. Und die Herrschaft dieser Götter war die Schattenwelt. Hier waren sie finstere, strenge Gebieter, denen alle zarten Regungen des Herzens: Mitleid, Erbarmen, selbst Thränen fehlten. Der Cult der dritten, der chthonischen Götter bezog sich zuvörderst auf das Säen oder auf das Verbergen des Samenkorns in die finstere Erde und darum, wegen der Aehnlichkeit, zugleich auch auf das Bestatten der Todten, die man im höhern griechischen Alterthume, wie bei uns, nicht verbrannte, sondern begrub; sodann auf das Gegentheil hiervon: auf das Hervorkeimen der Pflanzen, auf das Kommen derselben ans Lichtreich und endlich auf ein Fortleben der menschlichen Seelen als Schatten nach dem Tode des Körpers. Dieser Cultus hatte also von Hause aus eine Zwitternatur. Einmal trug auch er den Charakter des Finstern, Unerfreulichen, Schauerlichen, Traurigen, und daher seine Trauerfeste mit Fasten, Klagen, Todtengebräuchen im Herbste, zur Zeit der Saat des Wintergetreides, jene schwarzen Opferthiere, jene zur Erde gekehrten Opfer, jene düstern Vorstellungen von den betreffenden Göttern. Allein nachmals verkehrte sich dieses traurige, unfreundliche Wesen in Freude und Heiterkeit, wenn der Lenz erschien, wenn die Saaten keimten, wenn sie an die Oberwelt, an das Lichtreich kamen, was zugleich auf eine Fortdauer der Menschen nach dem Tode und auf die Möglichkeit, alsdann sogar einen seligern Zustand zu gewinnen, hinwies. Da war nun alles Freude, da ward die Freude zu wilder Lust, zur Ausgelassenheit, oft zu unziemenden Scherzen und zu unkeuschen Genüssen. Und der Grieche, je mehr er sich selbst darin gefiel, desto mehr glaubte er durch derlei Handlungen den desfallsigen Göttern zu gefallen, die er sich natürlich nun auch so lustig und heiter dachte.

Weil aber der Mensch in das Keimen und Wachsen der Pflanzenwelt, in das Erzeugtwerden und Entstehen, endlich in den Zustand der Seele nach dem Tode des Menschen nicht vermag mit seinem Verstande einzudringen und zu klaren Vorstellungen darüber zu gelangen, sondern ihm nur Ahnungen und Vermuthungen zustehen, das Ganze also dunkel und geheimnißvoll für ihn ist; so nahm dieser Dienst der chthonischen Götter vorzugsweise einen mysteriösen Charakter an; es entstanden jene geheimen Ceremonien, die man unter dem Namen der Mysterien kennt, bei welchen sich die Ideen von Tod und Leben, von Säen und Keimen wunderbar durchkreuzen. Der Grieche nehmlich trug auf alle seine religiösen Gebräuche die Stimmung über, die er dabei von Hause besaß, in welcher er diese Gebräuche erfunden oder angeordnet hatte.

Der Sitz dieser Culte war vorzugsweise im mittlern Griechenland und Peloponnes, als denjenigen Gegenden, welche sich durch Fruchtbarkeit und durch den Segen des Ackerbaues auszeichneten, und hier war er heimisch schon bei der dorischen Völkerwanderung, und auch hierdurch unterscheiden sie sich von den der olympischen Gottheiten, die offenbar, wenigstens zumeist, im nördlichen Griechenlande entstanden und mit den wandernden Stämmen der Jonier, Achäer,

Dorier, Minyer, Thraker südlich gewandert sind. Doch läßt sich auch ein Vorrücken, z. B. des Demetercultes von Thessalien aus nach dem Süden theilweise nachweisen. Und so möchte dieser Dienst keineswegs so jung sein, wie man ihn in unserer Zeit hat machen wollen. Im Gegentheil können wir kühn die Behauptung wagen: er gehört schon der ältesten Periode der Geschichte der griechischen Religion an. Auch weisen jene damit verbunden gewesenen orgiastischen Gebräuche, eben weil sie so lärmend, so tobend, so sinnlich-roh sind, auf ein hohes, wo nicht auf das höchste Alterthum zurück. Und der Getreidebau gehörte mit zu den ältesten Beschäftigungen der Griechen.

Zur Darbringung der Opfer, so wie zur geregelten Vollziehung der einmal angeordneten Festfeier, waren Personen von Nöthen, Priester oder Priesterinnen, je nachdem es einem Gotte oder einer Göttin galt. War der Dienst Privatstiftung, nun so war auch der Stifter selbst und seine Nachkommenschaft der Priester. Wo aber, und so lange es Haus- oder Familienopfer waren, verrichtete natürlich das jedesmalige Haupt der Familie dieselben, bei öffentlichen, Gemeinde- oder Stammopfern das Haupt der Gemeinde oder des Stammes. Solche Opferdienste waren dann wohl von der Genossenschaft gemeinsam oder vom Haupte der Genossenschaft für dieselbe angeordnet worden. Wo aber nicht diese Fälle statt fanden, da bedurfte es besonderer Angestellter. Hierzu nahm man von jeher solche Personen, die durch makellosen Körper, durch Moralität und Zucht, als Mädchen auch durch Jungfräulichkeit, hervorstachen. Ihr Beruf war aber in Griechenland rein materiell, beschränkte sich auf gewisse mechanische Fertigkeiten und Handleistungen, in Kenntniß bestimmter Gebete und der festgesetzten Gebräuche. An Verkündigung von Glaubenslehren, an Deutung der Ceremonien u. dergl. war bei ihnen nicht zu denken. Daher es denn auch kommen mußte, daß viele Culte in kurzem, der eine mehr, der andere weniger, abstarben zu todter Werkelei. Auch bildeten diese Priester und Priesterinnen keineswegs hier einen besondern Stand, eine Caste: es vereinigte sie kein höherer Zusammenhalt, kein höheres geistiges Ziel. Dagegen ist eine mündliche und praktische Unterweisung der jüngern angehenden Priester durch die ältern keineswegs abzuläugnen. Jeder Gottesdienst hatte ja seine eigenen Gebräuche und Eigenthümlichkeiten, zu deren Besorgung eine gewisse Kenntniß, ein Erlernen nöthig war, die durch Tradition, durch Anlernen vom Vorgänger auf den Nachfolger überging. Auch mögen wohl hin und wieder Männer bestellt gewesen sein, die über die strenge Ausübung der bestimmten gottesdienstlichen Gebräuche wachten, das Positive aufrecht erhielten und jeder willkürlichen Veränderung vorbeugten. Es kann da nicht ohne alle Vorschriften, Angaben, Formulare abgegangen sein. Es waren aber mündliche Anweisungen, meist bloßes praktisches Anlernen. An Theorie, an Speculation über das Religiöse und über Religion ward nicht gedacht. Das Ganze der Götterverehrung war ein Handeln nach dunkeln Gefühlen und nach blinder Gewohnheit. Nicht eine

Fortbildung der Religion geschahe durch die Priester, sondern im Gegentheil unter ihren Händen erstarrte sie zu bloßen Formen und erstarb.

Dagegen hatten die Dichter oder das poetische Talent der Nation den entschiedensten Einfluß auf die weitere Gestaltung des religiösen Glaubens. Kaum mochte das religiöse Element im Griechen sich geregt haben, so nahm die dichterische Phantasie es auf ihren Schooß und erzog es. Zuerst war es die Volkspoesie überhaupt, die ihm den größten Vorschub leistete: sie dichtete Mythen, Erzählungen, zu denen sie die vorhandenen Gottheiten als handelnde Wesen erkor. Gewisser Maaßen war diese Mythenpoesie mit jenem Glauben an eine lebendige menschlich-thätige Götterwelt schon gegeben. Denn wie beim Menschen immer die Stimmungen und die Seelenkräfte in Bewegung, in Fluß sind, sich regen und wirken, so und nicht anders konnte der Grieche nun auch den Zustand seiner Götter sich vorstellen. Er konnte sich doch lebendige Wesen nicht als apathisch und als müßig denken, als immerdar verharrend in einem und demselben Zustande und im Nichtsthun. Wenn daher irgend ein Wechsel sich ergab in denjenigen Zuständen und Dingen, welche zum Ressort eines Gottes gehörten, so mußte er denselben hervorgebracht, geschaffen, bewirkt haben, nach menschlicher Weise in Folge gewisser Anlässe, gewisser Stimmungen, Affecten u. s. w. Mit andern Worten: es gesellte sich zum Anthropomorphismus der Anthropopathismus und die Anthropopraxis. Die Götter mußten leiden, mußten wollen, mußten handeln und bewirken, mußten berechnen, überlegen, empfinden, gereizt werden können. Das gab eine ganz andere als die gewöhnliche Naturanschauung: wir nannten sie in der Einleitung die poetisch-naive. Sie läßt den Menschen sich selbst und seine Zustände in der Natur und deren Verhältnissen wiederfinden. Aber weil sie in jener Zeit zugleich von der Religion getragen wurde, fand sie statt Menschliches nur lauter Menschlich-Göttliches, d. h. in den einzelnen Erscheinungen in der Natur und im Menschenleben lauter Erlebnisse und Thaten von Göttern. Aber solche Facta, auch wenn sie nur vermeintlich waren, fallen der historischen Darstellung anheim; sie nach ihren einzelnen Umständen in gehöriger Folge darstellen heißt erzählen, und eine Erzählung von einer einzelnen That oder einem Erlebniß eines Gottes nach unsern gegenwärtigen Begriffen ist ein Mythos. Und in Erzählungen gefiel sich schon damals der Grieche, wie überhaupt die phantasiereichen Bewohner der südlichen Gegenden: es entstand die fruchtbare Mythenpoesie. Nun war sofort mit jedem Gotte und mit jedem Götterculte, schon von vorn herein gleich, ein Mythos verbunden. Das, was sich im Menschen erst auf dem Wege des Verstandes aus Naturerscheinungen oder aus Vorkommnissen im Menschenleben entwickelt hatte, die Vorstellung von dem Dasein eines Gottes und von der Nothwendigkeit und Pflicht ihn zu verehren, oder mit andern Worten: der Gott selbst ward nun angenommen als das Prius, und jene Naturerscheinungen und menschlichen Zustände erschienen als Hervorbringungen dieses Gottes. So existirte jetzt nicht mehr der Cultus eines Gottes

durch die Menſchen, ſondern durch den Gott ſelbſt, Helios nicht mehr um der Sonne willen, ſondern die Sonne durch Helios, Demeter nicht in Folge des Ackerbaues, ſondern der Ackerbau ward eine Erfindung, ein Product dieſer Göttin. Die Verehrung der Hera war nicht mehr die Folge der ſchon längſt eingeführten Ehe, ſondern dieſe ſollte nun von der Göttin ſelbſt geſtiftet ſein: ſie war mit dem Beiſpiele vorangegangen; ihr ἱερὸς γάμος war das Vorbild der menſchlichen Ehe; Eros, der Gott der Liebe, hatte jedes Mal in jedem liebenden Menſchen dieſe Liebe erſt erzeugt. Die abſtracte Naturregel, nach unſern Begriffen, ward hiernach immer göttliche Anordnung im Speciellen, ein göttliches Wollen und Walten für einen beſtimmten Fall.

Durch dieſe poetiſche Auffaſſung der Natur hatte der Grieche zugleich den Vortheil, ſich die Dinge in der Welt zu erklären. Er fand darin Befriedigung ſeines deßfallſigen innerlichen geiſtigen Dranges. Die Welt lag nun mit ihren vielfachen Räthſeln, mit ihren mannigfachen dunkeln Erſcheinungen und Verhältniſſen aufgehellt vor ſeinen Blicken. Und je mehr es deren für ihn bei der Beſchränktheit ſeiner Vorſtellungen noch gab, deſto geſchäftiger war ſeine Phantaſie ſie zu löſen auf jenem religiös-poetiſchen Wege. Die Götterwelt mit ihrem Anthropathismus und ihrer Anthropopraxis gewährte immer und die beſte Aushülfe. Wenn Jemanden der Blitz erſchlug, ſo hatte er gegen Zeus gefrevelt; wüthete der Sturm auf dem Meere und zerſchellte ein Fahrzeug, alſo daß Jemand Schiffbruch litt, ſo grollte ihm Poſeidon; ſtarben Jemandem plötzlich die Seinigen, ſo hatte er gewiß den Apollo oder die Artemis beleidigt; war Jemandes Aerndte geſegnet, — er hatte mit Demeter gebuhlt; war Jemand in der Liebe glücklich, — Aphrodite wollte ihm wohl. Zu allen Ereigniſſen in der Natur und im Menſchenleben wußte der Grieche den Grund und die Urſache in der Seele des betreffenden Gottes zu finden und ſich ſo das Ganze klar zu machen.

Dieß erſtreckte ſich bald auch auf Menſchliches, das den Menſchen erſt wieder unbekannt geworden war, namentlich in Betreff ſeiner Religion und ſeiner Culte. Hier lag es nun ſo ganz nahe, zu Löſung etwaniger obſchwebender Räthſel die Götter herbeizurufen, z. B. die Entſtehung oder die Eigenthümlichkeit eines Cultes zu erklären: der betreffende Gott war gewöhnlich im Cultus ſelbſt gegeben. Eine reiche Quelle religiöſer Mythen, der wir manches ſchöne poetiſche Product verdanken. Aber die Griechen lernten auf ſolche Weiſe auch ihre Culte als wahrhaft göttliche Inſtitute, ihre Religion als eine geoffenbarte betrachten, was einen weſentlichen Einfluß auf alle folgende Zeiten gehabt hat.

Aber von ſolchen kleinen Erzählungen zu größern oder zur epiſchen Poeſie war nur ein Schritt. Und ſo erklärt ſich einerſeits, warum dieſe gerade in dieſem Zeitraum ſo geſchäftig und ſo productiv geweſen, andrerſeits, warum in den epiſchen Gedichten der Griechen das religiöſe Element ſo vorherrſchend iſt. Die Menſchenwelt iſt da durch und durch von der Götterwelt durchdrungen.

Allein es ist auch zu bemerken, daß das Epos in dieser und zu Anfang der folgenden Periode den wesentlichsten Einfluß gehabt auf die festere Gestaltung des griechischen Göttersystems und auf dessen Verbreitung über Hellas. Dies geschah auf folgende Weise:

Schon damals war es, nach dem Beispiele eines Thamyris, eines Amphion — der hiernach benannt ist — zu urtheilen, Sitte der Sänger, umherzuziehen und dem Volke ihre Dichtungen öffentlich vorzutragen. Es konnte nicht anders sein: es mußte sich dabei in ihnen und unter ihnen ein fester Typus, auch in Hinsicht der religiösen Vorstellungen, bilden, da sie ja meist werden dieselben Gedichte immer abgesungen und sich wohl auch meist in denselben Sagen- und Mythenkreisen werden bewegt haben. Das mußte aber um so eher der Fall sein, wenn diese Sänger zumeist aus einem Volksstamm hervorgingen.

Und hier kommen wir auf einen Punct, der nicht bloß in der Religionsgeschichte der Griechen von höchster Bedeutsamkeit ist; dessen Aufklärung das ewige Verdienst Heyne's und Otfr. Müller's bleibt. Jener Volksstamm waren die gesangreichen Thraker, ein ächt griechisches Völkchen, ursprünglich hausend am Rande des nachmaligen Griechenlandes, in Pierien, auf der Grenze des spätern Thessaliens und Macedoniens, ausgezeichnet durch poetisches Talent, von der Vorsehung ausersehen, in den Geistern der Griechen jenes schöne dichterische Element zu entwickeln, aus welchem nachmals so Herrliches gekeimt ist. Als Griechen hatten sie natürlich auch die (damals wohl noch ziemlich elementarische) Religion der Griechen. Nun lag im Angesichte derselben der Olymp, ein ziemlich hoher Berg mit jähen steilen Felsgipfeln, die ihn wohl an vielen Stellen unersteiglich machen. Die mangelhafte Kenntniß von ihm mochte in der lebendigen Phantasie der Thraker seine Höhe noch steigern, und Niemand es wagen, jemals dessen Spitze zu erklimmen. Sie hatte also und damit der ganze Berg etwas Geheimnißvolles. Dazu kam wohl, daß er öfter mit Nebel und Dunst umgeben war, und sich häufig Gewitter dort bildeten. Was war daher natürlicher, als daß seine Umwohner ihn zum Sitze des Donnergottes Zeus machten? Ward nun Zeus zum Haupte der ganzen Götterfamilie erhoben, was Wunder, wenn jener Berg überhaupt den gesammten himmlischen Gottheiten zum Aufenthaltsorte, zur Wohnung angewiesen wurde? Erfüllt mit diesen Vorstellungen, wanderten jene Sänger aus Thracien umher und sangen von dem Olymp und seinen Göttern. So konnte es denn nicht fehlen: es mußte das olympische Göttersystem überall vorherrschende Geltung erhalten und die andern, die Lokalculte, bedeutend in Schatten stellen, wofern sie nicht zu jenem Göttersystem gehörten, oder wofern sie darin eine untergeordnete Rolle erhielten. Es mußte eine wesentliche Veränderung in den religiösen Vorstellungen der Griechen hervorgehen. So entstand namentlich zuverlässig jetzt jener Gegensatz einer ältern und jüngern Götterwelt, eines alten Titanenreiches und eines Reiches der olympischen Götter, nach welchem der bejahrte Kronos als entthront vom jugendlich mächtigen olympischen Zeus gedacht oder vielmehr dar-

gestellt ward, während doch noch in spätester Zeit in manchen Gegenden Griechenlandes und seiner Colonien Kronos verehrt und ihm zu Ehren die Kronien gefeiert wurden. Jenes war die allgemeinere, dichterische Sage, dieß nach wie vor fortdauernder lokaler Glaube. Die Ansicht von einer gestürzten Götterwelt mußte um so mehr sich ausbilden und um sich greifen, je mehr sich dem beobachtenden Verstande in der Welt die obwaltende Ordnung und Gesetzmäßigkeit herausstellte, je mehr aus Gährungen und Stürmen und Verwüstungen überall, besonders in dem gegenwärtigen Zeitraume aus den ethnischen Wirrnissen, Ruhe, Milde, Regel und neues Leben und Gedeihen keimte. Denn daran knüpfte sich so leicht der Gedanke, daß es früher wohl auch so geschehen sein möchte, daß die gegenwärtige Weltordnung gleichfalls sich aus Unordnung, Streit und Gewaltherrschaft entwickelt habe, nach und nach hervorgegangen sei aus wüsten, chaotischen Zuständen und Stoffen, und zwar auf Veranstaltung, durch den Willen und die Allmacht der olympischen Götter. Da fingen sich denn nun die religiösen Kosmogonien an zu bilden, die sich größtentheils auf speculative Anschauung der Natur, den Begriffen der damaligen Zeit gemäß, gründeten. Solche Versuche, sich die Entstehung der Welt, vornehmlich der Erde — die Erde war damals den Menschen die Welt — und deren gegenwärtigen Zustand zu erklären, müssen schon in dieser Periode gemacht worden sein; denn das derartige System, was sich in Hesiod vorfindet und worauf Homer nicht selten anspielt, kann nicht von gestern gewesen sein. Zuverlässig existirte schon Manches davon in dem gegenwärtigen Zeitabschnitte, und jene Dichter haben solches offenbar bei ihren Gedichten benutzt, namentlich Hesiod. Auch ist gar nicht zu verkennen, daß gegenwärtig schon, in Folge der durch die thrakischen Sänger verbreiteten lichten olympischen Götter, die Culte der chthonischen verdunkelt werden mußten und auf eine geraume Zeit in den Hintergrund traten, um erst später wieder, aber um so bemerkbarer, ans Licht zu kommen.

Außer der Poesie finden wir in jener Zeit keine Kunst mit der Religion in Griechenland verschwistert, weder Baukunst*), noch Sculptur, noch andere. Dienten sie ihr bereits, so dienten sie ihr als rohe Handwerke. An eigentliche Kunst war noch nicht zu denken. Standbilder hatte man damals noch nicht, wie man mit Bestimmtheit schließen kann aus der zuverlässigen Nachricht, daß die Römer, Abkömmlinge jener Pelasger, die aus Epirus nach Italien wanderten, vielleicht in Folge der thessalischen Wanderung, vor Tarquinius d. Ae. noch keine Götterbilder gekannt haben. Ueber den Gesang und die Musik, die die Hymnen begleiten mochte, steht uns aus Mangel an Nachrichten kein Urtheil zu, was diese der Religion verdankt haben.

Aber zur Potenzirung des Lebens und der Humanität, zur Entwilderung und Sittigung der Griechen, hat unbezweifelt die Religion,

*) Roß ist indessen der Meinung, daß schon in vorhomerischer Zeit Tempel aus Stein existirt hätten.

ſelbſt in dieſer ihrer rohen Geſtalt, beizutragen. Sie band an feſte Formen, ſetzte Maaß den Ausbrüchen der Leidenſchaften, vereinigte näher die Glieder einer Familie, eines Stammes u. ſ. w., heiligte manche Inſtitute. Und einmal zur Gewohnheit, zur Sitte, zur Pflicht, zum Mittel der Geſittung geworden, ging ſie bei Bildung von ſtädtiſchen und bürgerlichen Gemeinden, die zu Ende dieſes Zeitraumes zuverläſſig erfolgte, auch dahin über und diente hier denſelben Zwecken wie früher, nur in noch erweitertem und erhöhtem Maaße. So z. B. leiten ziemlich deutliche Spuren darauf, daß unter ihrer Einwirkung ſchon damals Amphiktyonien (in Theſſalien, um Delphi, in Jonien) ſich bildeten, zum Zeugniß, wie groß ihr Einfluß, wie energiſch ihre Macht und wie bedeutend ihr Anſehen bereits jetzt unter den Volksſtämmen Griechenlandes ſein mußte. Dürfen wir aus den homeriſchen Gedichten — bekanntlich ſpielen ſie in der vordoriſchen Zeit — einen Schluß machen (und warum ſollten wir das nicht? da der Dichter ſich doch gewiß in jene Zeit zurückverſetzt haben wird, aus welcher und welche er ſchildert): ſo waren damals die Verhältniſſe in den griechiſchen Staaten alle wohl geordnet, und an der Begründung dieſer Ordnung hatte gewiß im Kleinen wie im Großen keinen geringen Antheil die Religion.

Zweite Periode.

Von der Wanderung der Theſſalier nach Theſſalien bis zum Erwachen des kritiſch-philoſophiſchen Geiſtes unter den Griechen oder von 1124 bis etwa 600 v. Chr. Das Zeitalter der Umwälzung und des geſetzlichen Ordnens.

Mit dem Ende des vorigen Zeitraumes hatten ſich die ethniſch-geographiſchen Verhältniſſen in Griechenland alſo geſtaltet: im Peleponnes war der ausgebreitetſte Stamm der der äoliſchen Achäer. Eingewandert in nicht zu beſtimmender Zeit aus dem nachmaligen Theſſalien herrſchte er über Argolis, Laconien, Meſſenien, Pylos. Das nördliche Elis hatten Epeer inne, ein den Aetoliern verwandter Stamm. Im Innern der Halbinſel hauſten die Arkadier, und am corinthiſchen Meerbuſen längs der Nordküſte die den Attikern verwandten Jonier. Im mittlern Griechenland finden wir zunächſt in Korinth eine beſondere Herrſchaft der Siſyphiden; in Attika und Megeris Jonier, in Böotien in Orchonenus die Minyer, in Theben die Kadmeonen, und ſonſt noch Thraker, hierher eingewandert aus dem nördlichern Pierien. In Acarnanien wohnten Aeolier, in Aetolien die Aetoler, im nachmaligen Theſſalien ebenfalls Aeolier, als z. B. die Böoter, dann ein Theil Achäer, die Hellenen, zu denen auch die Dorer gehörten, Minyer in Jolkus, und oben an der Grenze um den Olymp die Thraker. Epirus beherbergte die Theſſalier und — Pelasger. Die geringen Ueberbleibſel von barbariſchen Völkern: von Lelegern, Kureten, Kaukonen u. ſ. w. kommen nicht in Betracht.

Da brach mit einem Male, vielleicht in Folge der Schwäche und der Wirrniſſe, welche durch den langwierigen trojaniſchen Krieg auch im obern Griechenlande entſtanden waren, 1124 v. Chr. ein, den übrigen Griechen zwar verwandtes, aber dabei wildes, kraftvolles, kriegeriſches Volk aus ſeinen bisherigen Wohnſitzen in Thesprotien in Epirus, die Theſſalier, hervor und nahm das Stück in Nordhellas ein, das ſeitdem nach ihm Theſſalien genannt worden iſt. Dieſer Einbruch, ſo wie er in der politiſchen Geſchichte der Griechen eine der bedeutendſten Wendepuncte iſt, ſo in der Geſchichte ihrer Religion, und darum beginnen wir mit ihm eine neue Periode. Sie iſt die letzte der großen ethniſchen Umwälzungen, welche Griechenland betroffen. Darum verwiſchte ſie, wie die vorhergehenden, die bisherigen Verhältniſſe und damit ſo ziemlich alle ſichere Kunde derſelben; aber von jetzt an treten überall Formen ein, die da bleiben. Und ſo beginnt mit ihr auch für die gegenwärtige Darſtellung die hiſtoriſche Zeit.

Die Folgen jener Beſitznahme waren überaus mächtig auch für die religiöſen Verhältniſſe der Griechen. Die politiſchen zunächſt wa-

ren: die bisherigen Bewohner Thessäliens wurden theils Leibeigene (Penesten), wie die Achäer, theils wichen sie aus dem Lande. Zu den letztern gehörten namentlich die, dem größern Theile nach, äolischen Böoter um Arne und die Dorier (in der später sogenannten Hestiäotis). Einige Stämme vermochten sich in Verbindung mit den Gebirgsvölkern (Aenianen z. B., Dolopern), aber nur in einem sehr beschränkten Gebiete, ihre Freiheit zu bewahren. Manche, wie z. B. die Thraker in Pierien, die Minyer in Iolkus, sind von da ab gänzlich aus der Geschichte verschwunden.

Die Böoter aber zogen in das nach ihnen fortan nun benannte Böotien im mittlern Hellas. Hier trafen sie mit jenen Kadmeern, Thrakern und Minyern zusammen. Die Dorier dagegen wanderten für's erste nach dem von ihnen benannten Ländchen Doris. Da sie hier indessen viel zu beschränkt wohnten, trachteten sie nach andern Wohnsitzen und fanden solche endlich (seit 1104) im Peloponnes: in Argolis, Laconien, Messenien, Elis, wo sie die bisherigen Bewohner entweder zu Leibeigenen machten oder zum Auswandern nöthigten. Von da aus bemächtigten sie sich noch Sicyon's, Corinth's, Megara's. Die aus ihren Landen vertriebenen Achäer warfen sich auf die Jonier und verdrängten diese wiederum, und selbige zogen für's erste nach dem benachbarten Attika, zu ihren Stammgenossen. So ward die ethnische Physiognomie von Hellas total verändert. Nur die Arcadier verblieben ruhig in ihren Wohnsitzen.

Die religiösen Verhältnisse mußten dadurch einen bedeutenden Wechsel erleiden. Wohin die neuen Völker kamen, brachten sie ihre Götter natürlich mit. Aber sie, so wie die im Lande verbleibenden Insassen, hielten es für Pflicht, auch die bereits bestehenden Culte aufrecht zu erhalten. So entstand eine bunte Mischung der Götterverehrung. Bisweilen mochte auch wohl der Fall eintreten, daß das ältere Volk sein Heiliges den Eindringlingen nicht preis geben wollte, darum im Geheimen als Mysterium fortfeierte, bis sich im Laufe der Zeit wieder Gelegenheit fand, es zu Tage zu fördern. Manche neue Culte, als den Siegern angehörig, verdunkelten die der Besiegten, wohl mit Willen der Sieger. So lag es gewiß im Interesse der Dorier, die alten Culten der Achäer im Peloponnes zu verdrängen. Aus Herodot ist bekannt, daß die Thesmophorien daselbst überall vor der dorischen Wanderung geblühet haben, daß sie aber nur in Arcadien fortgewährt. Auch scheint es, als ob jene nördlichen Ankömmlinge mehr den olympischen Göttern zugethan gewesen wären und daher die chthonischen vernachlässigt oder mißgeachtet hätten. Der Dienst der Io ist damals gänzlich untergegangen.

Aber damit war der Umschwung der Verhältnisse noch nicht abgeschlossen: er verbreitete sich auch weit über die bisherigen Grenzen von Griechenland. Viele der Aeolier in Böotien und die aus dem Peloponnes dahin geflüchteten Achäer fühlten sich zu gepreßt von den Böotern und wanderten nach den Inseln und Küsten des westlichen Kleinasiens. Ihnen schlossen sich Minyer, Thraker, Kadmeer u. A. an. Nicht minder wohnten die Joner für ihre Zahl zu beschränkt

in Attika. Auch sie gingen fort, besetzten viele Inseln des griechischen Archipelagus und gleichfalls einen Strich auf der Küste des westlichen Kleinasiens. Und als der Dorier in Megaris, Argolis u. s. w. zu viele werden und sich mit den Urbewohnern nicht vertragen können, zieht gleichfalls eine Schaar derselben nach der Südwestküste von Kleinasien und den dabei liegenden Eilanden. Außerdem geht ein Theil nach Creta, ein anderer nach Thera und von da nach Cyrene in Afrika. Es kommt eine wahre Wanderlust über die Griechen überhaupt. Auch von andern Theilen des Festlandes gehen Ansiedler da- und dorthin, von den Colonien wieder Colonien aus. Und so dauerte es nicht lange, so findet man alle Inseln des griechischen Meeres, die Küsten Macedoniens und Thraciens, einen Theil der westlichen Gestade des Pontus Eurinus, die nördlichen, westlichen, und südlichen Küsten Kleinasiens, Cypern, Cyrene, Sicilien und Unteritalien, die westlichen Ufer und die Inseln des ionischen Meeres mit Griechen besetzt, die fortan nun den Namen Hellenen führen, weil die Dorier, sich von Thessalien her vorzugsweise Hellenen nennend, hauptsächlich den großen Umschwung der Dinge in Griechenland verursacht hatten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in der Zeit auch Pelasger von Epirus nach Mittelitalien übergingen und dorthin (nach Latium) die (griechischen) Keime der nachmaligen römischen Religion, einen Jupiter und eine Juno, eine Vesta u. s. w. verbreiteten.

Wohin man zog, dahin nahm man auch seine Götter mit, vor allen das heilige Feuer aus den Prytaneen der Mutterstadt und mit ihm den Hestiacult. Selten wanderte eine einzige Schaar aus einem Volksstamme; gewöhnlich hatte sie Zumischungen aus andern Stämmen, aus andern Geschlechtern. Da wurden nun freilich die Culte des Hauptstammes die vornehmsten; allein die der übrigen Genossen fügten sich doch auch ein. Eine fruchtbare Quelle von Anhäufungen der Götterdienste in den neuen Städten. Priester schlossen sich gewiß immer den Zügen an und richteten nebst den Obrigkeiten und Anführern der Colonien die Feste, die Opfer u. s. w. ein, gewöhnlich ganz genau so, wie sie im Vaterlande waren. In keiner neuen Ansiedlung durfte das Heilige fehlen: so ganz und gar durchdrungen vom Götterglauben und von Religion war damals schon das griechische Leben. Das griechische Heidenthum verbreitete sich auf diese Art weit hin und wahrlich nicht, wie der Erfolg gelehrt, zum Schaden der Menschheit.

Von weitern Veränderungen erlitt das bisherige Göttersystem durch jene politischen Umwälzungen etwa noch folgende: Manche Culte gelangten in den neuen Ansiedlungen, und dadurch überhaupt, zu höherem Ansehen, als im Mutterlande sie genossen hatten: z. B. der Zeusdienst auf Creta, der Heliosdienst auf Rhodus. Hierzu gab nicht selten die Naturbeschaffenheit der neuen Länder die Veranlassung, z. B. die Fruchtbarkeit Siciliens zum ausgezeichnetern Dienst der Demeter und der Kore, die vulkanische Natur der Insel Thera zum Poseidondienst daselbst. Ja es nahmen die Culte je nach der

Beschaffenheit des Landes oder des Volksstammes — die vier Hauptstämme traten jetzt markirter aus einander — eine besondere Färbung an oder wurden fortgebildet in ihren Bedeutungen, nach ihrer Epithetis u. s. f. Zweitens: jene Wanderungen wurden, wo nicht alle, doch vornehmlich die freiwilligen, unternommen auf und nach Befragung der Orakel, ganz besonders des delphischen, großentheils wohl darum, weil es den Befragenden am nächsten lag. Dadurch gewannen diese Institute, vornehmlich aber das delphische, jetzt eine allgemeine Berühmtheit und eine Auctorität, welche bis in die spätern Zeiten gedauert, über die Grenzen von Griechenland gereicht und auch auf die Religion im Allgemeinen sich erstreckt hat. Nicht bloß daß nun Apollo einer der gefeiertsten Götter ward, — auf sein Geheiß wurden viele Heiligthümer gegründet, Opfergebräuche eingeführt, Culte wieder hergestellt. Bemerkenswerth ist, daß er gewöhnlich befahl, die Götter zu ehren nach der herkömmlichen, landesüblichen Sitte (κατὰ τὰ πάτρια), wodurch manch alter Dienst wieder zu Ehren kam. Das Orakel zu Dodona trat erst zu Ende dieser Periode mehr ins Licht, veranlaßte aber auch die Verbreitung mancher localen Culte, z. B. den des Achelous. Drittens: bestanden im Barbarenlande, wohin die Griechen kamen, bereits schon Culte: heilige Plätze, Höhlen, Opfer, Festfeier, so behielt man diese bei, gemäß dem Grundsatze, den das hellenische Volk immer und überall gezeigt, die fremden Heiligthümer sich anzueignen, um dadurch in desto festern Besitz der neuen Länder zu gelangen. Man setzte aber statt der ausheimischen vaterländische ein: so wahrscheinlich auf Creta den Zeus statt der phrygischen Göttin Cybele, so die Artemis in Ephesus anstatt einer uns dem Namen nach unbekannten asiatischen Göttin, die Aphrodite anstatt der phönicischen Göttin Astarte, auf Cythera und Cypern; den Kronos auf Creta und Rhodus statt des phönicischen Baals, später den Hercules auf Thasos anstatt desselben phönicischen Baals. Schon damals stellt sich mithin als Wahrheit heraus, »daß die Alten nichts gewußt von einem Unterschiede wahrer und falscher Götter; nach ihrer Ansicht war jeder Gott ein wahrer Gott und die verschiedenen Religionen nur verschiedene Weisen und Gewohnheiten ihnen zu dienen.« Und so fing schon jetzt in dieser Beziehung das Vermischungssystem des Griechischen und Ausländischen an herrschend zu werden, was nachmals auf die griechische Religion einen so entschiedenen Einfluß geäußert hat und das Studium derselben so sehr erschwert. Viertens: viele Anführer von Ansiedlern oder Stifter von Colonien wurden aus Dankbarkeit theils schon bei ihren Lebzeiten, zumeist aber wohl von dem nachfolgenden Zeitalter zu Gottheiten erhoben, z. B. Autolycus bei den Sinopensern. Oder man schuf aus dem Namen der Stadt, der Gegend sogenannte Ktisten und gab ihnen die neue Colonie unter Schutz, wie z. B. die Insel Tenedos unter den des Tenes, die Stadt der Aeneaten unter einen Aeneas, die Stadt Tarent unter einen Taras u. s. w. Hierbei stellte sich aber doch im gegenwärtigen Zeitalter schon eine merkwürdige Pietät vor den bereits vorhandenen durch ihr Alter um so ehrwürdiger ge-

wordenen Göttern heraus, vermöge welcher man sich scheute, sofort in den Kreis derselben diese neuen übermenschlichen Wesen aufzunehmen. Man dachte sie sich auf einer Zwischenstufe zwischen Gott und Mensch, als Halbgötter, und nannte sie Heroen, d. i. Kraftmänner (verw. mit vir, wie ἠρ = ver?), freilich wohl erst nach Homer; denn in dessen Werken kommt das Wort ἥρως noch nicht von wirklichen Halbgöttern, sondern bloß von ehrenhaften, tüchtigen freien Männern vor; nur eine Stelle (Il. 12, 23) deutet auf den Uebergang hin. Erst später sind manche derselben (z. B. Herakles, der Stammvater der Herakliden, der Herrscherfamilie von Sparta, Argos, Messene ꝛc. durch die dominirende Macht der Dorier im Peloponnes zu wirklichen Göttern erhoben worden — der Anfang jener Vergötterung, die sich später im macedonischen und römischen Zeitalter bis zur ekelhaftesten Ungebür gestaltete. Doch ging dieß Heroisiren bald auch auf allgemeinere Ideen über. So schuf man z. B. bei den Athenienſern, als man zur Einsicht kam, was man dem Ackerbaue, der Gesetzgebung, den geregelten Staatseinrichtungen, welchen edlern Zustand des Lebens verdanke, einen Heros Theseus (von θέω, τίθημι), als der dem attischen Staate die Gemeindeverfassung, den geordneten Rechtszustand u. s. w. sollte gegeben haben, einen Heros Triptolemus, der zuerst das Treschen (τρίβειν), das Säen, Pflügen gelehrt hätte. Dahin gehörte wohl auch, wenn Chiron (die personificirte Geschicklichkeit der Hand [χείρ] bei Männern) alles erfunden haben sollte, was durch die menschliche Hand bewirkt wird.

Dieß war denn ein bedeutendes Erweitern des bisherigen Götterſystems nach außen hin. Aber bei der Ausdehnung des Gesichts- und Ideenkreises der Griechen in Folge ihrer vielen und oft weiten Wanderungen konnte es nicht fehlen, daß selbiges auch intensiv wuchs. Da der Götterkreis im Ganzen so gut wie geschlossen war, und man doch auf so viele neue Dinge stieß, in denen man Göttliches erkannte, so suchte man diese neuen Vorstellungen den alten, so gut es ging, ein- nnd beizufügen, oder mit andern Worten: es steigerte sich die Zahl der Epitheten und der Bedeutungen, so zu sagen, der Götter. Welch eine Fläche ist zwischen Poseidon, dem Trunkspender, und Poseidon, dem Meeresbeherrscher und Erderschütterer, zwischen Apollo, dem Vernichter, und Apollo, dem Spieler der Lyra! Es wird die Aufgabe des speciellen Theiles dieses Werkes sein, das, so gut es noch möglich ist, nachzuweisen.

Aber der Geist der Griechen war jetzt überhaupt ein ganz anderer geworden in Folge der vielen Wanderungen, in Folge der vielen und hartnäckigen Kämpfe unter sich, mit den Barbaren, mit den Elementen, nehmlich ein ritterlicher. Und wie der Mensch seine Zustände auf die Götter überzutragen pflegt, so mußten die Vorstellungen des Hellenen von seiner Götterwelt analog dem Zeitalter werden: sie mußte die Farbe des Ritterlichen, des Heroischen annehmen. Und wirklich stellt sie sich so dar in Homers Werken: die meisten Göttergestalten sind dort zu idealisirten Rittern geworden.

Die derartige Fort- und Umbildung der griechiſchen Religion mußte ſich aber noch größer herausſtellen, als die Poeſie fortfuhr, den ſo beliebten Stoff fort und fort zum Gegenſtande ihrer Productionen zu wählen. Zuvörderſt der Mythos! Er fand in den Wanderungen der Griechen und ihrer Götter, in ihren Ueberſiedelungen, in den Namen der neuen Wohnſitze, in den neuen Cults u. ſ. f. eine unendlich reiche Quelle zu Dichtungen ſeiner Art. Indem ſelbige aber öfter ins Volk übergingen, wie ſie denn ja aus demſelben hervorgegangen waren, mußte auch die religiöſe Vorſtellungsweiſe vielfach ſich modeln, ſich ändern.

Mehr that indeß hierin wohl die eigentliche Dichtkunſt, die bei der dermaligen Zerfahrenheit des Griechenthumes gewiß die mannigfaltigſten Wege einſchlug.

Aber das Zuviel ruft ein Maaß hervor, das Schwanken in der Erkenntniß erheiſcht Poſitives. So auch hier. Die Religion der Griechen ſollte gerade durch dieſe Dichtkunſt ſich fixiren, d. h. der Zuſammenhang der Götterwelt, die Lehre von der Abſtammung der einzelnen Glieder, die Hierarchie ihrer Weltherrſchaft im Ganzen wie im Einzelnen, die Vorſtellungen von ihrem Weſen geregelt und für Jahrhunderte feſtgeſtellt werden, feſtgeſtellt werden an zwei ganz verſchiedenen Oertern: einmal in Kleinaſien, in Jonien, und ſodann auf dem Feſtlande des eigentlichen Griechenlandes, in Böotien, nicht auf Befehl oder höhere Anordnung, ſondern durch die Macht der Poeſie und die Auctorität ihrer beiden Vertreter, des Homer und Heſiodus.

Dort, im erſtern Lande, trafen mehrere günſtige Umſtänden zuſammen, die epiſche Poeſie aufblühen zu machen. Einerſeits gab es daſelbſt, um mit Otfr. Müller zu reden, Jonier aus Athen, mit ihren Ideen von einer edelſinnigen, weiſen und umſichtigen Göttin Athene und von ihren tapfern und menſchenfreundlichen Heroen, — andrerſeits, und zwar gerade in Smyrna, dem wahrſcheinlichſten Geburtsorte Homers, auf der Ecke und Grenze Joniens nach Aeolien hin, Achäer, der Hauptſtamm unter den Aeoliern Kyme's, mit Fürſten aus Agamemnon's Familie an ihrer Spitze, mit all den Anſprüchen, die ſich an den Namen »des Königs der Männer« knüpften, und mit einer großen Maſſe von Sagen, die ſich auf die Thaten der Pelopiden, beſonders auf die Eroberung Troja's, bezogen. Verbunden mit ihnen waren noch allerlei kriegeriſche Schaaren aus Locris, Theſſalien und Euböa, vorzüglich aber jene Anſiedler aus Böotien mit ihrem heliconiſchen Muſendienſt und ihrer ererbten Liebe zur Poeſie. Was Wunder alſo, wenn ſich hier, im ſchönen Lande, die Dichtkunſt entfaltete? und zwar in jener Form, wie ſie ſchon im eigentlichen Hellas immer geübt worden war, als Epos? wenn hier ein Homer entſtand? wenn von ihm vor allem der trojaniſche Sagenkreis behandelt wurde? wenn er in ſeinen Gedichten dem Glauben an die olympiſche Götterwelt huldigte? jenem Glauben, der von den geſangreichen Thrakern aus Pierien herſtammte?

Dieſen fand er alſo vor, fand ihn bereits ausgebildet vor. Wie

kann diesemnach Herodot in der berühmten Stelle sagen, Homer habe nebst dem Hesiodus den Griechen die Theogonie gemacht? noch obendrein, da die beiden Hauptgesänge desselben eigentlich gar nichts Theogonisches enthalten! In der Iliade, wie in der Odyssee, werden die Götter nicht erst erzeugt und geboren, sondern sie sind bereits da; ihr Dasein wird als Factum genommen, an welchem gar nicht zu zweifeln. Das Urtheil des Historikers ist mithin nicht bloß schief, sondern geradezu unrichtig, was sich nur von seinem Standpuncte aus entschuldigen läßt. Homer hat durch die Vortrefflichkeit seiner Gedichte, und in Folge der allgemeinen Verbreitung und Anerkennung derselben, den Glauben seiner Nation, ohne daß er es selbst beabsichtigte, fixirt. Indem sie im Munde des Volkes lebten, indem sie von den Rhapsoden und andern Sängern sehr häufig öffentlich vorgetragen wurden, indem sie eine so große Geltung genossen, in Griechenland auch keine bestimmten Gesetze, keine positiven Lehren über den Cultus existirten, gaben sie den bisherigen schwankenden Vorstellungen allgemeinen Halt, den zerstreuten Einheit und Zusammenhang und verschafften der speciellen aber ausgeprägten Ansicht der Thraker von einer olympischen Götterwelt das Uebergewicht dergestalt, daß sie jedes bisherige individuelle Meinen und Glauben aufhoben, alle nicht unter jener Götterwelt begriffenen Localculte verdunkelten. Das und nicht mehr sind die Verdienste Homers um die Religion seines Volkes, wenn man anders das ein Verdienst nennen kann, was mehr Folge günstiger Umstände ward. Der Mensch will nun einmal etwas Positives haben, besonders in dem Gottesglauben, um nicht unstät wie ein Rohr immer hin und her zu schwanken. Und da erachtet er es schon für ein Verdienst, wenn man ihm zu etwas der Art verhilft, es mag noch so unvollkommen sein. Hat er denn doch etwas, woran er sich anklammern kann, um seinem innern Drange nach Gottesverehrung zu genügen. Homer ist weder Erfinder der griechischen Religion, noch Dogmatiker; auch kann ihm nicht einmal die Behandlung überlieferter Meinungen nach eigenwilligen, ihr Wesen verändernden Tendenzen zugeschrieben werden. »Die Göttersage ist so wenig, wie die Heldensage, ein Product der epischen Poesie des Homer; sonst hätte sie nicht in dem Volksglauben so feste Wurzel fassen können. Vielmehr beruht der Einfluß der Poesie hier auf ihrem innigen Zusammenhang mit dem Bewußtsein des Volkes, und wenn eines Theils in den Dogmen ein tieferer Kern verborgen zu schlummern, andern Theils die spätere Zeit kein Verständniß derselben mehr zu besitzen scheint: so ist weder das Eine noch das Andere als Wirkung der schaffenden oder umgestaltenden Poesie anzusehen, welche zwar als Lehrerin der spätern Geschlechter auftritt, aber nur deßhalb, weil sie dem gleichsam unmündigen Volksgeiste ihre von göttlicher Begeisterung gelöste Zunge leiht.« Homer hat den Griechen nicht ein Religionssystem geben wollen. Die Götter und ihre Culte sind bei ihm nur Nebensache. Darum berührt er bloß Manches der Art, was ihm beim Dichten, so zu sagen, in den Wurf kam. Doch wollen wir hierbei nicht verkennen, daß sich dem auf-

merkſamen Leſer neben den meiſten in der Vorſtellung ſchon feſt geſtellten und perſönlich ausgebildeten Göttergeſtalten und Glaubensmeinungen im Homer auch ſo Manches darbietet, was bei der Darſtellung ſelbſt und unter der Hand des Dichters erſt als geworden oder ſich geſtaltend erſcheint. Der Grund liegt darin, weil er bei ſeinen Schöpfungen ja dieſes oder jenes anders brauchte, als der Volksglaube es ihm überlieferte. Doch iſt das nur Untergeordnetes.

Im Allgemeinen läßt ſich der homeriſche Götterglaube auf folgende Hauptſätze zurückführen: Die Götterwelt iſt getheilt in drei Reiche, in das lichte Oberreich oder in die Welt der eigentlichen olympiſchen Götter, in das Reich der Waſſer- und in das Reich der unterirdiſchen Götter, jedoch mit der Beſchränkung, daß Zeus als Herrſcher über das lichte Oberreich zugleich auch Herr der beiden andern Reiche iſt. Der gewöhnliche Aufenthaltsort, der eigentliche Sitz der oberweltlichen Götter iſt der Olymp, der Berg an der Grenze von Hellas bei Theſſalien. Hier haben ſie eine Art Stadt voll glänzender Paläſte und bilden eine Familie oder eine Gemeinde von mehrern Ehrenabſtufungen, an deren Spitze Zeus, mehr im patriarchaliſchen als im eigentlichen Herrſcherverhältniß. Das Reich der zweiten Art befindet ſich im Meere; zu ihm gehören indeſſen auch die Flußgötter und die Nymphen der Quellen, die Najaden. Auch die Mitglieder dieſes Reiches bilden eine Art Familie oder Gemeinde, in mancherlei Abſtufungen. Ihr Haupt Poſeidon, ebenfalls mehr in patriarchaliſchem Verhältniſſe denn als wirklicher Herr. Doch können die Fluß- und Meergötter, namentlich Poſeidon, auch zu der olympiſchen Götterverſammlung gezogen werden. Das Gebiet der dritten Götterclaſſe iſt die Unterwelt, die Tiefe der Erde. Hier waltet Hades mit der Perſephone als wirklicher Herrſcher der Schatten. Dieſer letzten Gottheiten gedenkt Homer und ihrer Sagenkreiſe faſt gar nicht: aus dem leicht erklärlichen Grunde, weil er als Vertreter der thrakiſch-epiſchen Poeſie es zuvörderſt mit dem olympiſchen Götterkreiſe zu thun hat. Jede der einzelnen Gottheiten hat ihr beſonderes Amt, ihren beſtimmten Wirkungskreis, wo ſie theils aus eigner Machtvollkommenheit, theils, wenn ſie eine untergeordnete Stellung hat, auf höhern Befehl handelt. Zu welchem Zwecke ſie dann wohl auch ihren gewöhnlichen Wohnſitz verläßt, um an Ort und Stelle das Nöthige zu verfügen oder herzurichten. Ihrem beſondern Willen können oder dürfen die Götter aber nicht in Allem folgen: es exiſtirt ein höheres phyſiſches und moraliſches Geſetz, das ſie nicht ändern mögen, das ſie ſogar reſpectiren müſſen. Ob ſolches von ihnen ſelbſt dereinſt angeordnet ſei oder von einer höhern Macht (dem Schickſale) ausgegangen, erhellt nicht klar aus Homer. In der himmliſchen Gewalt ſtehen beſonders Naturkräfte, auf deren Wirkſamkeit ſie influiren, je nachdem es ihre Geſinnung oder ihre Reflexion oder auch wohl ihre Laune will. Mittelſt derſelben haben ſie denn die Welt geordnet und ordnen noch an die Verhältniſſe in der Natur und im Menſchenleben. Ob ſie das Ganze auch geſchaffen haben? Das wird wohl mehr blindhin vorausgeſetzt; man war darüber

noch zu keiner bestimmten Ansicht gelangt. Doch hat dieses Ordnen, dieses Gestalten der Welt zur bestehenden Form gar viele Mühe den Göttern verursacht, gar harte Kämpfe mit den rohen ungeschlachten riesigen Mächten, den Titanen, hervorgerufen, bis diese endlich besiegt wurden und nun im Tartarus dafür büßen müssen *).

Die Götter nun sind Wesen höherer Art als der Mensch, an Gestalt wie an Macht, im Uebrigen jedoch ihm ziemlich ähnlich: sie haben mit ihm gleiche Neigungen, Affecte, Handlungsweisen, nur alles in edlerem, kräftigerem Maaße. Sterblichen Augen sind sie zwar meist unsichtbar; manchen Auserkornen indessen erscheinen sie auch sichtbar, verkehren mit ihm durch die Sprache u. s. w. Im Ganzen aber geben sie sich den Menschen meist nur kund durch besonderes Walten nach Maaßgabe derjenigen Verhältnisse und Zustände und Kräfte, denen sie vorstehen, entweder wohlwollend oder übelwollend, indem sie theils die guten Gaben, welche sie spenden können, wirklich spenden, theils Uebel, die sie anzurichten vermögen, in der That eintreten lassen oder abwenden. Sie sind im Stande theils durch eben solche Wirkungen, theils durch besondere Zeichen, theils durch den Mund gottbegeisterter auserwählter Menschen ihren beweglichen Willen und die unabänderlichen Vorausbestimmungen, die sie nur allein wissen, den Sterblichen vorher mitzutheilen und pflegen es auch wohl denen zugewähren, die sie darum ersuchen und ihre deßfallsige Gunst zu gewinnen verstehen. Sie können sich verwandeln: sie können die Gestalten gewisser Menschen, sogar die von Thieren und von Naturkörpern (vom Regen) annehmen, wenn sie dadurch irgend einen besondern Zweck erreichen wollen. Uebrigens repräsentiren sie das Natürliche nicht in der Natur und im Menschenleben, sondern sie administriren es bloß und zwar nur in Bezug auf die Menschen. Der homerische Mensch ist das Centrum seiner Götterwelt. Für *ihn* ist sie da, wie sie *von* ihm geschaffen worden.

Die Frage wäre noch zu thun: wie hat der Dichter über diese Religion selbst gedacht? was hat er für eine subjective Meinung darüber gehegt? War er selbst in dem Volksglauben befangen oder hat er sich darüber erhoben? hat er das Ganze verstanden? klar durchschauet das Symbolische? den eigentlichen Sinn gefunden? hat er die einzelnen Lehren mit Bewußtsein gehandhabt oder nur so blind hin? hat er dunkle Partien aufzuklären, und sich und seinen Hörern über dieß und jenes ein Verständniß zu eröffnen gesucht? dieses oder jene Abgestorbene in der Religion wieder belebt? So viel ist gewiß: es blickt theilweise aus den Gedichten ein tieferes Verständniß, eine Behandlung der religiösen Dinge mit Bewußtsein, hindurch. Oder warum läßt er die Hera, die Ehegöttin in Mycenä, gegen die Trojaner sein, deren Prinz Paris gegen das Ehegesetz so gefrevelt hatte? Warum gibt er dem unmündigen Telemach die Pallas Athene, die personifi-

*) Kommt daher das Wort Τίταν vielleicht von τίω? Die Quantität des ι spricht ebenfalls dafür.

cirte und vergöttlichte Weisheit und selbstständige Ueberlegung, mit auf die Reise in der Person des Mentor? Ja! er bietet einmal sogar das Beispiel des Etymologisirens, um der Bedeutung einer Göttin auf die Spur zu kommen (Jl. 19, 91. vergl. Lersch's Sprachphilos. der Alten III. S. 5.).

Weil Homer einer so frühen Zeit angehört, wo man den reflectirenden Verstand noch nicht so scharf zu Rathe zog und das sittliche Gefühl so zart war; weil er ein Dichter und zwar ein Volksdichter war, der sich frei seiner schöpferischen Phantasie hingab, um das Volk zu belustigen und zu erfreuen, auch durch Späße aus der Mythologie und aus der fabelhaften Götterwelt: so darf man sich nicht wundern, wenn sein Religionssystem nicht ein in allen Theilen vollkommen abgerundetes und abgeschliffenes ist; wenn wir im Gegentheil bei ihm gar manche recht auffallende Gegensätze, Ungehörigkeiten und Schiefheiten antreffen, ja! wenn wir sogar auf anstößige Schwächen und Immoralitäten der Götter stoßen, durch welche die homerischen Gedichte späterhin zu einer Zeit, wo philosophische Kritik und moralische Bildung in Griechenland zu einer hohen Stufe gediehen waren, bei manchen Befangenen in eine Art von Verruf geriethen. Das menschlich-niedere Verkehren der Götter mit den Sterblichen, ihre Parteilichkeit für besondere Individuen, auch wenn solche es nicht verdienten, ihre Aufreizungen zu Streit unter den Menschen, ihr gegenseitiger Hader und Zwist, ihr Neid, ihre Liebeshändel unter sich und mit den Sterblichen, ihr oft lächerlicher Aerger und Kummer, ihre oft kindische Freude und Fröhlichkeit ist bisweilen, wir gestehen es gern, sehr auffällig. Allein Homer hat ja kein kirchlicher Sittenprediger sein wollen. Er war Dichter, Volksdichter, und als solcher hat er *seine*, d. h. dichterische Zwecke vor Augen, und gab meist dem Volke im dichterischen Gewande wieder, was dieses vorher gedacht und gesprochen hatte. Er hielt sich berechtigt, gemäß der damaligen Gewohnheit, die Götter und deren Mythen zu seinen künstlerischen Productionen zu benutzen, auf die Gefahr hin, bei Frommgläubigen anzustoßen, wenn er nur seinen Zweck, den Zweck des Schönen, der Kunst, erreichte. Er nahm sich aus solchen Sagen das Reinmenschliche heraus, um solche Situationen als Motive pathetischer Empfindungen und komischer Scenen zu benutzen. Jene scheinbar so auffallenden Fabeln lebten und webten in einer Zeit, welche sich vermöge ihrer eigenen Beschränktheit die Götter nicht so fern von sich dachte, um sie nicht mit allen den Trieben auszustatten, die sie dem Wesen der menschlich gedachten Natur, in mannigfaltiger Stärke und Richtung fand. Und doch hat diese frühe Poesie sich nie zur Darstellung roher Wollust erniedrigt. Im Gegentheil treten uns in Homer die Götter doch zumeist als herrliche, schöne, edle Gestalten entgegen; im Ganzen bot er seinen Zeitgenossen sowohl, wie seinen Nachkommen, die gefälligsten Vorstellungen davon dar. Seine Götter sind scharf markirt und bestimmt ausgeprägt zu eigenen besondern Persönlichkeiten; sie sind plastische Naturen; sie sind das, was sie sind und sein sollen, ganz und gar und nichts Andres, was

ſich etwa noch oder daneben denken ließe. Und ſo kann Homer mit Recht, wenigſtens als der Schöpfer einer höhern religiöſen Vorſtellungsweiſe, als der Veredler der griechiſchen Religion betrachtet werden. Und weil er das war, ſo ward er auch der Vater der ſchönen Künſte in Griechenland, wie wir weiterhin mit Mehrerem ſehen werden. Das wird alſo hiernach ausgemacht bleiben: ein Geiſt, wie Homer, iſt in der Zeit, wo er lebte, und für die Nation, für die er dichtete, ein hohes Geſchenk geweſen, auch in religiöſer Beziehung. »Indeſſen iſt's eben ſo unläugbar, daß, wie jeder große Mann durch eine übertriebene Bewunderung ſeiner Gaben, Mißbrauch geſtiftet, auch der gute Homer davon nicht frei geweſen iſt, ſo daß er ſich ſelbſt am meiſten wundern würde, wenn er ſpäterhin einmal wieder erſchienen und geſehen, was man aus ihm gemacht hätte. Unter den Griechen hielt er die Fabel länger und feſter, als ſie ohne ihn wahrſcheinlich gedauert hätte.« Der hohe Genius dieſes dichteriſchen Geiſtes, ſeine bezaubernde Diction, ſeine beſtechende, man möchte ſagen blendende Darſtellung, die das Erdichtete ſelbſt als baare Wirklichkeit dem Leſer erſcheinen läßt, dann die verbreitete Kunde dieſer Gedichte durch die Homeriden, Rhapſoden, Aöden, endlich, daß dieſelben ſich ſogar als Schulbuch geltend machten, erklärt, warum ſie zu einer Norm, zu einer Art von Katechismus der helleniſchen Religion geworden ſind.

Freilich trat durch ihn, aber ohne ſeine Schuld, von da ab immer mehr und mehr das Walten und Ringen des ſubjectiven Gottesbewußtſeins nach Thätigkeit und Aeußerung, bei den Griechen in den Hintergrund: ein leidiger Quietismus, der ſich an dem Gegebenen, Objectiven begnügte, erfolgte auf Jahrhunderte, wie ſo oft nach dem Erſcheinen eines hohen Genius unter den Menſchen, und die Religion ward meiſtens todtes Gepränge.

Uebrigens iſt's vielleicht durch die homeriſchen Gedichte geſchehen, daß Heroen dieſer Poeſie — ſo groß war die Macht derſelben — zu wirklichen Heroen, ja ſogar zu Göttern erwuchſen, z. B. Menelaus (erſt als Heros, dann als Gott) zu Therapne in Laconien, Helena in Sparta und auf Rhodus, Agamemnon (als Gott) bei den Clazomeniern und bei den Epheſern, Achilles im Pontus Euxinus.

Auf dem Feſtlande des europäiſchen Griechenlandes war mittlerweile in Folge des Völkergewirres auch eine maßloſe Verwirrung in den religiöſen Vorſtellungen eingetreten. Jegliches Element der vielfach zuſammengewürfelten ſtädtiſchen und Volksgemeinden hatte natürlich ihre beſondern Vorſtellungen, ihre eigenen Gottheiten. Das mußte im höchſten Grade der Fall ſein in Böotien, wie wir oben geſehen haben, dem Sammelplatze der verſchiedenſten ethniſchen Elemente. Hier mochte man in der That nicht mehr wiſſen, was man glauben ſollte. Namentlich war hier, ſo ſcheint es, der lokale Dienſt der Muſen und der chthoniſchen Götter ſo tief begründet und ſo hoch angeſehen, daß der Cultus der olympiſchen Götter drohte verdunkelt zu werden. Obendrein mochte ſich mancher leichtfertige Dich-

ter*) erlauben, mit manchem Göttlichen ein allzufreies Spiel zu treiben, dem höhern Wesen viele fremdartige Fabeln anzudichten. Dieser Willkür entgegenzutreten, das Mißverhältniß jener Culte auszugleichen und solchem leichtsinnigen, frivolen Verfahren Einhalt zu thun und im Gegensatze hierzu das Eigentliche, das Wahre aufzustellen (vergl. die Anrede an die Musen im Eingange der Theogonie des Hesiod und Otfr. Müller's Geschichte der griech. Literatur I. B., 8. Kap.), d. h. Einheit in die Wirrniß, Festigkeit in das Lockere, Zusammenhang in das Unzusammenhängende zu bringen, das machte sich der Böoter Hesiodus zur Aufgabe: er verfaßte eine Theogonie, d. h. er suchte von allen Göttern — nicht etwa bloß von den olympischen, sondern auch von den chthonischen, ja! von manchen Lokalgöttern — die Abstammung zu erforschen. So stellte er eine Genealogie sämmtlicher Gottheiten, Götter, wie Halbgötter, her. Und weil solches meist Naturgötter sind: so mußte er, wollte er das Ganze auf Ureltern zurückführen, auch mehrfach Kosmogonisches einweben. Der älteste uns bekannte Versuch in Hellas, die Entstehung der Welt sich zu erklären, und darum von größtem Interesse. Der Verfasser hatte wahrscheinlich — dieß ist wenigstens Göttlings Meinung — den Zweck, daß sein Gedicht an Festtagen öffentlich vorgetragen wurde und so zur allgemeinen Kunde käme. Natürlich hat der Verfasser dabei benutzt, was schon vorher über diesen Punct erdacht worden war. Und so mag das Meiste seinen Landsleuten nicht gerade unbekannt oder neu gewesen sein. Leider ist nur, selbst nach den vielfachsten gründlichen Forschungen in unseren Tagen, auf den gegenwärtigen Text des besagten Werkes — dessen Geschichte sich nicht einmal mit Sicherheit bis auf das alexandrinische Zeitalter verfolgen läßt — gar wenig zu bauen. Man kann nicht immer mit Gewißheit sagen, was hesiodisch, was interpolirt sei. So viel erhellt indessen: man hatte zu den Zeiten des Dichters bereits in Griechenland angefangen, nachzudenken über die Entstehung und Entwickelung der Welt, und hatte eben gelernt, mehrere Göttermonarchien zu statuiren, als: die anfängliche, die des Uranus, dann die des Kronos, endlich die des Zeus. Warum? wird sich im speciellen Theile dieses Werkes ergeben. Hier wollen wir nur noch das erinnern, daß in Hesiod's Götterwelt nun schon mehr das monarchische Princip hervortritt, das ja zu seiner Zeit auch in Hellas obwaltete. Von einer eigentlichen Weltschöpfung aber ist bei Hesiod eben so wenig, wie bei Homer, die Rede: dieser Begriff und diese Forschung tritt erst später in den Ideenkreis der Hellenen ein. Die gegenwärtige Zeit betrachtete die Welt noch wie ein organisches Gewächs, das aus einem innern Lebenstriebe in Folge unbekannter und nicht zu ergründender Ursachen sich entfaltet hatte. Bei Hesiod steht das Chaos (der leere Raum) und die Gäa (die Materie) und Eros an die Spitze, bei Homer Uranus: eine Verschieden-

*) Daß darunter ein Homer oder die Homeriden zu verstehen seien, weist Göttling nach in seiner neuesten Ausgabe des Hesiod praef. pag. XXVI.

heit, die durch die getrennte Lokalität hervorgerufen wurde, die aber ein Zeugniß abgibt, daß man zu gleicher Zeit über die Sache philosophirte an verschiedenen Orten.

Hinsichtlich der Zahl und der Eigenschaften der eigentlichen Götter unterscheidet sich das hesiodeische System nicht wesentlich von dem homerischen, außer daß nun, wenn wir der gegenwärtigen Gestalt des Gedichtes trauen dürfen, der Heroenglaube deutlich hervortritt. Ja! das Gedicht lehrt uns deren einige als schon zu Göttern erhoben kennen, z. B. den Herakles und mehrere Eponyme. Der erstere konnte im eigentlichen Griechenlande wohl bereits in Folge der dorischen Macht im Peloponnes zum Glanze der Vergötterung gelangt sein, und wie viele (Stamm-) Sagen damals bereits im Schwunge waren, lehrt das Gedicht desselben unsers Dichters, Aegimius betitelt, selbst in seinen Bruchstücken.

Dabei hat eben die hesiodeische Götterwelt im Allgemeinen doch einen verschiedenen Charakter von der homerischen. Jene ist bei weitem nicht so heiter, so ächt menschlich-schön, so wohlwollend, so freundlich, so klar und offen. Der hesiodeische Mensch ist wie ein Fremdling unter diesen geheimnißvollen Mächten: man verspürt keine Verwandtschaft, kein wahres Verhältniß zwischen ihm und seinen Göttern. Ein Geist der Gedrücktheit, der Niedergeschlagenheit, eines mürrischen Trübsinnes weht durch die Gesänge des Dichters. Es ist möglich, daß das eine Folge individuellen Charakters, persönlicher Stimmung und Anschauung gewesen; indessen wahrscheinlicher doch eine Wirkung der örtlichen Verhältnisse der Hellenen auf dem Festlande, im Gegensatze zu den heitern Griechen in Kleinasien, unter dem heitern Himmel Joniens.

Wie ist nun der Dichter im Einzelnen, wie im Ganzen, zu Werke gegangen? Umgeben von so verschiedenen alterthümlichen Sagen, Mythen und Ansichten konnte er nicht ohne Kritik verfahren und ohne Wahl. Bei näherer Untersuchung ergibt sich das zur Genüge: bei vorliegender Mannigfaltigkeit hat er immer eine genommen, diejenige, welche ihm am passendsten dünken mußte. Eben so wenig konnte er bloßer Sammler sein: er mußte mit dem Verstande verarbeiten, selbst wenn er das Einzelne bloß nach einem etwanigen System ordnete. In den meisten Genealogien herrscht welch eine Verständigkeit und Sinnigkeit! Wird Hesiodus diese alle so vorgefunden haben? Hat er nichts hinzugesetzt? Aber geordnet hat er sie doch, so geordnet, wie sie da sind. Und wer mit Unbefangenheit das Gedicht liest, dem kann nicht entgehen, daß der Verfasser gewisse Grundideen verfolgt, daß er eine feste, in sich abgerundete allgemeine Vorstellung von den Dingen in der Welt und von deren Entwickelung nach rationellen und Erfahrungsgründen damit verbunden hat. Sehen wir ja doch auch deutlich, daß er den so mannigfaltigen Stoff wirklich in seiner Art bewältigt, mit Kunst und Geschick in eine gewisse bestimmte Form gegossen hat. Was ein solches rationelles Verfahren bestätigt, ist, daß er nicht selten Anlaß genommen, etymologisch zu Werke zu gehen, z. B. den Ursprung von

Götternamen zu erklären, allgemeine Haupt- und Eigenschaftswörter in ihre Grundbestandtheile aufzulösen. Wenn dessenungeachtet mancherlei Lücken, Sprünge in den Gedanken, Sonderbar-Verbundenes in dem Gedichte gefunden werden: so bedenke man, daß er den Stoff nur aus den verschiedenartigsten Quellen hat zusammenfinden und oft nur so und so zusammenkitten können. Daher eben die Form, die in der neuesten Zeit zu so vielen unangemessenen Erklärungs- und Verbesserungsversuchen Anlaß gegeben hat.

Mit diesem ersten Bemühen Hesiod's, den hellenischen Glauben zu fixiren, die Abstammungen und Verwandtschaften der Götter aufzustellen, kamen natürlich nun auch bestimmtere Charakter- oder gar Familienzüge in die Geschichte der einzelnen Gottheiten. So gestaltete sich denn das Ganze zu einer Art von Gesetzbuch für die Griechen in Bezug auf ihre Religion, zu einem poetischen Katechismus des Glaubens, der zwar keine Sanction von Seiten der Staaten erhielt, keine priesterlichen Wächter und Ausleger, aber, weil er aus dem Volksglauben hervorgegangen war, schon dadurch auf den religiösen Zustand des Griechen den größten Einfluß haben mußte, daß das Bedürfniß der Uebereinstimmung des Glaubens sich jedem aufdrängte, und die mannigfachen Vorstellungen, die lokal von den mächtigsten Stämmen bei den berühmtesten Heiligthümern der verschiedenen Landstriche gehegt wurden, von dem Dichter mit Geschick seinem Werke einverleibt worden waren. Die verschiedenartigen Begriffe von den Göttern, ihrem Range und ihren Verwandtschaften in den verschiedenen Landschaften Griechenlandes bekamen nun einen Prüfstein. Was von Mythen mit den hesiodeischen Werken nicht in Einklang stand, sank in das Dunkel der Vergessenheit oder einer bloß lokalen Ueberlieferung zurück. Hiernach lernt man denn nun auch verstehen, was damit gesagt sei, wenn Herodot auch vom Hesiodus sagt wie von Homer, derselbe hätte den Griechen die Theogonie gemacht und den Göttern ihre Benennungen, Würden und Beschäftigungen gegeben und die Gestalt derselben bestimmt.

Was den Glauben an ein Leben nach dem Tode anbetrifft, so stellt sich bei Hesiod eine höhere, hoffnungsreichere Ansicht heraus, als bei Homer. In dem Gedichte »die Tagewerke« sind wenigstens schon sämmtliche Heroen vom Zeus nach den seligen Inseln im westlichen Ocean versammelt. Ja! nach einem, freilich zweifelhaften Verse hat auch schon Kronos die Herrschaft über sie erhalten. Aus welchen Andeutungen man zugleich abnehmen kann, wie immer fort und fort die Mythendichtung waltete und ihre Gewebe weiter spann, damit natürlich vielfach auch die Religion selbst.

Die sogenannten cyclischen Dichter sind, wie in Behandlung der (troischen) Sagen, so in Hinsicht des religiösen Glaubens dem Homer gefolgt. Bisweilen nur mögen sie etwas abgewichen sein, wo es der etwanige Zweck ihrer Poesie erheischte. Auf das Ganze haben sie gewiß keinen erheblichen Einfluß geäußert: was schon daraus hervorgeht, daß Homer in dieser Zeit eben die Norm des Glaubens für die Griechen geworden ist.

Von weit größerer Bedeutung sind für uns dagegen die sogenannten homerischen Hymnen, von den Alten richtiger Proömien (Vorspiele, Eingänge) genannt; denn mit denselben pflegten die Rhapsoden ihre Vorträge der homerischen Gesänge einzuleiten. Es waren Anrufungen von Göttern und Göttinnen. In denselben nahm man oft den ganzen Cyclus der Sagen und der Beiwörter der betreffenden Gottheit durch, gab also gewisser Maaßen einen Abriß ihrer Kunde. Manche längere Gedichte der Art können so angesehen werden, daß sie, als Einleitung zu vollständigen Rhapsoden-Wettstreiten, gleichsam den Uebergang bildeten von den vorhergegangenen Götterfesten, ihren Opfern, Gebeten und heiligen Gesängen zu den darauf folgenden Wettkämpfen. Ihr Inhalt bezog sich doch also gewiß im Allgemeinen auf denjenigen Gott, dem die Festfeier gewidmet war, behandelte dessen Thaten und Sagen; er rief demnach dem anwesenden Volke dieselben entweder wieder ins Gedächtniß zurück oder unterrichtete sie gewisser Maaßen darüber, leistete also dem religiösen Glauben keinen geringen Vorschub. Mancher lokale Gottesdienst, mancher specielle Mythos ward dadurch ein öffentlicher, ein allgemeiner. Merkwürdig! mitunter findet man selbst in diesen Hymnen Andeutungen von Versuchen, das bestehende Göttersystem, den betreffenden Cultus aufzuklären, z. B. sogar durch Etymologien. So ist vielleicht der ganze Mythus vom Dionysos, als einem Sohne des Zeus (Διός), der auf dem Berge Nysa erzogen wird, nichts Andres, als eine Erfindung der über die Herleitung des Namens grübelnden Phantasie.

Im Uebrigen zeigte sich jetzt die Mythenpoesie geschäftiger wieder denn je: sie fand hierzu hinreichenden Stoff. Jene Wanderungen der Götterculte bei den vielen Wanderungen der Stämme wurden leicht zu Wanderungen der Götter selbst, und jene Stiftungen von neuen Heiligthümern eponymer Heroen zu Stiftungen durch diese Heroen. Dabei ward nun die Genealogie solcher Halbgötter hinaufgeführt zu Göttern, und die Abkunft natürlich des Breiten erzählt, viele ihrer Thaten weitläufig berichtet, ihre merkwürdigen Schicksale dargelegt. Bereits war mit der Zeit das Verständniß wohl so manches religiösen Gebrauches, Festes, Götterdienstes untergegangen und erloschen: ein Mythos suchte es wieder zu eröffnen, nicht selten auf eine ganz sonderbare Weise. Durch das Vermischen der verschiedenartigsten nationalen Elemente waren in diesem Zeitraume oft die verschiedenartigsten Culte einander näher gerückt, die die auffallendsten Gegensätze bildeten, die sich in ihrem Wesen förmlich widersprachen: mythische Erzählungen suchten den Zwiespalt zu lösen, das Unebene auszugleichen. Und so unendlich Vieles mehr. Auch verfehlte die dichtende Phantasie nicht, gewisse Priestergeschlechter und ihre Namen auf einen Heros eponymos zurückzuleiten und dadurch Veranlassung zu geben zur Vergötterung desselben. Man denke z. B. an die Buzygen in Athen, die so einen Buzyges, an die Butaden, die einen Butes schufen, der schon in den Werken des Hesiod genannt worden sein soll. Diese Periode möchte darum vorzugsweise

die der mythischen Dichtungen sein. Und dabei fehlte es nicht an Dichtern, welche die Sagen aufnahmen, fortführten, Götterculte ausführlich behandelten, z. B. Alcäus in seinen Hymnen. Sappho soll sich besonders die Aphrodite und den Eros zum Gegenstande ihrer Gesänge gewählt haben; Alcman feierte in seinen Parthenien, in Hymnen und Päanen wie Menschen so auch Götter; die Gedichte des Stesichorus verherrlichten vorzugsweise die Heroen, zuverlässig nicht ohne Manches davon in der Volkssage umzugestalten; auch hat er Lieder zum Preise der Götter, vornehmlich Päanen und Hymnen, gedichtet. Die Dithyramben des Arion priesen den Dionysos und die Feste dieses Gottes; die Hymnen oder Proömien dieses Dichters dienten zu Einleitungen von Festfeiern. Simonides verfaßte Hymnen und Betgesänge auf allerlei Götter.

Diese Dichter, so wie ihr ganzes Zeitalter, standen zuverlässig höher in moralischer Bildung, als die frühern. So mögen sie denn im Gegensatze zur frühern Ungebundenheit, Possirlichkeit, Unschuld mehr Ehrfurcht vor den Göttern gehegt und in ihren Göttergeschichten bewahrt haben. Und wirklich ist eine solche Veredlung des religiösen Glaubens unverkennbar, wenn wir die dichterischen Erzeugnisse dieser Periode mit denen der vorigen vergleichen. Die Götter stehen nun den Menschen nicht mehr so nahe; diese wagen nicht mehr Scherz mit jenen zu treiben. Indessen weil die Dichter der gegenwärtigen Periode dem Homer den hohen Rang nicht abliefen, hatten sie nicht den Einfluß, ihre Ideen geltend zu machen.

Während so das Feld der griechischen Religion vielfach innerlich angebauet und erweitert wurde, erhielt dieselbe im Laufe dieses Zeitraumes auch eine festere äußere Gestaltung. Auf jenes Völkergewirr in Hellas und bei den Colonisationen, auf jenes Vermengen der verschiedenartigsten ethnischen Elemente, erfolgte nach und nach ein geregelterer Zustand: die Verhältnisse in den neuen Staaten, welche sich bis daher so vielfach durchkreuzt und in einander übergegriffen hatten, in den Familien, Phratrien, Demen u. s. w., setzten sich nach gerade, wurden geschieden und begrenzt durch besondere Anordnungen. An nicht wenigen Oertern erstanden besondere Gesetzgeber. Wenn schon vor der dorischen Wanderung die Religion vielfach verkettet gewesen war mit dem Familien- und öffentlichen Leben: so ward nun dieselbe aufgenommen förmlich in die staatlichen Einrichtungen; sie ward ein Theil des öffentlichen Lebens, viele Culte von Staats wegen eingesetzt oder sanctionirt und sogar an öffentliche Aemter gebunden. Die politische Macht zog das religiöse Element in ihr Bereich: dieses ward jener untergeordnet. Dadurch geschah es, daß dasselbe überall eine feste Norm erhielt, aber auch jene objective Starrheit, die den eigentlichen Keim des religiösen Glaubens, das lebendige Gefühl ertödtet. Die Religion der Griechen ward nun zumeist Sache des äußern Gebotes, des Gesetzes, und starb je mehr und mehr ab zu bloßem Formelwesen, zu bloßer äußerer Pflicht. In vielen Theilen mußte sie eben dadurch mit der Zeit ihre ursprüngliche Bedeutung, allen Sinn verlieren. Und um jeglicher Neuerung

zu steuern, um jeglichen Cultus recht fest, unantastbar und dadurch um so dauernder zu machen, setzte man von Staats wegen sogar Gerichte und Strafen ein auf eine Verletzung oder Vernachlässigung. In Athen z. B. ward in diesem Zeitraume ein besonderer Beamte, einer der höchsten, der Basileus, mit der Ueberwachung der Staatsreligion beauftragt, auch damit gewiß die Möglichkeit auf Anklage wegen Irrreligiösität festgestellt. Hier finden wir schon vor Solon Satzungen und besondere Anordnungen (θεσμοὺς καὶ νόμους) in Bezug auf die religiösen Verhältnisse. Solch starrer Formalismus mußte aber um so mehr in dorischen Staaten heimisch werden, je mehr dieser Volksstamm das Geregelte, das Gesetzmäßige, das Positive überhaupt liebte. Man mochte wohl erkennen oder wenigstens fühlen, wie nothwendig es sei zur Ruhe und Ordnung im Staate, wenn Religion daselbst herrsche; man brauchte sie nicht gerade, wie das die Ansicht späterer Philosophen und Geschichtschreiber geworden, deßhalb eigens erfunden zu haben. Eben so mochte man fühlen und einsehen, daß auch in dieser Sache Positives nöthig sei, wodurch das Gottesbewußtsein erhalten und immer wieder aufgefrischt werde. Nur versahe man es allgemein darin, daß man nicht für ein Lebendig-Erhalten des Festgestellten durch Erklärung, Deutung u. s. w. und für ein Fortschreiten und Bessern des Cultus sorgte. Was Sache des Staates ist. Denn eine Religion muß positiv sein; sonst ist sie keine specielle Religion; aber damit muß nicht dem Fortschreiten ein Damm gesetzt sein. Das war in Griechenland der Fall und — ein Uebel.

Trotz dem ward kein besonderes Religionsgesetzbuch angefertigt, auch kein Katechismus u. dergl.: den Mangel an allem diesem ersetzte die im Charakter des Griechen liegende Pietät, die Gewohnheit, das Herkommen. Doch finden sich, z. B. bei den Kretern, einzelne Cultuslieder, die durch besondere Anordnungen vorgeschrieben waren. Die Jugend oder das Alter mußte sie auswendig lernen und an den betreffenden Festen absingen. Sonst ist an ein wirkliches Unterrichten der Jugend durch eigens dazu bestellte Männer, Priester u. s. w. nicht gedacht worden. Es ward Alles durch Anschauung und Gewohnheit erlernt. Und wenn etwas Schriftliches darüber existirt hat, so waren es bloße Ritualbücher, die das Aeußere eines Cultus festsetzten. Die bloßen Handlanger beim Opferdienste, die Priester, erlangten auch in dieser Periode keinen Einfluß auf die religiöse Bildung oder Fortbildung der Griechen.

Die Religion hatte mithin bei den Hellenen drei Stützen: das Herkommen, die Dichter Homer und Hesiodus, und den Staat. Darunter war die letzte die mächtigste.

So wie nun auf solche Weise die Religion vielfach oder fast gänzlich abhängig ward von dem Staate, ward sie wieder anderweitig ihm übergeordnet, half sie die Verhältnisse desselben ordnen und festigen. Das war sogar im Großen der Fall, wovon wir schon in der vorigen Periode einige Spuren entdeckten: die religiösen Amphictyonien nahmen jetzt weit mehr überhand. Einige zwar, z. B. in Thessalien, waren freilich bei dem Einbruche der Thessalier zu

Grunde gegangen; dagegen erhielten sich oder entstanden auf dem Festlande von Griechenland das delphische Institut, das Pambötium beim Tempel der itonischen Athene, das Panachäum in Achaja, in Kleinasien das Panäolium, das Panionium, die Panegyris der dorischen Sechsstädte. Noch großartiger wurden die Institute der großen Spiele, denen ursprünglich Götterculte und gemeinsame Festfeier zum Grunde lagen.

Zu bemerken wäre noch, daß in dieser Zeit der Feststellung des Götterdienstes zuverlässig auch viele ältere, verdunkelte und vergessene Culte wieder hervorgesucht und zu Ehren gebracht worden sind. Das muß namentlich der Fall mit den alten Mysterien gewesen sein. Diese kamen seitdem wieder mehr denn je auf, fingen sogar an sich in die Vorderreihe zu stellen. Aber damit gewannen sie den merklichsten Einfluß auf die Verbreitung des Glaubens an Unsterblichkeit, an ein anderes Leben nach dem Tode. Den Fortschritt »erkennt man am besten, wenn man die Ideen des Homer in dieser Beziehung mit denen vergleicht, wie sie von Pindar ausgesprochen werden. Während dort die Todten, nicht ausgenommen die erhabendsten Heroen, ein schattenähnliches Leben in der Unterwelt, dem Hades führen, wo sie gespensterartig ihr Thun auf der Oberwelt fortsetzen, herrscht bei Pindar der Glaube, daß alle Frevel auf der Oberwelt einen strengen Richter in der Unterwelt finden, aber ein seliges Leben bei ewigem Sonnenschein, ohne Mühe um den Unterhalt, den Guten zu Theil wird. »»Die aber, welche es vermocht haben, bei einem dreimaligen Leben auf der Ober- und in der Unterwelt, die Seele völlig rein von allem Unrecht zu erhalten, die wandern die Straße des Zeus zur Burg des Kronos, wo die Inseln der Seligen von den Lüften des Okeanos umweht werden, und Blumen von Gold erglänzen.«« Man sieht, daß hier die Inseln der Seligen als ein Lohn der reinsten Tugend erscheinen, während bei Homer nur einzelne Götterlieblinge, wie Menelaus, weil er eine Tochter des Zeus zur Gemahlin hat, nach dem elysischen Gefilde am Okeanos gelangen.« Und manches tiefere religiöse Gemüth, welches seine Befriedigung nicht bei der hellen olympischen Götterwelt fand, wo der Gedanke mehr sich fröhlich und heiter und oft frivol sucht in sinnlich schöner plastischer Götterbildung abzuspiegeln und gern abspiegelt, fühlte sich zu den dunklen, stillen, geheimen Culten hingezogen und umfaßte sie, die der Phantasie einen weiten Spielraum verliehen, mit besonderer Vorliebe. Dieß war ein zweiter, in der Sache selbst liegender Grund, warum jetzt dieser Geheimdienst wieder sichtlicher hervortrat und nicht ohne Energie sich geltend machte.

Der Einfluß der Religion auf die Sittlichkeit und Sittigung des Menschen ward in dieser Periode gewiß größer als früher, gewiß in dem Maaße größer, als die Götter in der Vorstellung der Griechen an Majestät und Herrlichkeit wuchsen. Die Gnomendichter aus der letzten Zeit unserer Periode, die so viele treffliche Sprüche geben, bezeugen das zur Genüge. Ueberall sittliche Haltung neben

großer Pietät gegen die Götter. Das werden wohl auch die Gesetzgeber zeitig genug erkannt haben; darum eben die Berücksichtigung der Religion bei ihren Gesetzgebungen, bei ihren Staatseinrichtungen. Manche unter denen werden erkannt haben, welcher Zügel darin für das Volk liegt. Ein nachtheiliger Einfluß der Frivolitäten in den homerischen Gedichten oder der Mysterien ꝛc. stellt sich nirgends heraus; das sittliche Gefühl ist auch im Volke so stark, daß es im Allgemeinen über solche Einzelnheiten wegsieht und unbemerkt bei sich vorüber gehen läßt. Die Pietät gegen die Götter, welche der Staat forderte und zur Pflicht machte, heiligte umgekehrt wieder die staatlichen Einrichtungen.

Wie sehr die Religion überall ins Leben der Griechen eingriff, sehen wir unter andern auch daraus, daß schon im gegenwärtigen Zeitalter (vergl. Homer) — noch mehr in den folgenden — Namen von Menschen, Oertern, Städten u. s. w. von Götternamen gebildet wurden.

In dieser Periode finden sich nun bestimmt schon Tempel; bereits im Homer kommen davon genügende Zeugnisse vor. Und zwar sind es da schon öffentliche Gebäude, bestimmt, dem Volke Gelegenheit zu gewähren, seine Andacht zu verrichten. Bald schlich aber auch wohl der Aberglaube ein, daß die Gottheiten selbst der Wohnungen bedürften. Diese Idee mußte besonders entstehen, als man anfing, sich Bildnisse von den Göttern zu machen und solche als wirkliche Wesen anbetete. Nur waren sie, die Götter, gegen die Unbilden des Wetters zu schützen, und der Tempel ward wirkliches Haus, wirkliche Wohnung für die Gottheit. Anfänglich nahm man doch gewiß nur Holz und bauete ganz einfach, schmucklos, später mit Verzierungen und von Stein. Natürlich werden sich jene auf die Vorstellungen und Sagen von der betreffenden Gottheit bezogen haben. Anfänglich waren es gewiß nur einzelne Figuren, später ganze Gruppen. Es gesellte sich zur Baukunst die Sculptur.

An die Stelle der unförmlichen, durch die Natur gebotenen Klötze und Steinblöcke traten in dieser Periode bereits Bildnisse in menschlicher Gestalt. Bei Homer findet sich schon eine, wie es scheint, unzweifelhafte Andeutung davon. Von hölzernen Schnitzbildern schritt man hier zur Arbeit in Stein, ja zu Ende des Zeitraumes auch zu getriebenen Arbeiten und zum Erzguß fort. Der sinnliche Mensch will nehmlich ja gern den Gegenstand seiner Anbetung schauen, und so ist er oder der in der Cultur höher Stehende für ihn beflissen, ihm solches zu gewähren.

Den Fußtapfen der Sculptur und der Plastik folgte ohne Zweifel bald auch die Malerei, anfangs sich wohl nur an Bemalung der Bildsäulen versuchend, später selbstständig auftretend und zu Ende der Periode — der Kasten des Cypselus ist ein bemerkenswerthes Zeugniß — sogar schon vollständige Gruppen und zusammengesetzte Darstellungen großartig herstellend.

Diese Künste treten jetzt für's Erste noch in den Dienst der Religion, um sich, von ihr gehoben und gekräftigt, später frei und

edel zu entfalten. Sie leisteten ihrer Herrin und Erzeugerin schon manchen Vorschub. Die religiösen Vorstellungen im Volke gewannen durch die sinnliche Anschauung seiner Götter in den Götterbildern, die sich ja als leblose Körper immer gleich bleiben, einen festern Charakter. Auch ward das Gefühl der Andacht nun mehr geweckt und belebt, da man vor Augen sahe, was man vorher dunkel bloß gedacht hatte. Manches ward erhalten und dem Gedächtniß bewahrt, was ohne solche Vorkehrungen abgestorben wäre. Freilich war andrerseits auch wieder mancher Nachtheil damit verbunden. Die Menge vergaß über das Anschauen des Sichtbaren das Unsichtbare, begnügte sich mit der sinnlichen Vorstellung. Während für den denkenden Geist und für das tiefere religiöse Gemüth eigentlich Alles symbolisch ist: aller Cultus, auch die Menschengestalt, auch die Bildsäule, kam es nun bei dem Volke dahin, daß selbiges die todten Standbilder für die Götter selbst nahm, daß es sie bekränzte, wusch, salbte, anzog, vor ihnen niederfiel, ihnen Küsse zuwarf ꝛc., wie wenn es lebende Personen vor sich hatte. Der Grund war, daß, obwohl diese Götter nicht wirkliche, sondern nur erdachte Wesen der reinen Imagination waren, sie doch durch die schöne, bezaubernde und bestechende Kunst für das Volksbewußtsein die reelste Bedeutung erhielten. Es konnte um so leichter in diesen Fehler verfallen, als für religiöse Aufklärung, für Belehrung des gemeinen Volkes über das Götterthum gar keine öffentlichen Anstalten, keine Lehrer existirten, die es in Leben, in Thätigkeit, in Fortbewegung gesetzt und erhalten hätten. Die Religion bei den Griechen war zwar zumeist eine öffentliche Angelegenheit, für welche indessen der Staat nie innerlich fördernd, sondern nur positiv begrenzend, stabilirend verfahren ist. Daher eben das Ganze, je weiter es hier sich entfernte von dem Puncte seines lebenvollen Ursprungs, seiner Entstehung in der frischen Begeisterung, zu einem wohl dienstbaren und äußerlich gut zu handhabenden, aber innerlich desto faulen, leb- und bewegloſen rohen Klumpen ohne Wärme und ohne Licht hinabsank.

Aber der Gegensatz ruft den Gegensatz hervor. Es sollte ein Licht aufleuchten, das da versuchte, die Finsterniß zu zerstreuen, das Kalte zu erwärmen, das Todte wieder zu beleben, das Alte neu zu gestalten. In Jonien sollte das geschehen.

Dort hatte sich wohl Alles in den neu angelegten Städten aus der Verwirrung zu einer festen Ordnung bestens geformt, aber nicht zu einem so starren Systeme, daß nicht dem Geiste Freiheit, daß ihm nicht ein Fortschreiten möglich geblieben wäre. Bald nun entwickelte sich hier ein ausgebreiteter, gewinnreicher Handel und Verkehr, selbst nach entfernten Gegenden hin, zahlreiche Colonien wurden anderweitig angelegt, die Einwohner wurden betriebsam, thätig, rührig, raffinirend, nachdenkend. Und so stellte sich alsbald hier ein System geistiger Bewegung her für Betrachtung der Verhältnisse in der Natur und im Menschenleben, der später auch die Religion sitzen mußte. Dadurch trat eine ganz neue Epoche ein, auch für unsern Gegenstand, und so gehen wir denn über zur

Dritten Periode.

Vom Erwachen des kritisch-philosophischen Geistes unter den Griechen bis auf Alexander den Großen oder von etwa 600 bis 334 v. Chr. Das Zeitalter der Bewegung und des Kampfes.

Der literarischen Quellen werden immer mehr, je weiter die Zeit fortschreitet. Die Religion der Griechen bietet in dieser Periode anfangs das Bild einer ruhigen Wasserfläche, die sich je mehr und mehr anfängt zu kräuseln. Auch in der Religion, wie überall, geht das Leben dem Begriffe voraus; dieser bildet sich erst aus jenem heraus. Die Theorie folgt der Praxis. Das allgemeine dunkle Bewußtsein oder Gefühl vom Dasein eines höhern Wesens ist schon längst rege gewesen, hat schon längst Alles, was zur äußern Verehrung desselben gehört, gestaltet. Da erwacht erst das Denken und stellt sich prüfend der Religion gegenüber, untersucht, Alles zergliederd und zersetzend, den Grund von Allem, will Alles erkennen, begreifen, beurtheilen lernen, will wissen. Nun hat sich jene gemeiniglich zu einer Zeit entwickelt, wo die Kenntniß der Dinge um den Menschen her, noch sehr unvollkommen ist; sie hat sich mit dieser unvollkommenen Kunde vielfach verwickelt. Gesetzt also auch, die Religion selbst werde nicht unmittelbar zum Gegenstande des Denkens und Prüfens gemacht, sondern z. B. die Natur: so muß bei fortschreitender Untersuchung doch auch die Religion mehr oder weniger betheiligt, sogar angegriffen werden, insbesondere wenn dieselbe, wie wir oben vom griechischen Heidenthume ausgesagt haben, mit der alten Naturanschauung so eng verwachsen ist, und wenn dem freien Aufschwunge des Gedankens von Seiten des Staates kein Hinderniß in den Weg, kein Hemmschuh angelegt ist.

Das letztere war in Jonien nicht der Fall. Hier hatte sich eine freiere Verfassung der Städte entwickelt als im Mutterlande. Hier war auch das freiere Denken nicht verpönt. Und was kümmerten sich die lydischen, später die persischen Könige um dieses freiere Denken, wenn nur die Bewohner des Landes ihre Steuern richtig bezahlten! Es war um 600 v. Chr., als hier der Alles seiner Kritik unterwerfende philosophische Verstand zuerst erwachte. Es war das eine Zeit, wo mehrere günstige Umstände zusammentrafen, diese universalhistorisch-merkwürdige Bewegung in der Welt zu erzeugen. Man hat sie treffend mit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts n. Chr. verglichen: der Erfindung und Verbreitung unsrer Buchdruckerkunst entspricht die damalige Verbreitung und Verbesserung der Buchstabenschrift; unsern Entdeckungsreisen die Bekanntschaft der Helle-

nen, namentlich der Jonier, mit Aegypten, mit der westlichen Hälfte des Mittelmeeres, mit dem Pontus Eurinus. So erweiterte sich ihr Blick: sie lernten Fremdes kennen; sie verglichen es mit dem Heimischen; sie machten in Folge dessen Abstractionen, Schlüsse. Insbesondere war es die Natur, welche sie zuvörderst zum Gegenstande ihrer Betrachtung wählten. Bekannt geworden mit den astronomischen Beobachtungen und genauen Berechnungen der Morgenländer: der Chaldäer in Babylon und der Aegypter, und durch dieselbe an- und aufgeregt, fingen sie erst an über die Himmelskörper und deren Bewegungen, deren Natur und deren Ursprung nachzudenken und Beobachtungen zu sammeln und Vermuthungen aufzustellen. Bald aber richteten sie ihre Blicke auch auf die Erde: es erwachte das Studium der Natur, die Naturphilosophie, und nun war es ein kleiner Schritt zur Philosophie überhaupt, zu jener Wissenschaft, die durch die freie Thätigkeit des denkenden Geistes bestrebt ist, das Wesen, den Grund, den Zweck alles dessen, was da ist, zu erforschen, in welcher der intellectuelle Trieb des Geistes eben so wie der praktische seine wahre Befriedigung finden soll.

Anfangs nun pflegt sich diese Wissenschaft zu isoliren, für sich allein, getrennt von allem Uebrigen, sich ein eignes System zu schaffen, namentlich den Volksglauben ruhig bei Seite zu lassen. Da kommt es denn zwischen beiden nicht sofort zum Conflict. Beide bestehen friedlich eine Zeitlang neben einander. Auch wagt man anfänglich, aus anerzogener Scheu und aus treuer Anhänglichkeit an dem Ueberkommenen und Alten, sich nicht sogleich an eine Prüfung des Heiligen. Das war auch hier in Jonien der Fall, und die Untersuchungen oder Meinungen der Philosophen griffen anfänglich um so weniger den Volksglauben an, als sie sich an die des Hesiodus anschlossen, der ja für den Schöpfer oder wenigstens für den Vertreter desselben galt, und als die materiellen Principe, welche von diesen Physikern an die Spitze des Alls gesetzt wurden, nicht bloß Materielles sein sollten, sondern ausgestattet mit eigner Kraft der Bewegung und des Handelns, also materielle und geistige zugleich waren, d. h. göttliche Wesen, die sehr nahe an die Naturgötter des Volksglaubens streiften. Thales war noch der Ansicht, Alles sei voller Götter. Zum Beweise hierfür nahm er den Magnet und den Bernstein als Träger von Natur- d. h. göttlichen Kräften, und Anarimander nannte die unzähligen Welten, die er in seinem Systeme aufstellte, Götter, indem er sich diese Welten selbst als Wesen dachte, die sich mit eigner, selbstständiger Kraft bewegten. Indessen, weil jener das Wasser, dieser ein unbestimmbares Etwas an die Spitze seiner Philosophie setzte, um daraus die Entstehung und den gegenwärtigen Bestand der Welt zu erklären, fing doch hiermit an theils sich der Begriff von der Weltschöpfung zu beleben und flüssig, theils die Fülle der Gegenstände der Naturwelt auf ein Erstes, Einfaches, Beharrendes, Allwirkendes reducirt zu werden, was natürlich der Tod des Polytheismus, aber auf der andern Seite ein außerordentlicher Fortschritt, Aufschwung des freien Geistes war, der seinen Leuten alle

Ehre macht. Von Thales erzählt man sogar, daß er jenem Grundstoffe, dem Wasser, sich selbst bewegende Kraft beigelegt, d. h. ein Göttliches, wenn nicht wirklich behauptet, doch wenigstens geahnet hat. Und Anaximander soll eine eigene Kosmogonie — die erste, die wir wenigstens kennen — philosophisch sich nach seinen Principien construirt haben. Uebrigens muß doch auch schon Thales manches über die Religion selbst nachgedacht haben, weil sich über ihn die bestimmte Meldung erhalten, daß er den Unterschied von Göttern, Dämonen und Heroen zuerst gelehrt. Und die Einführung der Dämonenlehre wäre allerdings eine bedeutende Neuerung des Volksglaubens gewesen.

An die Stelle des unbestimmten Etwas des Anaximander setzte Anaximenes, der Zeitgenosse dieses Philosophen, wieder ein bestimmtes Naturelement, die Luft, faßte selbige aber sehr wahrscheinlich als etwas Seelenhaftes, Geistiges auf, und so that er denn einen neuen Schritt vorwärts. Aber dieses fortwährende Wechseln der Ansichten und Meinungen mußte immer zu weiterem Nachdenken reizen und die Geister zu immer freierem Flügelschlage ermuthigen.

Da trat denn Heraklit von Ephesus auf (um 505 v. Chr.), einer der ausgezeichnetsten Denker des Alterthumes. Muthig schritt er fort auf der begonnenen Bahn, ja! man kann sagen mit ziemlicher Keckheit und Zuversicht zu sich selbst, wie das Wahrheitsgefühl sie gibt. Er fand keine Befriedigung mehr in dem alten Köhlerglauben seiner Zeit, ward in der That Skeptiker in der Religion, warf alles das Frühere weg als ein Unwahres, kam so zum reinen Gedanken des Absoluten, der Gottheit selbst, und von diesem Standpuncte aus sahe er mit Verächtlichkeit auf den ganzen bisherigen Göttereultus herab. Welt und Feuer bildeten ihm ungetrennt das ewig lebendige Wesen des Ganzen. Die ganze Welt war ihm von Gott erfüllt. »Tretet ein,« soll er einst, als er am Heerde saß um sich zu wärmen, zu denjenigen, welche ihn sprechen wollten, gesagt haben, »auch hier sind Götter!« »Die sittliche Hoheit und der Adel des Menschengeistes,« meinte er weiter, »ist eben nur ein Abbild des göttlichen, daher keines blutigen Opfers bedürftig zur Entsühnung.« »Sie beten da,« redete er einst seine Landsleute an, »zu den Bildern, wie wenn Jemand mit Häusern ein Gespräch führen wollte.« So sehr war er erzürnt über die abergläubige Anbetung der Götzenbilder zu seiner Zeit, als wirklicher Götter. Wie er über die alten Götter dachte, wie er sie so richtig aufzufassen verstand, lehrt sein berühmter Ausspruch: »Wenn die Sonne ihre Bahn verlassen wollte, würden die Erinnyen, die Bundesgenossen der Dike, sie zu finden wissen«. Er dachte sich also unter den Erinnyen das in der Natur, wie im sittlichen Leben gleicher Weise ewig waltende und ewig geltende göttliche Gesetz. Und da nun der bisherige Volksglaube besonders durch die Dichter, namentlich den Homer, gehalten wurde, sich auf denselben stützte, was Wunder, wenn sich der kräftige Mann auch über diesen mit Unwillen aussprach? »Man muß den Homer« (d. i. die ihn vortragenden Sänger, Rhapsoden) bei den Festkämpfen

durch die Polizeidiener wegtreiben lassen von den Festfeiern, weil dessen Gedichte das Volk mit so crassen Ideen anstecken.« Hier unterschied er nun freilich nicht in seiner hohen sittlichen Würde und in seiner Achtung für das Moralische, was Kunst ist und was sie thun darf, auch mit Hintansetzung des Streng-Moralischen, und that insofern dem Homer Unrecht. Doch sieht man aus Allem: Heraklit war ein aufgeklärter Mann: er stand weit erhaben über dem Volksglauben seiner Zeit. Und was that das Volk in seiner Vaterstadt? Es blieb gleichgültig; es ließ die Schrift des Mannes, worin derselbe solche freidenkerische, rationalistische Grundsätze ausgesprochen hatte, — freilich war sie, wie man sagt, ziemlich dunkel geschrieben, nicht ohne Zweck: damit nur Sachverständige sie lesen, und das gemeine Volk sie nicht verächtlich machen sollte — in die Halle des berühmten Artemistempels ruhig niederlegen und — fuhr nach wie vor ungestört fort, den alten Götzen zu dienen. Uebrigens ist es aus Plato's Kratylus wohl klar, daß Heraklitus bereits auf etymologischem Wege dem Ursprunge der griechischen Götternamen und dadurch der ganzen Religion beizukommen suchte. Er war somit auf richtigem Wege; aber seine und seiner Anhänger Etymologien sind zumeist den Regeln der betreffenden Wissenschaft entgegen.

Während so die Physiker in Jonien den alten Glauben untergruben, thaten das auf einem andern Puncte des Hellenenthumes die sogenannten Eleatiker, so geheißen nach einer Stadt in Italien, und zwar noch heftiger und eindrücklicher theils durch die unter ihnen gewöhnlich werdende Bewegung des Denkens im Gebiete reiner abstracter Begriffe, theils unmittelbar durch frechen Spott und Hohn. Xenophanes aus Kolophon, mithin auch ein Jonier von Geburt, also gewiß auch angesteckt von der in diesem Lande überhand nehmenden Freigeisterei, aber im Uebrigen doch in seinen Ansichten unabhängig von jenen Philosophen, war, höchst wahrscheinlich in Folge der Eroberung der kleinasiatischen griechischen Colonien durch die Perser, zugleich mit den Phocäern vor den eindringenden Barbaren entwichen und hatte sich zu Elea in Italien niedergelassen. Hier fängt er an, sich vorzugsweise philosophischen Studien hinzugeben und begründet eine besondere Schule, die eleatische. Und er ging dabei nicht, wie die Physiker in Jonien, von dem Wirklichen, Materiellen aus, sondern von einem ideellen Principe. Wieder ein ungeheurer Fortschritt im Denken, der Fortschritt zur ideellen Anschauung der Welt vom Geiste aus, der um so höher anzuschlagen ist, weil die Griechen bis daher doch nur dem Sinnlichen zugewandt gewesen. Zuerst war er zur Erkenntniß gekommen, daß man über die Götter nichts Gewisses wisse. Sein Werk über die Natur hat er mit den Worten geschlossen: »Niemand hat Gewisses erkannt, noch wird er's erkennen hinsichtlich der Götter — — . Denn wenn er auch selbst das Vollendetste sagte, weiß er es dennoch nicht; sondern Wahn ist über Alles verhängt.« Dieser Skepticismus verhinderte ihn aber doch nicht, die Gottheit als das Einige und Ewige, als das immer sich gleich Bleibende, als das Unendliche zu setzen, das

ganz Geiſt und Verſtand ſei, alſo zum reinſten Monotheismus ſich emporzuſchwingen. Von ſo hohem Standpuncte aus mußte ihm natürlich die Volksreligion wie Unſinn, als eine Narrheit erſcheinen, und ſeine kühne und energiſche Wahrheitsliebe hat eben ſo wenig wie die des Heraklit Anſtand genommen, ſich mehrfach darüber Luft zu machen, den gemeinen Glauben zu tadeln, die phantaſtiſchen, anthropomorphiſtiſchen Vorſtellungen ſeiner Landsleute von den Göttern offen als Vorurtheile und ebenſo wie Heraklit das Unedle und Unſittliche in den Erzählungen der alten Dichter von den höhern Weſen nachzuweiſen. »Wenn die Stiere und Löwen,« ſagte er unter Anderm ein Mal, um den Urſprung und damit die Thorheit des Anthropomorphismus ins Licht zu ſetzen, die er ſo wahr, ſo ſcharfſinnig erkannt hatte, »Hände hätten, um damit zu malen und Kunſtwerke auszuführen, wie die Menſchen: ſo würden ſie auch die Geſtalten und Körper der Götter eben ſo malen, wie ſie ſelbſt am Leibe beſchaffen wären: die Pferde nach der Aehnlichkeit der Pferde, die Stiere wie Stiere.« Und zur Bekräftigung dieſes ſo richtigen Urtheiles wies er darauf hin, daß die Aethiopier (Mohren) ihre heimiſchen Götter ſchwarz und mit eingebogener Naſe abbildeten, ſo wie ſie ſelbſt geſtaltet wären, die Thracier dagegen blauäugig und roth, und überhaupt ein jedes Volk nach der Aehnlichkeit mit ſich. Die Dichter aber, in deren Werken dergleichen niedere Vorſtellungen enthalten wären, und durch welche dieſelben unter dem Volke verbreitet, verfeſtiget und fortgepflanzt würden, erſchienen ihm als Verderber der ächten, wahren Religion. Ihnen trat er deßhalb auch, und ganz beſonders dem Homer und Heſiodus, den geleſenſten und angeſehenſten unter den Dichtern ſeiner Nation, mit Kühnheit und ſchonungsloſem Ernſte entgegen. »Sie haben,« äußert er ſich ein Mal in einem elegiſchen Gedichte, »ſich nicht damit begnügt, den Göttern bloß menſchliche Fähigkeiten und Tugenden zuzuſchreiben; Jegliches hat ihnen Homer und Heſiod angedichtet, was bei den Menſchen ſogar für Schimpf und Vorwurf gilt: ſtehlen, ehebrechen und ſich einander hintergehen.« Auch hat er öfter Anlaß genommen, die Dichtungen von Kämpfen der Titanen, Giganten und Centauren abzufertigen, und bloß die Verehrung göttlicher Weſen anzuempfehlen, jedoch nicht etwa mittelſt Trauer, ſondern lediglich durch Opfer: ein Punct, wodurch er ſich freilich wieder als einen Anhänger des Volksglaubens zeigte.

Den Fußtapfen des Xenophanes ſchloſſen ſich an Parmenides aus Elea und Zeno. Der erſte philoſophirte auf eine merkwürdige Weiſe über den Bau, über die Entſtehung und Regierung der Welt — lauter Dinge, die in das Gebiet der Religion einſchlagen. Er ſagte z. B.: der Mittelpunct aller in der Welt gemiſchten Dinge ſei die Göttin (Natur), Dämon nannte er ſie. Sie regiere Alles, vertheile Alles, ſei die Dike (Weltordnerin) und die Nothwendigkeit; ſie ſei von aller irdiſchen Erzeugung und Vermiſchung das Princip (die Urheberin), zum Gehülfen habe ſie ſich den Eros angenommen und aus dieſem alle Götter erzeugt u. ſ. w. Der letztere, Zeno, machte

es sich zur Hauptaufgabe, der Welt zu beweisen, wie nothwendig es sei, das philosophische Denken von der gewöhnlichen Vorstellungsweise der Menschen zu trennen, was natürlich auf den religiösen Glauben vorzugsweise sich bezog. Er suchte die Einheit Gottes auf logischem Wege zu beweisen. Um die Nichtigkeit der Meinung darzulegen, daß die Gottheit in Tempeln verehrt werden könne oder müsse, soll er in seiner Schrift über die beste Einrichtung des Gemeinwesens erklärt haben: »Es ist unnöthig, Tempel zu bauen: denn Niemand muß sich einbilden, daß in den Dingen, welche durch Zimmerleute und andere Handwerker verfertigt worden, etwas Göttliches, Ehrwürdiges und Heiliges sei.« Hippo, ein anderer Philosoph der eleatischen Schule, soll sich von dem gemeinen Glauben so entfernt gehabt haben, daß er — der erste, dem dieser Beiname beigelegt worden — geradezu für einen Atheisten oder Gotteslängner erklärt wurde. Democrit dagegen, der eigentliche Repräsentant des Atomismus, war bestrebt, den Volksglauben mit seiner Philosophie zu versöhnen. Aber es gelingt ihm kaum, konnte ihm nicht gelingen, denn die Atomistik stellt sich ja schlechthin jeder Annahme einer Schöpfung und Erhaltung der Welt durch höhere vernünftige Wesen gegenüber. Als wirklicher Gotteslängner kann er aber drum nicht angesehen werden. Bemerkenswerth ist, daß er zuerst versuchte, die Religion als Idee, Gefühl oder Begriff, ihrem Ursprung nach, im Menschen selbst nachzuweisen, sich also zu der Annahme zu erheben, welche noch gegenwärtig in unsern Tagen eine sehr verbreitete ist. Nach seiner Meinung nehmlich sollte sich die populäre Vorstellung von den Göttern so erzeugt haben, daß die Menschen in ihrem ersten Naturzustande durch die physischen Erscheinungen in der Natur, durch Donner, Blitz, Cometen, Sonnen- und Mondfinsternisse in Furcht und Schrecken gesetzt worden, und hiervon die Götter als Urheber angesehen hätten. Auch war Democritus des Dafürhaltens, daß die Menschen durch Nachahmung von den Thieren die Künste gelernt hätten: von der Spinne das Weben, von den Schwalben den Häuserbau, von der Nachtigall das Singen. Freilich ein Irrthum; aber wo blieb bei solcher Ansicht der ältere, der Volksglaube, daß das Alles Erfindungen, Gaben besonderer Gottheiten wären?

Während so die Philosophen sich's gehörig angelegen sein ließen, den Volksglauben zu bestreiten und die Erzählungen der ältern Dichter als lächerlich und nachtheilig hinzustellen, traten — auch hier rief der Gegensatz wieder den Gegensatz hervor — Männer auf, welche Beides in Schutz nahmen und zu rechtfertigen suchten, dadurch, daß sie die Götter und Götternamen einer Deutung unterwarfen: man erklärte sie, in Uebereinstimmung mit jener ionischen Philosophie, für personificirte Naturkräfte oder psychische Zustände. Dieses Verfahren reicht nach den uns überkommenen Nachrichten bis in die Zeiten der ersten philosophischen Reflexion unter den Griechen. Schon Theagenes von Rhegium, ein Zeitgenosse des Cambyses, soll in den homerischen Dichtungen eine doppelte Allegorie vermuthet haben: eine physische und ethische, d. h. er sah durch die Götternamen bald

Naturelemente, bald menschliche Affecte ausgedrückt. Man sieht, der Mann war auf dem richtigen Wege, die griechische Religion aufzufassen. Nur hätte er nicht bei Jenem stehen bleiben, sondern in diesem Physischen und Ethischen auch das Göttliche erkennen sollen. So war das Verfahren ein einseitiges, oberflächliches und diente nur dazu, die Götter und die ganze Religion herabzuziehen ins Gewöhnliche, ins Begreifliche, ins Wunderlose. Und je fleißiger damals die Gedichte des Homer und Hesiod gelesen, vorgetragen, erklärt wurden, desto mehr mußte diese gefährliche Exegese Eingang finden: sie sprach den Verstand, den flachen Rationalismus an.

Ganz auf ähnliche Weise, wie diese Philologen, nur systematischer noch und consequeter und darum eben, bei allen Leisem und Unvermerktem ihres Verfahrens, nur um so destruirender für die alte Religion, gingen die sogenannten Orphiker zu Werke, jene Verbindungen von Mystikern, die sich unter der vermeintlichen Vorsteherschaft des uralten Mysteriensängers Orpheus bildeten, vor Allen dem Cultus des chthonischen Bacchus huldigten, in diesem Culte, weil er etwas Mystisches hatte, die Befriedigung eines tiefern religiösen Bedürfnisses suchten und fanden. Ihr Leben war nicht dem ausgelassenen Taumel des gewöhnlichen Bacchusdienstes geweihet, sondern im Gegentheil ein stilles ascetisches Streben nach Reinheit und Unbeflecktheit im äußern Wandel. Waren sie aufgenommen in den Bund — dieß geschah durch Theilnahme an dem mystischen Mahle des rohen Opferfleisches von dem zerrissenen Dionysos-Stiere — so genossen sie kein Fleisch weiter und trugen weiße linnene Gewänder, nach Art der ägyptischen Priester, denen sie überhaupt in mehreren Stücken sollen geähnelt haben. Die Eigenthümlichkeit ihres Verfahrens, hinsichtlich der griechischen Religion, bestand nur darin, daß sie den gewöhnlichen Namen der Götter und den religiösen Handlungen andere Vorstellungen unterlegten, als der Volksglaube gab, auch von der Entstehung der Welt und von dem Leben nach dem Tode besondere Ansichten hatten. Sie suchten auf solche Weise dem alten abgestorbenen Glauben wieder Leben zu verleihen, und im Ganzen kann nicht geläugnet werden, daß ihnen solches wirklich in Manchem gelungen. Sie brachten Sinn und Verstand, Phantasie und Gemüth hinein, freilich nach *ihrer* Weise. Schade nur, daß sie dabei zu wenig auf die Zartheit des Geschlechtstriebes achteten. Eine Art Muckerthum! Aber ihre Ideen mußten eben sowohl die tiefer Denkenden als die Gefühlvollen ansprechen, und so kann man sich's erklären, warum ihr Wesen gar sehr um sich griff. Indessen weil sie die plastisch-concrete Bestimmtheit der hellenischen Götterwelt in allgemeine abstracte Allegorien und Bedeutungen auflösten und so gleichsam verflüchtigten, untergruben sie den Volksglauben ganz außerordentlich. Sie waren gleichsam eine Schmarotzerpflanze, die sich um den Stamm herumschlang, um ihn desto sicherer zu verzehren. Wir haben etwas Aehnliches in unsern Tagen gesehen. Die Zeit des eigentlichen Ursprunges dieser Secte ist zwar nicht genau zu bestimmen; doch reicht derselbe wenigstens bis zum ersten Auftreten der ionischen Philo-

sophen hinauf. Sie wäre mithin wohl auch ein Gegensatz, den der Rationalismus dieser Schule hervorgerufen. Eine orphische Literatur vor Pherecydes läßt sich nicht nachweisen: sie beginnt erst, aber dann in recht ausgebreitetem Maaße, gegen die Zeit der Perserkriege. Ihr Inhalt ist für unsern Zweck meist sehr merkwürdig. So, um nur dieß Eine anzuführen, ruft Zeus den von seinen Fesseln befreiten Kronos zu Hülfe, um das Weltgebäude zweckmäßig und schön zu gründen: was übrigens mit pindarischen Ideen zusammentrifft, sonst aber doch vom Volksglauben und von den Lehrsätzen eines Hesiod himmelweit verschieden war. Woraus erhellt, daß die Ansichten des Orphiker nicht etwa ohne Einfluß auf die Volksreligion geblieben. Dieß stellt sich besonders später in Bezug auf die eleusinischen Mysterien heraus. Indessen boten sie nichts Besseres, als diese Volksreligion: nur Deuteleien des Alten und neue Phantasien und Träumereien ohne innere Wahrheit. Die orphische Glaubenslehre ist ein Durchgangspunct des ältern Polytheismus in den aus ältern Formen und modernem Inhalte phantastisch zusammengesetzten Pantheismus oder richtiger Pandämonismus; denn die Orphiker bevölkerten das ganze Weltall mit Dämonen. Doch ist das wohl mehr erst Glaube und Lehre der Pythagoreer, die sich bekanntlich mit jenen Orphikern später vermischten.

Nehmlich Pythagoras, jener berühmte Mann von Samos, also ebenfalls ein Jonier und darum gewiß auch von ionischem Geiste beseelt, war im Jahre 529 nach Italien gekommen, wahrscheinlich durch die Tyrannei des Polycrates aus seinem Vaterlande vertrieben. Er hatte sich zu Kroton niedergelassen. Ein selbstständiger Denker, wie er war, stiftete er hier eine besondere philosophische Schule. Seine Philosophie griff mehrfach auch in die Religion hinüber, nicht selten im Gegensatze zum bestehenden Volksglauben. So lehrte er unter Anderm über die Entstehung und Erhaltung der Welt, wie Alles nur von Einem stamme und von Einem höchsten Wesen regiert werde; wie sich dieses göttliche Wesen in der Welt und aus der Welt entwickle und hervorbilde, und wie diese Weltbildung eine harmonische Entwickelung des ersten und ursprünglichen Eines sei. Sodann nahm er gute und böse Dämonen an. Seine Beschäftigung mit der Astronomie führte ihn hin zu der Erkenntniß, daß der Mond sein Licht von der Sonne bekomme u. dergl. m., was alles mit der gewöhnlichen Religion der Griechen stritt. Gegen die alten Dichter und deren lüderliches Umgehen mit der Götterwelt muß er ebenfalls stark geeifert haben, wenn es wahr ist, was von ihm erzählt wird, er sei — versteht sich nach einer Fiction, die er vielleicht in irgend einer Schrift vorgetragen hatte — in die Unterwelt hinabgestiegen und habe da die Seele des Hesiodus an einer ehernen Säule gebunden und zischen sehen, die des Homer aber an einem Baume hangend und von Schlangen umgeben zur Strafe dessen, was er von den Göttern gesagt. Auf die Krotoniaten scheint er mit diesen seinen Lehren keinen Eindruck gemacht zu haben: sie haben ihn wohl sammt seinen Anhängern einzig und allein wegen seiner politischen

Umgriffe vertrieben. Lehrte er doch andrerſeits, wie »die goldenen Sprüche« beſagen, die wohl alt ſein möchten, »die unſterblichen Götter zu ehren, wie es nach dem Geſetze befohlen ſei.« Aber nach jener Kataſtrophe traten ſeine Anhänger, obſchon ihre Philoſophie eigentlich nichts mit den orphiſchen Myſterien zu ſchaffen hatte — ſie ſuchten vielleicht nur einen Anhalt in den durch die Religion geheiligten Conventikeln der Orphiker — in die Verbindung ein. Nun traten Männer unter ihnen auf, welche wir aus der Literaturgeſchichte kennen als Verfaſſer orphiſcher Gedichte unter dem Namen von Pythagoreern. Ein großes Werk der Art, betitelt »die heiligen Ueberlieferungen,« enthielt in 24 Rhapſodien ein vollſtändiges theologiſches Syſtem, was ſich zuverläſſig von dem des Heſiodus ſehr entfernte. Ihre Theogonie wenigſtens war eine ganz andere, als die heſiodeiſche, namentlich ſchon deßhalb, weil dieſe Dichter etymologiſirten und die Namen der Götter auf eigene Weiſe deuteten. So nahmen ſie, um nur dieſes eine Beiſpiel zu erwähnen, den Kronos als Chronos, als die Zeit, ſtellten ihn an die Spitze des Ganzen, legten ihr, der Zeit, Perſönlichkeit bei und ſchaffende Kraft. Sie oder der Chronos, ſo meinten ſie, habe aus ſich ſelbſt das Chaos und den Aether erzeugt, aus jenem aber innerhalb des Aethers ein weißglänzendes Weltei gebildet und was dergl. phantaſtiſche Gebilde mehr ſind. Daß Zeus den gefeſſelten Kronos befreiet und durch viele Mittel der Verſöhnung begütigt habe, iſt wahrſcheinlich ein urſprüngliches Dogma dieſer pythagoreiſchen Orphiker. So meint denn auch Pindar, ſo Aeſchylus, daß Zeus die Titanen gelöſt. Mithin ward der alte Gegenſatz zwiſchen der ältern und jüngern Götterwelt jetzt ganz aufgehoben. Man feierte ja auch, namentlich in Athen, dem Kronos immerfort ſein jährliches Feſt!

Während ſo die Philoſophie auf mehr als einem Puncte von Hellas geſchäftig war, den alten religiöſen Glauben der Griechen zu unterwühlen, fing ihrerſeits nun auch die Geſchichte an hervorzutreten und gleichfalls die Bande deſſelben zu lockern. In Jonien — es war dieſes Land in jener Zeit nun einmal der Schauplatz des geiſtigen Lebens — hatte ſich unter den obwaltenden günſtigen Verhältniſſen auch die literariſche Darſtellung in Proſa entwickelt, und lange dauerte es nicht, ſo ward ſie angewendet zu hiſtoriſchen Erörterungen: es trat die Hiſtoriographie ins Leben. Cadmus von Milet verſuchte ſich zuerſt darin. Sein Zeitalter darf nicht viel vor 540 v. Chr. geſetzt werden. Er ſchrieb eine Gründungsgeſchichte ſeiner Stadt; jedoch umfaßte das Werk auch die Geſchichte von ganz Jonien, ſo weit dieſe davon berührt ward. Indem der Verfaſſer nun vorzugsweiſe die älteſte Zeit, die mythiſche Periode, — aus welcher ſich natürlich nur einzelne mündliche Ueberlieferungen erhalten haben mochten, die obendrein gewiß noch mit vielem Mythiſchen durchwebt waren, — behandelte, war er freilich genöthigt, auf das Mythiſche näher einzugehen, es zu prüfen. Der Anfang hiſtoriſcher Kritik, die ſich berufen fühlt, die Fictionen der Dichter zu zerſtören und alles Factiſche möglichſt auf ſeine natürlichen Urſachen zurückzu-

führen. So mußte natürlich auch durch sie die griechische Religion gefährdet werden, die ja zumeist auf dichterischen Gebilden beruhte. Bei den ältesten Logographen mochte das weniger der Fall sein: sie referirten wohl meistens nur, was sie gehört und gelesen hatten, ohne das Messer der Kritik zu gebrauchen. Ueber Cadmus' deßfallsige Bestrebungen können wir auch nicht urtheilen, weil wir von dessen ächtem Werke nicht einmal Bruchstücke noch haben.

Ihm zunächst, der Zeit nach, lebte und schrieb Acusilaus von Argos (in ionischem Dialekte). Er bewegte sich schon mehr, und durch und durch, so zu sagen, in der Sphäre der griechischen Mythologie. Denn sein Zweck bei Abfassung seines historischen Werkes, das er Genealogien betitelte, war bloß der, in kurzer übersichtlicher Erzählung die gesammten Ereignisse von der Entwickelung des Chaos bis über den trojanischen Krieg hinaus darzustellen. Er benutzt hierbei vornehmlich den Hesiodus; aus dem Systeme der Orphiker nahm er indessen auch Einzelnes auf. In den wenigen Fragmenten, die wir von seiner Schrift noch haben, gewahrt man nichts von eigentlicher Kritik, weßhalb er uns hier nur insofern interessirt, als er das alte System der Theogonien und Göttergenealogien wieder aufgewärmt, dabei aber der eigentlichen Geschichtsforschung den Weg gebahnt.

Von Bedeutsamkeit dagegen ist für uns Hecatäus aus Milet (um 500 v. Chr.). Dieser bekundet sich, selbst in den wenigen Bruchstücken, die sich noch von seinem Werke erhalten haben, als ein denkender Kopf, der über den Köhlerglauben seiner Zeit erhaben ist, der Kritik zu üben versteht und auch wagt. Gleich der Eingang seiner Schrift bezeugt das: er soll also gelautet haben: »Wie folgt, erzählt Hecatäus aus Milet. Ich schreibe das, wie es mir wahr däucht zu sein; denn der Hellenen Ueberlieferungen sind vielfach und lächerlich, wie sie *mir* erscheinen.« In diesen Worten liegt das Bekenntniß eines erwachten und schon gehandhabten Prüfungsgeistes, wahrscheinlich eine Frucht der weiten Reisen des Verfassers. Hecatäus wird es also nicht haben fehlen lassen an dem Bestreben, das Wahre vom Falschen zu sondern. In seinen Genealogien, die er aufgestellt, hat er den Hesiodus bisweilen getadelt, bisweilen sein Urtheil mit großer Selbstständigkeit von der Lokalsage geschieden. Auch hat er versucht, die phantastischen Gebilde der Mythologie in gewöhnliche Naturereignisse umzudeuten, freilich ungenügend, aber es war doch ein Versuch, ihnen auf den Grund zu kommen und sie zu zerstören. So hat er z. B. den Mythos vom Cerberus erklärt, es habe sich einst bei der Stadt Tänarus eine Schlange gezeigt, deren Biß tödtlich gewesen; diese habe man aus dem Grunde den Hund des Hades, späterhin Cerberus genannt und drei Köpfe ihr angedichtet. Ganz das frivole rationalistische Streben unsrer Zeit, das für heilig Gehaltene, poetisch Schöne auf frostige Weise ins Gemeine und Platte herabzuversetzen. Bei alle dem darf man nicht erwarten, daß sich Hecatäus bereits über *alles* Fabelhafte hinweggesetzt. Er legte z. B. großes Gewicht auf die Stammbäume, welche bis in die mythische Zeit hinaufreichten, wie er denn selber sich für seine Familie einen

Stammbaum zurecht gemacht hat, wo sein sechzehnter Ahnherr ein Gott war. Daraus geht denn eben hervor, daß des Hecatäus historische Kritik nur erst ein Anfang war, auf keinen festen Principien ruhte, mehr ein Schritt zur historischen Skepsis als wirklich schon Kritik war. Aber sie diente doch dazu, den Boden, auf welchem bis daher die religiöse Ueberlieferung zum Theil mit beruhet hatte, zu unterwühlen.

Ein bloßer Sammler für mythische Genealogien und Erzählungen war Pherecydes, der insbesondere die cyclischen Dichter benutzt haben soll: eine Hauptquelle für die spätern Mythographen. Ob er bei Anfertigung seiner Werke Kritik angewandt? Bei den wenigen auf uns gekommenen Bruchstücken läßt sich über diese Frage nicht entscheiden. So viel wissen wir, daß derselbe als Philosoph sich zu der orphischen Lehre hingeneigt. Seine deßfallsigen neuen Vorstellungen kleidete er in diejenigen mythischen Formen, welche ihm der Volksglaube oder die ältern Dichter an die Hand gaben. Er ist der Erste, welcher, nach seinen Ansichten, ein Werk geschrieben hat über die Natur und die Götter (eine Theogonie), worin er lehrte: Zeus und die Zeit und die Erde wären Eins, Eros der erste Beweger dieser Einheit. Die Entstehung der Erde erklärte er sich aus der heiligen Ehe der Erde und des Himmels. Lauter Meinungen, wodurch er die gewöhnlichen Volksansichten zu beseitigen trachtete. Er war es endlich auch, der die Lehre von der Seelenwanderung in Griechenland einführte, die er, oder Pythagoras schon, von den Aegyptern entlehnt hatte: eine Neuerung, die dem Alten nur schaden konnte.

Auf Religiöses mußten auch die damaligen Atthidenschreiber vielfältig stoßen. Aber sie scheinen nur Nachrichten gesammelt, nicht kritisch beurtheilt zu haben. Ihnen ist es wohl hauptsächlich zuzuschreiben, daß die Zwölfzahl der obern Götter im Religionssystem der Griechen verbreitet ward, das aber nichts weniger denn von allgemeiner wissenschaftlicher Auffassung zeugt. Spuren davon kommen freilich schon im Hymnus auf Hermes vor; aber wer vermag das Zeitalter dieses Gedichtes festzustellen?

Eine eigenthümliche, unter den Philosophen ganz allein dastehende, aber für den Volksglauben auch nicht gleichgültige Erscheinung war Empedocles aus Agrigent (um 444 v. Chr.). Nicht genug, daß er, wie die Eleaten, sich die Entstehung der Welt dadurch zu erklären suchte, daß er ein ewiges unvergängliches Sein an die Spitze stellte, er spaltete dasselbe in die vier sogenannten Elemente: Feuer, Luft, Wasser, Erde, und benannte diese Grundwesen des Weltalls mit hieratischen Namen: das Feuer nannte er den Alles durchdringenden Zeus, die Luft die Leben gebende Hera, die Erde (als den düstern Aufenthalt verstorbener Geister) Aïdoneus, und das Wasser mit dem eigens erfundenen Namen Nestis. Das erste (und, wie die neueste Zeit lehrt, leider! nicht das letzte) Beispiel von Deutelei der griechischen Götternamen auf abstracte Lehren. Ferner lehrte er: Das Wahre in seiner Einheit ist einer Kugel gleich und das nannte

er den Sphärus, in welchem bereits die Alten den Gott des Empedocles erkennen wollten. Von diesem Sphärus hätten sich Wesen (Menschenseelen) losgerissen und wären verbannt worden, er nannte sie Dämonen. Von der Mitte der Welt aus sei die Weltkraft, die Liebe wirksam, durchdringe und schaffe Alles u. s. w. Diese Lehren, so wie die von der Seelenwanderung, von den Sühnungen, von dem Aufenthalte der Seelen nach dem irdischen Tode griffen tief in das Wesen des Volksglaubens ein und wurden um so gefahrdrohender, als sich Empedocles bei Darlegung seiner Ansichten des epischen Versmaaßes bediente, welches der Hellenenwelt von Homer und Hesiodus her so bekannt und geläufig war. Wenn er nun dennoch von seinen dorischen Landsleuten keine Verfolgung erlitt, wenn er von ihnen sogar für ein höheres Wesen gehalten wurde, das mit wunderbarer Kraft die Natur beherrschte und in die Zukunft schaute: so muß man bedenken, daß dem Griechen auf Sicilien insbesondere der Staat, die praktische Tüchtigkeit im Allgemeinen höher galt als Alles; daß bei ihm die Religion für etwas Secundäres gehalten wurde; daß der Dorismus sich nicht so streng abgeschlossen.

Aber einmal erschüttert durch so vielfache Versuche der Philosophen, Exegeten, Historiker, mußten doch in den Gegenden, wo diese Aufklärung entstand und überhand nahm, die Wurzeln allmählich absterben, aus denen bisher der Volksglaube seine Nahrung gezogen hatte, und alle Gegenbemühungen, den Schaden zuzudecken oder das Alte durch Umdeutung vernunftgemäßer zu machen, blieben ohne Erfolg, ja verschlimmerten die Sache, weil sie gewöhnlich eben so Unhaltbares an die Stelle setzten. Das Alte bot doch immer noch mehr der Phantasie dar. Hieraus, und weil der alte Cultus die Gewohnheit, die Staatseinrichtung und somit das Recht für sich hatte, erklärt es sich, wie das Heidenthum der Hellenen doch fort und fort dauerte, noch Jahrhunderte fortwährte. Freilich, die Seele wich immer mehr und mehr daraus, »und der sonst überbevölkerte Olymp fing jetzt an zu rasten, nicht in der seligen Ruhe der Götterweisheit, sondern in der unerfreulichen Muße der Vernachlässigung.«

Bisher nun war das eigentliche Griechenland von diesen Neuerungen noch unberührt geblieben. Im Gegentheil hatten hier die Perserkriege den geistig-religiösen Boden noch mehr befruchtet, den frommen Sinn für das alte Götterthum gestärkt und gefestigt. In der großen Bedrängniß, in welcher damals die Griechen geschwebt hatten, und aus welcher sie oft und im Ganzen so wundersam gerettet waren, hatte sich der alte Glaube nur noch mehr gehoben. Man hatte in der Noth zu den Göttern gefleheet; man meinte gewiß geworden zu sein, ihren Beistand selbst durch persönliches Erscheinen (z. B. des Pan, des Echetlos in der Schlacht bei Marathon) erfahren zu haben; man hatte günstige Zeichen von ihnen zur Schlacht bei Platää erhalten; man hatte ihnen die von den Persern zerstörten Tempel und Altäre wieder aufgebaut, schöner und prächtiger denn zuvor; man hatte ihnen neue errichtet; man gab ihnen neue Epitheta (z. B. Zeus ward ἐλευθέριος, der Befreier, ge-

nannt) und stiftete ihnen neue Feste (z. B. die Eleutheria auf dem Schlachtfelde von Platää); man opferte ihnen aus Erkenntlichkeit mit erneuter Andacht. Ja! man fügte zu den vorhandenen noch neue Götter hinzu, nicht von der Phantasie gebildete, sondern man erhob — ein fruchtbares Beispiel für kommende Zeiten! — Menschen zu Göttern und Heroen. War schon früher in Athen den Tyrannenmördern Harmodius und Aristogiton Heroen-Ehre widerfahren: so ward jetzt den Gefallenen bei Marathon göttliche Ehre zu Theil. Wie früher schon Lycurg in Sparta, Miltiades auf der thracischen Halbinsel, so wurden jetzt wegen ihrer Verdienste um den Staat Gelo, Hiero und Thero in Syracus wie Götter verehrt. Bald ging man darin so weit, daß Leute selbst wegen ausgezeichneter Schönheit und Gewandtheit göttlicher Würde für werth erachtet wurden, z. B. Theagenes, Hippostheues, Diognetus, Philippus aus Croton. Und beliebte Dichter, wie Pindar, Aeschylus, Sophocles, selbst von wirklicher Andacht und heiliger Ehrfurcht gegen die hergebrachten Götter erfüllt, gaben dem volksthümlichen Glauben fortwährende Geltung dadurch, daß sie mit Züchtigkeit, mit Ehrerbietung von den Unsterblichen sangen, selbige in ideeller Erhabenheit hinstellten. Was besonders den ersten der oben genannten Männer, den Pindar, betrifft, so hatte er sich, wie bekannt, zur Aufgabe gestellt vornehmlich immer diejenigen Götter, welche wohl den Sieg den Kämpfern in den gepriesensten Kampfspielen verliehen hätten, zu besingen. Zu dem Ende wob er viele Lokalmythen ein, die er gewöhnlich in frommen Glauben hinstellt als Wahrheit, oder wenigstens als alterthümliche und in ihrer Alterthümlichkeit ehrwürdige Sage. Dabei zeigt er Kritik in Auswahl und Deutung dieser Mythen, geleitet dabei von tiefer Ehrfurcht und Scheu vor dem Heiligen. Er kann nicht glauben, noch weniger nacherzählen, was der Hoheit und Würde der Götter nicht entspricht, z. B. daß Tantalus seinen Sohn den Himmlischen zur Speise vorgesetzt und diese davon geschmaußt hätten. Dazu kommt, daß er hauptsächlich die ethische Seite hervorzuheben trachtet. Und gestattet die Sage das nicht, so äußert er wenigstens den Wunsch, daß es so sein möchte. Darum erklärt er es auch für Frevel, wenn Dichter vor ihm Unanständiges von den Göttern berichtet.

Aehnliches thaten jene beiden tragischen Dichter. Sie entnahmen für ihre dramatischen Poesien den Stoff zumeist aus der Sagengeschichte, und dieselbe gab ihnen öfter Gelegenheit, nicht bloß Religiöses zu erwähnen, sondern auch den herkömmlichen Glauben zu tragischen Effecten zu benutzen, die Götter z. B. selbst auf der Bühne erscheinen zu lassen. Dieß haben sie gethan, nie ohne deren Würde und Hoheit Vorschub zu thun. Welch gewaltigen Eindruck mag dergleichen auf das Volk gemacht, wie demselben den Glauben an seine Götter bestärkt und gefestigt haben! Und wenn ein Aeschylus, ein Sophocles — der züchtigreine Schiller seiner Zeit — in den Gesprächen ihrer Dramen, in den Chorgesängen nicht selten die edelsten und erhabensten Aussprüche über das Götterthum und sein Verhältniß zu

den Menschen gegeben, so mußten sie selbst auf die Gebildeten mächtig einwirken. Dabei ist an ein vollständiges, in allen seinen Theilen übereinstimmendes Glaubenssystem bei ihnen nicht zu denken. Was sie im Einzelnen, angemessen dem gerade vorliegenden Gegenstande, darlegen, ist oft schwankend, bisweilen sich sogar widersprechend. Und indem sie die Veredlung der Volksreligion unternahmen, mußten sie selbst in vielen Stücken dem bestehenden Glauben entgegentreten, was natürlich nicht dazu diente, denselben zu stützen. Wie Pindar, war z. B. auch Aeschylus bemüht, die ältern Sagen von Kampf und Streit zwischen den Göttern, namentlich den beiden Götterordnungen, zu beseitigen und durch mildere Formen zu ersetzen. Indessen ward dadurch doch nicht direct etwas verschuldet.

Andrerseits gewann auch wieder der Volksglaube an Aufschwung und Festigkeit: Die Baukunst, die Sculptur, die Plastik, die Malerei, die Stickerei sammelten sich alle in dieser Zeit, um der Religion zu dienen und sie zu verherrlichen. Der erhabenen Producte, welche selbige jetzt lieferten, an Tempeln, Statuen, Sculpturen, Weihgeschenken, Vasen, waren außerordentlich viele. Es füllten sich mit ihnen die Straßen und Märkte, die Giebel und Hallen, die Altäre und Göttersitze. Und die Darstellungen auf diesen Kunstgebilden oder dieser Kunstgebilde selbst richteten sich streng nach den ältern Fictionen der Poesie und der Mythologie: man war darin oft höchst penibel. Um so größer muß der Eindruck gewesen sein, den solche Kunstwerke auf das Volk gemacht, da sie durch ihre Schönheit selbst den Rohen bezaubern konnten. Sie bestärkten dasselbe in dem Glauben dessen, was die ältern Dichter ihm vorgefabelt.

So kann man sich's erklären, warum in der goldenen Zeit, im Zenith des hellenischen Lebens, unmittelbar nach den persischen Kriegen, das Heidenthum in Griechenland selbst, in seiner höchsten Blüthe stand und zwar nicht etwa bloß in den dorischen Staaten, wo der Ernst und das strenge Gesetz von selbst darauf führte, sondern sogar auch in Athen, in dem ursprünglich ionischen Athen. Noch war hier jener bodenlose Leichtsinn, jenes Mißachten alles Herkömmlichen, jene breite Zerflossenheit eingekehrt. Es galt hier noch das Alt-Religiöse für heilig. Das Gesetz gegen Irrreligiösität war zwar gegeben, aber, so viel wir wissen, noch nicht in Anwendung gebracht.

Allein auch hier sollte es anders werden. Das unerhörte Glück nach den Perserkriegen verzog die Athenienser; die Demagogen trugen das Ihre bei, das Volk zu verschlechtern. An die Stelle des Stabilen trat das System der Bewegung und des Fortschreitens, aber nicht zum Guten, sondern zum Maaßlosen; Neuerungssucht verwarf alles Positive; Alles trat aus seinen Fugen. So war denn hier, anfangs freilich nur unter den Vornehmern, Hochstehenden, der Boden sattsam geebnet zu freigeistigen, rationalistischen Ansichten, zu Zweifeln an der Wahrheit der bestehenden Religion, und es bedurfte nur eines Funkens von außen, um den in reichem Maaße vorhandenen Zunder zu entzünden. Und dieser kam — von jenem Jonien her, was wir schon oben als freigeistisch haben kennen lernen, gerade zu

der Zeit, als der intelligente Pericles die Zügel der Regierung führte, und Athen auf dem Gipfel seiner Macht stand. Es war dieß der Philosoph Anaragoras aus Clazomenä. Er verließ sein Vaterland im Jahre 456 v. Chr. und wählte zum Aufenthalte Athen, wahrscheinlich als den Mittelpunct des freiern Lebens in damaliger Zeit, als den Platz alles höhern Aufschwunges. Hier konnte er für sein Wirken einen angemessenen Kreis, für seine Ideen, wenigstens unter den Gebildeten, ein fruchtbares Feld hoffen. Er aber war zu seiner Zeit der aufgeklärteste Denker, der größte Philosoph, d. h. er stand hoch über seiner Zeit durch die Schärfe seines Verstandes, durch den Reichthum seiner Kenntnisse in der Physik, in der Astronomie und durch seine Intelligenz. Manche seiner Ansichten sind so tief, daß sie sich noch zu unserer Zeit als richtig bewähren. Es erregt Staunen, daß ein Mann dazumal schon zu einer solchen Höhe der Abstraction und der Combination in vielen Stücken sich hat emporschwingen können. Z. B. Sonne und Mond — um nur das anzuführen, was für unsern Zweck hierher gehört — hielt er für einen Stein und eine Erde; vom Mondlichte, von Sonnen- und Mondfinsternissen hat er zuerst die richtige Erklärung gegeben; die Weltbildung erschien ihm als das Werk eines einzigen Geistes, der da Bewegung und Ordnung in das Ganze gebracht habe und es fort und fort darin erhalte. Sei es auch, daß er diesem Geiste nur ein mechanisches Treiben und Wirken, nicht ein Wirken mit Bewußtsein und Selbstwillen zuschrieb. Er faßte aber doch das Mannigfaltige der Welt in Eins zusammen: ein großer Schritt im polytheistischen Hellas zum Monotheismus! Wunderbare Anzeichen bei Opfern nahm er für ganz gewöhnliche Naturerscheinungen, u. was dergl. m. war. Pericles suchte den großen Mann auf, lebte mit ihm in sehr vertrautem Umgange, und unbezweifelt huldigte er, mindestens im Geheimen, vielen seiner Ansichten und Urtheile. Später soll er ihn jedoch vernachlässigt, »die Lampe, welche ihn erleuchtet, nicht mit Oel versorgt haben.« That das der Staatsmann nicht aus politischen Rücksichten? Anaragoras mußte durch jene und ähnliche Lehren öffentlich bei dem Gros des athenienſischen Volkes anstoßen, noch obendrein, da er gleichfalls die Namen der Götter etymologisch auflöste und sie und die Mythen des Homer allegorisch deutete. Die Folge davon war: er wurde — es war gegen den Anfang des peloponnesischen Krieges, gerade zu der Zeit, wo eine politische Partei den Pericles zu stürzen suchte — des Unglaubens angeklagt: das erste Beispiel dieser Art in Athen, ja in Griechenland überhaupt. Aber es hing auch in dieser Stadt die alte Religion so innig mit dem öffentlichen Leben zusammen, daß man meinte, das letztere könnte gar nicht ohne jene bestehen: sie machte hier eine wesentliche Seite der Gesetzgebung aus. Hier mußte daher dem so erzogenen Volke ein solches Rütteln an seinem Glauben nothwendig anstößig sein, ein Staatsverbrechen deuchten. Daher sollte auch die berüchtigte Aspasia wegen Irrreligiösität angeklagt werden, und diese beabsichtigte Anklage hatte zur Folge den öffentlichen Beschluß, alle die in Untersuchung zu ziehen, welche nicht an

das Göttliche glaubten. Anaxagoras entging der ihm drohenden Verurtheilung dadurch, daß er, ein bejahrter Greis nunmehr, 431 v. Chr. Athen verließ und sich nach Lampsacus zurückzog, wo sein Andenken nach seinem, in der 88. Olympiade erfolgten, Tode noch durch Feste gefeiert worden ist im Gegensatze von Athen. Man erkennt hieraus sattsam, welch ein Contrast damals unter den Griechen herrschte: neben der unfreien, steifen, starren Altgläubigkeit im eigentlichen Griechenlande das freisinnige Denken in den Colonien.

Allein trotz solcher Abwehr konnte sich Athen doch nicht vor dem Eindringen neugläubiger und ungläubiger Grundsätze sichern. »Die Zeiten bleiben nun einmal nicht aus, wo die Religionsprincipien und selbst die bloßen Morallehren aufhören, in den Völkern die Grundsätze des Handelns zu regeln. Glücklich ist dann der Staat, der nach dem verlorenen Boden des Heiligen und Guten den Grund des Rechts und der Gemeinnützigkeit übrig behält. Dieß ist indessen nur da möglich, wo man der vaterländischen Freiheit, der politischen und staatswirthschaftlichen Entwickelung freien Lauf läßt. Das war unglücklicher Weise in Athen nicht der Fall; daher sein baldiger Sturz.« Aber daß schon in jener Zeit Keime genug des Unglaubens daselbst vorhanden waren, zeigt eben Aspasia's Beispiel. Und auch Pericles scheint, nach seinem Umgange mit Anaxagoras und Aspasia zu urtheilen, eben kein so aufrichtiger Anhänger des alten Glaubens mehr gewesen zu sein.

Uebrigens traten mit Athens Hegemonie die attischen Culte bei weitem sichtbarer denn sonst hervor. Die eleusinischen Geheimnisse z. B. werden weit berühmt: sie fangen sich an, über Griechenland zu verbreiten. Auch attische Mythenpoesie drängt sich hervor. In Athen galt, vielleicht schon seit der politischen Einigung daselbst der zwölf Stämme, die Ansicht der Götter-Zwölfzahl. Sie ward jetzt durch die attischen Schriftsteller immer mehr herausgestellt und gewann selbst allgemeinere Geltung.

Der peloponnesische Krieg brach aus, und er, der die Banden des Staates lockerte durch seine Langwierigkeit, durch die ungeheuren Opfer, die er verlangte, durch die Parteienwuth, die er erzeugte, und durch das mannigfache entsetzliche Unglück, was er über Athen brachte, er löste da auch das Band des herkömmlichen Glaubens. Thucidides betrachtete als die schlimmste Folge der großen Pest die Abnahme der Gottesfurcht. Welch schlimmes Zeugniß und zugleich welch schlechtes Beispiel gab der frivole Alcibiades und seine Genossen durch das Umstürzen der Hermen und durch andern, die bestehende Religion antastenden Muthwillen! Die gesteigerte Sittenlosigkeit fing jetzt an zur Beschönigung ihrer schlechten Streiche sich auf das Vorbild der Götter in den mythischen Erzählungen zu berufen. Bereits aus dieser Zeit finden sich Spuren von Bestechlichkeit der Orakel und von Veräußerung der Priesterthümer. Da halfen die öfter wiederholten Anklagen auf Irreligiösität nicht mehr! Es entstand allein in Athen ein wunderbares Gemisch von Altgläubigkeit und Zweifelsucht und

Unglauben, von ſtarrem Feſthalten an dem Herkömmlichen und von der zügelloſeſten Frivolität.

Dazu trugen redlich das Ihre die Sophiſten bei, ſie, welche zu allen Dingen ohne Ausnahme Gründe und Gegengründe aufſuchten, Alles ohne Scheu dem Beſprechen und ihrer Beurtheilung unterwarfen, ohne doch ſelbſt feſte Grundſätze zu haben, und an ihnen einen ſichern Maaßſtab dazu. Auch in religiöſen Dingen trieben ſie ihren Skepticismus bis zum völligen Unglauben und ſcheuten ſich nicht, ihre deßfallſigen Grundſätze und Anſichten in Schriften darzulegen. So leſen wir von Protagoras, er habe ein Werk über die Götter verfaßt — das erſte beſondere über dieſen Gegenſtand, das wir kennen — deſſen Anfang alſo lautete: »Von den Göttern weiß ich nicht, weder, daß ſie ſind, noch daß ſie nicht ſind, noch wie ſie der Geſtalt nach beſchaffen ſind; denn Vieles verhindert, ſolches zu erkennen, ſowohl die Unklarheit des Gegenſtandes, als das kurze Leben der Menſchen.« Aehnlicher Art wird gewiß auch die Schrift »über die Dinge in der Unterwelt« geweſen ſein: dort hat er ſich wahrſcheinlich in gleicher Weiſe über den Glauben an ein Leben nach dem Tode ausgeſprochen. Weiter noch ſoll es Diagoras getrieben und das Daſein der Götter geradezu geläuguet haben. Für ſolchen Frevel wurden beide der Gottloſigkeit in Athen angeklagt. Der erſtere entzog ſich der Strafe durch die Flucht; ſeine Schrift indeſſen wurde öffentlich verbrannt. Die Sonne, den Mond und die Sterne hielten ſie nicht für Götter, ſondern, nach Anaxagoras Vorgange, für Erdkörper, Steine, für unbeſeelte Maſſen. Prodicus von Ceos hat gelehrt, daß die erſten Menſchen alle Gegenſtände, welche ihnen Nutzen gebracht, als göttliche Weſen verehrt hätten: alſo Sonne, Mond, Quellen, Flüſſe, Wieſen, Früchte, und daß daher das Brod Demeter, der Wein Dionyſos, das Waſſer Poſeidon, das Feuer Hephäſtos genannt worden ſei. Er löſte mithin und ziemlich richtig, die griechiſche Religion in ihre Grundbeſtandtheile auf; nur unterließ er, in allen jenen Dingen auch das Göttliche anzuerkennen, und nahm ſo dem alten Glauben alle Würde und Hoheit. Zu ihren Prunkreden nahmen die Sophiſten den Stoff oder die Perſonen meiſtentheils aus der Mythologie (man denke an Prodicus' Hercules am Scheidewege und an die Erzählung des Protagoras bei Plato von Prometheus und Epimetheus). Aber indem ſie dieß thaten, machten ſie das Mythenſyſtem flüſſig und raubten ihm den unbedingten Glauben. Eben ſo übten ſie in Bezug auf die Mythologie und die ältere Poeſie ein Deuteln in moraliſirendem Pragmatismus. Amphion und Zethus erſchienen ihnen als Beiſpiele banauſiſchen Sinnes, Circe ward zu einer verführiſchen Buhlerin, nicht minder die Sirenen. Nur ſelten zeigte ſich in dieſen Erklärungsverſuchen eine Spur von Anerkennung jenes poetiſchen Geiſtes, mit dem jene Mährchen ausgeſonnen ſind und aufgefaßt ſein wollen.

Aehnliches thaten freilich auch in dieſem Zeitraume, nach dem Vorgange eines Theagenes, die Exegeten und Rhapſoden Steſimbrotus, Metrodor (des Anaxagoras' Schüler) und Glauco: ſie huldigten

dem Allegoriſiren, d. h. ſie verſtanden die mythiſchen und dichteriſchen Namen oder Sentenzen tropiſch. Vom Metrodor wird ausdrücklich gemeldet, daß er (ob zuerſt? iſt zweifelhaft) die homeriſchen Götter und Helden für phyſiſche Weſen erklärt habe. Alle Götter, meinte er, wären nicht das, wofür die Menſchen ſie hielten, weder Hera, noch Athene, noch Zeus, ſondern Naturſtoffe, Thätigkeiten der Elemente. Ja! ſelbſt Hector, Achill, Agamemnon, und überhaupt alle Griechen und Barbaren, wie ſie bei Homer vorkämen, Helena und Paris nicht ausgenommen, wären keine Menſchen geweſen, ſondern bedeuteten Kräfte derſelben Natur, die der Oekonomie des Gedichtes wegen eingeführt ſeien. Agamemnon bedeute z. B. den Aether.

Faſt nicht minder als dieſe, alles Alte verhöhnende und alles Beſtehende über Bord werfende Art der Sophiſten, aber auf edle Weiſe, mußte den Volksglauben zerſtören ein Socrates. Obwohl er durchaus fromm und religiös war, ſo daß ſich Xenophon mit Recht wunderte, wie die Athenienſer doch eines Andern ſich hätten überreden laſſen können, obwohl er in vielen und ſelbſt weſentlichen Stükken dem hervorgebrachten Glauben huldigte, obwohl er ſich offen gegen die Deuteleien der Allegoriker erklärte, dennoch mußten ſeine Hindeutungen auf einen einigen Gott, ſeine Lehre von einer höhern Providenz, die Annahme eines Dämonion's, endlich ſeine negative, revolutionäre Unterhaltung mit den Leuten, um ſie zum Nachdenken über die Dinge, zur Prüfung alles deſſen, was ſie thäten, zu bringen, ihn mit dem Volksglauben in Conflict gerathen laſſen. Daher ſeine Anklage, ſeine Verurtheilung. Auf ſeine Schüler aber und auf deren Anſichten, auch über religiöſe Dinge, mußte er beſonders wirken durch ſeine Alles zerlegende, alle Vorſtellungen prüfende Dialektik, weßhalb der Vorwurf, er *verderbe* die Jugend, im Sinne der Altgläubigen unter den Athenern, natürlich nicht ſo ganz ohne Grund iſt. Die aus ſeiner Schule hervorgegangenen Philoſophen ſind faſt alle, weil ſie mehr oder weniger die breite Spur des gemeinen Glaubens verlaſſen haben, von ihren Zeitgenoſſen oder Nachkommen für Atheiſten erklärt worden.

Dieſem falſchen oder rechten Rationalismus aber, dieſer frivolen und wieder ernſten Lauheit gegenüber, machte ſich das Alte nichts deſto geringer fort und fort auf die verſchiedenartigſte Weiſe geltend. Es war nun einmal Herkommen, es war nun einmal verwachſen mit dem Staatskörper, mit dem Herzen, mit der Vorſtellung. Und die zur Ausübung des Cultus beſtellten Perſonen gaben ihr Recht, ihren Vortheil nicht alſobald aus den Händen. Im Gegentheil: ſie reizten nicht ſelten den Pöbel, die Obrigkeit, ſtrenge Maaßregeln zu ergreifen. So ſchon zu Ende der pericleiſchen Zeit, wo einige Prieſter und Wahrſager das alte Anſehen ihres Amtes und ihres Standes wieder geltend zu machen ſuchten. Bei Ausbruch des peloponneſiſchen Krieges war ihr Einfluß bedeutend genug, daß ſich ein Kleon ihrer Unterſtützung bedienen konnte, um gegen Pericles aufzukommen. Und auch ans Staatsruder gelangt, ſetzte er dieſe Politik fort. Auf Orakel muß er viel gehalten haben. Hierin war

ihm Nikias, sein Zeitgenosse, gleich; der that nichts ohne Wahrsager, opferte täglich, feierte den Göttern zu Ehren glänzende Feste u. s. w. Solche religiöse Reaction war um so energischer, als sie sich mit der politischen verschwisterte, die damals gegen die Demokratie zu Felde zog. Die wissenschaftliche Erklärung von Sonnen- und Mondfinsternissen brachte in dieser Zeit noch immer die Anklage auf Gottlosigkeit zu Wege. Das Volk erkannte in solchen Naturerscheinungen noch lange den Zorn der Götter. Und Männer, wie Aeschylus, Sophocles, wurden, nach ihrem Tode noch, mit Opfern und Wallfahrten geehrt.

So schwankte denn im Ganzen die Ueberzeugung hin und her, war getheilt zwischen dem Alten und allerhand Neuem, und nicht bloß im Allgemeinen, sondern auch zu gewissen Zeiten, ja sogar bei einzelnen Individuen. Selbst der Aufgeklärteste und Freisinnigste und der größte Freigeist — unter besondern Umständen in den Tagen der Noth, der Angst, des Unglückes mißtraute er doch seinen Zweifeln und huldigte dem gewöhnlichen Cultus mit andächtiger Scheu. Als zur Zeit der Pest in Athen die Todten in Brunnen, Straßen, Tempeln aufgehäuft dalagen, fand der Aberglaube seine Orakel und Gesichte bestätigt, während der Unglaube sich der frechsten Ungebundenheit überließ. Die Weisern im Staate, wurden sie vornehmlich etwa an die Spitze desselben gestellt, suchten die alten Formen oft mit aller Energie aufrecht zu erhalten, wohl aus Politik, um darin ein geeignetes Mittel zu haben, die Menge zu zügeln.

Wer ein recht anschauliches Bild dieser Zerrissenheit des attischen Volksgeistes gewährt, das ist Aristophanes. So sehr man auch bemüht gewesen ist, die Sittlichkeit des Dichters zu Ehren zu bringen, schwerlich läßt sich behaupten, er habe nur die sophistische Aufklärerei persifliren wollen, nicht auch die Absicht gehabt, eine abergläubige Frömmelei zu zerstören. In seinem berühmten Lustspiele, »die Wolken,« tritt er auf als der genialste Widersacher und Zuchtmeister des kaltsinnigen Rationalismus; er wendet sich statt aller Antwort hinweg mit Abscheu, wenn sich die Unmoralität auf die angeblichen Freveltaten des Zeus berufen will, um die eigenen zu entschuldigen; der Frömmigkeit des Aeschylus zollt er die gebührende Anerkennung; von der Pallas redet er in tiefster Ehrfurcht; mit Dank spricht er von dem göttlichen Schutze, der so wunderbar über Athen gewaltet u. dergl. m. Dagegen macht er sich wieder anderwärts lustig über die Vielnamigkeit der Götter, läßt die Existenz des Rechtes überhaupt abläugnen, weil ja Zeus seinen Vater ungestraft gefesselt habe; er stichelt auf die Begehrlichkeit der Götter, auf ihre Liebschaften, auf die Gefräßigkeit des Hercules. Was späterhin Euemerus von den Göttern gesagt, daß sie gestorben und hier und da begraben seien, wird jetzt schon von Aristophanes der alten Religion zum Vorwurf gemacht. Ja! es entschlüpft ihm die Aeußerung, wie sie nur in Zeiten der größten Verachtung einer Religion und der schalsten Frivolität gehört werden kann, als sei der damalige Gottesdienst für seinen Werth zu kostbar. In den »Vögeln« erscheint die Götterwelt wie die gemeinste

Wirklichkeit unter den Menſchen; im »Plutus« wird die Vernachläſſigung der Opfer auf eine infam-lächerliche Weiſe zur Schau geſtellt und die Götter als in der größten Dürftigkeit und Noth geſchildert. Hermes ſagt dem Zeus im Olymp den Dienſt auf, um bei den Menſchen ſeinen Hunger zu ſtillen, und der Prieſter geſellt ſich zu den ſchlichten aber reich gewordenen Landleuten. Die Myſterien werden bei ihm nicht heilig gehalten und werden ausgeplaudert. Gewiß ſo recht das Contrefait des athenienſiſchen Pöbels in dieſer Zeit!

Ziemlich klar ſpiegelt ſich dieſe Denkweiſe auch in den meiſten Stücken des Euripides ab. Welch einer willkürlichen Mythenverdrehung macht ſich der ſchuldig! welch großer Inconſequenz, wenn er z. B. in Einem Stücke die Götter in eigener Perſon erſcheinen und dann wieder die ärgſten Zweifel gegen ihre Exiſtenz hindurchblicken läßt! Die freche Gottvergeſſenheit ſeiner Helden wird nur durch die Gemeinheit ſeiner Götter ſelbſt übertroffen. Er ſtraft, wenn auch nur indirect, die öffentliche Meinung, die einen Anaxagoras verdammt hatte wegen Anſichten, die vom gewöhnlichen Glauben abwichen. Er, ein Dichter, benahm ſeiner Religion alles Dichteriſche: die Göttin Demeter erklärte er für die Erde und ſtellt Jedem frei, beider Ausdrücke ſich zu bedienen als gleichbedeutend. »Siehſt du,« ſagt er an einer andern Stelle, »dort oben den unendlichen Aether, der rundum die Erde mit feuchten Armen umfangen hält? Den nimm für Zeus, den halte für einen Gott!« Und endlich, welche Vermiſchung der einheimiſchen und fremden Götter erlaubte er ſich! Demeter z. B. iſt ihm die phrygiſche Cybele, welche ihre Tochter Perſephone auf dem mit Löwen beſpannten Wagen ſucht unter Cymbelnbegleitung, und ſich im Schmerze in die phrygiſchen Gebirge zurückzieht. Bekanntlich ward er der Gottloſigkeit angeklagt, weil er in einem Verſe (»die Zunge ſchwor's; die Seele blieb des Schwures frei«) ſich nicht entblödet hatte, dem Meineide das Wort zu reden.

Ja! nun finden wir bei ſonſt beſonnenen Schriftſtellern auch außerhalb Attika's ein gleiches Schwanken zwiſchen Freidenken und Altgläubigkeit, z. B. bei dem ſonſt ſo biedern und altbürgerlichen Herodot. Er iſt noch zumeiſt im Glauben an Vielgötterei befangen; ja! er ſtellt ſich die Unſterblichen in menſchlicher Geſtalt vor. Die Stimme derſelben redet ihm zu den Menſchen durch Orakel, Träume, Vorzeichen bei Opfern, durch Naturereigniſſe, Wundererſcheinungen. Sie ſind ihm neidiſch, mißtrauiſch, eiferſüchtig auf die Sterblichen und fühlen ſich verletzt durch den Stolz oder durch zu großen Wohlſtand derſelben. Sein Fatum iſt nicht verſchieden von dem Götterwillen und deſſen höhern Beſtimmungen. Andrerſeits ſehen wir in ihm wieder ſo oft den freien, aufgeklärten Mann. Und er, der in alle Myſterien ſeines Vaterlandes eingeweihet war, der weite Reiſen gemacht, in entfernten Ländern ſich umgeſehen, genaue Nachforſchungen über viele Verhältniſſe daſelbſt angeſtellt, bei andern Völkern andere, bisweilen reinere Religionsbegriffe angetroffen hatte, er mußte doch wohl einen freiern Blick gewonnen haben! Darum finden wir

ihn so oft von der Gottheit überhaupt sprechen, zuweilen in Fällen, wo er nach dem gewöhnlichen Glauben der Hellenen einen speciellen Gott oder eine Göttin hätte nennen müssen; merkwürdige Naturerscheinungen leitet er aus natürlichen Ursachen her, und wo er den volksthümlichen Glauben anführt, fügt er nicht selten seine eigene, abweichende Ansicht bei oder läßt sie verstohlen merken. Ja! er macht sogar — der erste und einzige seines Volkes — die hellenische Götterwelt zum Gegenstande seiner historischen Untersuchungen. Er hat darüber, wo er nur konnte, Nachrichten eingezogen: in Dodona, in Aegypten. Er hat freilich dabei zu sehr und ohne vorsichtige Kritik den Aussagen der betreffenden Leute getrauet. Es stellt sich bei ihm namentlich eine gewisse Aegyptomanie heraus, die aus diesem Wunderlande Alles ableiten will. Indessen ist das ganze Bestreben des Mannes im hohen Grade anerkennungswerth. Er etymologisirt über das Wort θεὸς und derivirt es, freilich falsch, von θεῖν (τιθέναι) = in gute Ordnung bringen, und erklärt es als einen, der die Welt in gute Ordnung gebracht hätte. Die Götter, so berichtet er weiter, wären zwar von den Pelasgern erdacht worden, die Namen aber aus Aegypten gekommen. Die Einführung selbiger hätten sich die Urbewohner Griechenlandes durch das Orakel in Dodona gebieten oder bestätigen lassen. Später wären dann diese Namen zu den Hellenen übergegangen. Nachmals hätte Homer und Hesiod den Griechen die Theogonie gebildet, den Göttern die Beinamen gegeben, unter sie die Ehren und die Künste und Fertigkeiten vertheilt und ihre Gestalt angedeutet.

Der bei weitem rationellere Thucydides hält von sich die Religion und Mythologie mit einer gewissen Kälte, nicht ohne eine gewisse Einseitigkeit, fern. Man hat ihn, nicht mit Unrecht, den Anaxagoras der Geschichte genannt, als welcher das Göttliche von dem Causalnexus des menschlichen Leben abgesondert hätte. Wenn daher von ihm erzählt wird, er sei, wie dieser, ein Atheist gescholten worden, so kann man sich das wohl erklären. Indessen völlig begründet war es doch nicht. Wohl mochte ihn, als einen Verstandesmenschen, ein Gefühl von der Unzulänglichkeit der bestehenden Religion und von dem Veraltetsein der meisten ihrer Institute beschlichen haben; aber darum hegte er doch noch eine gewisse Scheu vor dem Alten und dagegen Abscheu gegen die neumodige Freigeisterei, die er als die Verderberin des Staatslebens erkannt hatte. Denn wie wir schon oben bemerkten, betrachtete er als die schlimmste Folge der großen Pest die Abnahme der Gottesfurcht. Thucydides stand hiernach in der Mitte zwischen dem völligen Unglauben eines Protagoras und dem frommen Glauben eines Socrates.

Vom Geschichtschreiber Theopompus wissen wir zwar, daß er Sagen und Mythen in sein Werk verflochten, aber welchen Weg er dabei eingeschlagen, ob er sie schlechthin berichtet oder Kritik dabei angewendet habe und welche, können wir nicht mehr aus den wenigen Fragmenten entnehmen. Sein Zeitgenosse Ephorus hingegen verfiel bereits in jenen elenden platten Pragmatismus, der die my-

thischen Götter und Halbgötter als Könige, und die über sie verbreiteten Nachrichten und Erzählungen als historische Ereignisse deutete. Keine Ahnung von Poesie und dem Zwecke poetischer Bestrebungen!

Bei solcher Gemeinmachung der Religion ist es zu erklären, wie ein Dionysius I., König von Syracus, so frivol und rücksichtslos mit Tempeln und Heiligthümern umgehen konnte, wie wir von ihm mehrfach lesen. Eben so erklärt sich, wie nun auch die Dorier des griechischen Festlandes anfingen, anders vom Heiligen zu denken, es auch gemein zu machen. Einen Lysander vergötterten sie schon bei dessen Lebzeiten. Und viele Inschriften bezeugen noch heutiges Tages, wie man damals die Sprößlinge der herrschenden Geschlechter in Hellas, wie auf den Inseln, nach ihrem Tode heroisirt hat.

Was wäre unter diesen traurigen Verhältnissen zu thun gewesen? Die Griechen mußten auf dem von Socrates aufgefundenen Wege des geistigen Dogmatismus fortschreiten, unter rechter Würdigung der alten Dichter und Mythen als Dichter und künstlerischer Erzeugnisse und unter Beseitigung derselben als unrechter Quellen des Gottesglaubens zur eigentlichen Quelle der menschlichen Religion im Geiste selbst zu gelangen und von diesem sichern Grunde aus, wo möglich, zur geistigen Natur Gottes emporzuglimmen suchen. Und die Staatsgewalt mußte von diesem Fortschritte der Intelligenz Kenntniß nehmen und das veraltete, sich überlebt habende System des Heidenthumes und den Cultus darnach regeln und — auf irgend eine Weise zu heiligen suchen.

Das Erste ist geschehen: die Schüler des Socrates sind zumeist auf der von ihrem Meister gebrochenen Bahn fortgegangen, sind gelangt zur geistigen Natur, zur Annahme Eines Gottes. Aber die Quelle der Religion haben sie nicht gefunden, eben so wenig die alten Dichter und Mythen richtig auffassen und würdigen lernen, und bei der Sache selbst sind sie so verschiedentlich auseinander gegangen, daß ihnen bei solchem Zwiespalte die Welt, die Staatsgewalt nicht Zutrauen schenken konnte. Und mit dem alten Cultus — blieb es daher beim Alten. Er schleppte sich fort und fort, noch Jahrhunderte hindurch, und erfuhr obendrein nicht selten die unverdiente Ehre, vertheidigt und geschützt zu werden, während er auf der andern Seite oft die gröbsten, die plumpesten Angriffe erduldete. Ein trauriges, aber doch nicht uninteressantes Schauspiel! Lehrreich in vieler Beziehung!

Unter den Schülern des Socrates, welche für unsern Zweck auszuzeichnen sind, ist zuerst Antisthenes zu nennen, das Haupt der verrufenen Cyniker. Er, dem ein tugendhaftes Leben für das höchste Gut gegolten hat, der also auf einer hohen sittlichen Stufe gestanden, stellte in einer Schrift die Behauptung auf, es gäbe zwar viele Götter nach der Meinung des Volkes, in der Wirklichkeit aber nur einen. Derselbe urtheilte über die Götterbilder also: »Am Bilde lernt man Gott nicht kennen; er wird nicht mit Augen geschauet; er gleicht keiner Sache. Deßhalb kann ihn auch Niemand aus einem Bilde er-

kennen.« Welche reife, treffliche Aussprüche! »Weil Gott nichts bedarf,« äußerte er ein ander Mal, »so kommt derjenige Mensch der Gottheit am nächsten, welcher am wenigsten bedarf.« Ueber den verderblichen Einfluß der hellenischen Götterlehre auf die Moralität des Volkes konnte er sich vor Wuth nicht lassen. Zornentbrannt soll er einst ausgerufen haben: »Könnte ich nur die Aphrodite fangen! Mit dem Wurfspieß wollte ich sie durchbohren, weil sie so viele unserer ehrbaren und trefflichen Frauen verführt hat.« Uebrigens aber liebte er die allegorisch-ethische Auslegung der homerischen Gesänge und suchte dadurch den Dichter gegen frühere Beschuldigungen, freilich auf ungenügende Weise, zu rechtfertigen.

Xenophon, mehr gemüthlich denn ein geistvoller, freier Denker, zeigt sich in seinen Schriften durchweg als ein treuer Anhänger des alten Glaubens.

Plato sucht den Ursprung der griechischen Religion darin: die ersten Bewohner von Hellas hätten allein diejenigen Dinge für Götter gehalten, welche zu seiner Zeit noch von vielen Barbaren dafür gehalten würden: Sonne, Mond und die Erde, die Gestirne und den Himmel. Er bezeichnet die Alten »als besser denn seine Zeit, und als die den Göttern näher gestanden.« Sie hätten also schärfer das Göttliche erkannt, und wir müßten ihnen darum unbedingt folgen. Deßhalb schärft er auch in einem seiner Werke dem Gesetzgeber auf das ernstlichste ein: »Mag derselbe einen von Grund aus neuen Staat schaffen oder einen alten, verdorbenen wieder neu gestalten, so wird Niemand, der Verstand hat, es wagen, das, was in Ansehung der Götter und der Tempel in dem Staate für Jegliche festgestellt sein und von gewissen Göttern oder Dämonen auch seine Benennung haben muß, zu verrücken. Was sich auf das Ansehen des Orakels zu Delphi oder alter heiliger Sagen gründet, von alle dem darf der Gesetzgeber nicht das Geringste ändern.« Und eben so rügt er scharf das Benehmen derjenigen, welche ihre alte, mit der Muttermilch eingesogene Religion verachten. Nur die Mythen und so viele Darstellungen der Dichter waren ihm ein Gräuel. Ihm war es anstößig, daß Kronos den Uranus, und Zeus den Kronos gemißhandelt hätte, da doch nach dem Volksglauben Zeus der beste und gerechteste unter den Göttern; daß Hera von ihrem Sohne gefesselt, Hephästos von seinem Vater aus dem Himmel geworfen worden sei; daß Zeus zwei Fässer haben solle mit Schicksalsloosen; daß Achill den Apollo den verderblichsten unter den Göttern nenne und Rache nehmen wolle, wenn er nur Kraft hätte u. dergl. m. Also auch dieser große Denker wußte nicht Poesie von der Darstellung des Wirklichen zu unterscheiden. Darum kann man sich nicht wundern, wenn er einmal den Socrates sagen läßt: die von Homer, Hesiod u. a. Dichtern erzählten Göttergeschichten sollten, gesetzt auch sie wären wahr, was doch nicht der Fall sei, entweder ganz unterdrückt oder doch nur sehr Wenigen durch geheime Mittheilungen bekannt werden. Eben so sollten die von Homer besungenen Kämpfe der Götter unter sich, der Jugend vorenthalten bleiben, sei es, daß sie, nach damals beliebter

Sitte, allegoriſch genommen würden oder ohne Allegorie. Und gleicher Weiſe ſei es unmoraliſch und für die Jugend nachtheilig, wenn die Heroen, die doch ihrer Abkunſt nach den Göttern ſo nahe ſtänden, nicht beſſer als die Menſchen gedacht würden. Götterſöhne z. B., wie Theſeus und Pirithous, müſſe man nicht als Räuber darſtellen *). Durch ſelbſtgeſchaffene Mythen ſuchte er wohl die alten zu veredeln. Bei ſeinem eignen theologiſchen Syſteme — wenn wir ſo ſagen dürfen — ging er von der Annahme Einer Gottheit aus, die abſolut gut und im Beſitze der höchſten Weisheit ſei, von deren Schöpferkraft die Welt und Alles, was darinnen, ausgegangen. Aus vier Elementen habe ſich dieſe Welt zuſammengefügt ſo, daß ſie etwas Göttliches enthalte und ſelbſt Gottheit genannt werde könne. Eben ſo ſind ihm die Weltkörper oder vielmehr die Seelen derſelben Götter, ſichtbare und erzeugte Kinder des ewigen Vaters; an dieſe ſchlöſſen ſich diejenigen an, welche die Mythologie lehre. So verſuchte Plato den Volksglauben mit ſeiner Lehre in Verbindung und auch in Uebereinſtimmung zu bringen. Dabei trägt er nichts Fremdartiges in den poſitiven Glauben hinein, nimmt vielmehr die in ihm dargelegten Vorſtellungen auf, ohne durch deren Verarbeitung zu ſeinen Zwecken dem öffentlichen Cultus gefährlich zu werden. Zum Bewußtſein der eigentlichen Quelle der Religion und der Idee von derſelben kam er nicht.

Sein Nachfolger in der Akademie (347—339 v. Chr.), Speuſippus, verfaßte eine beſondere Schrift über die Götter **). Er ging dabei von dem oberſten Satze aus, es exiſtire eine belebte und Alles belebende und regierende ewige Kraft, die Gottheit; dieſelbe ſtehe mit der Welt in nothwendigem Zuſammenhange, habe in derſelben das Schönſte und Beſte hervorgehen laſſen und laſſe es noch hervorgehen. Die Unſterblichkeit der Seelen hat er bis zum unvernünftigen Theile der Schöpfung ausgedehnt.

Sein Nachfolger Xenocrates (339 ff. v. Chr.) ſchrieb gleichfalls ein eignes Werk über die Götter. Er bildete die platoniſche Lehre dahin fort, daß er, ziemlich phantaſtiſch-pythagoreiſch, behauptete, es fände vom höchſten Gotte bis herab zu den ſinnlichen Erſcheinungen des Göttlichen eine ſtufenweiſe Folge ſtatt. Er ſprach von einem höchſten und tiefſten Zeus, von guten und böſen Dämonen, die in der Welt das Gute und das Böſe wirkten u. ſ. w.

Ariſtoteles, der unmittelbare Schüler Plato's, war nahe daran, die Quelle der Religion zu entdecken. »Alle Menſchen,« ſagt er irgendwo in einer ſeiner Schriften, »haben eine Ahnung von den Göttern.« Aber den Schluß daraus auf das Subjective der Religion machte oder wagte er nicht. Gott iſt ihm die höchſte theoretiſche

*) Ganz in ähnlicher Weiſe tadelte Iſocrates, der Redner, Plato's Freund und Zeitgenoſſe, die Dichter darum, daß ſie von den Göttern erzählten, was man kaum von ſeinen Feinden wagte auszuſagen.

**) Dieß that auch Krito von Athen.

Vernunft, ewig, das höchste Gut. Sein Denken ist That, und sein Thun Schaffen und Hervorbringen der höchsten Ordnung und Einheit, welche sich in allen Kreisen der gesammten Welt offenbart. Er ist also Schöpfer und Erhalter, Regierer und Ordner des Alls. An seinen Gedanken hängt Himmel und Erde, und in der Anschauung seiner selbst führt er das seligste Leben. Der Himmel mit seinem Sternenzelt ist der vollendetste Ausdruck des Göttlichen: er ist gleichsam ein göttlicher Leib. Die Gestirne theilen die Natur des Himmels: sie sind ewige, unbewegliche, immaterielle Wesenheiten. Damit stimme denn überein, was von den Alten in mythischem Gewande überliefert sei: daß nehmlich die Gestirne Gottheiten seien, und daß das Göttliche die ganze Natur umfasse. Dieß bilde den innern Kern, der den Mythen zum Grunde liege. Manches aber sei zur Beschwichtigung der Menge und aus politischen Zwecken hinzugedichtet*), indem das Göttliche vermenschlicht worden. Scheide man indessen dieses Particuläre in den Mythen aus, so würde man die Lehre, daß die Gestirne, als erste Wesenheiten, Götter seien, nicht für eine vergängliche, sondern ewige halten müssen und hieraus die Ueberzeugung gewinnen, daß diese Vorstellungen sich als Trümmer einer frühern und dann wieder verschwundenen Weisheit bis jetzt erhalten hätten. Man sieht: Aristoteles' Ansichten stimmen zumeist mit denen seines Lehrers überein. Uebrigens charakterisirt den religiösen Mann auch der von Seneca uns überlieferte Ausspruch dessen selben: niemals müsse man ehrfurchtsvoller und andächtiger sein, als wenn von den Göttern die Rede sei. Seine Weise, die Mythen der alten Dichter und Zeiten aufzufassen und zu erklären, gibt sich kund aus dem, wie er die Verkuppelung des Ares mit der Aphrodite erklärt (Polit. II, 9.).

Der Mittelpunct aller dieser philosophischen Bestrebungen war in jener Zeit Athen: es ward eine Art von Hochschule für ganz Hellas und seine Colonien. Eine große Menge lernbegieriger Jünglinge strömte von allen Seiten dahin, aus dem neuen Born Aufklärung zu schöpfen. Dieselbe brachten sie bei ihrer Rückkehr mit in die Heimath. So geschahe es, daß die neuen, dem Volksglauben so verderblichen Grundsätze überall hin verbreitet wurden, und daß der Unglaube selbst diejenigen Staaten ergriff, die bisher noch wenig von ihm angesteckt worden waren. So konnte nun Lysander versuchen wollen, das dodonäische Orakel zu bestechen; so konnte ein Krieg entstehen, wie der phocische oder heilige Krieg (356—346 v. Chr.), der, durch persönliche Leidenschaftlichkeit angeregt, durch Bestechungen und Miethstruppen mit Hülfe der Tempelschätze in Delphi geführt und endlich durch die Einmischung fremder Gewalt beendigt, recht dazu geeignet war, den letzten Rest von Religiösität und Frömmigkeit zu vernichten. Nun konnte sich ein Institut, was bis daher für so heilig geachtet worden, das delphische Orakel, des Vergehens schuldig machen, sich von einem

*) Also hier auch die pia fraus angenommen als Gründerin der positiven öffentlichen Religion. Nicht zum ersten Male. Vergl. oben.

fremden Herrscher bestechen zu lassen. Genug! die Banden des Volksglaubens wurden immer loser, und nur die ungeheure Macht der Gewohnheit und die Auctorität staatlicher, durch das Alter sanctionirter Einrichtungen konnte den gänzlichen Sturz desselben noch aufhalten.

Aber gerade dadurch, daß sich der Geist der Hellenen auf solche Weise den Fesseln des alten Glaubens entwand, gewann die Phantasie der Künstler freiere Bahn zu genialen Schöpfungen. Auch jetzt waren die Baukunst, die Malerei, die Sculptur, die Plastik um die Wette bemühet, die alte Religion durch die schönsten Productionen zu verherrlichen. Engherzige und ängstliche Altgläubigkeit hinderte sie nun nicht mehr so wie früher: sie konnten ihrer Idealität freiern Lauf lassen. Die Folge davon war jener außerordentliche Reichthum an den herrlichsten Kunstwerken jeglicher Art, von welchen die Geschichte der griechischen Kunst zu erzählen weiß. Und diese söhnten das Volk wieder mit dem alten Glauben aus, machten ihm denselben werth. »Jene wundervollen Göttergebilde, bei denen die größte Ruhe mit der erhabensten Größe, die edelste Einfachheit mit der mannigfaltigsten Pracht, die zarteste Sorgfalt mit der höchsten Kühnheit sich vereinte, an denen das Licht einer innern seligen Heiterkeit immer den Ernst stiller Würde durchstrahlte, mußten selbst zu minder empfänglichen Gemüthern mit bezaubernder Ueberredung sprechen und ihnen die alten Götter doch der Ehrfurcht und der Anbetung würdig erscheinen lassen.« In den göttlich schönen Darstellungen mußten sie glauben die Gottheit selbst zu erblicken.

Mittler Weile hatte sich das Hellenenthum vollständig nach Macedonien hin verbreitet. Philippus, der König daselbst seit 350 v. Chr., war durch und durch ein Grieche. Dazu ließ er auch seinen Sohn Alexander erziehen. Die Schlacht bei Chäronea (338 v. Chr.) hatte ihn zum Oberhaupt aller Hellenen gemacht. Schon will er es wagen, an der Spitze derselben das persische Reich anzugreifen. Da erliegt er dem Pfeile des Pausanias (336 v. Chr.). Alexander folgt ihm in der Regierung, besiegt die empörten Griechen, läßt sich gleichfalls zum Oberfeldherrn gegen die Perser erwählen und zieht nach dem Orient, um dort weithin den Hellenismus zu begründen. Damit gewährte er auch der griechischen Religion einen neuen Aufschwung, und so beginnen wir die

Vierte Periode.

Von Alexander's des Großen Heereszuge nach Asien bis zum Anfange der Verbreitung der christlichen Religion unter den Heiden oder von 334 v. Chr. bis 39 n. Chr.

»Wenn es die höchste Aufgabe der alten Welt gewesen, das Heidenthum zu zerstören, so ist es das Griechenthum, das zuerst unter den eignen Füßen den Boden hinweggrub, auf dem es gewachsen war, um dann, zu den Barbaren übergesiedelt, aufklärend, durchgährend, zersetzend dort dasselbe zu vollbringen. So durchdringt diese hellenische Bildung den überwältigten Osten; sie findet bereits den Weg nach Westen.« Sie bahnt dem Christenthume den Weg.

Alexander der Große begann im Jahre 334 v. Chr. den kühnen Zug nach Persien. Er überwindet das hinfällige Reich, es von einem Ende bis zum andern durchziehend. Ein Ereigniß, das auch für die Geschichte der griechischen Religion von außerordentlichem Einflusse gewesen ist: selbe ist verbreiteter, ist glänzender, ist reicher an Götterdiensten, aber auch verflachter geworden. Die Perser hatten bei ihren frühern Eroberungen die Politik gehabt, jedem neu unterjochten Volke seine Religion zu lassen. So findet denn der neue Eroberer in jeder Provinz des ausgedehnten Reiches, bei jedem Volke besondere Götter, verschiedene religiöse Elemente: im Innern von Kleinasien phrygische, in Syrien syrische, in Phönicien phönicische, in Aegypten ägyptische. Und um dieselben auf seinem Zuge geneigt zu haben, bequemt er sich ihnen an, opfert ihnen: in Phönicien dem Baal, in Aegypten dem Amun u. s. w. Er gab dadurch solchen Culten gewisser Maaßen seine Sanction, und sie gewannen unter den Griechen bald Anerkennung, z. B. eben der Amun (unter dem Namen Zeus Amun). Die ähnlichen Götter der fremden Völker werden mit den hellenischen vermengt. So z. B. fand man in einem indischen Gott den Dionysos. Es entspann sich daraus jener Synkretismus, der bis ins Maaßlose fortging, und ausheimischer Culte erlangten in Griechenland nicht wenige ein Ansehen, in welchem sie mit den einheimischen wetteifern konnten. Man nehme nur z. B. den Isisdienst, den Dienst des Mithras. So verlor denn die griechische Religion, während sie in der Breite wuchs, an Lauterkeit, an Hellenismus. Und zweitens: wo Alexander und seine Nachfolger Colonien stifteten, Städte anlegten, und sie mit macedonischen und griechischen Soldaten besetzten, da bekamen natürlich die griechischen Götter ihre Heiligthümer und Tempel, selbst tief in Asien. Das hellenische Element fand hier eine neue Stätte. Eine größere Verbreitung und eine sichrere

Verfestigung im innern Asien hinderte nur Alexanders früher Tod und die darauf entstandenen langwierigen und blutigen Kriege unter den Diadochen, bei welchen natürlich der Hellenismus in den entlegenen Gegenden vielfach wieder untergehen mußte. Als sich aber in Kleinasien, in Syrien, in Aegypten, in Thracien neue Throne bildeten unter macedonischen Herrschern, mit weit ausgedehnten Gebieten, mit neuen, prächtigen Residenzen, da wurden Städte, wie Seleucia, Antiochia, Alexandria, Pergamus, so rechte Sitze der griechischen Religion. Indem aber dabei auch andere Culte geduldet wurden, begannen Städte, wie Alexandria, wo ein so ungeheurer Zusammenfluß von Menschen aus den verschiedensten Nationen stattfand, der Mittelpunct jener Vermischung griechischer und barbarischer Culte zu werden, was natürlich auf Hellas nicht ohne Einfluß blieb. Dieser Umstand nehmlich, so wie das Apotheosiren der Fürsten, oft durch sich selbst, schon bei Lebzeiten — Alexander gab das verführerische Beispiel — vermehrte Götter und Culte bis ins Unendliche. Nun erhielt selbst ein Homer einen Tempel. Damit sanken aber natürlich die Götter hinsichtlich ihrer Würde in gleichem Maaße, als Menschen apotheosirt wurden, noch dazu, wenn es wahr ist, was man von Alexander d. Gr. erzählt, daß er in einem Briefe an seine Mutter die Götter für eigentliche Menschen erklärt haben soll. Während des seleucidischen Reiches unter Antiochus Epiphanes übernahm das griechische Heidenthum sogar eine Zeitlang die Rolle der Intoleranz und des gewaltsamen Propagandismus — ein bis daher unerhörtes Beispiel! — bis der Aufstand der Makkabäer solchem Beginnen ein Ziel setzte. Und als die Römer mit Unteritalien, mit Griechenland in näherm Verkehr traten, sei es freundlich, sei es feindlich: so verbreitete sich zu ihnen hin eine große Menge griechischer Culte, um von da aus noch weitern Raum in dieser und in der folgenden Periode zu gewinnen.

Jene Fürsten aber liebten meistens die Künste, liebten die Pracht: sie verwandten besonders viel auf Tempel und deren Verzierung, auf herrliche Götterbilder, auf pomphafte Festfeier und Aufzüge. Die Folge davon war, daß dem hellenisch-heidnischen Cultus beim Volke ein unendlicher Vorschub geschahe. Derselbe blühte in den neuen Residenzen fast mehr als im eigentlichen Hellas, wenn auch manche dieser Herrscher selbst, der Lauheit im Religiösen und der Frivolität ergeben waren, oder solche Leute, die im Geruche der Irreligiösität standen, wie z. B. einen Theodor, einen Euhemerus, an ihrem Hofe beherbergten und schützten. Die Kunst zwar behauptete jetzt nicht mehr die frühere Höhe: sie stand nur noch im Dienste kunstliebender Fürsten, waltete nicht mehr frei. »Und überall begegnen wir jetzt einer eigenthümlichen Gattung von Mythen, bestimmt, die Gegenwart an den alten Zusammenhang hellenischer Mythen anzuknüpfen. Bald ist es Io, die auf ihren Irrwanderungen gen Antiochia oder Gaza gekommen ist; bald ist es Orestes, von dessen aufhörender Raserei das Amanosgebirge den Namen führt, und der nach Laodicea am Meere den Stein der Diana gebracht hat u. s. w. Ueberall sucht man über die nahe liegenden geschichtlichen Anfänge hinaus unter-

denkliche Zusammenhänge zu gewinnen,« und da konnte natürlich nur die Religion und die Mythologie aushelfen.

Im eigentlichen Griechenlande sahe es, wie im Politischen, so im Religiösen traurig aus. Das Land ward nicht bloß entvölkert in den ewigen Kriegen mit den macedonischen Fürsten, zwischen den Griechen selbst, später mit den Römern; es wurden auch viele Tempel zerstört, Festfeier mancherlei Art aufgehoben oder doch so heruntergebracht, daß sie zur Unbedeutenheit herabsanken. Um nur ein Beispiel anzuführen: im Jahre 219 v. Chr. überfiel eine Schar wilder Aetoler unter Anführung des Dorymachus das Heiligthum des Zeus zu Dodona, verbrannte die schöne Säulenhalle um ihn her, zerstörte viele Weihgeschenke und riß das heilige Gebäude selbst bis auf die innere Capelle nieder. Später, bei der furchtbaren Plünderung aller epirotischen Städte auf Befehl des römischen Feldherrn Paulus Aemilius, ward gewiß auch wieder Dodona nicht verschont. Und 88 v. Chr. verheerten die Thraker, von Mithridates aufgereizt, ganz Epirus bis nach Dodona hin, und plünderten den Tempel, so daß zu Strabo's Zeit das Orakel fast ganz verlassen stand. Nur die heilige Eiche scheint unversehrt geblieben. So mag es mit vielen Tempeln und Heiligthümern gegangen sein, und zwar nicht bloß in Hellas selbst, sondern auch auf den griechischen Inseln, in den Colonialstädten Kleinasiens, welche ebenfalls vielfältig den Zerstörungen und Plünderungen während der mannigfachsten Kriege in jener Zeit ausgesetzt gewesen sind. Endlich fingen die Römer an, die schönsten Statuen aus den Tempeln hinwegzunehmen und nach Italien zu entführen. Der Glanz und die künstlerische Pracht, welche bis daher den griechischen Cultus umgeben hatten, fing an zu erbleichen, mit ihnen die Würde, die Hoheit des Cultus selbst zu sinken.

Und noch immer waren Philosophen, dramatische Dichter und Historiker geschäftig, das durch sein Alter, durch die Dunkelheit seines Ursprungs und seines Wesens Ehrwürdige und Hochpoetische der Religion nicht etwa richtig zu erfassen, von seinen Schlacken zu säubern, zu veredeln, sondern vielmehr durch die Oberflächlichkeit und Frivolität eines frostigen Rationalismus hinab zu ziehen ins Gemeine und zu verächteln. Etwas Besseres an seine Stelle zu setzen, daran war nun gar nicht zu denken. Der alte Glaube mußte durch ganz Griechenland und wo nur Griechen wohnten, um so wankender werden, als jene rationalistische Philosophie sich immer weiter verbreitete, auch außerhalb Attika's in mehreren angesehenen und volkreichen Städten: in Rhodus, Alexandria, Schulen erstanden und gleiche oder noch verderblichere Grundsätze lehrten. Wir wollen dieselben kürzlich durchgehen.

In den Grundsätzen der platonischen Schule oder der ältern Akademie, scheint sich nichts Wesentliches geändert zu haben hinsichtlich ihrer Götterlehre.

Dagegen begann sich jetzt von Afrika aus, von Cyrene, die aristippische Secte zu verbreiten, gestiftet von Aristippus, einem Schüler des Socrates, und anfangs nur örtliche Bedeutsamkeit habend. Bei der

zunehmenden Sittenlosigkeit fanden ihre Lehren bald vielfachen Anklang, auch außerhalb Cyrene's. Hatte schon ihr Urheber Manches vorgetragen, was dem Volksglauben entfremden konnte (z. B. der Weise müsse von Aberglauben sich entfernt halten), so that es in gegenwärtiger Periode noch mehr der Anhänger dieser Schule, Theodorus. Er soll geradezu das Dasein der Götter geläugnet und sich dadurch vorzugsweise den Namen des Atheisten erworben haben. Er lehrte unter Anderm: Nichts sei schimpflich von Hause aus, sondern nur zufolge der Meinung, und diese sei zur Bewältigung der Menge festgesetzt. Es werde daher selbst der Weise die Heiligthümer plündern dürfen, doch nur im geeigneten Momente. Vom Beten sollen die Anhänger dieser Schule auch Nichts gehalten haben.

Hierneben trat in gegenwärtigem Zeitraume der, ähnlichen laxen Grundsätze huldigende Epicureismus auf, und zwar in Athen. In der Lehre ihres Stifters über die Götter und die göttlichen Dinge ist manches Räthselhafte und Unübereinstimmende: es erklärt sich solches wohl nur aus der Leichtfertigkeit und Unstetigkeit des Epicurus selbst. Auf der einen Seite wird seine Religiösität gerühmt von seinen Anhängern, von seinen Gegnern indessen als verkappter Atheismus geschildert. In der nachchristlichen Zeit hat er und seine Anhänger stets für die Vertreter der vollendetsten Ungläubigkeit gegolten. Wenn wir genauer die uns über diesen Punct überkommenen Nachrichten prüfen, so gewinnen wir als Resultat: Epicur ist nicht so schlecht und so baar alles Gottesglaubens gewesen, als seine Gegner und die Nachwelt ihn hingestellt haben; er hat nicht dem vollendeten Atheismus gehuldigt, die Gottheit nicht durchaus hinweggeläugnet; er hat nur gegen die gemeinen Religionsvorstellungen der Menge geeifert. Daraus erklärt sich sein Streiten gegen die alten Mythen, gegen den alten Glauben, gegen die Mantik u. s. w. Gott ist dem Epicur ein unzerstörbares und seliges Lebendiges, das sich nicht mit der Sorge für irdische und menschliche Angelegenheiten befasse; denn Seligkeit wäre Ruhe. Die Welt wäre entstanden durch Zufall, mittelst der Vereinigung von Atomen. Es gibt, meinte er ferner, auch Götter. Davon zeugen die einzelnen Bilder (die Ideale), die in uns erstehen im Schlafe wie im Wachen, von diesen Göttern, bildliche Göttererscheinungen. Diesen müßten doch körperliche Bilder objectiv entsprechen; sie wären nur so fein, daß sie nicht durch die äußern Sinne, sondern nur durch die Seele empfunden werden könnten. Ferner suchte er das Dasein dieser Götter zu beweisen durch die Furcht erweckenden Erscheinungen in der Natur, durch Hinzeigung auf die geordneten Bewegungen der Gestirne und auf den geregelten Wechsel der Jahreszeiten. »Gottlos,« erklärte er, »ist nicht der, welcher die Götter der Menge läugnet oder aufhebt; gottlos ist der, welcher der gemeinen Ansicht des Pöbels von den Göttern huldigt.«

Mit besonderer Vorliebe weilten bei der Lehre von Gott und dem Göttlichen die Stoiker, eine neue Secte, gestiftet von Zeno aus Citium um 320 v. Chr. Ihr Meister hatte gelehrt: die Gottheit wäre

die sich selbst bewegende und Alles belebende Eine Grundkraft in der Natur; sie manifestirte sich besonders als Aether, d. i. Zeus. Die Gestirne wären auch Götter, sich selbst bewegende, belebte und mit Empfindung, Verstand und Vernunft begabte Wesen. Unter ihnen nähme Sonne und Mond die oberste Stelle ein. Apollo aber wäre eins mit der Sonne, Artemis mit dem Monde. So führte Zeno in seine Schule die allegorisch-physiologische Deutung der Götter und der Mythen ein, und damit verband er den Versuch, die Götternamen etymologisch aufzulösen. Hierbei hielt er sich vorzugsweise an Homer und Hesiod. Er deutete diese auf eigenthümliche Weise. Die Titanen z. B. waren ihm die Elemente der Welt, die Cyclopen die Kreisbewegungen am Himmel, Kronos gleich Chronos. Dieß Alles hing mit jener Lehre zusammen, Zeus wäre der Aether, wäre aber auch zugleich die Einheit der Welt. Die übrigen Götter waren ihm hiernach bloß Seiten der kosmischen Wirksamkeit desselben. In seinem »ideellen Staate« wollte Zeno verboten wissen den Bau von Tempeln, die Anfertigung von Götterbildern; denn all diesen Dingen wohne als Producten handwerksmäßiger Kunst nichts Heiliges bei.

Auf dem Wege gingen seine Anhänger fort. Persäus, ein unmittelbarer Schüler Zeno's, verband mit dem Allem den nicht neuen Versuch, aus der Apotheose verdienter Männer und nützlicher Dinge die Entstehung der vielen Götter des Volksglaubens zu erklären. Cleanthes und Chrysippus führten die allegorisch-physiologische Deutung der Mythen und das (schlechte, unwissenschaftliche) Etymologisiren der Götternamen noch weiter. Der letztere soll nun auch in einem eigenen Werke über die Götter die Mythen des Orpheus, Musäus (d. i. der pythagoreischen Orphiker), des Homer und Hesiod dem angepaßt und zur Beglaubigung dessen angewendet haben, was er vorher selbst nach eigner Lehre über die Götter vorgetragen. Ein Versuch also, den Volksglauben, der sich doch namentlich auf jene Dichter stützte, vernunftgemäß zu machen und von neuem zu beleben. Gewiß wurden die Stoiker hierbei von einer heiligen Scheu vor dem allgemeinen Glauben und von dem dunkeln Gefühle, daß doch etwas Wahres demselben zum Grunde liegen könne und müsse, geleitet. Der schönste Beweis ihrer religiösen Gesinnung und zugleich die Blüthe der religiösen Poesie bei den Griechen ist der Hymnus des Cleanthes auf den Zeus. Doch verfuhren sie dabei nicht so ängstlich, daß sie nicht auch diesen Volksglauben nach ihrem Sinne mehrfach gemodelt hätten. So sprachen sie sich entschieden gegen die gemeine Vorstellung aus, die Götter hätten menschliche Gestalt; so etwas zu glauben und darzustellen sei kindisch. »Wir erblicken sonach in ihren Ansichten eine Art erkünstelten Glaubens, wie er in Zeiten sich bildet, welche, der alten Einfachheit entfremdet, doch mit einer Art von Gewalt wieder dahin zurückstreben, weil man an dem Alten doch etwas Ehrwürdiges wahrnimmt.« Oder auch: es lebte und regte sich in ihnen der ächt humane Sinn, in allem Menschlichem dieser Art das Walten des ewigen menschlichen Geistes anzuerkennen und zu erforschen.

Von solchen Grundsätzen erfüllt, mußten sie sich denn besonders als Gegner des Epicureismus zeigen. Sie bestritten die Weltconstruction durch Zufall aus Atomen; sie tadelten heftig, daß die göttliche Vorsehung geläugnet, daß den Göttern, indem man ihnen die menschliche Gestalt zuspräche, die Charis entzogen würde u. dergl. m. Freilich schwiegen auch die Epicureer nicht und warfen dem Stoicismus — nicht mit Unrecht — mancherlei Ungereimtheiten und Inconsequenzen in ihrer Theologie nach. Das thaten nicht minder die andern Schulen, zum Zeugniß, was nunmehr für ein Zwiespalt zwischen den verschiedenen Secten entstand, und wie derselbe nur dazu diente, manchen Zweifler wieder zum alten Volksglauben zurückzuführen. So z. B. bestritt Carneades, ein Anhänger der neuen Akademie, die Ansicht der Stoiker, daß Gott, der ewige Grund aller Dinge, ein lebendiges Wesen sei; er griff ferner die Art an, wie sie sich dem Volksglauben anschlössen, z. B. das Weissagen vertheidigten; er widerlegte ihre Meinung, daß Alles in der Natur bloß für den Menschen da wäre u. s. w.

Unter den Peripatetikern interessirt uns hier zuerst Theophrast, der unmittelbare Nachfolger des Aristoteles. Er schrieb ein besonderes Werk über die Götter und hat darin wohl die Meinung seines Lehrers, wie das Göttliche in der geistigen Welt als theoretische Vernunft, in der natürlichen als Grund der Bewegung erscheine, in letzterer Erscheinung aber sich in eine höchste bewegende Einheit und in eine dieser untergeordneten und durch deren Wirksamkeit auf die oberste Himmelssphäre bedingte Vielheit von Wesen spalte, noch fester zu begründen gesucht. In einer andern Schrift, einer Art Religionsgeschichte der Griechen und Nichtgriechen, war er wahrscheinlich bestrebt, die aristotelische Annahme näher zu beglaubigen, daß die Gestirne Götter seien, und daß das schon eine Annahme der frühesten Vorwelt und aller bekannten Völker gewesen. Zu dem Ende forschte er den ältesten Zuständen der Gottesverehrung bei den Völkern nach. Man sieht: der Mann war auf dem rechten Wege, auf dem historischen. Leider haben wir dieses sein Werk nicht mehr. Um wahre Frömmigkeit zu begründen, forderte er den ursprünglichsten und einfachsten Cultus. Er soll wegen dieser seiner Meinungen von einem gewissen Agonides, obwohl erfolglos, der Gottlosigkeit angeklagt worden sein.

Strato, seit 284 v. Chr. der Nachfolger Theophrast's in der Leitung der peripatetischen Schule in Athen, dachte sich die Natur als einen bewußtlosen Grund der Dinge in der Welt, als eine Materie, die in sich das Vermögen und den Trieb zur Form trage und im Stande sei, zugleich mit ihr Seele und Intelligenz hervorzubringen. Eine sehr materielle Ansicht! Im Weitern scheinen die aristotelischen Ansichten immer Geltung gehabt zu haben unter den Peripatetikern.

Wenn sich bei diesen mannigfachen und oft einander widerstreitenden Ansichten der verschiedenen philosophischen Schulen und wieder der einzelnen Anhänger derselben, daneben nun auch noch ein an nichts Wahres glaubender Skepticismus und andern Theils

ein Eklekticismus heraufbildete, so war das ganz in der Ordnung. Aber Zweifelsucht, Indifferentismus, Unglaube mußte dadurch um so mehr überhand nehmen. Da ist es denn kein Wunder, wenn der Volksglaube immer mehr und mehr ins Alltägliche, Gemeine, Ordinäre hinabgedrückt wurde. Das that in diesem Zeitraume hauptsächlich und vor Allen Euhemerus. Er, als das Non plus ultra dieser Leute, verdient daher hier ganz besondere Berücksichtigung.

Ueber ihn erfahren wir, daß er am Hofe des Königs Cassander von Macedonien gelebt habe. Von diesem will er nun einstmals, so berichtet er selbst, eine Mission in die fernen Länder jenseit der Meerenge von Babel Mandeb erhalten haben. Nach seiner Rückkehr schrieb er ein Werk, mindestens in drei Büchern, ἱερὰ ἀναγραφή oder die heiligen Tempelinschriften, betitelt. Darin theilte er zuvörderst eine Inschrift mit, die er will auf einer heiligen Insel im südlichen Ocean, Namens Panchäa, dem glücklichen Arabien gegenüber, auf einer goldenen Säule im Tempel des Zeus Triphylios in panchäischen Buchstaben, d. h. in Hieroglyphen, gefunden haben. Diese Inschrift, welche die Thaten des Uranus, vorzugsweise jedoch die Mythen des Zeus, in großer Ausdehnung, aber doch summarisch, erzählte, gab der Verfasser in jenem Buche und begleitete sie mit einem ausführlichen Commentare, in welchem er auch Nachrichten und Beschreibungen lieferte von andern heiligen Denkmälern und Inschriften auf Pyramiden, wie nicht minder andere Erzählungen, die er in Sidon aus dem Munde von Priestern wollte empfangen haben. Es war also das Buch eine Sammlung von Inschriften, und zwar von Sepulcral-Inschriften, und eine Beschreibung von Monumenten, insofern solche nehmlich das Ableben von Gottheiten und damit die ursprünglich menschliche Natur der griechischen Götter bezeugen sollten. Hierbei überging der Verfasser selbst die Juden nicht. Es begann das Werk mit der Titanenherrschaft unter Kronos; dann zeigte es, wie Zeus, der Nachfolger desselben im Regimente, von Kreta aus sich nach und nach alle Völker unterthänig gemacht, sie durch Ackerbau und Religionssatzungen entwildert und nach einer fünfmaligen Reise um den Erdkreis in Begleitung seiner Diener, der Kureten, sich einen heiligen Priesterstaat im Osten auf der reichen Insel Panchäa gestiftet habe und endlich bei Cnossus auf Creta begraben worden sei. Euhemerus behandelte und erklärte mithin die griechische Religion und religiöse Mythologie nach pragmatisch-historischen Grundsätzen, d. h. so: die griechisch-heidnischen Götter wären ursprünglich weiter nichts gewesen als Menschen, die nach ihrem Tode zu Göttern erhoben worden; die hauptsächlichsten Stätten ihres Cultus wären ihre Grabstätten.

Wie der Mann dazu kam, ein solches, für den Volksglauben so destruirendes Werk zu schreiben, das läßt sich wohl erklären. Die alten Göttergeschichten, eines Homer z. B., in alter Gläubigkeit und Unbefangenheit zu nehmen, war schon lange nicht mehr Mode unter den sogenannten Aufgeklärten und Gebildeten; viele unter diesen dachten gewiß wie er. Wir wissen zweitens aus dem Frühern, daß ja schon manche Historiker mit solchem Beispiele pragmatischer Deu-

telei vorauf gegangen waren, wenn auch nicht gerade in so plumper Weise. Drittens hatte Euhemerus in der hellenischen Mythologie selbst mehrfache Andeutungen und scheinbare Stützpuncte für seine Ansichten. Endlich — und das war wohl die Haupturſache — begünstigte der Zeitgeist eine solche Stimmung, reizte zur Abfassung solcher Schrift auf. Wenn ein Alexander der Große, wenn ein Ptolemäus Lagi, wenn sogar ein Demetrius Poliorcetes, der nichts weniger denn ein moralischer Fürst gewesen, vergöttert wurde: so lag der Rückschluß nahe, daß die ältern Götter auch nichts Andres gewesen wären. Euhemerus läßt den Zeus ganz ähnlich, wie Alexander gethan, siegreich die Welt durchziehen und seine Herrschaft begründen. Was ihn in seiner Ansicht bestärken mußte, war, daß man ein (freilich nur symbolisches) Grab des Zeus auf Creta, dann wieder ein andres des Dionysos in Delphi (mißverstandener Weise gar ein Grab des Apollo daselbst) und anderwärts das andrer Götter zeigte.

Das Verfahren des Euhemerus mußte, konnte, seiner Natur nach, nur einen negativen Einfluß auf den Volksglauben ausüben. Aber streng durchgeführt, machte es demselben ein Ende. Das geschah nun freilich nicht; einen unmittelbaren Stoß gab es demselben nicht. Allein Euhemerus hat bedeutend dazu mitgewirkt, den Rest des religiösen Glaubens an die alte Götterwelt zu vernichten, und das um so mehr, als ein großer Theil der nachfolgenden Schriftsteller in seine Fußtapfen trat.

Das Werk machte ungeheures Aufsehen und ward gewiß mit Begier verschlungen, da es sich noch obendrein durch seine angenehme populäre, romanhafte Einkleidung bei Jedermann einschmeichelte. Nehmlich die ganze Sache ist ohne allen Zweifel, obwohl einige frühere Gelehrte die Wahrheit derselben vertheidigt haben, eine reine Erdichtung, selbst wenn Euhemerus — dieß Lob gibt ihm eine berühmter Kirchenvater (Augustinus) — ein Mann von historischer Forschung und Genauigkeit gewesen wäre. Denn Euhemerus mußte bei einem, im Ganzen doch so gefährlichen Unternehmen sich ein schützendes Bollwerk aufbauen. Das glaubte er in jener künstlerischen Einkleidung zu finden. Es ist demnach einleuchtend, daß der ganze Bericht über Panchäa nur ein feines Mittel ist, die wahre Ansicht und Lehrmeinung des Verf. zu verschleiern. Wie wird der nach solcher Speise lüsterne Indifferentismus und Unglaube jener Zeit sich an dem Buche ergötzt und dadurch befriedigt gefühlt haben! Wie wird er nun um so kecker hervorgetreten sein! Das noch mehr darum, weil Euhemerus wie wir lesen, nach wie vor bei seinem Könige in Gunst blieb, dieser also gewissermaßen das Beginnen seines Höflings gut hieß!

Man kann die Wirkungen des Buches darnach bemessen, wie mehrere der besonnensten Schriftsteller über dasselbe und seinen Verfasser geurtheilt haben. Callimachus zeigt sich über die unwürdige Antastung des höchsten Gottes im hohen Grade entrüstet: er beehrt den Euhemerus mit dem Titel eines »aufschneiderischen Greises« und seine Bücher mit dem Titel »unschicklicher Bücher;« Eratosthenes nennt ihn geradezu einen Bergäer, d. h. einen unverschämten Lügner;

Polybius ſtellt ihn dem Märchenerzähler Pytheas an die Seite, und Plutarch gibt ihm geradezu die Entweihung alles Heiligen ſchuld und ſagt, er habe durch ſeine erlogenen fabelhaften Erzählungen die ganze Maſſe der nachmaligen Gottloſigkeit über die Welt verbreitet.

Ganz ähnlich wie Euhemerus machte es Dionyſius Skytobrachion von Mitylene, der Lehrer des M. Antonius Gnipho. Diodor nennt ihn öfter. Der erkannte in dem Widder des Phrixus den Erzieher deſſelben mit Namen Krios. Dieſer habe zuerſt die Tücke der Stiefmutter ſeines Pflegbefohlenen bemerkt, ſelbigem gerathen zu entfliehen und ihn nach Colchis begleitet. Hier aber ſei dieſer Führer des Knaben geopfert, ſeine Haut vergoldet worden u. ſ. w. Brauchen wir ferner an den elenden Paläphatus zu erinnern?

Unmoraliſche, vor allen unkeuſche Handlungen entwürdigen den Menſchen, müſſen aber am meiſten die Götter entwürdigen, wenn ihnen ſolche angedichtet, Schuld gegeben werden. Nun brachten in jener Zeit die Dichter der mittlern Komödie, um Effect zu machen, um Lachen beim Pöbel zu erregen, um dieſe oder jene jugendlich übereilte Handlung zu entſchuldigen, um einen Knoten zu ſchürzen und zu löſen, häufig Anſpielungen auf ähnliche ſaubere Göttergeſchichten oder ganze Erzählungen davon auf die Bühne, die noch dazu ſo recht im Volkstone mögen vorgetragen worden ſein. Was war die Folge davon? Je allgemeiner das Ego homuncio hoc non facerem? wurde, deſto verächtlicher mußten Götter erſcheinen, die nach den (wenn auch erdichteten, doch für wahr gehaltenen) Erzählungen ſo gemeine Streiche und Unzüchtigkeiten verübt hatten. Der Pöbel wußte natürlich nicht — wußten es doch ſelbſt die Philoſophen nicht! — Poeſie von der Wirklichkeit zu unterſcheiden, und der craſſeſte Unglaube, die höchſte Religionsſpötterei mußte das Erbtheil der Griechen werden, namentlich in Athen, dem Sitze jener mittlern Komödie.

Daß unter ſolchen Umſtänden die äußere Religion vielfach vernachläſſigt wurde, die meiſten der Orakel verſtummten*), viele Culte zur Antiquität herabſanken, manche Tempel in Trümmer fielen, iſt klar. Aber ging darum die alte Religion zu Grabe? Mit nichten! Jenes frivole Athen mit ſeinen vielen Schulen ungläubiger Philoſophen, mit ſeinen theatraliſchen Spöttereien über die Götter war »ſogar abgöttiſch,« daß es noch einmal ſo viel Feſte als die übrigen Städte in Hellas hatte, war angefüllt mit unzähligen Tempeln, Götzenbildern, Altären. Man begnügte ſich nicht bloß mit den einheimiſchen Gottheiten; willig nahm man auch fremde auf: ägyptiſche, ſyriſche, perſiſche, und apotheoſirte römiſche Feldherren und Kaiſer. Zur Römerzeit wurden mehrere verfallene Tempel und Culte wieder herge-

*) Macht ja doch ſchon Aeſchines dem Demoſthenes, zu Anfange dieſer Periode, den Vorwurf, daß er ſo wenig das Orakel des Apollo beachte, vor dem Treffen bei Chäronea nicht habe die Opfer um einen glücklichen Ausgang befragen laſſen, vielmehr beides durch ſeine Spöttereien über die Pythia, daß ſie philippiſire, gehindert und dadurch die Götter gegen das Vaterland erzürnt.

stellt. Unter den Schriftstellern gab es nicht wenige, die den Volksglauben nicht bloß geduldet wissen wollten, die ihn sogar für nothwendig erachteten und dadurch der Staatsgewalt es zur Pflicht machten, ihn nach Möglichkeit aufrecht zu erhalten. Der berühmte Polybius sagt an einer Stelle seines berühmten Werkes: »Insofern es dazu dient, die Frömmigkeit unter der Menge zu erhalten, muß man einigen Geschichtschreibern verzeihen, wenn sie Wundermährchen erzählen. Wenn man einen Staat aus lauter Weisen bilden könnte, bedürfte es vielleicht nicht solcher Mittel. Da aber alles Volk leichtfertig ist und voll böser Begierden, so bleibt nichts übrig, als es durch die Furcht vor etwas Unsichtbarem und durch solche Schreckmittel in Zaum zu erhalten.« Und ein ander Mal: »Die Alten scheinen mir nicht ohne Grund die Ideen von den Göttern und die Vorstellungen von den Dingen der Unterwelt unter die Menge gebracht zu haben; vielmehr scheinen mir unsere Zeitgenossen ohne guten Grund und auf eine unverständige Weise diese Meinungen zu verbannen!«

Auf demselben (politischen) Standpuncte finden wir den Dionysius aus Halicarnassus. Diesen verletzte indessen zumeist nur das viele Unwürdige und Ungeziemende in der griechischen Mythologie; aus welchem Grunde er auch die römische Religion vorzog, die so etwas nicht hervorgebracht hätte. »Zwar,« sagt er irgendwo in seinem Werke über die römischen Antiquitäten, »wisse er recht wohl, daß die griechischen Mythen einen allegorischen Sinn hätten und dadurch entschuldigt würden; allein der große Hause nehme sie lieber im schlechten als im guten Sinne und verachte entweder die Götter oder erlaube sich alles Schlechte, was die Mythologie von ihnen erzähle. Wie auch junge Leute ihre Unzüchtigkeit damit entschuldigten, und selbst die Lustspieldichter aus jenem Grunde vor den Ohren der Zuhörer davon Gebrauch machen ließen.«

Strabo dagegen vertheidigt wieder die Mythen von demselben Standpuncte her, verbunden mit dem ethischen. Er sagt: Fabeln hätten nicht bloß die Dichter erfunden, sondern noch viel früher die Staaten, und so auch die Gesetzgeber, des Nutzens halber. — — Die Mythen würden erheischt, wie für die Kinder, so für die Ungebildeten und Unwissenden, welche ja wie die Kinder wären. — — Der große Hause der Städte-Bewohner würde durch die anmuthigen Mythen zum Guten angetrieben, wenn er solche fabelhafte Großthaten von den Dichtern erzählen hörte, wie die Kämpfe des Hercules oder des Theseus, oder von den Göttern ertheilte Ehrenbezeugungen, oder wenn er Gemälde oder Bildsäulen sähe, die solche mythische Begebenheiten darstellten. Dagegen würde er vom Bösen abgeschreckt durch Erzählungen oder Gemälde von den Strafen der Götter. Denn den großen Haufen der Weiber und die ganze gemeine Volksmenge könne man nicht durch philosophische Gründe zur Frömmigkeit führen, sondern es bedürfe dazu auch des Aberglaubens, und dieß könne ohne Wundermährchen nicht geschehen.

So ward also immer hin und her gestritten, und der alte Glaube — versiegte nicht. Zu seiner Erhaltung trug jetzt auch der

gelehrte Fleiß der Gelehrten, namentlich in Alexandria, bei. Sie stellten nehmlich unter Anderm auch aus den Werken, die sie lasen und studirten, die Nachrichten zusammen über die hellenischen Götter, über ihre Namen, ihre Culte, ihre Mythen, Genealogien u. s. w. So entstanden zunächst Werke, wie die Bücher des Apollodor aus Athen, in welcher aus den verschiedenartigsten Schriftstellern und wohl auch mündlichen Sagen ein ungefähres Ganzes zusammengefügt ist, so zwar, daß das Attische offenbar vorherrscht und mit den übrigen Sagen und Sagenkreisen verwebt worden. Manche Autoren, wie z. B. Conon, lieferten die einzelnen Erzählungen oder Mythen in vereinzelter Darstellung, ohne Zusammenkittung. Noch andere, die sich in dichterischen Werken versuchten, wie z. B. Callimachus, nahmen vielfältig alte Sagen darin auf, häufig gerade die seltenern, bei denen das Interesse der Leser größer war, die der Behandlung bessern Spielraum gewährten. Aber es fehlte auch nicht an Fortbildnern der Mythen und der Mythologie. Apollonius hat z. B. öfter versucht, durch Abenteuer von Helden und Heroen seines Gedichtes, der Argonautika, bestehende Culte und sonstige kirchliche Verhältnisse zu erklären. Mit besonderer Vorliebe bearbeitete man die Verwandlungen, suchte Namen und Eigenthümlichkeiten von Pflanzen, Thieren, Festgebräuchen ꝛc. aus Geschichten von Göttern abzuleiten. Manches änderten sie auch wohl an den alten Mythen und Sagen, wie z. B. Euphorion gethan. Ferner wählte man sich nicht minder speciellere Gegenstände zur Behandlung und fuhr z. B. fort in Abfassung von Werken über die Gründung von Städten, über die Geschichte einzelner Gegenden, Länder, Volksstämme, wo natürlich auch immer zu Anfang Mythisches besprochen werden mußte, nicht immer ohne nicht hin und wieder willkürliche Deutungen und Erklärungen anzubringen, wie wir z. B. bei des Philochorus Arbeiten bemerken. Endlich nahm man auch manches Aeußere der Religion, z. B. Opfer, Culte, zum Gegenstande von Beschreibungen, aber wahrscheinlich nur aus der Gegenwart, nicht historisch und antiquarisch entwickelnd.

So stand es mit dem griechischen Heidenthume zu Anfange der christlichen Zeitrechnung. Im Ganzen ein trauriges Bild gewährend. Veraltet, längst nicht mehr verstanden, mit der Aufklärung des Zeitalters in keinem Verhältnisse stehend, das religiöse Gefühl wenig befriedigend, bezweifelt, bestritten von vielen Seiten, verachtet, bespöttelt, gedeutelt, schleppte es so fort sein Dasein, das sich nur noch anklammerte an das Alter, das Herkommen, an die städtischen und staatlichen Einrichtungen, an den Gewinn, den gewisse Stände, gewisse Handwerker und Künstler davon zogen, als plötzlich aus dem Schooße eines politisch und auch sonst verachteten Volkes die Boten eines neuen Glaubens hervorgehen, ohne Glanz und ohne Geschrei, ruhig und mild, ohne andere Waffen, als die des Wortes und der Ueberzeugung. Mit diesem Acte beginnen wir die letzte Periode.

Fünfte Periode.

Vom ersten Auftreten der christlichen Glaubensboten in der heidnischen Welt bis zum völligen Untergange der griechischen Religion, oder von 39 n. Chr. bis 532 n. Chr. Der Fall des griechischen Heidenthumes.

»Eine Begebenheit, groß und bedeutsam wie keine, vorbereitet seit langer Zeit durch Moses und die Propheten, hier und dort durch griechische Weise, fortgepflanzt durch einen Zeitraum von fünf Jahrhunderten, und von unermeßlichen Folgen begleitet, dabei anziehend durch Mannigfaltigkeit und Wechsel; denn Lehre und Handlung, Schule und Welt, Begeisterung und Politik stellen in ihr dem Betrachter sich dar. Auch ladet sie ein zu vielseitiger ernster Betrachtung der menschlichen Dinge, indem sie von der Macht der Idee über die Verhältnisse, aber auch von der Beschränkung der Idee durch weltliches Interesse und geltende Formen zeuget, wie eine Zeit aus der andern sich entbinde, lehret und in der allmählichen Erstarrung einer alternden Welt den aufgehenden Keim eines neuen Lebens erblicken läßt.«

Es war im Jahre 39 unsrer Zeitrechnung, als in Folge einer Vision, aus der aber bereits schon ein Nachdenken und Reflectiren über die Sache hervorleuchtet, der Anhänger einer in einem Winkel des römischen Kaiserreiches unter einem gedrückten und den Römern namentlich ziemlich gleichgültigen, ja! widrigen Volke entstandenen Secte, Namens Kephas oder Petrus, zum klaren Bewußtsein dessen kam, was ihm und seinen Mitaposteln ihr gemeinsamer Herr und Meister bereits schon durch Wort und That gelehrt hatte *), »keinen Menschen gemein oder unrein zu heißen,« und »daß Gott die Person nicht ansiehet, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm.« Oder mit andern Worten: es fiel die bisherige grauenhafte Schranke, welche, wie die Juden überhaupt, so auch die im Entstehen begriffene christliche Secte isolirte und insonderheit vom Heidenthume scharf trennte. Damit war aber der Untergang des letzten ausgesprochen. Denn gerade die Lehren dieser jüdischen Secte standen im schroffsten Gegensatz zum griechischen Heidenthum und erfüllten doch zugleich alle die Ansprüche, welche ein

*) Man s. über diesen Punct, der wohl auch bisweilen bestritten worden ist, Heubener zur fünften Aufl. des so trefflichen Reinhard'schen Werkes: Versuch über den Plan Jesu ꝛc. S. 409 ff.

religiöſes Gemüth an eine äußere Religion macht, um ſich ſelbſt darin wiederzufinden und um ſich mit Befriedigung darin zu verſenken. Die neuen Glaubensboten predigten von einem einigen Gotte, von deſſen geiſtigem, unſichtbarem Weſen, von ſeiner höchſten Vollkommenheit, von ſeiner Providenz, von ſeiner höchſten Milde, Güte, Erbarmen, Vergeben, von ſeinem Vaterverhältniß zu den Menſchen; daß er keinen Körper habe wie die Sterblichen dieſer Erde; daß er verehrt werden müſſe als Geiſt im Geiſte, das wäre die rechte, wahre Verehrung, nicht die durch Opfer und andere Werkthäteleien. Und wie forderten ſie von den Bekennern des neuen Glaubens die ſtrengſte Sittlichkeit, die aufrichtigſte Buße, die ſchärfſte Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, und zwar allein um Gottes willen! Sie lehrten, ſich zu bekehren von den bisherigen falſchen, nichtigen, machtloſen, todten Götzen zu dem eigentlichen, lebenden und allwirkenden Gott; ſie lehrten: »Gott wohne in einem Lichte, da Niemand zu kommen kann, welchen kein Menſch geſehen hat, noch ſehen kann;« ſie lehrten ferner: »Gott, der die Welt gemacht hat und Alles, was drinnen iſt, ſintemal er ein Herr iſt Himmels und der Erden, wohnet er nicht in Tempeln mit Händen gemacht, Sein wird auch nicht von Menſchenhänden gepfleget, als der jemands bedürfe, ſo er ſelber jedermann Leben und Odem allenthalben gibt«; ſie lehrten endlich eine göttliche Offenbarung der neuen Lehre von dem Stifter der neuen Religion. Damit aber war allem Glauben von Göttererſcheinungen, allem Anthropomorphismus, allem Spotte über das Heilige, allem Vertrauen auf die alten Dichter und auf die alte Mythologie, allem Opfern und aller religiöſen Werkthätelei, insbeſondere aber allen unedlen und unſittlichen Gebräuchen im Cultus, aller Bilderverehrung ein Ende gemacht. Die neuteſtamentliche Apoſtelgeſchichte gibt uns einige wenige, aber um ſo bemerkenswerthe Beiſpiele von der Art und Weiſe, wie die Apoſtel zu Werke gingen. Als einſtmals Paulus und Barnabas nach Lycaonien in Kleinaſien gekommen waren, und der erſtere einen lahmen Menſchen geſund gemacht hatte und das Volk meinte: die Götter wären den Menſchen gleich geworden und zu ihnen, den Lycaoniern, hernieder gekommen, und man den Barnabas — vielleicht wegen ſeiner hohen Geſtalt — Zeus, den Paulus wegen ſeiner Rednergabe Hermes nannte, der Prieſter aber des Zeus, dem erſtern ein Opfer in dem vor der Stadt liegenden Tempel darbringen wollte und ſchon Ochſen und Kränze brachte und opfern wollte ſammt dem Volk: zerriſſen ſie vor Beſtürzung und heiligem Abſcheu über ſolch unvernünftiges, unheiliges Beginnen ihre Kleider und ſtürzten ſich unter das Volk, ſchrieen und ſprachen: Ihr Männer, was macht ihr da? Wir ſind auch ſterbliche Menſchen gleichwie ihr und predigen euch das Evangelium, daß ihr euch bekehren ſollt von dieſen falſchen zu dem lebendigen Gott ꝛc. Zu den Athenienſern ſprach Paulus öffentlich: Ihr Männer von Athen, ich ſehe euch, daß ihr in allen Stücken allzu abergläubig ſeid. Ich bin herdurch gegangen und habe geſehen eure Gottesdienſte und fund einen Altar; darauf war geſchrieben: dem unbekannten Gott. Nun

verkündige ich euch denselbigen, dem ihr unwissend Gottesdienst thut ꝛc. Und zu Ephesus, wo eben der berühmte Tempel der Artemis so heilig geachtet, das Bild dieser Göttin mit so vieler Andacht von den Leuten aus nah und fern verehrt wurde, hatte Paulus frei geäußert: Es sind nicht Götter, welche von Händen gemacht sind.

Das alles war der offenbare Tod des ganzen griechischen Heidenthumes, und solches erkannten die Anhänger des alten Glaubens, die nicht sofort dem neuen zufielen, gar wohl. Es begann daher »sich nicht eine kleine Bewegung über diesem Wege zu erheben.« Nahm der neue Glaube überhand, so mußten die Tempel der bisherigen Götter, wenn sie nicht geradezu zerstört wurden, veröden, die bis daher so heilig geachteten Statuen derselben verächtlich, entbehrlich, nachtheilig erscheinen, die Hymnen verstummen, die heiligen Spiele und Aufzüge unterbleiben, die Opfer überflüssig dünken, die Altäre verfallen. Aber wie Vielen mußte daraus ein materieller Schade entstehen! Und dieser reizt oft mehr als das Aufgeben einer alten Gewohnheit und Vorstellung. Die Kaufleute, welche Weihrauch lieferten, die Viehhändler, welche Opferthiere verkauften, die Künstler, welche die Altäre, die Tempel bauten oder die Bildsäulen der Götter anfertigten, die Handwerker, welche die Gefäße lieferten und sonst ihr Brod bei den Festen und Spielen fanden, die Opferpriester und Priester, welche ihren bestimmten Antheil an den Opfern, an der Opfermahlzeit gehabt, alle mußten mit einem Male anfangen zu feiern und ihren Broderwerb in Abnahme gerathen sehen, wie uns das die Apostelgeschichte auch an dem Beispiele der Herren der wahrsagenden Sklavin in Philippi in Macedonien und des Goldschmiedes in Ephesus so lebendig darstellt. Es entstand ein furchtbarer Kampf beinahe sechs Jahrhunderte hindurch, wobei das griechische Heidenthum die Vortheile des Herkommens, des hohen Alters, der staatlichen Sanction, des Verwachsen-Seins mit allen Privat- und öffentlichen Einrichtungen, des Schutzes der höchsten Macht, des Oberhauptes im römischen Reiche, sogar der Bundesgenossenschaft der ihm sonst feindseligen jüdischen Religion genoß.

Aber dennoch erregte die neue Lehre »den ganzen Erdkreis.« Anfangs nun sahe die Staatsgewalt der Sache ruhig und theilnahmlos zu und schritt nur polizeilich ein, wenn etwa das Volk zu gewalsamer Selbsthülfe gegen die Neuerer seine Zuflucht nahm und öffentlichen Aufruhr machte, wie z. B. eben in Philippi und in Ephesus. Gewöhnlich lehnte die Obrigkeit jede Einmischung ab, weil die ersten Glaubensboten Juden waren, und man die neue Lehre nur für eine Abänderung des Mosaismus hielt. Bald indessen wurde die Sache ernstlicher. Vermöge des Propagandismus, den der Stifter zugleich der neuen Lehre zugesellt hatte — ein bis jetzt unter den Menschen noch nie gesehenes, unbekanntes und darum um so wirksameres Mittel zur Verbreitung des neuen Glaubens — tauchte das Christenthum an den verschiedensten Oertern zu gleicher Zeit auf, selbst in der Hauptstadt des damaligen Weltreiches, und der obersten

Staatsgewalt erschien die Sache bald, wenn nicht bedenklich, doch wenigstens der Beachtung und eventuellen Unterdrückung werth. Das römische Heidenthum und das griechische waren aber bereits so eng mit einander verwachsen, daß sie damals als eins betrachtet werden können. Und so kamen dem letztern auch die Maaßregeln zu Statten, welche die römische Staatsgewalt im vorliegenden Falle anwendete.

Denn was die häufig so gerühmte Duldsamkeit der Römer gegen auswärtige Religionen anbetrifft, so bedarf die gewohnte Vorstellung davon, wie Neander in seiner Kirchengeschichte sehr treffend nachgewiesen hat, bedeutender Einschränkungen. Es waren ja nicht bloß einzelne Culte, welche zu den vorhandenen hinzukommen sollten, wie man sie früher in das griechische und römische Heidenthum aufgenommen hatte; das Christenthum war eine total andere Religion, sowohl hinsichtlich der Lehre als hinsichtlich des Cultus, die sich mit dem bestehenden gar nicht vertrug, die die bisherigen deßfallsigen Verhältnisse ganz umgestaltete. Nun war im römischen Staate von jeher die Religion Staatssache gewesen; sie war mit allen öffentlichen und Privat-Einrichtungen verschmolzen; die dahin beziehlichen Staatsgesetze gehörten mit zur allgemeinen bürgerlichen Gesetzgebung und Verwaltung. Wenn Cicero in seinem Werke über ideelle Gesetzgebung, ganz gewiß in Uebereinstimmung und analog mit dem zu Rom wirklich geltenden Sacralrechte, folgendes Gesetz aufstellt: »Niemand soll für sich seine besondern Götter haben; Niemand soll neue oder fremde Götter, wenn sie nicht von Staats wegen anerkannt, für sich besonders verehren«; wenn Dio Cassius den Mäcenas zu Augustus in einer, wenn auch erdichteten Rede so sprechen läßt: »Verehre die Götter auf alle Weise nach den vaterländischen Gesetzen und zwinge die Uebrigen, sie so zu verehren; diejenigen aber, welche irgend etwas Fremdes in dieser Beziehung einführen, hasse und strafe, nicht allein der Götter wegen, weil, wer sie verachtet, auch vor nichts Anderm Ehrfurcht haben kann, sondern weil solche, indem sie neue Gottheiten einführen, Viele verleiten, auch fremde Gesetze anzunehmen, woher dann Verschwörungen und geheime Verbindungen kommen, die am wenigsten der Monarchie zuträglich sind. Gestatte Keinem, die Götter zu läugnen!« u. s. w.; wenn der römische Rechtsgelehrte, Julius Paulus, unter den Staatsgrundgesetzen des römischen Rechtes als geltend dieses aufführt: »Solche, welche neue und ihrer Anwendung oder Beschaffenheit nach unbekannte Religionen einführten, durch welche die Gemüther der Menschen beunruhigt würden, sollten, wenn sie aus den höhern Ständen wären, deportirt, wenn aus den niedern Ständen, mit dem Tode bestraft werden«; wenn endlich Diocletian im Jahre 296 decretirt: »Die unsterblichen Götter haben durch ihre Vorsehung wohlgeordnet und festgestellt, was wahr und gut ist. Viele gute und weise Männer stimmen darin überein, dieß unverändert fest zu halten. Man darf sich solchen nicht entgegen stellen. Keine neue Religion sollte es wagen, die alte zu tadeln; denn es ist das größte Verbrechen, das umzusto-

ßen, was ein Mal von den Vätern festgesetzt und was im Staate herrschend ist«: so erkennt ein Jeder, wie das Christenthum nur in die Classe jener neuen verpönten Religionen fallen mußte, wie es nicht in die Classe der im Staate erlaubten oder geduldeten gehörte. Auch unterließen die Juden, vermöge ihres Hasses, gegen die neue vom Mosaismus abgefallene Secte, geltend zu machen, wie zwar ihre Religion ein religio licita wäre, keineswegs aber die christliche. Es kam noch ein Umstand hinzu, der den neuen Glauben der Staatsbehörde strafbar däuchten machte: als die Kaiser — oft schon bei ihren Lebzeiten — zu Göttern erhoben, Tempel ihnen gebauet, Feste gefeiert, Opfer gezollt wurden, und die Christen natürlicher Weise sich weigerten, an dem Allem Antheil zu nehmen oder wenigstens es vernachlässigten: da wurden sie denuncirt, des damals so gewöhnlichen Majestätsverbrechens angeklagt. Auch unterließ nicht das Gerücht zu erzählen, welcher Gräuel und Schandthaten die Christen bei ihren geheimnißvollen Zusammenkünften sich schuldig machten. Daher Peinigungen, Verfolgungen, Hinrichtungen, Niedermetzlungen schon seit Nero.

Das leistete nun freilich dem griechischen Heidenthume keinen geringen Vorschub. Ueberdem pflegt dem Menschen das lieb zu werden, was er hingeben soll, selbst wenn er es bis daher mit Gleichgültigkeit betrachtet und behandelt hat. Das war auch hier der Fall. Je mehr die Heiden merkten, daß ihrer Religion Abbruch geschahe, desto mehr stellten sie sich dem entgegen. Bald traten selbst Schriftsteller, die der Feder gewachsen waren, gegen das Christenthum auf, griffen die neue Lehre an, vertheidigten ihren alten Glauben. Die Geschichte der Literatur aus dieser Zeit weiß viele solcher Werke aufzuzählen. Und sogar Philosophen, welche der Dialektik Meister, unternahmen den Kampf für das Alte, machten auf das Vortreffliche ihres Heidenthumes aufmerksam, entschuldigten das Schlechte oder suchten es durch Deutung mild auszulegen und das Ganze der fortgeschrittenen Zeit zu accommodiren. In dieser Beziehung haben sich besonders die Platoniker im gegenwärtigen Zeitalter ausgezeichnet, vor allen Plutarch, bei dem man jedoch im Ganzen ein merkwürdiges Schwanken in seinen Ansichten wahrnimmt, und wahrscheinlich waren auch schon selbst christliche Ideen hin und wieder in die damalige Philosophie der Heiden unvermerkt eingedrungen. Plutarch glaubt an Götter und glaubt an eine Vorsehung derselben. »Es gibt,« sagt er unter Anderm, »nicht barbarische und griechische Götter, nicht mittägige und mitternächtliche, sondern alle Völker verehren die himmlischen Geber, die Wohlthäter des Menschengeschlechts.« Er hatte mithin den Weg zur allgemeinern Religion bereits gefunden. Ferner spricht er in mehreren seiner Schriften von der das Weltall ordnenden göttlichen Intelligenz, als dem höchsten Wesen, welchem die Eigenschaften der Unvergänglichkeit, Unsündlichkeit, Freiheit von menschlichen Affecten zukomme, und mit dieser Idee verband er den Glauben an eine sittliche Bestimmung des Menschen. Es finden sich bei ihm viele große und würdige Gedanken von Gott

und den göttlichen Dingen, namentlich auch die Idee der Unsterblichkeit als Fortbildung und Vergeltung gedacht und selbst als Wiedervereinigung mit denen, die man im Leben geliebt. Viele der alten Götter und Götternamen deutete er physisch. So nahm er die Hera für die Luft, den Hades (Aidoneus) für die Erde u. s. w. Auf diesem Standpuncte erhoben, konnte er natürlich mit dem Volksglauben und mit den Quellen desselben nicht zufrieden sein. »Der Weise,« äußert er daher an einer andern Stelle, »erheuchelt Gebet und Anbetung aus Furcht vor der Menge, und er spricht Worte aus, die seiner Ueberzeugung entgegen sind, und indem er opfert, erscheint ihm der schlachtende Priester nur wie ein Koch.« »In der Religion,« heißt es ferner wieder ein Mal bei ihm, »gibt es drei Führer oder Lehrer: Dichter nehmlich, Gesetzgeber und Philosophen, welche zwar alle annehmen, daß Götter sind; über ihre Zahl aber, über ihr Wesen und ihre Macht liegen sie unter einander in großem Zwiste. Die unzuverlässigsten Führer sind die Dichter: sie lügen viel. Wer kann ihre dichterischen Bilder, welche z. B. dem Streite und der Flucht, dem Schrecken und der Furcht göttliche Ehren spenden, für Wahrheit nehmen?« Er sucht sich deßhalb durch ethische und physische Erklärungen der anstößigen Sache zu entledigen, indem er geradezu gesteht: »Wären dieselben buchstäblich zu verstehen, so müßte man vor dem Munde, der solches sagte, ausspeien und ihn verfluchen.« Er verlangt daher beim Jugendunterricht das, was giftiges Unkraut ist, ausgerottet aus den Werken der Dichter, und daß man immer der Täuschungen eingedenk sei, mit denen jene Sphinx, die Dichtkunst, den Sinn der Menschen berücke. Nach Anführung einiger derartigen Fabeln fährt er dann also fort: »Gegen solche Dinge müssen wir uns gleich von Anfang an dadurch rüsten, daß wir bedenken, die Poesie kümmere sich nicht viel um Wahrheit; was aber an diesen Dingen wahr sei, werde nur mit Mühe selbst von denen gefunden, welche die Erforschung der Wahrheit zu ihrem besondern Geschäft sich gemacht haben.« Man sieht, Plutarch war tiefer als seine Vorgänger in das Wesen der Poesie eingedrungen. Höher als die fabelnden Dichter schätzt er die Gesetzgeber; aber als ganz zuverlässige Führer könnten doch auch diese nicht angesehen werden, weil die Philosophen ihnen in so manchen Dingen widersprächen. So bliebe denn nichts Andres übrig, als die Philosophen zu Schiedsrichtern über die Richtigkeit der Gottesverehrung einzusetzen. Plutarch tadelt ferner den Herodot wegen der Annahme, daß die Götter neidisch wären. In einem eignen Werke über Deisidämonie, sucht er zu zeigen, daß der Aberglaube ein noch größeres Uebel sei, als der Unglaube. Alles Dinge, welche den aufgeklärten vernünftigen Mann verrathen. Und wie hier den Aberglauben, so bestritt er anderwärts den Unglauben, tadelte den Euhemerus und dessen Bemühen, zeigte, wie das Leben des Ungläubigen zu freudloser Gemeinheit herabsänke, und namentlich jedes Fest seine Bedeutung für ihn verliere; denn was bei der Feier von Festen den Menschen erhöbe und erfreute, wäre nicht die Menge des Weines

und des Bratens, sondern die gute Hoffnung und der Glaube, daß der Gott wohlwollend gegenwärtig wäre und gnädig das Dargebrachte annähme, ohne welchen Glauben der das Thier schlachtende Priester nur als ein Koch vor den Opfernden stehe. So trachtete Plutarch wieder Sinn, Leben, Theilnahme bei und zu den Handlungen des gemeinen Cultus zu erwecken. Zu dem Ende bemühte er sich auch, die Vorstellungen über das Verhältniß des Göttlichen zum Menschlichen, auf welche sich die bestehenden Religionsinstitute, namentlich die Mantik und die Orakel, gründeten, philosophisch zu erläutern und festzustellen und die deßfallsigen Angriffe von Gottesläugnern zurückzuweisen. So z. B. war damals von Vielen längst die Göttlichkeit der Orakel bezweifelt worden; auch schien ihr sichtlicher Verfall die Behauptung zu rechtfertigen, daß sie nichts als Menschenwerk wären u. s. w. Plutarch suchte in zwei Schriften zu erweisen, wie dennoch an ihnen etwas Wahres wäre. Um das Unwürdige aus den religiösen Vorstellungen seiner Landsleute zu entfernen, machte er den Unterschied zwischen Göttern und Dämonen geltend. Nicht von jenen, sondern von diesen wären die mannigfaltigen Erzählungen von Entführung, Verirrung, Verbergung, Flucht und niedrigen Diensten zu verstehen, von welchen die alten Schriftsteller berichteten. Den bösen Dämonen gälten namentlich die Feste und Opfer, bei denen man rohes Fleisch äße, Thiere zerrisse, fastete, wehklagte, schändliche Reden führte und unter wüthenden Renkungen des Körpers gräßliches Geschrei ausstieße. So blieben die eigentlichen Götter in Ehren, und die rohen selbst und anstößigen Gebräuche waren nicht ohne Sinn und Bedeutung. In Plutarchs Schriften finden sich auch nicht minder Spuren allegorischer Deutung der Mythen.

Diese Weise, die Vor- und Darstellungen der Vorzeit zu retten und zu entschuldigen, nahm aber besonders im dritten Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung überhand. Maximus von Tyrus behauptete sogar, die Dichter und Philosophen hätten auf eine und dieselbe Weise gelehrt, jene in bilderreicher, der Fassungskraft eines rohern Geschlechtes angemessener Weise, diese in klarer und bestimmter, wie es das Bedürfniß einer reifer gewordenen Zeit erheischte. Weil zu seiner Zeit Viele an dem Bilderdienste Anstoß nahmen und an der abergläubischen Vermengung der Symbole der Götter mit ihrem Wesen, so gab er einerseits zwar zu, daß wer stark genug sei, sich gerades Weges zum Himmel zu erheben, der Bilder wohl nicht bedürfe; allein auf der andern Seite macht er, und zwar mit Recht, darauf aufmerksam, daß der Mensch bei seiner Schwachheit der äußeren Zeichen bedürfe, daß die allgemeine Sitte, ohne Störung und Verwirrung anzurichten, nicht verändert werden könne, und daß ja doch Alle, der Grieche durch die Kunst des Phidias, der Aegypter durch die heiligen Thiere, andere Völker durch ein Gestirn und durch das Feuer an Gott erinnert würden. Derselbe Philosoph sprach dem Gebete eine den Willen der Götter bestimmende und lenkende Kraft ausdrücklich ab und lehrte, daß das Gebet der Weisen nur Unterredung mit den

Göttern über Güter sei, welche der Mensch durch sich selbst empfange: Gebet um Tugend, Seelenruhe, schuldlosen Wandel und Hoffnung im Tode.

Durch solche Bemühungen, den alten Glauben zu reinigen, zu stützen, zu veredeln, mußten die Platoniker nicht wenig dazu beitragen, die Griechen bei ihrer Religion festzuhalten. Mit ihnen thaten jetzt nur zum Theil die Stoiker, die wir in der vorigen Periode doch als besondere Pfeiler des Volksglaubens haben kennen lernen. Sie hegten nehmlich zwar eine überaus würdige Gottes- und Sittenlehre; aber obwohl sie den Glauben an ein Göttliches bewahrten, auch die bestehenden religiösen Einrichtungen und Gewohnheiten nicht zum Gegenstande ihres Tadels und ihres Spottes machten, befreundeten sie sich gegenwärtig nicht mehr, wie früher, mit dem Volksglauben. Sie wendeten sich gleichgültig von ihm weg, vielleicht darum, weil sie, selbstgenugsamer als die Platoniker, der philosophischen Untersuchung über diesen Gegenstand nicht mehr zu bedürfen glaubten und hofften, daß an die Stelle des unhaltbaren volksthümlichen nach und nach der philosophische Glaube treten werde. In solchem Verhältnisse zu ihrer Zeit finden wir wenigstens die Repräsentanten der stoischen Schule in damaliger Zeit, den Epiktet und Marc Aurel. Ein ziemlich kalter Quietismus und Indifferentismus leuchtet aus ihren Schriften hervor.

Das war noch mehr der Fall bei den Skeptikern jener Zeit, die vom Unglauben nicht fern waren. »Der Skeptiker,« so äußerte sich Sextus Empiricus in Bezug auf die Lehre von den Göttern, »verfährt vielleicht am sichersten unter allen Philosophen, indem er gemäß den vaterländischen Gesetzen und Einrichtungen sagt, daß Götter sind, und Alles, was zu ihrer Verehrung und zur Frömmigkeit gehört, beobachtet, als Philosoph aber keine unbesonnene Behauptung, weder daß Götter sind, noch daß sie nicht sind, sich erlaubt.« So vermochte diese Schule zwar allerdings den Vorwurf des Atheismus von sich abzuweisen, auch es vor sich selbst zu rechtfertigen, wenn sie Theil nahm an den öffentlichen Gottesdiensten; aber mit welcher Kälte konnte sie das nur thun! Indifferentismus war wenigstens die unausbleibliche Folge dieses Skepticismus.

Für wahrhaft Ungläubige müssen gelten die Anhänger der epicureischen und cynischen Schule jener Zeit. Als ein solcher galt öffentlich Demonax in Athen, den man hier anklagte des Atheismus, weil ihn Niemand jemals opfern gesehen hatte, und er der einzige in der Stadt sei, der sich nicht in die eleusinischen Geheimnisse habe einweihen lassen, und so erwies er sich auch bei seiner Vertheidigung. Oenomaus, entweder Epicureer oder Cyniker, schrieb im Zeitalter Hadrians ein besonderes Werk: »Enthüllung der Wahrsager,« in welchem er die Mantik bestritt und die Orakel als Betrügereien verwarf und sich unter Anderm nicht entblödete, in einem scharfen Tone den Apollo anzureden, ihn einen schändlichen und unverschämten Propheten zu schelten und ihn wegen der Folge seiner schlechten Weissagungen zu Rede zu stellen.

So arg schon diese Frivolität war, so übertrifft ihn darin doch noch der Spötter Lucian. Will man den heidnischen Unglauben in der gegenwärtigen Periode auf der Spitze sehen, so darf man nur dessen Schriften lesen. Der Lehre Epicurs huldigend, und weder der Götterlehre der Griechen zugeneigt noch überhaupt Religion als Sache des menschlichen Herzens und göttlicher Offenbarung anerkennend, und mit dem Talente von Natur begabt, in Allem das Lächerliche zu entdecken und auf eine einnehmende gefällige Weise darzustellen und der Welt zum Gelächter preis zu geben, fand er hierzu reichlichen Stoff in dem gemeinen Glauben seiner Zeit und der Vorzeit. Darum und weil, wer diesen Gegenstand wählte, wer den Volksglauben bestritt und mit geistreicher Frivolität dem Spotte preisstellte, zu jener frivolen Zeit auf den Beifall Vieler rechnen konnte, ferner auch darum, weil im Gegensatze hierzu eine den alten Glauben wieder schützende mystische Partei aufgetreten war, fremde Mysterien, Propheten, Zeichendeuter und Wunderthäter vielen Eingang gefunden hatten, auch wohl, weil er es für verdienstlich halten mochte, Betrüger wie den Alexander von Abonoteichos, zu dessen neugestiftetem Orakel die abergläubische Menge strömte, und Phantasten wie den Peregeinus zu entlarven oder in ihrer Blöße zu zeigen, mochte sich Lucian vorzugsweise dieser Seite bei seinen literarischen Bestrebungen zuwenden. So wird es begreiflich, warum er die Bekämpfung des Volksglaubens und der Götterculte zu seiner Zeit zu seinem Hauptzwecke gemacht hat und nicht etwa nur gelegentlich sondern auch in besondern Schriften bald die Götter verspottete, bald die gottesdienstlichen Gebräuche verhöhnte. Er faßte das Leben der erstern, namentlich wie die homerischen Gesänge es liefern, von der profansten und plattesten Seite, ohne zu unterscheiden, was Wahrheit, was Dichtung sei. Je abgeschmackter und burlesker das Sujet war, desto willkommener dem Spötter. In den Göttergesprächen, die er verfaßt hat, machen sich die sich unterredenden Götter selbst lächerlich und verächtlich. Hera z. B. zankt mit dem Zeus wie ein eifersüchtiges Weib mit ihrem ausschweifenden Manne; Zeus lauert gierig auf den Opferdampf und kann den Aerger nicht verhehlen, daß derselbe jetzt seltener als sonst zu ihm aufsteige u. dergl. m. Auf gleiche Weise setzte er das Unsinnige oder Unglaubliche der gangbaren Vorstellungen von dem Zustande der Seelen nach dem Tode, von den Strafen in der Unterwelt ꝛc. in ein spöttisches Licht. »Ohne Zweifel,« sagt er irgendwo in dieser Beziehung, »haben, was man vom Hades weiß, diejenigen erzählt, welche vor Zeiten von da wieder zurückgekehrt waren, — — ehrwürdige und vollgültige Zeugen, die vermuthlich aus der Quelle Lethe nicht getrunken hatten; denn sonst hätten sie ja unmöglich Alles so genau behalten können.« Auf gleiche Weise schrieb er über die Opfer, über die Orakel. So suchte Lucian zu zerstören »Alles, was Glaube hieß und Anbetung. Wahn nur fand er wie in den mythologischen Vorstellungen, so in den religiösen Ideen selbst, Aberglauben und Betrug in allen gottesdienstlichen Anstalten der Völker. Die Wirkung seiner Schriften aber

mußte um so größer sein, da er sie mit Witz und Laune zu würzen, und so leicht und verständlich zu schreiben wußte, daß Jeder ihn fassen konnte, unverkennbare Irrthümer und Gebrechen auf die treffendste Weise rügte und die Kunst verstand, Alles, was er wollte, zum Gegenstande belustigenden Spottes zu machen. Offener konnte das Widerspruchsvolle der Mythologie nicht dargelegt; in ein helleres Licht konnte ihr ungereimter und unwürdiger Anthropomorphismus nicht gesetzt werden, als von ihm geschah. Unheilbar verwundete sein schonungsloser Spott das religiöse Gefühl: wer ihn gelesen hatte, konnte nicht mehr an die Volksreligion glauben, ob er auch dem frivolen Spötter zürnen mochte. Groß war unstreitig die Zahl der Ungläubigen zu seiner Zeit; größer noch mußte sie durch einen Schriftsteller werden, welcher dem Einen klar machte, was er bisher nur dunkel gefühlt hatte, dem Andern Muth gab mit gleicher Ungebundenheit sich auszusprechen, und in allen seinen Lesern den letzten Rest der Scheu vor dem Heiligen austilgte.«

Wenn es dessenungeachtet doch auch viele Gläubige jetzt und fernerhin noch gab: so erklärt sich das aus der Verschiedenheit der menschlichen Charaktere und dem Festhalten so Vieler an dem Alten, Hergebrachten. Zu den Gläubigen gehört unter Andern der Reisende durch Griechenland, Pausanias (um dieselbe Zeit). Zwar urtheilt er selten über die Heiligthümer, die er sahe: er beschreibt sie vielmehr bloß, aber mit großer Genauigkeit; allein, wo er urtheilt, urtheilt er meistens fromm und gläubig. So zweifelt er z. B. nicht, daß die, welche den Tempel der Kabiren entweiht, mit Wahnsinn oder mit dem Tode durch rächende Blitze bestraft worden seien. Eben so behauptet er, daß die Quelle zu Paträ, in welche Kranke einen Spiegel hinabließen, um entweder das Bild eines Lebendigen oder eines Todten darin zu schauen, wirklich die Kraft habe, Leben oder Tod zu prophezeien. Und den Volksglauben sucht er öfter zu vertheidigen und auf eine oberflächlich-rationalistische Weise zu erklären. So sagt er an einer Stelle: »Die ehemaligen Menschen waren ihrer Gerechtigkeit und Frömmigkeit wegen Gastfreunde und Tischgenossen der Götter, und wenn sie gut waren, traf sie offenbar Ehre von den Göttern und auf gleiche Weise, wenn sie Unrecht thaten, der Zorn der Götter. Dann wurden auch damals Götter aus den Menschen, welche noch jetzt diese Ehre genießen. So kann man auch glauben, daß ein Lycaon ein Thier, die Niobe des Tantalus in einen Stein verwandelt worden ist.«

Zur Genüge wird man aber aus dem Beigebrachten erkennen, welche Zerfahren- und Zerrissenheit hinsichtlich des religiösen Glaubens in der griechisch-heidnischen Welt statt fand, und wie leicht es dem Christenthume, trotz aller Beschränkungen und Bedrückungen, denn doch werden mußte, sich immer mehr und mehr auszubreiten und dabei der griechischen Religion den wesentlichsten Abbruch zu thun, mochten auch von Staats wegen oder von Kaisern alte vernachlässigte Culte hier und da wieder hergestellt, mochten neue, wie z. B. der Isis-, Serapis-, Mithras-Dienst, eingeführt werden —

das Alte war nicht mehr zu halten. Bald traten nun auch gelehrt und der Schriftstellerei kundige Christen auf und griffen, theils zu ihrer Vertheidigung theils zum Umstürzen des schon morschen Gebäudes, das Heidenthum an, und — es gewährte ihnen ja Seiten genug, Blößen genug. Die Schriftsteller der eignen, griechischen Welt waren ihnen dabei ja schon vielfach mit Beispiel vorangegangen, hatten bereits viele dieser Blößen aufgedeckt. Sie griffen an die Vielheit der Götter, die Vorstellungen des Volks von der Gestalt, dem Wesen, der Handlungsweise, Darstellungsart derselben; sie mißbilligten die Opfer, das Sonderbare und Auffällige an so vielen Culten. Ja! man tadelt sogar die Philosophen, welche sich dieses Afterglaubens annähmen, die allegorischen und etymologischen und historischen Deutungen, oder benutzte selbige, um so recht die Nichtigkeit all dieser Vorstellungen zu erweisen. Zwar wehrten sich die Heiden, und, in dialektischer und stylistischer Hinsicht und an allgemeiner Bildung überlegen wie sie waren, bereiteten sie dem Christenthume keinen geringen Kampf. Hierzu kam noch, daß eine neue philosophische Secte, die Neuplatoniker in Alexandria und später auch in Athen, das Heidenthum ihres Volkes auf jede mögliche Weise zu verklären suchten. Sie nahmen das lebhafteste Interesse an dem Religiösen überhaupt, philosophirten viel über die Gottheit und ihr Verhältniß zur Welt, behandelten die Gegenstände dieses Glaubens mit Ehrfurcht und Achtung, tadelten auch vieles Unanständige und Unwürdige an der alten Volksreligion, fühlten im Ganzen recht wohl dem Christenthume gegenüber, wie es überhaupt die Aufgabe ihrer Zeit wäre, eine durchaus andere Basis des religiösen Lebens zu gewinnen und das Alte vielfältig umzugestalten. Aber auf der andern Seite suchten sie doch auch wieder das Meiste derselben zu vertheidigen und zu rechtfertigen. So gingen sie namentlich von dem Grundsatze aus, das Gute ruhe in der Vergangenheit, da in ihr die Blüthe der alten Welt gewesen. Sie bedienten sich ferner der alten schlechten Etymologien und Deuteleien der früheren Philosophen und der Orphiker namentlich, oder gingen darin noch weiter als diese, um die unsaubern Göttergeschichten der frühern Dichter zu mildern und zu vertheidigen. Was sie hier gethan, ist fast unglaublich, aber freilich wie? Nur hin und wieder findet man etwas Erträgliches, selten etwas Vernünftiges. Die spätern Anhänger dieser Secte wurden auch mit den Lehren des Christenthumes vertraut, und offenbar haben sie Manches daher stillschweigend entlehnt, was sie nun als ihre, das Heidenthum veredelnde Meinung der Welt hinstellten, um jenes eben ihren Zeitgenossen wieder zu empfehlen und werth zu machen. So hat z. B. Philostratus offenbar das vermeintliche Leben des Apollonius von Tyana in dieser Absicht geschrieben. Derselbe verwarf schlechthin die Thieropfer, ohne gerade die Opfer deßhalb als etwas Unsinniges zu verdammen; im Gegentheil setzte er den Zweck derselben sehr vernünftig darin, daß der Mensch durch solche Darbringungen die Götter ehre und ihnen Dank zolle. Eben so erklärt sich Porphyrius: er verwirft gleichfalls die Thieropfer, nimmt an

einen obersten und reinen Gott, dringt auf einen dem angemessenen Gottesdienst, der nur in reinen Worten und in reinen Gedanken bestehen könne. Neben diesen edlen Grundsätzen taucht dann aber auch wieder manches ächt Heidnische, Veraltete, Phantastische auf, und wie die griechische Philosophie überhaupt in viele Secten und jede Secte wieder in mehrere Untersecten zerfallen war, so auch dieser Platonismus. Jeder spätere Anhänger derselben änderte bald diese bald jene Meinung: eine Seite des griechischen Heidenthumes, welche den Christen ganz besonders eine verwundbare Stelle darbieten mußte. Die Folge davon war, daß das Christenthum, aller jener Anstrengung der Gegenpartei ungeachtet, an Ausdehnung und damit an Kraft wuchs. Um das Jahr 330 sahe es sich schon durch Constantin den Großen dem Heidenthume gleichgestellt im römischen Reiche.

Aber zwei einander im Niveau gegenüberstehende Gegner bleiben nicht lange in Frieden. Es mußte zum Kampfe kommen. Einer mußte siegen. Und das Heidenthum mußte untergehen, weil es sich überlebt hatte, weil es den Anforderungen des fortgeschrittenen menschlichen Geistes nicht mehr genügte, weil es auf einem Grunde ruhte, der zumeist morsch und nicht mehr zu verbessern war, und das Christenthum mußte Sieger werden durch seine Wahrheit, durch die Basis seines Ursprungs, durch seine jugendliche Frische.

Die Reaction unter Julian (360—363), mit so mächtigen Waffen sie auch begonnen und durchzuführen versucht wurde, war doch ohne bedeutende Erfolge, weil von kurzer Dauer. Und das Christenthum war bereits zu sehr erstarkt. Seitdem mußte das griechische Heidenthum je mehr und mehr das Feld räumen. Die oberste Staatsgewalt gehörte ihm nun bald nicht mehr an. Ja! es dauerte nicht lange, so trat das Christenthum in die Rolle ein, die bis daher das Heidenthum gegen dasselbe gespielt hatte: es beschränkte, es verfolgte, es suchte den Gegner zu vernichten. Hatte schon früher Constantin d. Gr. einzelne Tempel zerstören lassen (z. B. zu Aegä in Cilicien den Tempel des Aesculap), aber nur um lasterhaften Ausschweifungen ein Ende zu machen, so wiegelten jetzt fanatische Mönche und Priester den christlichen Pöbel auf zu gewaltsamen Maaßregeln gegen Alles, was heidnisch hieß oder war, wobei sie nicht selten recht geflissentlich die Täuschungen der frühern Priester ans Licht zogen, so daß, was bei dem getäuschten Volke früherhin Gegenstand der größten Verehrung gewesen, jetzt Gegenstand des lautesten Hohnes, der tiefsten Verachtung wurde. Kaiserliche Befehle ergingen von Zeit zu Zeit, welche das Aufrichten von neuen Götzenbildern, das Erbauen von neuen Tempeln, das Begehen alter Opferfeste verboten. Die alten Heiligthümer verfielen entweder, weil sie verlassen und ungebraucht da standen, oder wurden zerstört oder in christliche Kirchen verwandelt, die Bildsäulen zum größten Theil vernichtet, die Tempelschätze geraubt oder eingezogen. Man hielt und schalt dieß Alles als Werke des Teufels. So weit ging die fanatische

Verblendung, daß man nicht das Aeußere vom Kern, das Schöne in der Form von dem Unrichtigen in der Sache schied. Dieß geschahe besonders, seitdem sich im ehemaligen Byzanz die neue christliche Regierung constituirt hatte und nun mit aller Kraft und ungehindert auftreten konnte, und 395 sogar die Trennung des römischen Reiches erfolgt, Constantinopel vorzugsweise der Sitz des griechisch-christlichen Elementes geworden war. Nun verfuhr man wahrhaft methodisch mit der Unterdrückung des alten Heidenthumes. Hatte schon Constantinus im Jahre 346 befohlen, alle heidnischen Tempel zu schließen; hatte Theodosius d. Gr. decretirt, Opfer und Opferschau als Majestätsverbrechen zu verfolgen, harte Strafen auf Anbetung von Götterbildern gesetzt, und bestimmt, daß alle Oerter, wo Weihrauch gedampft, wofern sie Eigenthum des Räuchernden wären, dem Fiscus verfallen sein sollten; hatte man alle priesterlichen Personen des alten Cultus ihre Vorrechte und öffentlichen Einkünfte entzogen, so gebot nun (im Jahre 408) ein kaiserliches Edict die Fortschaffung der geweihten Bilder, welche etwa noch übrig wären, aus den Tempeln und die Verwendung dieser Gebäude zum öffentlichen Gebrauch. Bald nachher (426) befahlen nochmals die Kaiser Theodosius II. und Valentinian, unter wiederholten Verboten des Opferns, bei Todesstrafe gegen die Uebertreter, alle Tempel, Capellen und Heiligthümer, die noch ständen, nach Anordnung der Obrigkeit abzutragen und durch Aufrichtung des heiligen Kreuzes zu entsühnen. Die schönsten Statuen wurden aus den Tempeln von nah und fern nach Constantinopel geschafft, um nicht mehr als Götter sondern als Denkmäler der Kunst die öffentlichen Plätze zu zieren, und die schönsten Säulen gebraucht, um christliche Kirchen zu schmücken.

Unter solchen Umständen konnte die alte heidnische Religion sich nur noch im Verborgenen halten. Aber eben darum ward sie Manchem um so theurer. In entlegenen Klüften und einsamen Gegenden entweder ward sie geübt oder von Philosophen als esoterische Weisheit unter der Hülle mystischer Auslegung gelehrt.

Dieß Letztere geschah besonders und noch lange Zeit hindurch in der Metropolis altgriechischer Bildung und der Philosophie, in Athen, welches auch seine heidnischen Weihbilder und Tempel am längsten bewahrte, so daß sich der Philosoph Proclus lange Zeit trösten und freuen konnte, daß er zwischen den heiligen Tempeln des Aesculap und des Dionysos mitten inne wohnte, und daß das heilige Bild der Athene auf der Burg auf ihn herniederblickte. Endlich aber mußte er es doch noch erleben, wie das letztere auch fortgeschafft wurde. Hier in Athen ließ die Vererbung der hohen wissenschaftlichen und künstlerischen Bildung aus den Zeiten des Heidenthumes, das Bewußtsein von dem Werthe derselben die Philosophen noch immer das Alte beibehalten, nicht aufgeben gegen eine Religion, welche, wenn auch nicht in ihrem Grunde, doch wenigstens damals als eine Feindin und Zerstörerin dieser Bildung sich erwies. Aede-

sius, Chrysanthius, Plutarch d. J., Syrianus, Proclus, Marinus, das ist eine Reihe von Philosophen, welche immer fort dem alten Heidenthume noch gehuldigt. Ja! Proclus wurde sogar geraume Zeit hindurch (450? — 485) ein wahrer Pfeiler des alten Glaubens.

So blieb es, bis Justinian (529) zum Throne gelangte. Der wollte nicht länger dulden, daß der Hellenismus in seinem Reiche noch Anhänger — es fanden sich deren sogar in Constantinopel um die Person des Kaisers; aber der eigentliche Heerd dieser Opposition gegen das christliche Element war Athen — bewahrte, und solches durch eine scharfe Untersuchung und durch ein neues Edict abändern. Viele Bekenner des alten Glaubens wurden entdeckt, ihrer Aemter entsetzt, ihrer Güter beraubt, einige hingerichtet. Auch verordnete der Kaiser, daß hinfort die Anhänger des alten Griechenthumes keine öffentlichen Aemter bekleiden sollten. Und das folgende Jahr darauf sandte er ein Edict nach Athen, daß Niemand ferner daselbst Philosophie lehren dürfte. Dieß führte die letzte Katastrophe des altgriechischen Heidenthumes herbei. Sei es, daß sich die noch vorhandenen Philosophen ungern in ihrer Lehrfreiheit beschränkt sahen, oder trat man ihnen sonst noch zu nahe, — genug sieben derselben entschlossen sich auszuwandern, nach Persien zu gehen, wo nach der damals verbreiteten Meinung eine Regierung sein sollte, die ihnen als eine platonische Verbindung von Philosophie und Königthum erschien, und wo das Volk gerecht und mäßig sein sollte. Allein sie fanden Alles anders, als sie erwartet. Sie verlangten daher sehnsuchtsvoll wieder nach der Heimath zurück, und der damalige König von Persien, Chosroos, verwirkt ihnen in dem eben unterhandelten Friedensschlusse die Rückkehr aus unter der Bedingung, daß sie ungestört für sich leben dürften, ohne genöthigt zu sein, anzunehmen, was gegen ihre Ueberzeugung wäre, oder den väterlichen Glauben zu verändern. Damascius und Simplicius, die beiden Führer, kehrten nun wirklich zurück. Sie blieben Hellenen, wie Agathius sagt, der selbst nur dem Namen nach Christ war. Allein ihre Schule blieb geschlossen. Und mit ihrem Tode ist die letzte Spur des griechischen Heidenthumes erloschen. Jene Auswanderung aber geschahe, wie neuerdings erwiesen worden, im J. 532 der christlichen Zeitrechnung, die Rückkehr das Jahr darauf.

Wir haben den Gegenstand unsrer Darstellung bis zum Grabe geleitet. Entstanden und emporgesprossen zu einer vor aller historischen Kunde liegenden Zeit, treffen wir ihn bereits erwachsen zu einem vollständigen Baume, wann wir ihn kennen lernen, aber auch bereits an seiner Wurzel verdorrt und unkenntlich. In seiner blühendsten Periode trägt er schon den Keim zu seinem Tode, ist

er bereits unten völlig abgeſtorben. Die falſchen Mittel, die man anwendet, ſind nicht geeignet, ihn wieder zu beleben, und ſo ſtirbt er hin, überholt und verdrängt von einer andern, edlern Pflanze. Allein in den Früchten, die er getragen, welche die Poeſie, die Literatur, die bildende Kunſt gepflegt und gereift hat, lebt er ſelbſt noch in ſeinen Trümmern fort und wird ewig leben, ſo lange der Sinn für das ächte Schöne den Menſchen beſeelen wird.

Zweite Abtheilung.

Die griechiſche Religion an ſich.

Einleitung.

In der erſten Abtheilung haben wir eine allgemeine Ueberſicht des Feldes nach ſeiner äußern Ausdehnung in der Zeit gegeben; jetzt ſteigen wir hinab in die einzelnen Partien, zu den beſondern Culten.

Da die griechiſche Religion, wie wir bereits im erſten Abſchnitte gezeigt haben, nicht zu Einer Zeit fertig geworden, nicht von Einem oder mehreren intelligenten oder ſyſtematiſchen Köpfen hervorgebracht oder geſtaltet worden, ſondern nach und nach und unter dem Volke als ein naturwüchſiges Product hervorgegangen iſt: ſo trägt ſie auch nicht den Charakter eines ſtreng-logiſch geordneten Syſtems. Sie iſt nicht aus einer Theorie zur Praxis geworden, ſondern ſie iſt von Hauſe aus Praxis geweſen, iſt es durch und durch geweſen. Darum haben die Griechen für die eigentliche theoretiſche Religion nicht einmal einen beſondern Ausdruck: ſie haben bloß die Wörter: θρησκεία, θεραπεία (τῶν θεῶν), θεοσέβεια, εὐσέβεια oder das unbeſtimmte allgemeine τὰ θεῖα, und alle beziehen ſich auf die praktiſche Theologie, auf den Cultus. Den Ausdruck θεολογία gebraucht erſt Plato, und nur von der Weiſe dialektiſch über die Götter zu ſprechen und ihr Weſen zu unterſuchen und zu ſchildern. Ja! es iſt nicht einmal ſpätern philoſophiſchen Geiſtern, z. B. einem Ariſtoteles, der doch ſonſt an Alles ſeinen logiſchen Verſtand gelegt hat, beigekommen oder möglich geweſen, ein Religionsſyſtem für die Hellenen zu bilden: ſo getrennt, ſo zerſtückelt, ſo zerfahren iſt das Ganze, ſo wenig geeignet zur logiſchen Syſtematiſirung.

Wie im Allgemeinen, ſo nicht minder im Beſondern. Es hat, ſo viel wir wiſſen, keine wiſſenſchaftliche Darſtellung der einzelnen oder einzelner Culte gegeben; es iſt nicht in ſyſtematiſcher Form über einzelne Götter und Götterdienſte geſchrieben worden. Der Grund iſt dieſer: es fanden ja etwanig, nur bei einzelnen Heiligthümern und bei manchen heiligen Gebräuchen, für ſich völlig iſolirte locale Lehr-

vorträge der Priester oder Priesterinnen statt über Ursprung und Bestimmung des einzelnen betreffenden Cultus, über eine specielle vermeintliche That des Gottes, dem der Tempel oder der Festgebrauch angehörte*). Eine Erörterung, die im Allgemeinen gewurzelt, die das gesammte Gebiet der zu Einer Gottheit gehörigen Vorstellungen, Sagen, Dichtungen umfaßt hätte, ward nicht geboten, war nicht Sitte. Es mangelte also auch an Gelegenheit, an äußerer Aufforderung zu solcherlei wissenschaftlichen Darstellungen. Deßhalb liefert uns die alte Literatur ein solches Werk nicht.

An Versuchen zwar, den vielfachen Stoff mindestens in eine gewisse Abtheilung, Uebersicht und Ordnung zu bringen, hat es auch, bereits im höhern Alterthume nicht gemangelt. Der älteste ist ohne Zweifel jene Erdichtung von Herrscherwechseln, eine historische Classification der Götter. Allein sie ist fast alles geschichtlichen Grundes baar und ledig, beruht nur auf oberflächliche Abstraction und hat darum für uns keinen Werth. Sie fällt als Mythos der Poesie anheim und verdient nur darum einige Berücksichtigung.

Nicht viel anders verhält es sich mit dem Beginnen, das, beiläufig gesagt, schon in vorhistorischer Zeit des griechischen Alterthumes statt gefunden, die ganze Götterschaar in ein genealogisches oder theogonisches System zu fassen. Wir haben bekanntlich ein derartiges von Hesiod, dessen Ursprung jedoch zum großen Theile zuverlässig über des Dichters Zeit hinausgeht. Es muß entstanden sein, als man bereits die meisten Götter erdacht hatte, und als man anfing über die Herkunft der Welt und der Dinge in derselben zu reflectiren, und dabei nothwendiger Weise die Frage sich auch auf die Herkunft mancher jener Naturgötter lenkte. Hier liegen dem Einzelnen zwar rationelle Gründe unter: durch etymologisches Verfahren und durch sonstige Abstractionen lassen sie sich meist noch auffinden. Indessen ist doch auch hier keine durchgreifende Ordnung herzustellen gewesen oder nicht ohne Zwang hergestellt worden, weil der Stoff im Einzelnen viel zu sehr auseinander geht. Ferner sind von den Genealogisten viele, wohl erst von ihnen erdachte und um des Zusammenhanges willen hinzugedichtete Wesen beigemischt, die gar keine Verehrung genossen haben, deren vermeintliche Existenz gar nicht im Glauben des Volkes gewurzelt. Wir können also auch von dieser Classification keinen Gebrauch machen. Nur beiläufig wird sie erwähnt und berücksichtigt werden, weil wir daraus mehrfach erkennen, wie die Griechen in ältester Zeit bereits über diesen oder jenen Gott gedacht, philosophirt haben.

Nebenher hat sich — wahrscheinlich, wie wir schon in der ersten

*) Eine höchst bemerkenswerthe Beweisstelle dieser Sitte, die man, so viel der Verf. dieses weiß, noch nicht beachtet hat, ist Ovid. Metam. VIII., 715 sq. Obwohl hier ein römischer Dichter erzählt, erzählt er doch Hellenisches. Und der Römer war ja besonders in der Zeit, da Ovid lebte, in religiöser Beziehung fast ganz Grieche. Damit verbinde man die Stellen, welche Lobeck anführt im Aglaopham. Vol. I. pag. 11 sq.

Abtheilung zu bemerken Gelegenheit fanden, durch die Atthidenschriftsteller, welche die Geschichte und Mythologie ihres, des attischen Landes und Volkes bearbeiteten und dabei eine heimische Zwölfzahl von Districten und Stämmen vorfanden *) — eine Zwölfzahl von Göttern als obersten, olympischen Göttern geltend gemacht, dermaaßen, daß sie sich durch das ganze griechische und römische Alterthum hindurchzieht, und zwar mindestens seit dem sechsten Jahrhundert vor unsrer christlichen Zeitrechnung; denn sie kommt bereits bei Hellanicus vor, und der lebte und schrieb vornehmlich in der ersten Hälfte des fünften vorchristlichen Jahrhunderts. Aber auch diese Eintheilung ist nicht zu gebrauchen: es herrscht bei ihr in der Aufnahme der aufgenommenen, so wie in der Ausschließung der ausgeschlossenen Götter die offenbarste Willkür. Und dann ist sie nicht einmal fest und bestimmt hinsichtlich mancher Götter, indem sie, je nachdem sie aus dieser oder jener Zeitperiode, von diesem oder jenem Schriftsteller herrührt, bald die bald andere Gottheiten aufführt.

Endlich findet sich schon bei Homer (Il. 15, 187 ff.) und Hesiod (hier in den Beiwörtern *ὕπατοι, θαλάσσιοι, χθόνιοι*) eine durch den angeblichen Wohnsitz oder Wirkungskreis der Götter bedingte Scheidung wenigstens angedeutet wenn auch nicht zu einem Systeme bestimmt durchgeführt: es ist die Eintheilung der Götter 1) in die eigentlichen himmlischen, in die Götter des vom Sonnenlichte erhellten trockenen Reiches, 2) in die Götter der Gewässer und 3) in die Götter der Unterwelt. Dieselbe empfiehlt sich durch das Naturgemäße, was in ihr liegt, und sie legen wir bei gegenwärtiger Darstellung zum Grunde. Freilich *streng* durchführen läßt auch sie sich nicht im Einzelnen; denn die Würden manches Gottes spielen aus dem einen Reiche in das andere über. Aber im Allgemeinen mag sie die Basis bilden, jedoch so, daß wir die Götter der Unterwelt unmittelbar an die der Oberwelt und des Festlandes knüpfen und endlich die Götter der Gewässer folgen lassen, weil jene beiden zu eng mit einander zusammenhangen, und diese für sich einen besondern Kreis bilden.

Weiter im Einzelnen haben wir von der Trennung der höhern Wesen in eigentliche Götter und Halbgötter oder Heroen Gebrauch zu machen und auch die letztern aufzuführen, insofern ihr Cult nicht rein local und nicht vorübergehend gewesen. Dagegen ist die in Götter, Dämonen und Halbgötter nur individuell, erst spätern Ursprungs und nicht in den Volksglauben übergegangen, folglich auch für uns nicht anwendbar.

Endlich werden wir, so viel wie möglich, scheiden die Götter der physischen, dann die Götter der menschlichen (psychischen, moralischen, politischen) Zustände, was indessen bloß bei Zeichnung der oberweltlichen Gottheiten in Betracht kommt; bei den Meergottheiten läßt

*) Vergl. Göttling in der schon angeführten Vorrede zur zweiten Ausgabe des Hesiodus pag. XLVII.

ſich nur eine ungefähre äußere Rangordnung, wie ſie ſich in der Vorſtellung der alten Griechen kund gegeben, ſtatuiren. Und der Unterweltsgötter ſind ſo wenige, daß es dabei gar keiner beſondern Anordnung bedarf, außer daß manche derſelben zur Hälfte der Ober-, zur Hälfte der Unterwelt angehören.

Bei Darſtellung der einzelnen Götter kommen in Betracht folgende Kategorien: die Etymologie des Namens und ſeine urſprüngliche Bedeutung, das Geographiſche und Hiſtoriſche der Entſtehung und Verbreitung eines Gottesdienſtes mit Hervorhebung derjenigen Puncte, wo derſelbe eine eminente Verherrlichung und Berühmtheit genoſſen; ſodann das Weſen des Gottes an ſich nach dem Volksglauben; drittens die Form, das Aeußere, unter dem man ſich denſelben dachte; viertens die dem Begriffe nach oder ſonſt dem Gotte ähnlichen, heimiſchen wie auswärtigen Götter, mit welchen er in Verbindung geſtellt worden iſt, und die Art und Weiſe, wie man dieſes nahe Verhältniß benutzt und ausgedrückt hat; fünftens, welche Umwandlungen die Vorſtellung von dem Gotte im Laufe der Zeit erlitten, wie Mythen, Dichter, Philoſophen, Exegeten, die Künſtler den Gott aufgefaßt, behandelt, dargeſtellt, die Idee von ihm fortgeführt, verändert haben; ſechſtens endlich, was er dadurch gewonnen oder verloren, welche religiöſe, intellectuelle oder äſthetiſche Würde er erlangt oder was daran eingebüßt habe, und welche er ſo im Reiche der griechiſchen Götterwelt und der allgemeinen Religion eingenommen. Von dem ſogenannten Antiquariſchen oder den Religions-Antiquitäten haben wir allerdings Notiz, indeſſen nur ſo viel zu nehmen, als zur Aufklärung des Ideellen oder der Vorſtellungen der Griechen von ihren Göttern dient.

I.

Die Gottheiten des lichten Oberreiches.

Wir beginnen vom Himmel und ſteigen von da hernieder zur Erde. Zuerſt nehmen wir

A) die Weſen des Himmels und des Aethers.

1. Uranus (der Himmel).

Der Himmel an ſich iſt ein zu großes ausgedehntes unbeſtimmtes Etwas, als daß man von ihm leicht eine begrenzte Vorſtellung gewinnen, ihn in die Schranken einer beſtimmten Perſönlichkeit faſſen könnte. Das erfordert vielmehr eine große Reflexion und Abſtraction, die einem ungebildeten, noch im Zuſtande der Kindheit ſich befindenden Volke nicht zugetrauet werden kann. Ueberdem hatten ja die Griechen frühzeitig den von einem ſpeciellen Gegenſtande heraufgebildeten Donner- und Aethergott Zeus, der in der Vorſtellung zuletzt mit dem Himmel nur Eins geweſen iſt; wozu alſo die Verehrung noch eines ſolchen Weſens? Uranus iſt demnach nie als eigentlicher Gott betrachtet worden: ihm ſind keine Opfer gefallen, keine Gebete geſpendet worden. Erſt ſpäter, erſt dann, als ſich, und vielleicht ſchon längſt, die Productivität der Griechen in Erdenkung von Göttern, ſo zu ſagen, geſättigt oder überſättigt und erſchöpft hatte; erſt dann, als man anfing über den Urſprung der Welt und auch der Götter nachzudenken und die letztern auf ein Urpaar zurückzuführen, da ward jener unbeſtimmte Uranus der Urvater des Göttergeſchlechts, und die Erde ſeine Gattin, weil ja Himmel und Erde zuſammen die Urheber des Wachsthums in der Pflanzen- und Thierwelt ſind, und weil das Wort Uranus in der griechiſchen Sprache männlichen Geſchlechts, Gäa (die Erde) weiblichen Geſchlechts war. Dieſe Idee trugen die Theogoniſten auf die Götterwelt über. Und ſo kam es erſt jetzt, daß Uranus zu einem concreten und perſönlichen Weſen ward. Von jener erſten Ehe aber wußten ſpäter insbeſondere die Orphiker und dann die Neuplatoniker viel zu philoſophiren und zu erzählen und aus ihr alles in ihrer Idee oder in der Wirklichkeit Beſtehende herzuleiten.

Daß nun Uranus nie als Gott verehrt worden war, dagegen aber doch Kronos, sein vermeintlicher Sohn, und noch mehr Zeus, der Allherrscher, das gab Veranlassung, daß man von ihm dichtete, er sei vom Kronos entthront worden. Entthront sein heißt hier also in der mythischen Vorstellung und Sprache: keine Verehrung als Gott genießen unter den höhern Wesen, welche eine fromme Zeit erdacht, deßhalb im Hintergrunde stehen in der menschlichen Vorstellung.

Daraus ist denn auch zu erklären, warum Uranus als ein persönliches Einzelwesen keine künstlerische Darstellung erfahren hat; erweislich ist wenigstens keine. So haben wir ihn denn hier eigentlich nur negativ zu erwähnen gehabt und zum bessern Verständniß dessen, was bei manchen der Götterculte in Bezug auf den Uranus vorkommen wird.

---

2. Zeus.

Der Zeusdienst ist, wo nicht der älteste, doch einer der ältesten, ferner einer der erhabensten, der verbreitetsten, der vielseitigsten gewesen, der gar mannigfaltige Verhältnisse in der Natur und im Menschenleben umfaßt hat.

Muß man aber bei einem Culte der Griechen den ursprünglichen, den reinen Volksglauben scheiden von den Verschnörkelungen und Verderbungen durch den Mythus, durch die Genealogen, durch die Dichter u. s. w., so ist das vornehmlich bei diesem, bei dem Zeusdienste der Fall. Bei keinem hat die Phantasie wohl so frei, mitunter so frech und barok, so herabwürdigend gewaltet. Während der Gott in der gewöhnlichen Vorstellung hoch und hehr und anbetungswürdig dastand, mit aller Demuth und Ehrfurcht verehrt wurde, wußten die Dichter und die Sagen von ihm allerhand zu erzählen, wodurch er herabgesetzt, seiner Würde beraubt, dem Spotte und der Verhöhnung preis gegeben ward. Wir finden diesen Contrast des unverfälschten Volksglaubens und des, so zu sagen, fortgebildeten, gelehrteren, ausgearteten Glaubens bereits bei Homer, indem der Dichter bald den Gott überaus hoch stellt, besonders bei Opfern, bei Gebeten ihn mit Andacht verehrt werden läßt und dann wieder ein ander Mal, seinem poetischen Kitzel nachgebend, ihm Unmoralisches, sogar Lächerliches andichtet. Und das, was da erzählt wird, war gewiß nicht von gestern: Mehreres war zuverlässig schon längst im Schwange. Und dieser Doppelglaube zieht sich durch das ganze griechische Heidenthum hindurch, nicht ohne daß die mythischen Erzählungen den Volksglauben vielfältig gefärbt, auf ihn mit der Zeit den nachtheiligsten Einfluß geäußert hätten, den später selbst philosophischer Ernst nicht gänzlich wieder beseitigen konnte.

Der Zeusdienst hat unbezweifelt seinen Ursprung im nördlichen

Griechenland genommen: der Dienſt in Dodona hieß unter allen der älteſte, und auf dem Berge Olymp im Lande Pierien ſollte der Gott thronen, gewiß eben nur darum, weil die nahen Umwohner ihn erdacht, ihm dieſen natürlichen Wohnſitz, bevor ihm Tempel geweihet wurden, angewieſen hatten.

Von da aus hat ſich der Dienſt über das übrige Hellas und nach vielen Colonien hin verbreitet, ſo daß wir ihn faſt überall finden, wo Griechen gehauſet. Wie er mit den Wandernden gewandert, lehrt z. B., daß er in Sparta, darum auch auf Rhodus und darum wieder in Agrigent, und eben ſo auf Thera und darum in Cyrene beſtanden hat. Eines war nehmlich immer die Colonie des Voraufgehenden. Auch nach Mittelitalien, nach Latium, nach Rom iſt er übergegangen, hier aufgetreten unter dem Namen Jupiter.

Der Name Zeus (eigentlich Δίς, woraus Σδίς, Δσίς, Ζεύς, was auch in das provincielle Ζὰν oder Ζὴν übergegangen) iſt eigentlich ein Participium und hat allem Anſcheine nach zur Wurzel das Verbum δίω ich ſchrecke, jage Furcht ein, iſt demnach verwandt mit δεῖμα, timor, timeo, wie denn auch die lateiniſchen Wörter dirus und divus, dius, zuverläſſig Eines Stammes ſind. Ich weiß recht wohl, daß in neueſter Zeit eine andere Etymologie beliebt worden iſt, beliebt ſelbſt von ſo ausgezeichneten Forſchern wie Otfried Müller, Jacob Grimm. Der letztere ſagt in ſeiner neueſten Ausgabe der Mythologie der Deutſchen S. 175: »In den urverwandten Sprachen begegnet man einer Fülle von Ausdrücken, die der Wurzel div angehören und, jene Formel div, tiv, ziv vervollſtändigend, die Vorſtellungen Glanz, Himmel, Tag, Gott gewähren.« Und Otfr. Müller ſpricht ſich in ſeiner griechiſchen Literaturgeſchichte alſo aus: »Der griechiſche Naturdienſt ſtellt bei aller Verſchiedenheit der Formen, die er an den verſchiedenen Orten annahm, doch überall einen Gott des Himmels und der Tageshelle an die Spitze; denn daß dieß die Bedeutung des Namens Ζεὺς iſt, zeigen ſprachvergleichende Forſchungen, die deſſen Wurzel (Diu) mit derſelben Bedeutung bei den Indiern nachweiſen, und die griechiſche und lateiniſche Sprache ſelbſt durch ihre Ableitung aus derſelben Wurzel, die ſich in größtentheils appellativem Sinne erhalten haben.« Allerdings ſtimmt am meiſten das ſanscritiſche Djaus, d. i. Himmel, damit überein, ſo wie das lateiniſche dium, der freie Himmel. Es fragt ſich aber, ob nicht alle dieſe Wörter erſt noch wieder eine gemeinſame Wurzel haben und welche? und ob ſie auch wirklich ihrer Abſtammung nach zu einander gehören? So viel iſt gewiß: bei unſrer Annahme laſſen ſich die einzelnen Vorſtellungen von Zeus nach ihrer ohnmaßgeblichen Folge ſehr bequem und ganz natürlich entwickeln, und das Ganze wurzelt in einem ſpeciellen Grunde, in einem concreten Anlaſſe, während wir ſchon oben ſahen, daß der Himmel, bei der Allgemeinheit und Ausgedehntheit des Begriffes, gar keinen rechten Anhalte- oder Anfangspunct zur Erdenkung eines ſolchen Gottes gewährt. Aber jenes iſt bei allen Götterculten vorauszuſetzen und wird auch am meiſten durch Beiſpiele aus der griechiſchen Götterlehre beſtätigt.

Dieſe Gründe beſtimmen den Verfaſſer Dieſes bis auf Weiteres der obigen Etymologie zu huldigen, der ſchon ein Knight das Wort geredet, und von der andern Anſicht zu abſtrahiren, bis durch lexikaliſche Forſchungen dieſelbe mehr aufgeklärt und erwieſen ſein wird.

Δίς alſo oder das veränderte Ζεὺς bedeutet der Furchtbare, Schreckende: ein Name, welcher obendrein auf die eigentliche und urſprüngliche und allgemeine Idee vom griechiſchen Zeus durchaus paßt. Zeus nehmlich iſt vor Allem der Gott des Donners und des Blitzes oder der Gewittergott geweſen. So ſchon bei Homer. Er iſt mithin urſprünglich Naturgott geweſen. In jener furchtbar erhabenen, die Menſchen, beſonders diejenigen, welche noch auf der Stufe der Uncultur oder im Zuſtande der Natur ſtehen, erſchreckenden und zum Gefühle ihrer Ohnmacht, ihrer Abhängigkeit von höherer Gewalt, zur Andacht hintreibenden Erſcheinung konnte der Grieche im höchſten Alterthume wohl das Walten eines höhern Weſens anerkennen lernen, vor Allem lernen. Und wenn wir ſelbſt noch jetzt in oder hinter ſolchem Naturphänomen eine höhere Anordnung, das Walten eines höhern Weſens in der Naturkraft der Elektricität anerkennen, ſo hat der Grieche das mit allem Rechte gethan. Freilich wußte er ſich das Phänomen nicht ſo tief, wie wir auf phyſicaliſchem Wege, zu erklären. Aber der Phyſiker muß ſich auch zu guter Letzt, will er ſich den Urſprung der Kraft erklären, zur Annahme eines höhern intelligenten und mächtigern Weſens verſtehen. Es iſt nur der nähere und entferntere Standpunct, der in ſolchem Falle den unwiſſenſchaftlichen und wiſſenſchaftlichen religiöſen Menſchen trennt.

Als Gott des Gewitters, des Donners und Blitzes, hatte nun, oder bekam Zeus erſt im Laufe der Zeit, bei Dichtern oder an manchen Stätten ſeiner Verehrung verſchiedene Beinamen: er hieß der Donnerer, der Weithindonnerde, der Hochdonnerde, der Lautdonnernde, der Blitzeſchleuderer, der Gott mit dem glänzenden Blitze, der Blitzeſammler, der Blitzesfrohe, bei den Eleern der im Blitze Herniederfahrende *). Aber als ſolcher verſammelt er auch Wolken, iſt Wolkenſammler **) und vermag ſie wieder zu zerſtreuen. Und weil die Phantaſie der Griechen den betreffenden Göttern gewöhnlich die Eigenſchaften leihet, welche die Sache ſelbſt hat, der ſie vorſtehen, ſo heißt Zeus auch der Schwarzgewölkte ***).

Weil der Blitz in Form eines Wurfpfeiles mit hakiger Spitze dahin zu fahren pflegt, der Wurfpfeil aber eine Waffe iſt, die man ſchleudert, ſo dachte ſich der Grieche ſeinen Zeus in der Attitüde des Schleuderns, alſo wie einen Streiter, einen Krieger. Darum gab er ihm auch einen Schild. Selbigen brauchte Zeus aber nicht als

---

*) Βροντᾶος, εὐρύοπα, ὑψιβρεμέτης, ἐριβρεμέτης, ἐρίγδουπος, ἀστεροπήτης, ἀργικέραυνος, στεροπηγερέτα, τερψικέραυνος, καταιβάτης.

**) Νεφεληγερέτα.

***) Κελαινεφής.

Wehrwaffe; denn was hätte er für gewöhnlich abzuwehren gehabt? sondern der Gott schüttelte ihn, den quaſtenumbordeten, den hell glänzenden Schild — daher ſein Name Aegide (αἰγὶς von ἀΐσσω, ἄϊξ); ſpätere Schriftſteller leiten fälſchlicher Weiſe das Wort von αἴξ, αἰγός die Ziege ab und haben zur Begründung dieſer Ableitung mancherlei Fabeln erſonnen, die hier zu wiederholen dem Zwecke dieſer Schrift wenig entſprechend ſein würde — und dies furchtbar grauſige Schütteln vermochte Sturm und Ungewitter hervorzubringen. Zeus hatte davon das Beiwort: der Aegiden-Haltende. Der phantaſiereiche Grieche weiß jede Sache plaſtiſch zu einer reichen auszuſchmücken.

Zeus kann aber als Gewittergott auch Regen und Schnee ſenden; darum führte er die Beinamen des Regnigen, Regen-Spendenden. Bei den Bewohnern der Inſel Ceos hieß er darum ſpeciell der (die Erde) Benetzende. Nicht minder vermochte er das Gegentheil: er konnte den Himmel heiter machen, Zeus der Heiterer ſein.

Indem nun alle jene Naturerſcheinungen, die von dem Gotte ſollten hervorgebracht werden, im Aether geſchehen, mußte dieſer natürlich, als ſein Wirkungskreis, auch ſein Wohnſitz ſein. Darum hieß Zeus der im Aether Wohnende und, weil Aether und Himmel im Begriffe zuſammenfällt, ſpeciell bei den Spartanern der im Himmel Thronende.

Allein was iſt der Aether? Wie kann das luftige Element der Wohnplatz eines menſchlich-gedachten Weſens ſein? Darum ſtellte man ſich lieber vor, daß Zeus auf hohen Bergen, die in den Aether hineinragen, wohne. Dieſer Glaube war in Hellas der allgemeinere. Den Thrakern in Pierien, und in Folge deſſen den Dichtern und den in den Dichtern Beleſenen war der Berg Olymp an Theſſaliens Grenze, den Attikern der Berg Hymettus, den Kretern der Berg Dicte, den Rhodiern der Berg Atabyris der Wohnſitz des Zeus *). Und ſo war für jede Gegend, die einen hohen Berg beſaß, dieſer Berg gewöhnlich die Wohnſtätte und damit auch der Ort der Verehrung des Zeus.

Wenn aber Zeus örtlich gedacht für den höchſten Gott gegolten hat, was Wunder, wenn er es auch überhaupt, in der Idee ward? wenn er, nachdem man angefangen hatte viele Götter zu glauben, für den höchſten unter dieſen gehalten wurde? der von ſeiner Machthöhe herab die übrigen Weſen ſeiner Art beherrſchte, unter ihnen der höchſte und mächtigſte wäre, der über ſelbige, ſo lange noch die Griechen ein patriarchaliſches Leben führten, wie ein Patriarch, ſo bald ſie anfingen, Könige zu haben, wie ein König über die Unſterblichen walten ſollte? Darum heißt er bei Homer der Mächtige, der Uebermächtige, der Große, der Größte, der Höchſte, der Herrſcher, der König, der Gebieter **) der Götter; der ihre Angelegenhei-

*) Z. Ὀλύμπιος, Ὕμήττιος, Δικταῖος, Ἀταβύριος.

**) Ὕψιστος, μέγιστος, ὑφίζυγος, θεῶν ὕπατος καὶ ἄριστος, πατὴρ θεῶν u. ſ. w.

ten höhern Ortes ordnet, deſſen Befehlen ſie gehorchen, den ſie Vater nennen.

Natürlich iſt er das nun auch, nur freilich in erhöhterm Grade, im Verhältniß zur Welt. Dieſe Welt und die Ordnung in derſelben hängt von ihm ab; die letztere, wie ſie gegenwärtig beſteht, iſt von ihm ausgegangen, iſt beſonders ſein Werk.

In Bezug auf die Menſchen iſt er eben ſo Vater *), d. h. Herrſcher. Er kennt das Geſchick eines jeglichen Sterblichen vorher, lenkt es auch wohl, wenn er es kann, wenn das Schickſal nicht hindernd in den Weg tritt. Er umſchauet aller Sterblichen Thun **). Von ihm kommt alles Gute und alles Böſe, was den Menſchen widerfährt; er vertheilt die Gaben des Glücks ganz nach ſeinem Willen, wie es ihm beliebt, unter Gute und unter Böſe ***). Von ihm kommt Segen, Glück, Ruhm, Sieg, aber eben ſo Schmerz, Uebel, Unheil. In ſeiner Hand liegt Tod und Leben.

Als König †) der Götter iſt er vor Allem Verleiher und Beſchützer des irdiſchen Königthumes. So ward der urſprüngliche Naturgott zum politiſchen. Als ſolcher wacht er über das Wohl eines Staates oder einer Stadt, der Stämme und Geſchlechter eines Stammes, der Gemeinden oder Phratrien, des Volkes, insbeſondere des ganzen Hellenenthumes, das er einſt vom Joche der Perſer frei erhält ††). So ruft er ferner die Volksverſammlungen zuſammen und ſchützt ſie, leitet ihre Entſchlüſſe und die des Senates; er hält auf Ordnung und Sitte im Staate, auf Recht und Gerechtigkeit, auf ſtrenge Befolgung der Geſetze, verleihet berühmten Geſetzgebern ihre Weisheit im Geſetze-Geben; er züchtigt Jeden, der gefrevelt; er ſtraft insbeſondere die Blutſchuld, läßt ſich indeſſen auch und dieſe Schuld verſöhnen; er achtet auf die ſtrenge Beobachtung des Eides, der Treue, der Gaſtfreundſchaft, ſchützt Freund-, Brüder- und Genoſſenſchaften, und die Schutzflehenden, namentlich die, welche vor Blutrache ſich flüchten und Rettung ſuchen bei dem Heerde des Hauſes †††).

So tritt er ein in die Reihe theils der moraliſchen Gottheiten, als welcher er überhaupt jede Uebertretung der ſittlichen Ordnung ſtraft ††††), theils der häuslichen Götter. Und als ſolcher ſchirmt er nun die Ehe, iſt ſeine Ehe das Vorbild der menſchlichen, iſt er

---

*) Πατήρ τε θεῶν τ' ἀνθρώπων.

**) Ἐπόψιος.

***) Ἐπιδώτης, μόριος, μοιραγέτης.

†) Βασιλεύς, ἄναξ, ἀρίσταρχος.

††) Πολιάς, πολιοῦχος, ὁμόγνιος, γενηταῖος oder γενέθλιος, ἀρχγενέθλιος, φράτριος, πατρῶος (in Sparta), ἑριδήμιος (bei den Rhodiern), ἑλλήνιος, πανελλήνιος, ἐλευθέριος oder ἑφέσιος.

†††) Ὁμαγύριος, ἀγοραῖος, βουλαῖος, νεμέτωρ, παλαμναῖος, μειλίχιος, ἄρειος, ἐξακεστήριος, καθάρσιος, ὅρκιος, πίστιος, ξένιος, φίλιος, ἑταιρεῖος, προστροπαῖος, ἱκέσιος, ἱκετήσιος, ἑφέστιος.

††††) Ἀλάστωρ, ἀλιτήριος.

Beſchützer des Hauſes, der im Vorhofe ſeinen Altar hat *), und greift ein in die mannigfaltigſten materiellen und moraliſchen Verhältniſſe der Menſchen. Er ſchirmt die Bäume und läßt die Pflanzen wachſen und die Früchte gedeihen; er ſegnet den Ertrag des Mahlens, gibt eine glückliche Fahrt auf dem Meere, ſpendet Reichthum, fördert Erfindungen, rettet aus Noth, wendet Unheil ab, gibt Sieg im Wettkampfe und im Kriege: da führt er an, kämpft mit, ſteht bei, ſchützt das Leben. Er verkündet den Menſchen die Zukunft durch jegliche Art von Vorbedeutungen, namentlich aber durch Wetterzeichen **). So daß alſo immer wieder, bei dieſer oder jener Eigenſchaft, die Grundidee des Gottes als Naturgott zum Vorſchein kommt.

Der Kreis des Waltens war demnach beim Zeus ſehr groß und weit: er umfaßte gar viele Verhältniſſe der Natur und im Menſchenleben. Man wird ſich daraus erklären können: einmal warum er mit vielen andern Gottheiten in naher Berührung gedacht und darein mythiſch gebracht worden iſt, z. B. als Ordner der Welt mit der Themis, als Ehegott mit der Ehegöttin Hera, die ihm geradezu aus dieſem Grunde zur Gemahlin zugeſellt worden, als Gott der allgemeinen Fruchtbarkeit auf Feld und Acker mit Demeter und Perſephone, u. A.; zweitens warum man von ihm eine ſo reiche Menge von Dichtungen oder Mythen hat: man wollte und konnte ihn ja überall und in Allem als Vermittler gebrauchen oder als thätiges Werkzeug eingreifen und vollbringen laſſen. Dazu kam, daß er als höchſter Gott gleichſam die Spitze des Götterthumes bildete, bei und in welchem Gotte ſich Alles endete und vollendete, auf welchen alſo der leiſe innere Drang nach Monotheismus bei den Griechen zuletzt hinſtrebte und den Schluß fand. Auf ihn führte man daher das Meiſte, ſeinem höchſten Urſprunge nach, zurück; ihm ſchrieb man das Meiſte, das Höchſte zu. Drittens erhellt daraus, warum die Griechen urſprünglich und eigentlich den Zeus vor allen Göttern hoch und hehr gehalten, ihn mit beſonderer Heiligkeit und Ehrfurcht verehrt haben. Das iſt im Cultus und beim Volke durchaus der Fall geweſen: wir haben in den Schriftſtellern davon die ſicherſten Anzeichen, und ernſte Dichter, wie Pindar, Aeſchylus, Sophocles, haben ihn ſo hoch und hehr in allen ihren Werken gezeichnet, desgleichen die größten Künſtler in ihren größten Darſtellungen dargeſtellt.

Aus jenen allgemeinen Ideen vom Zeus laſſen ſich nun ſeine Culte an den einzelnen Oertern, in den einzelnen Diſtricten Griechenlandes wohl auffaſſen und erklären. Wir gehen die wichtigſten durch.

---

*) Γαμήλιος, τέλειος, ζύγιος, ἑρκεῖος.

**) Ἐνδένδρος, φύτιος, φυτάλιος, φυτάλμιος, ἐπικάρπιος, μυλεύς, μυλάντειος, ἐπιμύλιος, οὔριος, εὐάνεμος, πλούσιος, πλουτοδότης, κτήσιος, σωτήρ, σαώτης, παιάν, ἀλεξίκακος, τροπαῖος, ἀλεξήτωρ, ἀγώνιος, στράτιος, ἡγεμών, ἡγήτωρ, σύμμαχος, νικηφόρος, μηχανεύς, πανομφαῖος, σημάλεος.

Als der älteſte und als einer der merkwürdigſten begegnet uns der in Dodona in Epirus, im nördlichen Hellas. Von dieſer Stätte hieß Zeus vorzugsweiſe der dodonäiſche (Δωδωναῖος) und, weil die Gründung dieſes Cultus hinaufreichte bis in die vordoriſche, bis in die ſogenannte pelasgiſche Zeit, der pelasgiſche (Πελασγικός). Hier erſcheint er uns zuvörderſt auch als Naturgott: als Gott des Blitzes und des Donners — mit dieſem Symbole ſtellen ihn dodonäiſche Münzen dar; auch ſind die Gewitter an der ganzen Küſte des adriatiſchen und ioniſchen Meeres ſehr gewöhnlich — ferner als Aethergott, der auf Bergen wohnt, hier nehmlich bei Dodona auf dem Berge Tomarus (daher er der Zeus auf Tomarus [ὁ Ζεὺς ὁ ἐν Τομάρῳ] ſelbſt hieß), und als Befruchter der Erde; denn in dem Liede, in welchem die dodonäiſchen Prieſterinnen ihn immer angerufen haben ſollen, ward er mit der Gäa (Erde) zuſammengeſtellt. Es hieß dort:

„Zeus war, Zeus iſt und Zeus wird ſein. O größeſter Gott Zeus!
Früchte ſpendet die Gä; drum nennet doch Mutter die Gäa!"

Und Dodona war im Alterthum berühmt wegen ſeiner Fruchtbarkeit. Hier ward ihm nun als beſondere locale Gemahlin die Dione zugeſellt, als Aethergöttin und als das weibliche Symbol der Fruchtbarkeit, von welcher nachher. Aber am meiſten berühmt geworden iſt der dodonäiſche Zeus als Orakelgott. Es ſtand hier ſeit den älteſten Zeiten eine Eiche, Bucheiche, — eine Baumart, deren Früchte bekanntlich im höchſten Alterthume in Griechenland gegeſſen wurden, weshalb ſie vielleicht auch einer beſondern Auszeichnung genoß — aus deren Rauſchen man glaubte göttliche Andeutungen, die Zeus den Fragenden gäbe, vernehmen zu können, ſei es nun, daß ſie als ein hoher majeſtätiſcher Baum oder in Folge eines zufälligen Ereigniſſes (durch das Einſchlagen des Blitzes ꝛc.) zu dieſer Heiligkeit auserkoren worden war. Ueberdem befanden ſich oder wurden gehalten auf der Eiche zwei Tauben, aus deren Gegirr man gleichfalls wähnte des Gottes Mittheilungen zu ſchöpfen. Hierbei waren Frauen angeſtellt, welche jene Zeichen beobachteten und daraus Orakelſprüche gaben, ingleichen Männer, Prieſter, Helloi oder Selloi genannt (Ἕλλοι oder Σελλοί) nach dem Heiligthume, das in alterthümlichem Dialekte Ἕλλὰ oder Ἔλλα geheißen haben ſoll). Dieſe ſuchten den Sprüchen die gewöhnliche poetiſche Form zu geben, theilten ſie dann den Fragenden mit und legten ſie aus (ὑποφῆται). Sonderbar, daß ſelbige ſich, ſo lange ſie mögen gäng und gäbe geweſen ſein — nur Homer ſpricht von ihnen; weiterhin kommen ſie nicht mehr vor — faſt nach morgenländiſcher Weiſe, auch durch ihr Aeußeres auszeichneten: ſie gingen mit ungewaſchenen Füßen, ſchliefen auf bloßer Erde, gerade wie in Folge eines heiligen Gelübdes, um ſchon durch die Haltung den Herzutretenden zu imponiren und den Ort und den Cultus heiliger zu machen. Sie müſſen darum nicht aus dem Morgenlande herſtammen.

Neben dem heiligen Baume, faſt aus ſeinen Wurzeln, ſprudelte eine kühle Quelle hervor, welche das Wunderbare gehabt haben ſoll,

daß ſie immer am Mittage abnahm und fiel (ἀναπαυόμενος). Auch ihrem Rauſchen ſoll eine der Prieſterinnen gelauſcht und den Menſchen daraus geweiſſagt haben.

Dieß waren unbezweifelt die älteſten Arten der Mantik in Dodona, weil die natürlichſten. Daneben gab es noch einige künſtliche, die indeſſen erſt ſpäter gewöhnlich geworden. Die Einwohner der Inſel Corfu nehmlich hatten — man erfährt nicht, in welchem Zeitraume — ein Weihgeſchenk dahin, eine Art Glockenſpiel, geliefert, beſtehend aus zwei nahe an einander geſtellten Säulen; auf der einen derſelben war eine kleine Glocke, den jetzigen Metallbecken ähnlich, angebracht, auf der andern ſtand ein Knäblein (aus Erz?), das in der Rechten eine Geißel hielt. Wenn nun der Wind wehte, ſo geſchah es wohl, daß die goldenen Strippen der Geißel die Glocke berührten und ſo, ſo lange das Wehen des Windes anhielt, Töne hervorbrachten, aus welchen man alsdann Weiſſagungen, betrüglicher Weiſe, zuſammenſetzte. Sonſt bediente man ſich auch noch zu dem Zwecke der Looſe.

In ſpätern Zeiten ward dem orakelnden Gotte hier in ſeinem Haine auch ein Tempel gebauet, der, wenn der Schriftſteller Demon recht berichtet hat, keine Wände beſaß, und der ſehr reich an Weihgeſchenken wurde, weil, wer ein Orakel haben wollte, nie mit leeren Händen kommen durfte. Er enthielt eine ſehr ausgezeichnete Statue des Gottes, die zuletzt noch nach Conſtantinopel wanderte, wo ſie bei einem Brande untergegangen.

Die Wirkſamkeit des Orakels dürfte am größten in der vierten Periode, ſeit Alexanders des Großen Zeiten, geworden ſein; in der fünften verlor es dagegen, zur Römerzeit, durch Kriege, Verwüſtungen, Plünderungen, Brand des Tempels ſeinen Glanz, bis in chriſtlicher Zeit es gänzlich verſtummte, nachdem ſchon früher auch die heilige Eiche von einem illyriſchen Straßenräuber umgehauen worden war.

Eine zweite Hauptſtätte der Verehrung des Zeus, und zwar urſprünglich auch als Wohlthäter der Menſchen und ſodann als Orakelgott, war Böotien. Hier ward er verehrt als Nährender, Nahrungsſpender (Τροφώνιος von τρόφος die Nahrung, welches Beiwort mit der Zeit zu einem Eigennamen geworden) mit Demeter und Kora u. a. Göttern der Art, die alle auf denſelben Gegenſtand ſich bezogen. Bei der Stadt Lebadea hatte er ſeinen Tempel, und zugleich befand ſich dort eine Höhle, wo man unter Beobachtung einer Menge von Ceremonien den Gott um die Zukunft befragte. Das Orakel war noch zur Zeit der Römer in großem Anſehen. Nach der Schlacht bei Leuctra (371 v. Chr.), wo die Thebaner den berühmten Sieg über die Spartaner davon trugen und ſich von der Obergewalt derſelben befreieten und nun in Folge deſſen einen Bund und ein Bundesfeſt ſtifteten, ehrten ſie den Zeus auch als Baſileus, d. h. als den Schutz- und Schirmherrn ihrer Eidgenoſſenſchaft.

In Athen ferner hatte der Gott einen bedeutenden Kreis von Wirkſamkeit, genoß er hohe Verehrung und zwar ſchon gewiß ſeit

älteſter Zeit. Denn hier war ſein Cult mit dem Staatsleben innig verwachſen; er ward verehrt als Beſchirmer jeglicher politiſchen Genoſſenſchaft (als Z. πολιεύς), als Gott der Sühne von Blutſchuld (Z. μειλίχιος); ferner geſchah ſein Cultus hier auf merkwürdige Weiſe, die unbedingt auf ein hohes Alterthum ſchließen läßt: es wurden ihm nehmlich an den Diaſien und Buphonien Stiere geopfert, denen man eben deßwegen, und weil ſie im hohen Alterthume für heilig galten, dafür gleichſam Genugthuung gewährte, dadurch daß man über das Meſſer Gericht hielt, womit der Opferſtier geſchlachtet worden war. Auch ward er als Zeus Olympios hier verehrt.

In Arkadien, wohin der Gott gewiß in uralter Zeit hingewandert, genoß er ebenfalls hohe Ehre, ſo hohe Ehre, daß Niemandem der Zutritt zu ſeinem Tempel auf dem Berge Lycäum, wonach er, wie gewöhnlich, den Beinamen Λυκαῖος führte — alle übrige Verſuche den Namen anderweitig herzuleiten, ſind daher unnütze Deuteleien — geſtattet war; ſelbſt das Opfern geſchahe im Geheimen.

Eine fünfte Hauptſtätte der Verehrung hatte er in Argolis beim Flecken Nemea in einem Haine, worin ein prächtiger Tempel, bei welchem die berühmten nemeiſchen Spiele gefeiert wurden. Zeus war hier alſo Gott der Kampfſpiele (ἀγώνιος). Eine ſechſte berühmte Stätte ſeines Cultus war Elis. Auch hier war er urſprünglich — gewiß ſchon vor der doriſchen Wanderung — Orakelgott geweſen, als welcher er in Anſehen gekommen war. Zuverläſſig war er dann hierher auch als Ζεὺς Ὀλύμπιος aus Nordgriechenland gekommen und hatte der Ebene Olympia den Namen gegeben. Daſelbſt nun war ihm der Hain Altis, darin ein Tempel und in demſelben die berühmte Bildſäule von Phidias geweiht, und die olympiſchen Spiele wurden ihm zu Ehren gefeiert. Er war darum hier ebenfalls Ζεὺς ἀγώνιος oder der Schirmgott der Kampfſpiele, der den Sieg erringen half, und dem die Kämpfer und die Sieger hauptſächlich opferten an den großen Olympien. Außerdem wurden ihm von jedem Bürger in Elis Opfer dargebracht, und er unter den verſchiedenſten Beinamen verehrt *).

Endlich erwähnen wir noch als eine der Hauptſtätten des Zeus-Cultes die Inſel Creta, die um ſo mehr unſre Aufmerkſamkeit verdient, als ſie die Quelle geworden iſt einer großen Menge von Sagen über den Gott, die ſogar allgemeinere Geltung gewonnen, und als hier der Dienſt eine ganz beſondere Farbe angenommen hat. Auf Creta war nehmlich in vordoriſcher Zeit höchſt wahrſcheinlich ein fremder orgiaſtiſcher Cultus, vielleicht der phrygiſche Cybele- und Attisdienſt gäng und gäbe geweſen. Unter rauſchender Freude, unter Tanz und helltönender Muſik der Korybanten, der bekannten Prieſter jener Göttin, feierte man theils das Auferſtehungsfeſt der Natur im Lenze, ſymboliſch dargeſtellt als Geburtstag des Attis, theils ge-

*) Als Z. κεραύνιος, ὕψιστος, μοιραγέτης, ἑρκεῖος, καθάρσιος, ἀπομυῖος (der das Ungeziefer der Fliegen abwehrt).

wiß auch unter Wehklagen und unter Trauer das Verschwinden der Fruchtbarkeit der Natur im Herbste, symbolisch den Tod des Gottes, dem man insofern auch ein Grab andichtete. Als nun die Dorier aus Laconien kamen und auf der Insel, auf der nordöstlichen Küste, Niederlassungen begründeten, gerade da, wo jener Cultus heimisch war, pfropften sie ihre eigenen Vorstellungen vom Naturgotte Zeus, der ja auch der Erde Fruchtbarkeit und den Pflanzen Gedeihen geben sollte, den fremden Gottesdienst auf. An die Stelle der Korybanten traten nun junge Bursche, Kureten genannt, und weil die Dorier ein kriegerischer Stamm waren, an die Stelle der heiligen Priestertänze der kriegerische Waffentanz, hier zu Lande Prylis geheißen, unter Begleitung eines eigenen Chorgesanges und auch einer rauschenden Musik. Man beging nun nicht mehr die Geburt des Attis, sondern die des Zeus, nicht mehr den Tod des erstern, sondern den des letztern, dem man ebenfalls ein Grab andichtete: selbiges ward noch in den spätesten Zeiten des griechischen Heidenthumes gezeigt, war da den ungläubigen Spöttern des alten Glaubens ein Gegenstand des Spottes, den Christen ein Gegenstand ihrer Angriffe auf das Heidenthum.

Aber wenn man des Zeus Geburt feierte, so mußte man ihm auch Aeltern geben, einen Stammbaum zurecht machen. So ward Kronos, der gleichfalls auf Creta Verehrung genoß, sein Vater, Rhea seine Mutter, warum? wird unter dem Artikel Kronos erläutert werden.

Allein Zeus hieß König, Herrscher. Folglich, schloß man mythisch, war auch sein Vater Herrscher gewesen, vor ihm gewesen, und es war somit das Problem zu lösen, auf welche Weise, durch welche Veranlassung Zeus es geworden? Eine Aufgabe für die mythisirende Phantasie, die in solchen Fällen nie lässig, nie verlegen ist. Sie dichtete, wie die Mutter auf den Vater gezürnt hätte, daß er die Kinder verschlungen, und wie sie nun den jüngsten Sohn, den sie durch eine Menge von listigen Streichen gerettet, veranlaßt hätte, den Vater zu entthronen. Der Mythos nahm hier gewiß denselben Gang, den ihm die Wirklichkeit in dem griechischen Staatsleben an die Hand geboten. Aber die Erzählung ist alt, sehr alt, einmal weil sie roh ist und wenig poetischen Sinn beurkundet, sodann weil sie schon bei Hesiodus völlig ausgebildet erscheint, der den Zeus durchaus als cretischen Gott hinstellt. Wie aber diese cretische Sage so allgemein werden konnte? Dieß erklärt sich aus der Meeresherrschaft der Cretenser unter dem vermeintlichen Minos, die zuverlässig nicht in die vordorische Zeit zu setzen ist, sondern nach der Einwanderung der Dorier erst erfolgte, in Folge der trefflichen Gesetzgebung, welchen die dorischen Staaten auf Creta sich erfreueten, und welche man ja auch auf Minos zurückführte.

Aus der andern fast überreichen Mythologie von Zeus entnehmen wir, das Uebrige, was des Erwähnens für unsern Zweck werth deucht, meist bei den andern Götterculten erwähnend, nur noch Folgendes:

1) den Mythos vom Kampfe des Zeus und der übrigen olym-

pischen Götter mit den Titanen, dem die Vorstellung, das Selbstbewußtsein der Menschen zum Grunde liegt von der großen, wahrhaft göttlichen Kraft, List u. s. w., die den Sterblichen in so vielen Stükken inne wohnt, und die dem naiven Denker des griechischen Alterthumes als ein Uebergreifen der Menschen in das Gebiet der Götter erschien. Als nun Zeus — so erzählt der Mythos, den uns Hesiod ausführlich, obwohl etwas dunkel gehalten*), berichtet — nach dem Antritte seiner Herrschaft die verschiedenen Vorsteherschaften an seine Mitgötter austheilen und sich deßhalb und überhaupt über sein und das Verhältniß der Götter zu den Menschen mit diesen auseinander setzen wollte, da traten ihm entgegen die eben genannten Eigenschaften der Menschen in den daraus gemachten Persönlichkeiten: im Atlas, der bis zum Aeußersten duldende, ausharrende Sinn, die Elasticität des menschlichen Geistes und Gemüthes, die nicht nachgibt, die widerstrebt, wenn sie auch noch so gepreßt wird; im Menötios der unbeugsame Trotz, der selbst dem Tode mit Fassung und Ruhe ins Auge sieht**), im Prometheus der Vorbedacht, die Klugheit, die Verschmitztheit, die im Stande ist und sich nicht scheuet, selbst die Götter zu übervortheilen; im Epimetheus der Nachbedacht, der wieder gut zu machen strebt und vermag, was gefehlt worden ist***). Diese vier Wesen und namentlich — nach altionischer Sage — Prometheus waren bei der Gelegenheit die Anwalde der Menschen und wagten es, dieselben reicher zu begaben oder begaben zu wollen, als die Götter ihrer hohen Würde gemäß dulden konnten und wollten. Es kam zum Kampf, den die Sage, sonderbar genug, nach Thessalien versetzt, weil dort der Berg Olympus auf der einen Seite, von wo die Götter, auf der andern das Gebirge Odrys, von wo die Titanen gekämpft haben sollten. Aber erst nach zehn Jahren, erst nachdem Zeus die Hundertarmigen: den Briareus (Starken), Kottos (Dickkopf) und Gyes (?) von ihren unterirdischen Fesseln gelöst und für sich angeworben hatte, ward ihm der Sieg, und die Titanen, zur Büßung ihres Frevels, theils zum Hüter der Säulen, die den Himmel und die Erde auseinander halten, bestellt oder zum Träger des Himmelsgewölbes (Atlas), theils in die Unterwelt gestoßen (Menö-

---

*) Er hat darum den Mythologen viel zu schaffen gemacht. Erst Weiske und ganz neuerdings Schömann haben den richtigen Schlüssel dazu gefunden. Besonders hat der letztere sehr treffend den Standpunct angegeben, den man einnehmen muß, wenn man die Dichtung verstehen will. Ich verdanke ihm bei der obigen Erörterung das Meiste.

**) Ὃς μένει τὸν οἶτον.

***) Nehmlich es müssen lauter solche Eigenschaften sein, die den Menschen Vorzüge verleihen aber den Göttern an ihrer Würde Abbruch zu thun scheinen. Epimetheus tritt bei der Strafe ganz in Dunkel, wahrscheinlich weil er von den Mythologen (schon von Hesiodus) in anderm als dem ursprünglichen Sinne aufgefaßt worden ist. Oder gehörte er von Anfang an nicht zu den vieren? und hat ihn erst der Mythos von der Pandora, als derselbe ausgebildet ward, als Gegensatz zum Prometheus in die Legende hineingebracht?

tios), theils an einen Felsen gefesselt (Prometheus). D. h. die Menschen mußten trotz ihrer Anmaßung und ihrem Streben nach dem Höhern, Göttlichen doch gegen die Götter im Verhältnisse der Abhängigkeit, der Dienstbarkeit bleiben, konnten nichts gegen sie ausrichten. Und nun theilte Zeus mit seinen Brüdern die Welt, d. h. der mythisirende Geist der Griechen suchte sich zu erklären den Grund, warum Zeus die Oberwelt, Poseidon das Meer, Hades die Unterwelt von der frommen Vorwelt angewiesen bekommen hatte. Und dann vertheilte Zeus an die verschiedenen Götter die verschiedenen Aemter, die sie haben sollten: wieder ein Versuch, mythisch zu erklären, was der Grieche vorher sich selbst construirt hatte, zufolge jener Umkehrung der Vorstellungen, dem Gotte das zuzuschreiben, was der Mensch selbst ihm früher angedichtet.

2) Der Mythos von dem Kampfe der olympischen Götter, namentlich des Zeus, gegen die Giganten, der später mit besonderer Vorliebe von den Künstlern behandelt worden ist aber in den verschiedenen Perioden von den verschiedenen Schriftstellern anders erzählt wird. Mag er auch älter sein — der älteste vorhandene Zeuge ist erst Pindar. Die bildende Kunst und auch die Poesie hat daraus herrliche Darstellungen bereitet.

3) Der Mythos von dem Raube des schönen Jünglings Ganymedes, welcher Mythos unbezweifelt in der Sitte der kleinasiatischen Könige wurzelte, zu ihren Mundschenken wohlgestaltete Jünglinge zu nehmen. Es ist darum auch ganz unbezweifelt ein kleinasiatischer Mythos, der sich selbst in der Genealogie des Ganymedes kund gibt; denn er sollte ein Sohn des Tros und der Bruder des Ilos gewesen sein, nach welchen vermeintlich Troja und Ilium benannt waren. Die Griechen im eigentlichen Hellas gaben dagegen dem Zeus eine Mundschenkin, die Hebe, von welcher nachher. Ganymedes zeigt durch seinen Namen, daß er eine erdichtete Person sei; denn das Wort bedeutet: den für einen Labetrunk (γάνος) Sorgenden (μήδομαι). Folglich muß das Ganze für eine poetische Fiction gelten.

4) Der Mythos von dem Raube der Europa: ein cretensischer Mythos. Aber Europa ist ohne Zweifel die Erde (Gä) oder Demeter, und darum ist es geeigneter, diesen Mythos unter der letztern Rubrik durchzunehmen.

Bei der Erhabenheit der Idee, welche man im Volksglauben von dem höchsten Gotte hegte, bei der Ausdehnung des Kreises von Vorstellungen, welche mit dem Zeusdienste verbunden waren, bei der Masse von Mythen, die von dem Gotte im Schwange gingen, ist es kein Wunder, wenn er hauptsächlich oft zum Gegenstande künstlerischer Darstellungen genommen worden ist, wenn an ihm die Kunst in der höchsten Idealität sich versucht hat. Als äußere Symbole wählte man den Scepter (als Symbol der Herrschaft), den Adler, den hoch im Aether fliegenden König unter den Vögeln, den Boten des Gottes, und als Waffe den Blitz oder Donnerkeil (gewöhnlich vorn mit einer Lanzenspitze, bisweilen sogar geflügelt abgebildet) oder als Andeutung der ursprünglichen Bedeutung des Gottes Zeus.

Es gibt zweierlei Darstellungen von ihm: in sitzender und in stehender Stellung. Die erste hängt mit der Vorstellung der Griechen von des Zeus ruhiger Macht, siegreicher Ruhe zusammen, und hier ist das bis auf die Hüften herabgesunkene Oberkleid die gewöhnliche Bekleidung, sein Sessel oft ein Thron zur Bezeichnung der Herrscherwürde; der Blitz ruhet dann wohl auf dem Schooße des Gottes. Die stehenden Bilder, bei denen das Oberkleid oft ganz entfernt ist oder nur die Rückseite bedeckt, deuten auf Wirksamkeit, auf Thätigkeit hin: Zeus muß dann gedacht werden als handelnd, als Beschützer, als Vorsteher politischer Thätigkeit oder als der durch Blitze strafende und schützende Gott. In seiner ganzen Haltung vereinigte er den Ausdruck des macht- und zugleich huldvollen Herrschers und Lenkers der Götter- und Menschenwelt. »Die Vereinigung dieser Eigenschaften hatte schon Phidias in der berühmten Statue zu Olympia zu Wege gebracht: dort gab sich die Vorstellung des allmächtigen, überall siegreich waltenden Gottes in huldreicher Gewährung und in gnädiger Erhörung menschlicher Bitten zu erkennen.« Bekanntlich soll der Künstler sich als Vorbild die homerischen Verse gewählt haben (Il. I, 528 ff.):

> Also sprach und winkte mit schwärzlichen Brauen Kronion,
> Und die ambrosischen Locken des Königes wallten ihm vorwärts
> Von dem unsterblichen Haupt: es erbebten die Höh'n des Olympus.

Gewiß war es auch Phidias, der die äußern Züge feststellte, welche alle nachmaligen Künstler wiederzugeben gestrebt haben, als: »den von der Mitte der Stirn emporstrebenden, dann mähnenartig zu beiden Seiten herabfallenden Haarwurf, die oben klare und helle, nach unten aber sich mächtig vorwölbende Stirn, die zwar stark zurückliegenden, aber weit geöffneten und gerundeten Augen; die feinen milden Züge um Oberlippe und Wangen, der reiche, volle, in mächtigen Locken gerade herabwallende Bart, so wie eine kräftige, aber nicht übermäßig anschwellende Musculatur des ganzen Körpers. Von diesem Charakter, welcher den meisten und besten Zeusbildern eingeprägt ist, weicht auf der einen Seite eine mehr jugendliche und sanfte Bildung ab, mit weniger Bart und männlicher Kraft im Gesicht; auf der andern kommen Zeusköpfe vor, die in dem heftigeren Lockenwallen und den bewegteren Zügen einen gewissen, obgleich immer sehr gemilderten Ausdruck von Zorn und kriegerischer Heftigkeit tragen und den kämpfenden, rächenden, strafenden Gott darstellen. Am furchtbarsten erschien, nach Pausanias, in Olympia Zeus Horkios, der Eidrächer, mit einem Blitze in jeder Hand.«

In Gruppen erscheint der Gott theils, nach cretischer Sage, als Kind dargestellt, theils als der durch den Kampf mit den Giganten — der viel früher und viel mehr besungene Titanenkrieg ist kein Gegenstand für die Plastik geworden — sich die Herrschaft der Welt Sichernde, theils, aber freilich in ganz anderer Attitüde, bei seinen Buhlschaften und Liebeshändeln, einem Lieblingsgegenstande der üppig gewordenen, ausgearteten Kunst in der macedonisch-römischen Zeit.

Figuren von Siegsgöttinnen, Mören oder den Schickſalsgöttinnen, den Chariten und Horen, ſind ſie den Zeusbildern beigeſellt, ſollen theils des Gottes erhabene Eigenſchaften, theils verſchiedene Seiten ſeines Weſens andeuten.

Als die Philoſophen anfingen, die Religion ihren Unterſuchungen und ihren Deuteleien zu unterwerfen, da ward natürlich auch Zeus erfaßt. Zuerſt waren es die Orphiker, ſo viel wir wiſſen, die den Volksglauben in dieſer Beziehung umzugeſtalten ſuchten. Zeus war ihnen der Gott, der die Welt, wie ſie in der Vorzeit entſtanden iſt, jetzt in dieſer Weltperiode beherrſcht, der ſie aber auch gebildet habe, indem er den Eros-Phanes durch Verſchlingen ſich angeeignet: wodurch ſie den Begriff einer Weltſeele hineinzubringen, mit Zeus zu vereinigen trachteten, wie früher die Mythologen ihn hatten die Metis verſchlingen laſſen. Sie gefielen ſich darum auch in jenen ausführlichen Schilderungen, wie Zeus der Erſte und Letzte, Anfang, Mitte und Ende, Weib und Mann und überhaupt Alles ſei. Sie ſuchten darzuthun, wie er die anfangs ſtreitenden und unter ſich uneinigen Mächte in der Natur zu einem Ganzen vereinigt, die Einheit, die urſprünglich in Phanes geweſen, nachmals aber in Zwietracht zerfallen war, durch Verſtand und Weisheit wieder hergeſtellt habe. Zeus war ihnen alſo ein Werkmeiſter, der die Welt aus einem gegebenen Stoffe, um deſſen Herkunft und Urſprung ſie freilich ſich nicht weiter kümmerten, planmäßig geſtaltet und eingerichtet habe.

Mit dieſen Ideen war auch Pherecydes befreundet. Er ſang, wie Zeus von Ewigkeit her geweſen, wie er ſich in den Eros verwandelt und die Welt aus einem vorher geſchaffenen Urſtoffe zu einem ſchönen Ganzen geformt habe. Er verſtand unter Zeus den Aether, d. h. den äußerſten, höchſten, Alles umſchließenden Feuerhimmel oder das Licht als das potenzirte Urelement. Alſo eine phyſiſch-kosmogoniſche Deutung!

Dem Pythagoras deuchte, es wären zwei Principien in der Welt, das eine: Gott, Zeus, die Monas (Einheit) und das Gute, der Verſtand. Ihnen ſtehe die Dyas (die Zweiheit) gegenüber, als Grund der Materie und auch als das Böſe.

Nach der Anſicht des Heraklit bildeten Welt und Feuer in ihrer Ungetrenntheit das ewig lebendige Weſen des Ganzen, und das letztere, das Feuer, war ihm das reine, in den höhern Räumen des Himmels ſich entwickelnde Licht und ward von ihm genannt der ätheriſche Zeus (Z. αἰθριος).

In Plato's Zeitalter deutete man die Namen Διός, Ζεύς, Ζήν ſo, wie wenn Zeus bedeutete, wie Alles durch ihn lebte (δι' ὃν πάντα ζῆ). Dem Plato ſelbſt iſt, wenn wir ſeinen Werken trauen dürfen, Zeus theils Weltbaumeiſter, theils die göttliche Providenz.

Den Stoikern war Zeus der allgemeine Lebensquell, die Lebenskraft in allen Weſen (δι' ὃν πάντα ζῆ). Daneben dachten ſie auch an ζέω, ich ſiede, und nahmen ihn als das ätheriſche Feuer, das Alles durchdringt.

Dem Neuplatoniker Porphyrius erschien Zeus als die Welt, als ein lebendiges Wesen (ζῶον) aus lebendigen Wesen. Merkwürdig ist, wie er die plastischen Darstellungen des Gottes deutet: Zeus, sagt er, wird als Mensch dargestellt, weil er mit Verstand die Welt erbauete und durch seine zeugende Vernunftkraft Alles vollendete. Nichts in seiner Darstellung ist ohne Bedeutung; denn sein Sitzen bedeutet die Festigkeit seiner Macht; der obere Theil seines Körpers ist entblößt, weil er in dem geistigen und himmlischen Theile der Welt offenbar, der untere bedeckt, weil er in dem tiefern Theile der Welt verborgen ist. Das Scepter trägt er in der Linken als König der Welt, und in der Rechten hält er einen Adler vor sich, weil er wie die Adler in den Lüften über die Vögel, so über die durch den Himmel wandelnden Götter (die Gestirne) herrscht.

Solcher Verirrungen fähig, so baar aller philosophisch-religiösen und ästhetischen Auffassung und Kritik waren diese Männer, die doch sonst so manchen guten Gedanken gefunden haben. Und andere Forscher nahmen wieder, um Alles das erklären zu können, was man von Zeus berichtete, mehrere Götter dieser Art — nach Cicero's Angabe drei — an, und pragmatisirende Historiker, wie z. B. der berüchtigte Euhemerus, wußten in Zeus nichts Anders zu finden, als einen König, der in grauer Vorzeit geherrscht habe und wegen seiner Thaten und Verdienste nach seinem Tode göttlicher Verehrung für würdig erachtet worden sei. Im gewöhnlichen Leben nahm man ihn auch wohl physisch für das personificirte Wetter und fragte z. B. frivol: Was macht Zeus? für: Was ist für Wetter?

Als die Griechen mit Aegypten bekannter wurden — seit Alexander dem Großen — erklärten sie den Ammun daselbst für Zeus und nannten ihn Zeus Ammun. Wahrscheinlich war der Punct der Aehnlichkeit beider Götter die Weissagung, besonders wenn wir bei dem griechischen Gotte an den dodonäischen Zeus denken, der allerdings wegen der Nähe von Macedonien den Macedoniern bekannt sein konnte.

---

3. Dione *).

Der Cultus dieser Göttin war ursprünglich lokal in Epirus, in Dodona, wo er auch zuverlässig seine Entstehung gewonnen. Eine weite Anerkennung und Verbreitung hat er eben nicht erlangt, außer daß ihn später das dodonäische Orakel (z. B. nach Athen) empfahl, daß er allein nur auf der Westküste des Peloponnes, am Fuße des Lepreon, stattfand, wo die Göttin einen heiligen Hain besaß, und

*) Beim Scholiasten zur Odyssee des Homer findet sich auch die Form Διώνη, die jedoch in Zweifel gezogen wird.

daß er schon in frühester Zeit als Junodienst nach Mittelitalien, nach Latium und besonders nach Rom überging und hier mit vorzüglich großer Heiligkeit begangen worden ist.

Der Name kommt her von Ζεύς, Διός. Und wie er die weibliche Endung angenommen hat, so ist Dione ursprünglich auch weiter nichts, als das weibliche Princip dessen, was Zeus vorstellte. Die Wahrnehmung in der Natur und im Menschenleben, daß zum Bestehen der einzelnen Arten von lebenden Geschöpfen immer neben dem männlichen Wesen auch ein weibliches existiren müsse und existire, veranlaßte die alten Bewohner Griechenlandes, die Pelasger in Epirus, neben dem Zeus als männlichem Gotte auch eine Göttin anzunehmen, natürlich mit denselben oder mit ähnlichen Eigenschaften. Sie abstrahirten dieselbe gleichsam von dem Gotte. Der Cultus der Dione ist mithin spätern Ursprungs, als der Zeusdienst. Aber eben darum bildete man den Namen der Göttin von dem Namen des Gottes.

Als so ähnlich gedacht, ward sie natürlich auch unter gleichen Eigenschaften verehrt. Sie war mithin gewiß — freilich nicht Göttin des Donners; denn dieses Attribut hätte für ein weibliches Wesen doch nicht gepaßt, wohl aber — Göttin des Aethers, besonders insofern derselbe Fruchtbarkeit erzeugt, also namentlich des Regens. Daraus wird klar, warum sie auch den Beinamen Regen-Dione (Διώνη Ὑάς) führte, und warum Pherecydes sie unter die Hyaden gerechnet hat, ferner wie sie nun zu einer Nymphe werden und so, als solche, bei Spätern für eine Tochter des Oceanus und der Tethys, oder des Himmels und der Erde, oder des Aethers und der Erde erklärt werden konnte; ferner warum sie von den Dodonäern für eine Gemahlin des Zeus — so wie Juno von den Latinern für die Gemahlin des Jupiter — gehalten wurde, ihre Bildsäule im Tempel des Gottes selbst stand, und ihr nächst Zeus, und mit ihm zugleich, geopfert werden mußte (Demosth. c. Mid. p. 531. Reisk.); endlich warum von ihr gefabelt wurde, daß sie einerseits den Bacchus (als den Vorstand des Wachsthumes der Feld-, Garten- und Weinbergsfrüchte überhaupt, der ja obendrein selbst den Beinamen des Regnenden oder Regen-Spendenden [Ὑης] trug) geboren oder auch erzogen oder andrerseits die Aphrodite, die Göttin der Liebe (als Bedingung der Fruchtbarkeit), mit Zeus gezeugt haben sollte.

Deutelnde Philosophen der spätern Zeit ließen aus falscher Sucht zu etymologisiren und die griechischen Götter auf physische Elemente zurückzuführen die Aphrodite selbst die Dione sein (Lyd. de mens. IV, 44.).

Von der Weise ihrer Darstellung durch die bildenden Künste erfahren wir nichts.

Aber weil sie lokale Göttin war, bloß in einem Theile von Griechenland, und noch dazu in einer der entlegensten Gegenden, verehrt wurde, konnte sie gegen die olympische Götterfamilie nicht wohl aufkommen: man nahm sie, und vielleicht erst spät, nur als untergeordnete, nicht im Glanze der übrigen Gottheiten strahlende Göt-

tin auf, vielleicht nur darum auf, weil die olympische Aphrodite ihre Tochter hieß. Aus diesem Grunde wurde sie von den spätern Mythologen eine Titania genannt, d. h. zu denjenigen göttlichen Wesen gerechnet, deren Cultus gegen die olympischen Götter im Hintergrunde stand. Natürlich vermochte sie so auch nicht, als Gattin des Zeus, die Hera aus diesem selben ihrem Ehrenposten zu verdrängen, sondern ihr deßfallsiges Verhältniß zum Zeus galt für eine Buhlschaft.

---

4. Helios, der Sonnengott.

Dieser Cultus ist einer der reinsten, edelsten und zugleich poesiereichsten in der griechischen Religion. Das Sonnenlicht, so klar und hell und durchdringend, der Gang des großen Lichtkörpers über den Horizont hin für Natursöhne so mysteriös, so majestätisch, so erhaben und so anregend für die Phantasie!

Er ist zuverlässig auch ein ächt hellenischer Cultus; denn der Name Helios ist ein durchaus hellenisches Wort, und — die Sonne schien den alten Griechen eben so freundlich wie uns, d. h. konnte sie im Naturzustande veranlassen, einen deßfallsigen Gott zu glauben. Wo derselbe angehoben, ist schwer zu sagen; doch kann aus der schönen Combination Otfr. Müllers (Dor. I., S. 422 ff. der ersten Ausg.) geschlossen werden, daß er in ältester Zeit in Epirus vorhanden war, und so läßt sich vermuthen, daß auch er, wie ja mehrere andere Culte, hier seinen Ursprung genommen. Im historischen Alterthume finden wir ihn sehr verbreitet über Hellas selbst, so wie in den Colonien: die im Uebrigen doch so spärlichen Nachrichten lassen ihn antreffen in Athen, zu Mantinea und Megalopolis in Arcadien, in Elis, ganz besonders häufig aber in den Ländern der Dorier: in Sicyon, in Corinth, in Argos, auf Tänarum, auf dem Taygetus, bei Thalamä, zu Trözen, in Hermione, und darum auch in den dorischen Colonien: in Apollonia, auf der Insel Cos (Corp. inscript. graec. No. 2653.) und insonderheit auf der Insel Rhodus. Und es gereicht den Griechen nicht zur Unehre, daß sie das Tagsgestirn, nicht nach Art roher Völker angebetet, sondern dessen tägliches Wallen über den Horizont hin und dessen Walten für eine göttliche Veranstaltung, für die Wirkung der Thätigkeit einer höhern Macht genommen haben.

Je geringer nun die Kunde der physischen Welt bei den ältesten Griechen war, desto mehr Spielraum hatte ihre lebhafte Phantasie in dergleichen Dingen, mußte ihn besonders haben bei einer so interessanten, die Aufmerksamkeit in so hohem Grade fesselnden Naturerscheinung, als das tägliche Erscheinen, Gehen und Verschwinden des großen Lichtkörpers ist. Der Grieche faßte das scheinbare sich Fortbewegen desselben nicht als Wirkung physischer Kräfte, sondern

künstlich-mechanischer, thierischer und menschlicher, wie er sie aus seiner Umgebung, aus seinem Leben kannte. So war ihm denn die Sonne ein Wagen nach griechischem Modell: mit zwei Rädern ohne Hinterlehne, mit runder Brustwehr vorn; Rosse waren vorgespannt, die ihn zogen, und Lenker der Rosse war — ein Gott. Diese Vorstellungen treten zwar in den beiden größern Gedichten des Homer und im Hesiodus nicht klar hervor, sondern erst in den homerischen Hymnen; doch ist wohl kaum zu zweifeln, daß sie nicht schon im höchsten Alterthume gegolten.

Einen Namen für den Gott zu finden, war nicht schwer: das bereits vorhandene Wort für die Sonne, ἥλιος, ging in denselben über, und weil es im Griechischen männlichen Geschlechtes ist, auch wohl weil der Begriff der Sonne dem Griechen das Merkmal des Kräftigen, Energischen zu enthalten schien, ward das concrete Wesen zu einem Gotte, während Selene, Eos, Hemera zu Göttinnen wurden.

Der Kreis der Pflichten und Geschäfte des Helios war im Ganzen ziemlich eng. Er beschränkte sich hauptsächlich darauf, daß der Gott streng und pünktlich darauf bedacht war, täglich den Sonnenwagen auf der bestimmten Bahn zu fahren, damit Licht hätten, sehen könnten die Unsterblichen auf der Oberwelt, so wie »die Menschen auf Nahrung sprossender Erde.« Zudem aber ist er, gemäß der Natur der Sonne, die ihre Strahlen überall hin sendet, der Gott, der Alles sieht und Alles erkennt, weßhalb er Alles, auch das Verborgenste ans Licht bringt. Darum weiß der Mythos von ihm zu erzählen: als Aphrodite dem Hephästos im Geheimen untreu ward und mit Ares buhlte, zeigte Helios es jenem an, und als Demeter ihre geraubte Tochter suchte und nicht zu finden wußte, wandte sie sich in ihrem Schmerze an Helios, und von ihm erhielt sie Kunde, wo Persephone weile. Er sieht das Thun der Götter und der Menschen. Keine Freveltat bleibt ihm verborgen. Und hier tritt auch er ein in den Kreis der moralischen Götter. Er wurde darum, weil er Alles sähe und wüßte, auch die tiefsten Geheimnisse des Herzens, bei Betheurungen und Eidschwüren angerufen. Seine Beinamen sind: der Unermündliche, der Strahlende, der Hellscheinende, der Leuchtende, der den Menschen Leuchtende, der die Sterblichen Erfreuende, der Allsehende *). Einer speciellen, uns unbekannten Veranlassung verdankt er wohl, daß ihm die Trözenier als ihrem Befreier vom Joche der Perser unter Xerxes einen Altar errichtet hatten.

Unter den Vögeln war ihm der Haushahn heilig, der Verkündiger des Aufgangs der Sonne. Man opferte dem Helios weiße Thiere, mit Bezug auf den Schein des Tagsgestirns.

Bei keinem Gegenstande der griechischen Religion konnte sich die

---

*) Ἀκάμας, ἠλέκτωρ, φαέθων, παμφανόων, φαεσίμβροτος, τερψίμβροτος, πανδέρκης, bei Spätern auch φοῖβος, nach Vermengung des Heliscultes mit dem des Apollo.

lebendige Phantasie der Hellenen so sehr und so schön ergehen als bei diesem, sowohl in der Vorstellung als in der poetischen und plastischen Darstellung. Hiernach war Helios ein kräftiger Mann, der im Stande ist, die muthigen Rosse zu zügeln, dessen ganzer Körper vom Licht strahlte, dessen munteres, blitzendes Auge den allsehenden und den attenten Lenker des Sonnenwagens erkennen ließ. Des Morgens besteigt er seinen Wagen, fährt unterhalb des Himmelsgewölbes im Aether hinauf, kommt am Mittag in der Mitte desselben an, worauf er dann wieder allmählich in die Tiefe nach Westen zu sich herabneigt, bis er am Abend in den Ocean hinabsinkt. Hier sind die Pforten oder Thore des Helios; hier ruhen die müden Rosse aus, die ihn mit reißender Schnelle fortgetragen. Der Wagen ist glänzend, golden, so wie Alles, was sich auf den Gott bezieht, wie das Sonnenlicht strahlend golden, feurig, roth, blendend ist. Der Rosse sind nach einer Angabe entweder zwei: Lampon (der Leuchtende) und Phaëthon (der Scheinende), oder nach einer andern vier: Chronos (die Zeit), Aethon (der Brennende), Astrape (der Blitz), Bronte (der Donner) oder auch Pyroïs (der Feurige), Eous (der Morgentliche), Aethon und Phlegon (der Flammende). Auch in dieser Namengebung zeigt sich der griechische Geist. Die Rosse schnauben Feuer und sind auch wohl (zuerst bei Euripides) geflügelt. Helios freuet sich dieser seiner Rosse, er liebt sie. Darum ward von ihm erzählt, er habe davon welche an seine Günstlinge (an Aeetes, Hercules) verschenkt; darum wurden ihm auch Rosse (z. B. in Rhodus) geopfert.

Auf spätern Bildwerken kommen Greife vor als vorgespannt vor dem Sonnenwagen, und nach einer mythischen Erzählung gab Helios der Medea einen mit geflügelten Drachen bespannten Wagen, auf welchem sie nach Athen entfloh.

Wie der Gott während der Nacht vom Westen wieder nach Osten kommt, das läßt Homer wie Hesiodus unbestimmt. Spätere lassen ihn in einem goldenen Kahn, den Hephästos gefertigt, über den Ocean, in welchen die Sonne nach dem Glauben der Alten unterging, zu den Tiefen der Nacht fahren, wo seine Mutter, seine Gattin und seine Kinder weilen. Andere lassen ihn schlummernd im goldenen Bette diese nächtliche Fahrt machen. Spätere Dichter geben ihm im Westen einen Palast, so wie sie dichten, daß er seinen Rossen ein Kraut füttre, das auf den Inseln der Seligen wüchse. Noch Andere lassen ihn wieder im Osten einen reich geschmückten Palast haben, den Hephästos' kunstfertige Hand verziert hätte. Von hier träte er dann wieder von neuem seine Fahrt an, nachdem Tethys ihm die Riegel am Thore des Hofes geöffnet. Wenn er aber, frei von seinem Berufe, Audienz gewähre, dann säße er in Purpur gekleidet, mit glänzender Strahlenkrone auf dem Haupte, auf einem Throne, den die Stunden, die Tage, die Monate, die Jahre, die Jahrhunderte, die Jahreszeiten umständen.

Mit so glänzender Fülle, in so üppigem Maaße wußte die Phantasie der Alten das Alles auszumahlen. Nicht weniger geschäftig hat sie sich in Erdichtung der Genealogie und der mythischen Geschichte

des Helios bewährt. Ueberall ſind hier die Verhältniſſe und Eigenſchaften des Gottes und der Sache zum Grunde gelegt, in Rückſicht genommen worden; in Allem ſieht man eine ſchöne, vernünftige Wahl. So ſollte Helios der Sohn ſein des Hyperion's, d. h. des oben über (die Erde am Himmel) hin Wandelnden und der Theia (der Schauenden); alſo Bezug auf des Gottes hauptſächlichſte, in die Augen fallende Eigenſchaften. Nach andrer ähnlicher Dichtung wäre er ein Sohn des Hyperions und der Euryphaëſſa (der weit und breit hin Scheinenden). Als ſeine Schweſter gelten Selene (der Mond) und die Eos (Morgenröthe), für ſeine Kinder a) von der Neära (der Gehenden? von *νέομαι*;) die Phaëthuſa (Scheinende, d. i. das Scheinen) und die Lampetia (Leuchtende, d. i. das Leuchten); b) von der Perſe oder Perſeïs, dem perſoniſicirten Volke der Perſer*), den Aeetes, den König der öſtlich gelegenen Erde (Aea, ſpäter Colchis genannt), durch welchen er Großvater der Medea (des perſoniſicirten Medervolkes, das ja auch im Oſten wohnte) ward, und die Circe, die aus Homer bekannte erdichtete Zauberin (eigentlich Miſcherin, *Κίρκη* von *κιρνάω*), welche auf der weſtlichen Inſel Aea**) wohnte, da wo Helios untergeht und auch ſeinen Wohnſitz haben ſollte; c) von der Clymene (der Brandenden, der perſoniſicirten Wogenbrechung des Meeres, die zu dem im Meere untergehenden und aus demſelben wieder heraufſteigenden Helios ſehr wohl paßt) den Phaëthon (den Scheinenden), wie der Sonnengott ſelbſt auch hieß; man hatte alſo aus einem Epitheton einen beſondern Namen und daraus eine beſondere, mit dem Helios aber verwandte Perſon gemacht. Von dieſem Phaëthon exiſtirt nun die von manchen Dichtern des Alterthums mit ſo üppigem Reichthum von Poeſie behandelte Mythe, die am wahrſcheinlichſten einer phyſiſchen Begebenheit, einer einſtmaligen Dürre, ihren Urſprung verdankt, woran man dann die Sage von den Schweſtern des Phaëthon, der Phaëthuſa (Scheinenden), Aetheria (Aetheriſchen), Helia (Sonnigen), Lampetia (Leuchtenden), Phöbe oder Aegle (Reinen oder Glänzenden), Diorippe (Roſſeantreiberin) und Merope (Menſchbild) und von der Entſtehung des Bernſteins, jenes vegetabiliſchen Produetes aus dem fernen Weſten, das durch ſeine helle, klare, goldene Farbe an den ſtrahlenden Sonnengott (*ἠλέκτωρ Ὑπερίων*) erinnerte und von ihm auch den Namen bekommen hat.

Unter den Stätten, wo der Heliosculd geblühet, iſt keine berühmter geworden, als die Inſel Rhodus. Sie war durch und durch dieſem Gotte geweihet, oder, wie der Mythos die Sache umkehrt, der Gott ſelbſt hatte ſie ſich zu ſeinem Lieblingsſitz erkoren; er hatte das

---

*) Man halte in alter Zeit von dieſem im fernen Oſten wohnen ſollenden Volke gehört und brachte es nun mit dem im Oſten wohnenden und aufſteigenden Helios in Verbindung.

**) Dieſe war nehmlich in der Vorſtellung aus dem Oſten, wo ſie nach der Argonautenſage ſein ſollte, durch das Odyſſeusgedicht nach Weſten gerückt worden.

personificirte Eiland, die Rhodus oder Rhode, geehlicht, er hatte mit ihr Kinder gezeugt: sieben Söhne (den Ochimus [den Fahrenden], den Actis [den Strahlenden], den Phaëthon, den Chrysippus [den Lenker der goldenen Rosse], den Kerkaphus [vielleicht richtiger Kirkaphus, von κίρκος, Cirkel, der Cirkelrunde, nach der Gestalt der Sonne so benannt, den Tenages [Anspanner], den Triopas [benannt nach dem Vorgebirge Triopion, Rhodus gegenüber, auf der kleinasiatischen Küste, wo die triopische Festfeier gehalten wurde], oder auch mit Weglassung zweier von den aufgeführten: den Makar oder Makareus [hergenommen von dem Namen mehrerer Inseln im griechischen Archipelagus, zu welchen Rhodus gerechnet wurde: νῆσοι μακάρων, Inseln der Seligen, der Glücklichen] und den Kandalus [ein Name, der auf die Insel Cos hinweiset und auf deren Sagenkreis]) und eine Tochter, die Elektryone (die Strahlende*)), und seine Enkel baueten die drei Städte der Insel: Jalysus, Lindus und Camirus und benannten sie so nach ihren eigenen Namen. Helios galt demnach den Rhodiern für ihren Ahnherrn (ἀρχηγέτης). Sie ehrten ihn feierlichst durch ein jährliches Fest im Sommer (den 17. August), an welchem ein feierlicher Aufzug, ein solennes Opfer und Kampfspiele abgehalten wurden, in denen die Sieger Kränze von der Weißpappel erhielten, mit Anspielung auf den weißen hellen Schein der Sonne. Durch Denkmäler der Kunst, auf Münzen, sogar auf den Schnäbeln ihrer Schiffe stellten sie sein Bild dar, als das Bild ihres Gottes.

Helios nun erscheint auf Kunstwerken theils in ganzer Figur in der oben angegebenen Haltung, sodann mit der Strahlenkrone auf dem Haupte, meist bekleidet, auf den Wagen steigend oder stehend, die Rosse mit der Peitsche regierend, zuweilen mit der Kugel (dem Sinnbilde der Erde) und dem Füllhorn, als der da Segen bringt; sein Gesicht gerundet und voll, die Gestalt etwas gedrungen, das Haar über die Stirn sich erhebend und auf die Schläfe und den Nacken herabwallend, die Chlamys über dem kurzen, an den Hüften gegürteten Gewande tragend; theils als Kopfstück und dann als ein schönes männliches, volles, belocktes Haupt en face, mit lebhaftem Auge, mit Diadem und Strahlenkrone. So besonders auf den noch vorhandenen rhodischen Münzen.

Gruppirt finden wir ihn zusammen mit Selene — mit derselben auch, correspondirend, als Einfassung von Götterreihen — oder mit Eos, oder mit noch andern sein Erscheinen am Morgen andeutenden Göttern.

Im Alterthume ist er dargestellt gewesen von Phidias am Thronbasament des Zeus zu Olympia, wie er eben seinen Wagen bestieg; in Elis, als Statue in Stein, mit der Strahlenkrone, daneben Se-

*) Man sieht auch hier wieder die Namen der Kinder hergenommen von den Eigenschaften des Gottes. Sie waren also wohl ursprünglich meistens Epitheta.

lene; in Rhodus von Lysippus mit dem Viergespann, und als Coloß aus Erz von Chares.

Als die Philosophie der Physiker aufkam, und ein Anaxagoras lehrte, die Sonne wäre ein Stein, da mußte freilich der Glaube an einen Helios nach dem Glauben des Volkes wankend werden, und man kann es sich wohl denken, daß die Altgläubigen in Athen darüber außer sich waren, den Philosophen für einen Atheisten erklärten und jeden für einen Ketzer hielten, der diesen neuen Glauben hegte. Noch mehr mußte jener alte erschüttert werden, als im ptolemäischen Zeitalter die Astronomie sich bis zu der ungeheuren Höhe (durch Hipparch aus Nicäa) emporschwang, daß sie die Sonne zum Mittelpuncte des ihr zugehörigen Planetensystems setzte und zum Grundsatz aufstellte, daß die Erde um die Sonne sich drehe. Um den Cult, dessenungeachtet daß dieß die richtige Ansicht war, und weil sie sich später als solche geltend machte, zu retten, nahm man zu allerhand Mitteln seine Zuflucht: theils vermengte man den Helios mit Zeus (nach orphischer Lehre, vergl. Sophocles in seinen Fragmenten) und stellte ihn dar als den Erzeuger der Götter und den Urheber des Alls, oder mit Apollo (erweislich seit Euripides), oder mit Hercules, theils deutelte man (wie z. B. der Kaiser Julian) an dem Gotte künstlich herum. Als man mit Aegypten bekannter wurde, glaubte man in dem ägyptischen Sonnengotte Phra, der hauptsächlich zu On verehrt wurde, den griechischen zu erkennen und nannte darnach jene Stadt Heliopolis.

Weil man in spätern Zeiten die verschiedenen Sagen von Helios und seiner Herkunft nicht zu vereinigen oder auf ihren Ursprung zurückzuführen verstand, so nahm man (nach Ciceros Angabe) fünf verschiedene Götter der Art an: worin sich zum Theil einige Kritik, theils aber auch wieder großer Mangel an Kritik kund gibt.

---

5. Die Mondgöttin Selene, Mene und Jo.

Selene (das Wort verwandt mit σέλας, der Glanz, und wohl auch mit dem lateinischen sol, die Sonne) heißt die Glänzende und ist ursprünglich nur ein allgemeines Epitheton des Mondes gewesen und später dessen Name geworden, weiblichen Geschlechtes aber darum, weil der Mond im Gegensatze zur Sonne die Eigenschaft des Mildern, Ruhigern, Passiven, Receptiven, oder mit Einem Worte: des Weiblichen hat. Der Mond hieß bei den Griechen auch Mene (von μήν, μάω, ich messe, wie nicht minder mensis verwandt ist mit metior, mensus), weil er die Zeit mißt nach Monden.

Ein thatsächlicher Cultus dieses Wesens an irgend einer Stelle in Griechenland läßt sich nirgends nachweisen: man scheint dem Monde gerade keinen so energischen Einfluß, keine so große Macht

im Speciellen zuertheilt zu haben. Beim Homer, in dessen beiden größern Gedichten, wird der Selene nicht als einer Göttin gedacht: sie kommt bei ihm nur vor als eine übermenschliche Persönlichkeit, so wie auch beim Hesiod neben Helios und Eos. Dagegen wird sie in dem sie betreffenden homerischen und orphischen Hymnus ausdrücklich Göttin (θεά) genannt und heißt auch in beiden Gesängen als solche: Mene (Μήνη). Doch wird (vergl. Fragm. Orph. IX, 1.) der Unterschied gemacht, Selene sei der Götter-, Mene der menschliche Name für die Göttin, d. h. jenes war der poetische, dieses der im gemeinen Leben gewöhnliche. Also hat sie wenigstens in der Vorstellung der Griechen als eine Göttin existirt. Auch wird ihr ziemlich dasselbe zugeschrieben, was dem Sonnengotte: sie gäbe der Erde mittelst des Mondes Licht und lasse ihn den Sterblichen zum Wahrzeichen (der Zeit) dienen. Allerdings eine göttliche Veranstaltung! Und die Griechen haben auch hier nicht den Naturkörper angebetet, sondern ein höheres Wesen erdacht, was die Bewegung des Körpers bewirkte. Ferner dichtete man, ganz ähnlich wie beim Helios, mit dem ja Selene die größte Aehnlichkeit hat in den Augen eines Naturmenschen: sie wäre Tochter des Hyperion und der Theia oder der Euryphaëssa oder der Aethra (des Aethers), also Schwester des Helios. Auch wird ihr ein Wagen beigelegt, bespannt mit zwei weißen Rossen oder mit zwei Rindern — so zu Antiochia, weil ja das Rind wegen des Hörnerhalbkreises ein Symbol ist des Mondes in seiner nicht vollen Gestalt am Himmel — oder mit zwei Maulthieren. Auf dem Fußgestell des Zeusbildes zu Olympia sah man sie dagegen reitend auf einem Pferde oder Maulthiere. Der Hymnus des Homer stellt sie als langgeflügelt dar. Spätere Dichter gebrauchen sie wohl auch öfter persönlich; doch kann man da nicht immer unterscheiden, ob es nicht bloß Prosopopöie ist.

Man dachte sie sich als weißarmig und schön gelockt und auf dem Haupte geschmückt mit goldenem Diadem, und die bildende Kunst hat sie dargestellt mit zwei Hörnern — so an einem Standbilde in Elis — mit vollem und rundem Gesicht, mit nicht so gar schlanker Gestalt und immer bekleidet, mit bogenförmig über dem Haupte sich wölbendem Schleier und mit dem Halbmonde über dem Schleier. Alles symbolisch, das mild strahlende Licht des Mondes andeutend. Das Ganze war so recht geeignet zu schönen künstlerischen idealen Darstellungen.

Am Triumphbogen Constantins ist sie angebracht als untergehend, auf einer Gemme als schwebend am Himmel.

Von ihr existiren, trotz der dazu einladenden Sache und Persönlichkeit, nur wenige Mythen. Mit Zeus soll sie (nach Aleman) erstens die Ersa oder Hersa (den Morgenthau) — die Deutung liegt nahe — sodann die Pandia (d. i. personificirt das Fest der Pandia oder Diasien in Athen) gezeugt haben, und daß Selene, die Mondgöttin, Mutter der Pandia heißt, soll ausdrücken das nach bestimmter Zeitfrist von etwelchen Monaten wiederkehrende Fest der Zeusfeier. Ganz nach derselben Vorstellung gebiert sie vom Zeus die

Nemea, wegen der nemeischen Spiele, die ja ebenfalls dem Zeus gewidmet waren. Ja! selbst der berühmte Mythos von ihrer Liebe zum Endymion und das Erzeugen von 50 Töchtern in dieser Ehe hat denselben Sinn. Nehmlich dieser Mythos spielt, ist lokal in Elis. Die olympischen Spiele aber kehrten abwechselnd nach 50 und und dann wieder nach 49 Monaten zurück. Diese 50 Monate heißen allegorisch Töchter der Selene. Endymion scheint eine lokal gebildete heroische Person gewesen zu sein; noch hat man wenigstens seinen Namen nicht etymologisch zu einem Worte von allgemeiner Bedeutung auflösen und so aufgelöst der Sache anpassen können. Nachmals ist der Mythos nach Carien verpflanzt und dort noch mehr ausgeschmückt worden. Dieses zarte, liebliche Endymionmährchen ist übrigens wegen seines lieblichen Charakters oft ein Gegenstand für künstlerische Reliefsdarstellungen geworden und hat zu schönen sinnigen Gruppirungen Veranlassung gegeben. Die berühmteste Darstellung dieser Art ist ein Sarkophag auf dem Capitol zu Rom: Endymion schlummert im Schooße des Schlafgottes unter einer Eiche, neben welcher sein Hund an eine Priaposherme gebunden ist, am Fuße des Berges Latmos (in Carien), von welchem die Nymphe einen Quell ergießt; Selene ist herabgestiegen; zwei Liebesgötter besorgen die Rosse und den Wagen; ein dritter, Eros, schwingt die Fackel und zieht sie am Gewande zu dem Schläfer hin.

Für den Glauben an die Göttlichkeit der Selene, als der Führerin und Leiterin des Mondwagens, war die Lehre der physischen Philosophen, namentlich des Anaragoras, daß nicht minder der Mond eine steinerne Masse sei, gleichfalls ein gewaltiger Stoß. Die Orphiker nannten den Mond eine ätherische Erde. Und die spätern astronomischen Forschungen und Beobachtungen mußten das Ganze als ein Mährchen der Vorwelt erscheinen lassen. Und was war, was ist daran gelegen? Aber das Göttliche jener Himmelserscheinung wird Keiner abläugnen, und — zu bewundern ist auch in dieſem Wahne das schöne Walten der griechischen Phantasie.

Eine spätere synkretistische Zeit vermengte die Selene mit der Hekate und Artemis.

Dieß in Betreff der allgemeinen griechischen Mondgöttin unter dem Namen Selene oder Mene. Wir haben aber auch noch einen speciellen, lokalen Cultus der Art zu besprechen: das ist der Cultus der Jo in Argolis. Der Name (Ἰώ von ἴω = εἶμι) bedeutet die Wandlerin: ein Name, der auf die Göttin des am Himmel hin wandelnden Mondes sehr wohl paßt. Noch deutlicher spricht dafür, daß man sie sich dachte oder sie darstellte mit Stier-Hörnern auf dem Kopfe *). Die deßfallsigen Mythen, welche solches erklären und den mythischen Grund davon angeben, sind die offenbarsten Zeugnisse. Auch ist der Umstand nicht zu übersehen, daß sie soll Kalli-

*) Herodot. II, 41. Ἄγαλμα βούκερων — καθάπερ Ἕλληνες τὴν Ἰοῦν γράφουσι.

thia oder Kallithoe, die Schön-Hineilende, genannt worden sein. Genug! Jo ist unbezweifelt die Göttin des Mondes gewesen, als solche in dem Lande verehrt worden, wo der eigentliche Mythos von ihr spielt: in Argolis.

In historischer Zeit hat indessen dieser Cultus nicht mehr bestanden. Ohne Zweifel ist er ein vordorischer gewesen und bei Vertreibung der Achäer aus dem Lande und nach Besetzung desselben durch die Dorier in den Hintergrund getreten, abgekommen. Nur in der Volkssage und durch dieselbe erhielt sich sein Andenken.

In derselben spielt aber Hera die Hauptrolle als die Göttin, welche ja dort zu Lande für die Hauptgöttin galt. Jo wird geradezu vom Mythos die Küsterin (des Tempels) der Hera (κλειδοῦχος oder κληδοῦχος, die Schlüsselbewahrerin) genannt, wahrscheinlich bloß deshalb, um die Erzählung wohl einzuleiten, um die Handlung leicht und fest zu begründen.

Nach dieser Sage nun — wir geben sie nur in ihren Hauptzügen — sollte diese Priesterin dem Zeus gefallen, und der mit ihr geliebelt haben zum Aerger der eifersüchtigen Hera. Um sich dafür zu rächen, habe Hera die Jo in eine Kuh verwandelt. In historischer Zeit wollte man sogar noch den Hain bei Mycenä zeigen, wo sie geweidet, und den Oelbaum, an welchem sie angebunden gewesen. Hera aber setzte ihr zum Wächter einen besondern Mann mit hundert Augen, deren einige immer wachten, den Argos (das personificirte Land Argos) Panoptes (den Allsehenden) — eine wahrscheinliche Allegorie des Sternenhimmels, welcher den an ihm hinwandelnden Mond gleichsam immer unter Augen hat.

Das ist zuverlässig der eigentliche enge Kreis der Sage, wie sie sich gleich nach Einwanderung der Dorier entwickelt hatte. Es führten aber die Dorier alsbald Colonien aus, und jene Vorstellung und Sage von der Wandlerin, bei welcher man nun gar nicht mehr an den Mond dachte, wanderte mit. So z. B. und vor Allem nach Byzanz (Olymp. XXX, 3.). Hier in der Umgegend fanden sich eine Menge Ortsnamen, die auf Stier, Kuh, Hörner sich bezogen. Man wollte ihren Grund erklären: man brachte sie mit der den Colonisten bekannten Sage von der gehörnten Jo-Kuh in Verbindung. Und so mußte nun Jo sich zur Wanderung entschließen. Nun mußte Argos Panoptes auf Befehl des Zeus vom listigen Götterboten Hermes getödtet, Jo von der Hera in Wahnsinn versetzt worden sein und in diesem Wahnsinn die Irrfahrt machen und auf derselben nach allen den Oertern und Gegenden hinkommen, deren Namen auf Stier, Horn u. s. w. Beziehung hatten. Denn der Volkssage, deren Charakter in diesem Theil des Mythischen, wie in andern, die ältern Dichter im Ganzen treu zu bleiben liebten, schwebt bei der Ausführung einer solchen Fahrt die Aufgabe vor, eine Reihe von geographischen Namen, wie Perlen in eine Schnur, zusammen zu reihen, selbst mit Ueberspringung der weitesten Strecken, wenn diese keine dahin einschlagende Merkwürdigkeit darboten.

Mittler Weile hatte sich Aegypten zur See dem griechischen Ver-

kehre geöffnet: man hatte dort die Götter und Götterbilder des Landes kennen gelernt. Es gehörte nur die Anschauung eines gewöhnlichen Bildes der Isis mit den Kuhhörnern auf dem Kopfe dazu, und der Grieche mußte sofort darin seine Jo wiedererkennen. Dazu kam die Aehnlichkeit der Namen. Und so spann sich jene Sage dahin fort, daß Jo auf ihrer Irrfahrt auch nach Aegypten gekommen und dort zur Isis geworden sei. Aus dem ägyptischen Apis aber dichtete man einen Epaphus und machte ihn zum Sohn der Jo, der in Aegypten König und der Gründer der Hauptstadt Memphis geworden sei.

Dieser an Situationen der mannigfaltigsten Art so reiche Mythos ist vielfach von Dichtern und Künstlern zu Darstellungen benutzt worden. Unter den erstern wollen wir nur einen Aeschylus und Ovid nennen, unter den Darstellungen der letztern ein Vasenbild, das Millinger gibt.

Zur Zeit des Herodot wurde die schöne Sage bereits schon in die platte Historie herabgezogen. Nach persischer (?) Angabe sollte der Anfang der Kriege zwischen Barbaren und Hellenen mit Weiberraub gemacht worden sein, und zwar hätten zuerst die Phönicier die Jo, die Tochter des Königs Inachus (der personificirte vermenschlichte Fluß Inachus) in Argos entführt und nach Aegypten gebracht.

---

6. Eos, die Göttin der Morgenröthe, und Hemera, die Göttin des Tages.

Eos (Ἠως, eigentlich Ἀυς, von αὔω, ich hauche, wehe) bedeutet eigentlich das Wehen der Luft, welche sich zu erheben pflegt, wenn die Sonne aufgehen will, dann den Aufgang der Sonne selbst und endlich das Morgenroth, welches diesen Aufgang verkündet. Die dichterische Phantasie personificirte sie, und zwar, weil das Wort ἠώς weiblichen Geschlechtes war, zu einem weiblichen Wesen, vielleicht auch darum, weil das Sanfte, Milde, Zarte der Morgenröthe mehr den Charakter der Weiblichkeit an sich trägt.

Ob sie als Göttin wirklich durch Opfer, Gebete u. s. f. verehrt worden sei, ist bei ihr eben so wenig zu erweisen, als bei der Selene. Doch wird sie gleichfalls in einem orphischen Hymnus (den 77) Göttin angerufen. Und das Erfreuende, Erheiternde des Anbruchs des Tages, des Erscheinens der Morgenröthe ist doch etwas, was selbst den Rohen zur Andacht stimmen kann. Ihr ward nehmlich zugeschrieben, daß sie den Tag brächte. Das war ihr Amt, ihr Beruf. Auch ist ihre Genealogie und die Darstellung ihres Wesens bei den Alten ähnlich der des Helios und der Selene. Wegen ihres Dahin-Wandelns am Himmel und ihres hellen weiten Scheines galt

sie nehmlich ebenfalls für die Tochter des Hyperion und der Theia oder (nach einem homerischen Hymnus) der Euryphaëssa. Spätere Angaben lassen sie auch eine Tochter des Pallas sein, d. i. des raschen Umschwungs (des Himmels). Sie ward mithin meistens als die Schwester des Helios und der Selene betrachtet, Alles das darum, weil man im hohen griechischen Alterthume Sonne und Mond nicht für Körper, sondern für bloße physische Erscheinungen hielt.

Von ihr dichtete man weiter: an jedem Morgen erhebt sie sich von ihrem Lager aus dem Strome des Oceanes empor an dem Himmel, um Göttern und Menschen das allerfreuende Licht zu bringen und fährt auf einem Wagen mit einem Zweigespann schnellfüßiger Rosse, oder nach Spätern mit einem Viergespann. Doch ward sie bisweilen auch reitend auf dem geflügelten Pegasos, den ihr Zeus geschenkt haben sollte — d. i. die Morgenröthe ist eine höhere, göttliche Veranstaltung — oder mit ihm fahrend, eine Fackel tragend dargestellt, oder geflügelt. Sonst, heißt es, sitzt sie auf einem Throne. Ihre Wohnung hat sie nach Homer auf der Insel Aea im westlichen Meere, gemäß der Vorstellung, die wir schon im Vorgehenden erwähnten.

Weil der Morgenröthe das Helle, das Glänzende, das Heitere eigenthümlich ist, so trägt auch ihr ganzes Wesen, Alles, was sich auf sie bezieht im Nahen und im Entfernten, vorzugsweise diese Farbe, dieses Wesen. Sie heißt darum bei Dichtern: die Freudigblickende, die Glanzhelle, die Hellscheinende, die Schimmernde, die Bleiche, die Rosige, die Purpurne, die Rosenfingrige, die Rosenarmige, die Göttin mit den schneeweißen Augenliedern, mit dem safranfarbigen Gewande. Ihre Flügel sind weiß; ihre Rosse heißen Lampos (der Leuchtende) und Phaëthon (der Scheinende) und sind weiß; ihr Lager ist safranfarbig, aus dem sie sich alle Morgen erhebt, ihr Thron golden. Sie ist schön, herrlichen Ansehens, schön gelockt *).

Unter den Vögeln war ihr der Verkünder des Morgens, der Haushahn, heilig.

Reich an romantischen Scenen ist die Mythologie der Eos. Da sie gedacht wurde unter dem Bilde der Geschwindigkeit, der Windeseile, so verschwisterte sich damit die Vorstellung des Hinwegraffens, Entführens, und so erzählte man von ihr Mehreres der Art, wozu wohl das plötzliche Verschwinden von Menschen während der Nacht Veranlassung gab. Es hieß nun von ihnen: Eos habe sie geraubt. Als ein so liebliches freundliches Wesen gedacht, konnte sie das aber nicht aus Feindseligkeit gethan haben, sondern nur aus Liebe: sie mußte in diese Personen verliebt gewesen sein. Das war namentlich

*) Die Epitheta der Eos bei Homer u. a. Dichtern sind: ἠριγενής, ἠριγένεια (die Frühgeborne), φαεσφόρος, φαεσίμβροτος, φαέννα, φαείνη, μονόπωλος, εὔθρονος, χαροπή, λαμπροφαής, αἰγλήεσσα, λευκόπτερος, λευκώπωλος, λεύκιππος, μονοβλέφαρος, ῥοδόπηχυς, ῥοδοδάκτυλος, κροκόπεπλος, χρυσόθρονος, εὐπλόκαμος, δία u. s. f.

mit dem Tithonus der Fall, welche Geſchichte der Mythos insbeſondere zu einer lieblichen romantiſchen Erzählung gezeichnet hat. Der Name läßt ſich nicht etymologiſch deuten, ſo daß er aus der Sache ſelbſt hervorgegangen, derſelben entnommen wäre. Es ſcheint der Name einer wirklichen Perſon geweſen zu ſein. Der Mythos ſpielt in Troja. Tithonus, ſo berichtet er, war der Sohn des trojaniſchen Königs Laomedon, der Bruder des Priamus. Ihn raubte die Eos, nahm ihn zu ihrem Gemahl, wohnte mit ihm am Strome des Oceans an der Gränze der Erde; von ſeinem Lager erhebt ſie ſich immer am Morgen und gebar ihm den Memnon, den König der öſtlichen Aethiopier in Aſien — eben weil dieſer im Oſten wohnen ſollte, da, wo die Eos weilte in der Nacht und am Morgen aufſtieg — und den Emathion (Tagmann von ἦμαρ, der Tag; denn der Tag iſt ja das Kind der Morgenröthe). Doch ſieht man aus dieſer Genealogie — die übrigens ſchon bei Heſiodus vorkomnt — daß das hohe Alterthum ſchon vieles Verſchiedenartige dieſer Gattung hier auf ungeſchickte Weiſe zuſammengefügt hatte. Eos, ward nun die Erzählung fortgeführt, bat den Zeus um die Unſterblichkeit für ihren Gemahl, und ſie fand Gewährung. Aber da ſie vergeſſen hatte, ihm zugleich auch ewige Jugend zu erflehen, ſo begann er zu altern. Sie pflegte zwar ſein; aber ſeine Stimme ſchwand dahin und ſeine Glieder vertrockneten. Da verſchloß ſie ihn in ein Gemach. So ein homeriſcher Hymnus. Spätere aber wollen berichten, ſie habe ihn in eine Cicade verwandelt, welche Dichtung daraus hervorgegangen iſt, daß man alte Leute wegen ihrer zirpenden Stimme Cicaden nannte. Weiter weiß derſelbe ſchöne Mythos zu erzählen: für ihren Memnon, der Antheil nehmen will am Kampfe der Troer gegen die Griechen, erbittet ſie ſich Waffen von Hephäſtos zum Kampfe gegen Achilles. Aber er fiel. Eos entrückt ihn, erbittet ihm von Zeus die Unſterblichkeit. Sie beweint ihn indeſſen ohne Aufhören, und ihre Thränen ſind — der Morgenthau.

Ein zweiter, den ſie geraubt haben ſoll, iſt Cephalus. Der Mythos ſpielt urſprünglich in Attika, dann hinüber nach Böotien, auf Creta, auf die Inſel Cephallenia, und ſogar, wegen der Coloniſation der Inſel durch athenienſiſche Anſiedler, nach Cypern und nach Syrien hinüber. Cephalus iſt der vermeintliche Stammheros des attiſchen Demos Kephale. Von ihm wird erzählt, er wäre geweſen der Gemahl der Prokris (woher dieſer Name entlehnt?). Beide lieben ſich innig und geben einander das gegenſeitige heilige Verſprechen der Treue. Allein Eos gewinnt den ſchönen Mann auch lieb, weiß ihn mit der Gattin zu entzweien ob des Verdachtes einer Untreue. Prokris flieht, kehrt nachher unerkannt zurück, verſucht den Cephalus, der in die ihm gelegte Schlinge fällt, verſöhnt ſich mit ihm und wird zuletzt von ihm ſelbſt unverſehens getödtet. Mit dem Blute der Gattin befleckt, wird er vom Areopagus gerichtet und wegen dieſer Blutſchuld zu ewiger Verdammung aus dem Vaterlande verurtheilt. Zuletzt wird er noch in einen Stein verwandelt, oder er zieht mit Amphitruo gegen die Teleboer auf einer Inſel im ioniſchen Meere, nach

deren Besiegung dieselbe nach ihm den Namen Cephallenia erhielt. Hier sind Cultus und geographische Mythen zu einem wunderbaren Knäuel zusammen gebunden, der schwer zu entwickeln sein dürfte. Aber das Ganze ist reich an den mannigfaltigsten schönsten Situationen, wo Eos' Charakter zur Schürzung des Knotens artig benutzt ist.

Nicht minder soll sie den schönen böotischen Jäger Orion oder Ocrion entführt haben. Diese Sage ist ursprünglich wieder eine böotische, spielt aber hinüber auf Chios, Lemnos und Creta. Sie ist womöglich noch verwickelter als die vorige, und bei weitem nicht so reich und so lieblich als die beiden vorigen. Homer kennt sie schon. Er erzählt, die Götter hätten mit Unwillen gesehen, daß Eos den Mann entrückt habe. Artemis habe ihn deßhalb auf der Insel Ortygia mit ihren sanften Geschossen getödtet. Und nun jage er in der Unterwelt auf der Asphodelos-Wiese die von ihm auf der Oberwelt erlegten Thiere. Homer kennt ihn aber auch schon als Gestirn, d. h. als das Bild eines riesenhaften Mannes mit Gürtel, Schwert, Löwenhaut und Keule. Hat vielleicht dieses Gestirn zu jenem Mythos Veranlassung gegeben?

Endlich soll Eos auch noch den Kleitos, den Sohn des Mantios entführt haben, gleichfalls um seiner Schönheit willen, und zwar zum Sitze der unsterblichen Götter. So Homer, ohne uns weiter einen Schlüssel zu geben zur Lösung des Mythos.

Da die Morgenröthe die Sterne und besonders den Morgenstern noch findet, und der Anbruch des Tages von kühlendem Windzug begleitet zu sein pflegt: so lesen wir beim Hesiod die Genealogie: Eos habe den Astraös (den Sternen-Mann), den Heosphoros (Morgenbringer), d. i. den Morgenstern, und die Winde Zephyros (Westwind), Notos (Südwind) und Boreas (Nordwind) geboren. Wobei wohl auch die eigentliche Bedeutung und die Etymologie des Wortes Eos (s. oben) mit in Anschlag zu bringen ist.

Allein die Morgenröthe bringt nicht bloß die Morgenhelle und verkündet den Aufgang der Sonne: sie fährt (nach homerischer Darstellung schon) den ganzen Tag über ihrem Bruder Helios vorauf und vollendet erst am Abend ihre Bahn. Daher tritt schon bei den Tragikern und später noch öfter die Göttin des Tages, Hemera, anstatt der Eos auf und ein. Ursprünglich aber ist sie von ihr verschieden. Noch bei Hesiodus heißt Hemera — weil der Tag auf die Nacht folgt, gleichsam aus ihr hervorgeht — die Tochter der Nacht und des Erebos (der personificirten Unterwelt, als welche der Sitz der Nacht ist). Allein nachmals hört aller Unterschied auf und von der Hemera werden nun dieselben Mythen erzählt wie von Eos. Auch die Künstler verwechseln beide Gottheiten.

Im Alterthume war Eos dargestellt am Giebelfelde der königischen Halle in Athen, und zwar wie sie Cephalus entführte, eben so am Throne des amykläischen Apollo, zu Olympia dagegen, wie sie den Zeus für ihren Sohn Memnon bittet.

Auf noch vorhandenen Kunstwerken erscheint sie entweder selbst auf einem Viergespann in prächtiger Gestalt oder als Führerin der

Sonnenroſſe oder wie ſie dieſe Roſſe anſpannt. Ein Vaſengemälde zeigt ſie uns geflügelt, Strahlen um's Haupt, in der Rechten die Peitſche, mit dem Viergeſpann, der (bekleidete) Morgenſtern mit einer Fackel in jeder Hand ihr vorangehend. Liebliche Bilder des lieblichen Naturphänomens.

---

7. Die Thaugöttinnen Herſe und Pandroſos.

Eine ſchöne Dichtung, der wir oben erwähnten, machte den Thau zu Thränen der Eos. Allein bei dem wenigen Regen, der im Ganzen während der heißen Jahreszeit in Griechenland fällt, iſt derſelbe für das Land ein wahrer Segen. Darum konnte man auch von Seiten der Griechen mit allem Rechte in der ſo wohlthätigen Naturerſcheinung eine göttliche Veranſtaltung erblicken und ihre Spendungen für die Wirkſamkeit einer beſondern göttlichen Kraft anſehen. Im Gewöhnlichen nannte man den Thau Herſe oder Erſe (ἕρση, ἔρση). Das Wort, weiblichen Geſchlechtes, ging zu einem weiblichen Namen über, und ſo hatte man ohne Weiteres für die Sache ein göttliches Weſen, und zwar — weiblichen Geſchlechtes.

Weil der Thau fällt am Abend, während gemeinhin der Mond ſcheint, ſo machte der Dichter Alcman die Herſe zu einer Tochter der Selene und des Zeus (entweder als des höchſten Gottes, auf welchen man zuletzt Alles zurückführte, oder als des Aethergottes).

In Argolis local war der Mythos, daß ſie die Gemahlin des Danaus (des vermeintlichen Stammvaters der im höchſten Alterthume dort wohnhaft geweſenen Dardaner) geweſen ſei und ihm eine Anzahl Töchter geboren habe, die an die Söhne des Aegyptus verheirathet werden ſollten: ein Mythos, der ſich auf die älteſte Cultur des Landes bezieht und beſonders den Quellſegen von Argolis auseinander ſetzen ſoll. Inſofern paßt Herſe gut dahin.

Am bemerkenswertheſten und berühmteſten iſt der Cultus in Attika, in Athen, geweſen: hier iſt er mit beſonderer Vorliebe gehegt und durch mehrere ſchöne Mythen verherrlicht worden. Nur war er hierſelbſt mit dem der Pandroſos und der Aglauros ſo verſchmolzen, daß wir ihn auch von dieſem nicht trennen können.

Pandroſos heißt der Allthau (von πᾶν und δρόσος, was auch den Thau bedeutete; ein Unterſchied der Wörter ἕρση und δρόσος läßt ſich nicht weiter begründen). Vielleicht war das Wort urſprünglich nichts weiter als ein Beiwort der Herſe, woher es nur erklärt werden kann, warum man bloß bei der Aglauros und Pandroſos, nicht bei der Herſe ſchwor. Aber ſpäter ward ſie als eine beſondere Perſönlichkeit betrachtet, auch beſonders verehrt: ſie hatte eine beſondere Prieſterin, die ſich durch ihr langes, bis zu den Fußzehen reichendes Kleid auszeichnete; ſie hatte ferner ein eigenes Heiligthum,

Pandrosium genannt, neben dem Tempel der Athena Polias auf der Akropolis zu Athen, und die Athenienser erwiesen ihr mit der Hora Thallo (derjenigen Göttin, welche die Pflanzen grünen und blühen macht) in sinniger Einschaft Verehrung. Hier in dem Pandrosium stand der heilige Oelbaum, den man als ein Geschenk der Pallas Athene (der Stadt- und Landesgöttin) an die Landesbewohner ansahe, und der andeuten sollte, für wie wichtig, ja! wie man diesen für ein göttliches Geschenk ansähe, und wie sehr man wünschte, daß die Oelbaumzucht unter dem Beistand der Pandrosos, d. h. durch den Thau, gedeihen möchte. Auch stand mit dem Pandrosium und dem Tempel der Athena Polias das Erechtheum in Verbindung, d. h. die Capelle des Heros Erechtheus, der den Land- und Feldbau symbolisirte. Also hier in Allem Beziehungen auf das Gedeihen der Feld- und Baumfrüchte, besonders in Folge des starken Thaues.

Aglauros heißt ursprünglich Agraulos und ist durch Lautverschiebung, die durch ein leichteres Aussprechen bedingt wurde, zu dieser Form gekommen. Das Wort bedeutet also eigentlich das Verweilen (αὐλεῖν) auf dem Felde (ἀγρῷ), repräsentirt demnach die Lebensart der Landleute, d. h. gewiß ursprünglich desjenigen Theiles der Bewohner Athens, die dem Demos Agraulis angehörten, und die diese Göttin Agraulos zuverlässig als ihre Stammgöttin verehrt und, bei ihrer Vereinigung mit den übrigen Demen zu einer einzigen bürgerlichen Gemeinde in Athen, wahrscheinlich den Cult mit dahin verpflanzt haben. Der Name, femininen Geschlechtes, war ursprünglich gewiß ein Epitheton nicht von der Herse, sondern von der Landesgöttin Pallas Athene, die ja auch später noch mit diesem Beinamen oft benannt ist. Aber weil sie unter dem Namen einen absonderlichen Wirkungskreis hatte, nehmlich einen agrarischen, so ward er mit der Zeit auch als der Name einer besondern Gottheit angesehen. Als solcher wanderte er mit einer attischen Colonie nach der Insel Cypern, aber in genauer und naher Beziehung zur Athene; denn die Tempel beider Göttinnen waren (nebst dem des mythischen Diomedes) daselbst von Einem Gehege eingeschlossen, wie in Athen selbst, wo der Athene Aglauros ein eigenes Fest (die Kallynteria, das Putzfest, und die Plynteria, das Waschfest, wo die Kleider und die Statue der Göttin erneuert oder gereinigt wurden) galt.

Aber es hatte daselbst die Aglauros auch ein besonderes Heiligthum, einen Hain. Hier war es Sitte, daß die attischen Jünglinge in voller Rüstung ihren Bürgereid schwuren, namentlich schwuren, bis zum Tode für das Vaterland kämpfen zu wollen. Merkwürdig und für den in Rede stehenden Cultus von besonderer Bedeutsamkeit ist das Verfahren dabei. Die Jünglinge riefen die Aglauros, die Thallo (die Göttin jenes Blühens und Grünens der Pflanzen), die Auxo (die die Pflanzen wachsen machende Göttin) und die (Artemis?) Hegemone (die Führerin und Gesund-Erhalterin im Kriege?) an, d. h. sie erflehten ländlichen Segen und im Falle eines Krieges Sieg auf das Land und auf sich herab, zum sichersten Beweise, daß ursprünglich der Dienst der Aglauros sich auf den Feldbau und des-

ſen Segen bezog, folglich mit dem der Pandroſos und der Herſe nahe verwandt war, wenn er auch auf der andern Seite wieder hinüber greift in den Kreis der politiſchen Götter. Nicht unwahrſcheinlich fielen derſelben uranfänglich, bis die Geſittung die Herzen der Attiker humaner machte, auch in Athen Menſchenopfer; ſolche nehmlich wurden ihr in der attiſchen Colonie auf Cyprus dargebracht, bis der Gebrauch einem menſchlichern Gefühle weichen mußte.

Der Herſe oder Erſe oder Errhe galten in Athen die Errhephorien, ein Feſt, darnach benannt, daß man derſelben beſondere und zwar geheimnißvolle Opfer darbrachte. Der Name Arrhephorien iſt höchſt wahrſcheinlich nicht der rechte ſondern der verſtümmelte. An denſelben nahmen zwei Jungfrauen, die eigens zum Tragen der geheimnißvollen Opfergabe beſtimmt waren und auf der Burg unweit des Tempels der Athena Polias ihre Wohnung hatten, in der Nacht, wenn das Feſt gekommen war, dasjenige, was ihnen die Athene-Prieſterin gab, und wovon weder die Prieſterin noch die Jungfrauen wußten und wiſſen durften, was es war, und trugen es zu einem Bezirke unweit der der Aphrodite geweihten Gärten. Dort ſtiegen ſie hinab in eine natürliche Grotte, ſetzten das Getragene hin und nahmen ſtatt deſſen etwas Andres, Verhülltes mit ſich fort. Drauf wurden die Jungfrauen entlaſſen und ſtatt ihrer andere gewählt. Es war das eine Opfergabe zur Erflehung reichlichen Thaues behufs einer reichlichen Aernte. Das Geheimnißvolle, Leiſe des Herabfallens des Thaues bei nächtlicher Weile, ſammt dem des Keimens und Wachſens der Pflanzen, veranlaßte ein gleiches oder ähnliches Verfahren bei der religiöſen Ceremonie. Und ſo greift dieſer Cultus ſchon hinüber in das Gebiet der chthoniſchen Gottheiten, von welchen aber erſt ſpäter.

Der Mythos hat nun über die drei vorſtehenden Göttinnen alſo gewaltet: erſtens hat er ſie, die in ſo naher Beziehung zu einander ſtanden — daher ſie auch bei Euripides die agrauliſchen Jungfrauen heißen — eben deßhalb zu Schweſtern gemacht und über ſie genealogiſirt: Actäus (von ἀκτή, die Küſte, alſo der Küſtenmann, Perſonification der Eigenſchaft des attiſchen Landes, das größtentheils Küſtenland iſt), der erſte vermeintliche König in Athen, war der Vater einer (ältern) Agraulos. Dieſe ward die Gemahlin des Cecrops (des vermeintlichen Stammheros der attiſchen Gemeinde, welche den Namen der cecropiſchen führte, man weiß nicht woher) und von dieſem die Mutter des Eryſichthon (des Erdaufreißers, des Pflügers, des vermeintlichen Erfinders des Pflügens), ſodann der Aglauros, Herſe und Pandroſos. Die Beziehung auf Landescultur und Ackerbau und Ackerſegen kommt hier überall zu Tage.

Aglauros wurde, höchſt wahrſcheinlich weil bei ihr die gerüſteten Jünglinge jenen ihren Bürgereid leiſteten, zur Geliebten des Ares und zur Mutter der Alcippe (der Roßſtarken, des perſoniſicirten Reitens oder Kämpfens zu Roß), die Herſe dagegen zur Geliebten des Hermes und zur Mutter des Cephalus (des vermeintlichen Stammheros des Demos Kephale, welcher Demos wohl ganz beſonders den Hermes als ſeinen Stammgenoſſengott verehrte, vielleicht weil er des Han-

dels beflissen war?). Von Pandrosos sagt der genealogisirende Mythos, sie habe mit dem Hermes (dem Gotte der Herolde) den Keryx, d. i. den Herold oder den vermeintlichen Ahnherrn des Geschlechtes der Kerykes oder jener Heroldsfamilie erzeugt, die bei den Eleusinien das Amt der Herolde vorzugsweise zu verwalten hatte, in der dieses Amt erblich war.

Aber derselbe weiß noch außerdem folgende in Attika locale Geschichten zu erzählen, bei deren Dichtung die oben erwähnten Gebräuche vielfach mit verflochten sind:

a) Pallas Athene übergibt der Aglauros und ihren Schwestern den Erichthonius, den Sohn des Hephästos und der Erde oder der Atthis (des personificirten attischen Landes), den Vertreter der Agricultur, dessen sie sich (als Göttin des attischen Landes) ganz besonders annahm (d. h. sie sorgte für den Segen des Landbaues in Attika), in einer Kiste, mit dem Verbote, selbige zu öffnen. Allein Aglauros und Herse übertraten dasselbe, wurden der Göttin durch eine Krähe verrathen, geriethen in Wahnsinn und stürzten sich von dem Burgfelsen oder, nach Andern, ins Meer hinab (wahrscheinliche Anspielung auf den Opfertod der Menschen, die auf diese Weise der Göttin Aglauros in frühern Zeiten dargebracht wurden).

b) An dem Feste der Panathenäen erblickte einst Hermes die Herse (als sterbliche Königs-Tochter gedacht). Er entbrennt zu ihr in Liebe, läßt sich nieder zur Erde, und dort begegnet ihm zuerst die Aglauros, die er bittet, seiner Liebe förderlich zu sein. Sie verheißt ihm solches gegen große Belohnung. Allein Pallas Athene, eingedenk des früher wider das Verbot enthüllten Geheimnisses mit Erichthonius — dieser Mythos weiß also nichts von dem erstern — veranlaßt die Göttin der Mißgunst, mit Neid die Agraulos gegen ihre Schwester ob der Liebe des Gottes zu erfüllen. So verweigerte denn Aglauros dem Hermes den Eintritt zur Schwester, wird aber deßhalb in Stein verwandelt. (Ist das Letzte eine bloß willkürliche Fiction alexandrinischer Dichter, die überhaupt die Verwandlungen liebten? Oder soll damit auf die etwanige steinerne Bildsäule der Aglauros in Athen hingedeutet sein?)

c) Einst in einem lange währenden Kriege empfingen die Athenienser ein Orakel: der Krieg werde, wenn sich Jemand freiwillig für die Stadt aufopfern würde, sein Ende erreichen. Und Aglauros opferte sich. Aus dem Grunde ward ihr ein Heiligthum in Athen errichtet, und in diesem schworen darum die Jünglinge in voller Rüstung, auch bis zum Tode dem Vaterlande zu dienen und für dasselbe kämpfen zu wollen (ein Versuch, den Gebrauch der Athenienser auf mythischem Wege zu erklären).

In diesen drei Erzählungen erscheinen die drei Göttinnen gar nicht mehr als Göttinnen, sondern als Menschen: jene rühren also höchst wahrscheinlich aus dem alexandrinischen Zeitalter her, wo man, dem Pragmatismus huldigend, die aus der Natur entnommenen Götter der menschlichen Geschichte vindicirte.

8. Die Winde.

Das räthselhafte bewegliche Element der Luft, der häufige Wechsel ihrer Züge und die davon abhängenden Veränderungen der Temperatur und die Wirkungen derselben auf den Menschen und die menschlichen Verhältnisse, sie seien nun günstig oder unfreundlich, schädlich oder nützlich, konnte den Griechen wohl, und mit vollem Rechte veranlassen, darin eine Vorrichtung, eine Veranstaltung des göttlichen Wesens zu erkennen. Er fand darin das Wirken, das bewußte Handeln besonderer Wesen. Die betreffenden Namen sind daher nicht etwa bloße Personificationen, sondern es kommen die unzweideutigsten Beweise vor, daß diese Wesen der Phantasie wirkliche Verehrung genossen haben. Schon Homer dichtete, daß Achilles den Winden Opfer gelobt habe, zum sichern Zeugniß für das Alter solches Cultes. Und derselbe war auch verbreitet über Griechenland. Wir wissen in Folge bestimmter Zeugnisse, daß die Lacedämonier auf dem Gebirge Taygetus dem Winde ein Opfer, und zwar ein Roß, dargebracht haben. Einen Altar der Winde fand man auf einem Berge bei Sicyon, wo ihnen alljährlich bei nächtlicher Weile geopfert wurde, und einen andern auf dem Markte von Coronea in Böotien. In Aulis brachte man ihnen ohne Unterschied Opferthiere beiderlei Geschlechtes dar; ein Gebrauch, den man aus der Zeit des trojanischen Krieges herleitete (Pausan. IX, 19, 5.), was wenigstens auf ein hohes Alter desselben schließen läßt. Bei den Athenienſern sandte man Gebete zu den freundlichen, milden, warmen Winden. Themistocles ordnete von Staats wegen an, daß ihnen geopfert werden sollte, weil, wie Aristoteles sagt, die Seewinde den Pflanzen, die von Attika her wehenden dem thriasischen Gefilde bei Eleusis zuträglich waren. Den milden, sanften Winden brachte man weiße Lämmer dar, den stürmischen schwarze, gemäß der Ansicht, daß die schwarze Farbe sich für unfreundliche, die helle für freundliche Gottheiten passe.

Je geheimnißvoller, besonders einem Sohne der Natur, wie die ältesten Griechen doch waren, das Luftelement vorkommen muß, desto reichern Stoff gab es der Phantasie zu eigenthümlichen Vor- und Darstellungen. Und auch hierbei hat sich der freie Sinn und der Tact der Griechen bewährt nicht bloß im Allgemeinen, sondern, wie wir gleich nachher sehen werden, auch bei jedem Windgotte im Speciellen. Auf dem berühmten achteckigen Windthurme in Athen, der noch steht, sind die Winde dargestellt bekleidet, geflügelt und jeder mit passenden Attributen versehen, je nachdem er auf die Temperatur diese oder jene Wirkung äußert.

Gemäß den staatlichen Verhältnissen in Griechenland in ältester Zeit, wo es Könige und Diener gab, dachte man sich auch das Verhältniß der Winde so: über sie wäre gesetzt ein Schaffner, Ordner,

der jeden derselben im Stande wäre zu erregen und freizulassen, oder zu sänftigen und zu bändigen. So bei Homer schon. Man nannte diesen Schaffner oder Obmann der Winde Aeolus nach der Beweglichkeit des Luftelementes (αἰόλος, eigentlich ein Adjectiv, heißt beweglich, sich leicht hin und her wendend). Doch hielt dessenungeachtet die religiöse Abstraction der Griechen es noch für nöthig, ihn einer höhern Macht zu unterwerfen. Darum hieß es, Zeus (der Aethergott?) habe ihn zu dem Amte bestellt.

Der dichterischen Phantasie des Homer (in der Odyssee) war Aeolus ein Sohn des Hippotes (d. i. des Reiters, des Rossemeisters); denn der Wind ist ja gleich den schnellfüßigen Rossen. Hier ward also wieder eine Eigenschaft der Sache, der der Gott vorstand, zum Vater desselben. Ferner sollte er wohnen auf einer Insel im fernen Westmeer (bei Italien), da, wo die Wesen der meisten Himmelserscheinungen ihren Sitz haben, wo insbesondere auch Eos wohnt, die Winde-Erzeugende, und zwar auf der nach ihm erst benannten äolischen Insel (in einem mit glatten Felsen umgebenen, wohlummauerten Hause), weßwegen er auch ein Sohn des Poseidon heißt. Er hat sechs Söhne und sechs Töchter (älteste Andeutung einer Windrose?), die mit einander vermählt sind und bei Vater und Mutter in reichlicher Fülle leben. Den an seine Insel verschlagenen Odysseus empfängt er nach homerischer Dichtung freundlich, beherbergt ihn einen Monat lang, und als derselbe wieder fort will, gibt er ihm in die Haut eines neunjährigen Stieres gebunden — naiver Versuch, sich die Beschwichtigung und Bändigung der Luftströmungen zu erklären — die Winde mit; nur den freundlichen, milden Zephyrus ließ er frei, weil dieser das Schiff zu günstiger Fahrt nach Ithaka zu treiben im Stande war. Das Uebrige ist aus der Odyssee bekannt.

In der Iliade und bei Hesiodus kommt Aeolus gar nicht vor. Bei spätern Dichtern galt die Insel Lipara oder Strongyle für seinen Wohnsitz. Hier sitzt er nach der poetischen Fiction auf dem Gipfel des Felsenberges mit dem Herrscherstabe in der Hand und hält die Winde in Gehorsam, die, unter ihm, in geräumiger Höhle, eingeschlossen, auf seine Befehle warten.

Daraus kann man sich erklären, warum die Liparier ihn verehrten, aber freilich nicht eigentlich und zunächst als den Gott der Winde — doch fehlte darum diese Vorstellung nicht — sondern als ihren Schutz- und Ahngott, und darum nur mit Herosdienst, nicht als wirklichen Gott. Sie hatten ihm als solchem einen Theil ihres Prytaneums gewidmet, den, in welchem man einen Theil des öffentlichen Schatzes verwahrt hielt. Als nun einst der König Agathocles von Syracus sie nöthigte, ihm diese ihre Schätze auszuliefern, und ein Sturm seine Flotte zerstreuete, schrieb man das der Rache des Aeolus zu.

Pragmatisirende Historiker und Geographen der spätern nüchternen, rationalistischen Periode machten ihn zu einem einstigen wirklichen Herrscher der liparischen Inseln, der deßhalb zu einem Gotte

geworden, weil er sich Verdienste um die Schifffahrt erworben oder ein geschickter Astronom gewesen wäre.

Wegen Gleichheit des Namens ist er in späterer Zeit vielfach mit dem vermeintlichen Stammvater des äolischen Volksstammes verwechselt und beide Sagen (z. B. bei Diodor) zu einem merkwürdigen Knäuel verstrickt worden.

Von künstlerischen Darstellungen des Aeolus ist nichts vorhanden, doch berichtet ein Schriftsteller aus dem 13. Jahrhundert (Albricus), vielleicht nach ältern Quellen: man habe ihn gezeichnet in einem linnenen Gewande, unter den Füßen Blasebälge, mit jeder Hand an den Mund ein Horn haltend, aus welchem er sechs Winde herausblase.

Von den untergeordneten Winden werden als Wesen höherer Art namentlich aufgeführt die vier Hauptwinde: Boreas (der Brauser, Brummer) oder der Nordwind, Zephyrus (der Dunkle, weil er der Regenbringer für Hellas ist) oder der Westwind, Eurus (der Sengende), der Ostwind, und Notus (der Nasse), der Südwind. An der Stelle des Eurus nennt Hesiodus den Argestes (den Weißen, Hellen, weil er da entsteht, wo der helle Tag anbricht) und macht alle, wie wir schon oben bemerkten, zu Söhnen des Astraus und der Eos, weil sie besonders am Morgen sich zu erheben pflegen.

Wirklich verehrt ist Boreas worden von den Athenern, und zwar erst spät, in Folge einer Begebenheit im persischen Kriege. Man hatte nehmlich in Attika die Localsage, derselbe hätte einst an dem Ufer des (attischen) Flüßchens Ilissus oder, wie Acusilaus will, von der Akropolis Athens die Tochter des Erechtheus (des Erdzerspalters, Pflügers, des vermeintlichen Erfinders dieser Kunst und Ahnherrn der Athenienser), Oreithyia (die sich Erhebende, d. i. das Sich-Erheben, nehmlich des Nordes), geraubt — im höhern Alterthume raubte man nehmlich die Bräute; zugleich ist hierbei wohl an die Eigenschaft des Wegraffens zu denken, welche den Winden allgemein beigelegt worden — und wäre mit ihr nach Thracien geflohen, dem sogenannten Wohnsitze des Boreas, weil Thracien den Griechen gegen Norden ist. Hier hätte er mit ihr den Zetes (den Schnaufenden, von ζάω in eigentlicher Bedeutung) und den Kalaïs (?), die Cleopatra (?), so wie die Chione (die Schneeige, d. i. den Schnee), und die Chthonia (?) nebst dem Hämus (dem personificirten thracischen Berge) gezeugt, Wesen, welche die alten Maler als leicht, als schwebend in der Luft und als forteilend mit dem Wehen des Windes darzustellen pflegten (Dio Chrys. IV, pag. 78.). Dieser Mythos von Boreas und der Oreithyia ist mithin »eine jener schönen griechischen Fabeln, welche Eigenschaften, Kräfte, Erscheinungen der Natur durch menschliche, vorzüglich gern durch Liebes-Geschichten deuten und anschaulich machen.« Nun erhielten die Athener im Kriege mit den Persern unter Xerxes vom Orakel die Mahnung, sie sollten, wollten sie gerettet werden, ihren Schwäher anrufen. Das deuteten sie, wegen der Fabel von der Oreithyia, auf den Boreas, und als sie bei Chalcis an der Insel Euböa lagen mit der Flotte,

opferten sie demselben und der Oreithyia und flehten zu beiden um Hülfe. Und als nun die persische Flotte beim Vorgebirge Sepias übel vom Sturme zugerichtet ward, sagten die Athenienser, Boreas habe ihnen wiederum, wie früher durch Zerstörung der persischen Flotte bei Umseglung des Gebirges Athos, geholfen und baueten ihm ein Heiligthum (einen Altar) beim Flusse Ilissus und brachten ihm Opfer und begingen ein Mahl ihm zu Ehren. Gleicher Weise fanden zweitens die Megalopolitaner Gelegenheit, ihn zu verehren. Als ihre Stadt von dem spartanischen Könige Agis III. belagert, aber eine drohende Maschine durch den Sturm zerbrochen wurde, widmeten sie ihm einen heiligen Bezirk und opferten ihm alle Jahre wie einem Gotte. Endlich finden wir drittens eine förmliche Verehrung des Boreas in Thurii in Italien, in Folge einer ähnlichen Veranlassung, indem die Einwohner dieser Stadt durch einen Sturm vor der Flotte des raubsüchtigen Königs Dionysius von Syracus gesichert worden waren.

Und daß Boreas auch im Allgemeinen als Gott gedacht worden ist, lehrt theils ein sogenannter orphischer Hymnus (der 80.), theils Ovid, der ihn in einer Stelle seiner Verwandlungen geradezu einen Gott heißt.

Ihm wurde die Kraft beigelegt die Wolken zu verscheuchen, den Regen aufhören zu machen, das Toben des Sturmes zu beschwichtigen, den Himmel aufzuheitern, so wie umgekehrt das Meer aufzuregen, Eichen umzustürzen, Schnee und Hagel zu bringen, Erdbeben zu erzeugen. Er galt mithin für einen schlimmen und für einen guten Gott.

Weil man den Rossen Windeseile zuschrieb, so leitete man die Abkunft solcher Rosse, die man als ganz vorzüglich bezeichnen wollte, vom Boreas her. So schon Homer mit den zwölf Füllen des attischen Königs Erichthonius (Erdaufreißers, des vermeintlichen Lehrers der Kunst zu pflügen). Und spätere Dichtung läßt ihn mit einer Erinnys (dem personificirten Schrecklichen des menschenmordenden Krieges) die Rosse des Ares, des Kriegsgottes, erzeugen, die da heißen Aethon (der Feurige), Phlogios (der Flammende), Konabos (das Schlachtengetöse) und Phobos (das Schrecken). Nach einer andern dichterischen Fiction sollte er mit der Harpyie (der personificirten Windsbraut) Aellopus (Sturmfuß) die Rosse Xanthus (den Braunen) und Podarke (Fußstarken) erzeugt und selbige dem Erechtheus zum Ersatze für die geraubte Tochter Oreithyia gegeben haben.

Die Fabel mit der Oreithyia übrigens, durchaus geeignet zu künstlerischen Darstellungen, war schon auf den Kasten des Cypselus gezeichnet, und Boreas dort dargestellt mit Schlangen statt der Füße, vielleicht darum, weil der Künstler dadurch die schlangenartige Bewegung einer Windsbraut ausdrücken wollte. Eine Antike, die noch existirt, zeigt ihn als einen doppelt geflügelten Mann, um das Rauschen des Windes anzudeuten.

Der zweite Wind, dem bestimmt Verehrung im Alterthume gezollt worden ist bei den Griechen, ist Zephyrus, der Westwind (eigent-

lich Nord-West-Nordwind). Ein orphischer Hymnus (der 81.) bezeugt das, ingleichen die Notiz, daß der Zephyrus in Attika an der heiligen Straße, die von Athen nach Eleusis führte, einen Altar hatte. Er galt für den nächsten Bruder des Boreas, weil Westen und Norden an einander grenzt. Er wehet zwar in Griechenland heftig; aber doch ist er daselbst durch Regen wohlthätig, besonders im Frühling, wo er die Blüthen hervorlockt. Darum ward gedichtet, er hätte die Chloris (die Blühende, d. i. das personificirte Blühen der Gewächse) lieb gewonnen, sie, wie Boreas die Oreithyia, geraubt und mit ihr den Karpos (die Frucht, d. i. die Früchte) erzeugt. Denselben Sinn hat es, wenn es bei alten Dichtern heißt, Zephyrus habe den Hyacinthus geliebt; aber da er sich in dieser Liebe getäuscht gesehen, habe er, der Heftig-Wehende, als Apollo mit dem Knaben das Diskusspiel geübt, dem letztern die Wurfscheibe an den Kopf getrieben dergestalt, daß Hyacinthus gestorben. Hyacinthus nehmlich, seine Verehrung und seine Mythologie, bezieht sich auf die im Frühling erwachende und im Herbste ersterbende Natur. Also in diesem Mythos wieder romantische Liebe, getäuschte Liebe als Knoten zur Erklärung einer Naturerscheinung benutzt.

Weiter noch hat die Phantasie der Griechen in Bezug auf diesen Windgott also gespielt: als Wohnung ward ihm, schon von Homer, Thracien gegeben, als welches Land den kleinasiatischen Griechen gen Nord-West-Nord lag. Als daher nach der homerischen Dichtung der Scheiterhaufen des Patroclus nicht brennen wollte, und Achilles den Winden Opfer gelobte, da eilte Iris nach jenem Lande und fand dort die Winde schmausend in des Zephyrus Behausung. Auf die deßfallsige Mahnung eilen Boreas und Zephyrus herbei, die Flammen anzufachen.

Wie dem Boreas wird auch wegen seiner Schnelle dem Zephyrus die Erzeugung vorzüglicher Rosse beigelegt. Es sollten daher diejenigen, welche Achilles besaß, Xanthus (der Braune) und Balios (der Scheckige) von ihm und der Harpyie Podarge (Fußschnellen) abstammen, desgleichen, nach Einiger Dichtung, das schnelle Roß Arion, das in der Mythologie der Demeter vorkommt.

Was die Darstellung des Zephyrus auf Kunstwerken betrifft, so beschreibt Philostratus ihn gemalt als einen zarten, leichten, heitern, gefälligen, geflügelten Jüngling. Man stellte ihn also sich meistens als einen Gott vor, der den lieblichen, angenehmen Wind sendete oder hervorbrachte. In späterer Zeit kommt er sogar vor als der, welcher den Schwänen den lieblichen Gesang eingäbe oder sie dazu aufregte, ermunterte — eine Art Aeolsharfenton?

Für die göttliche Verehrung des Notus läßt sich als Zeugniß nur ein orphischer Hymnus (der 82.) anführen. Dichter stellen ihn dar als versehen mit Flügeln, die aber feucht wären, vom Regen trieften, weil der Südwind in jenen Gegenden Regen zu bringen pflegt.

Dagegen müssen uns wohl für bloße Personificationen die Harpyien gelten, die Raffenden (ἅρπια von ἅρπω, ἁρπάζω, ich raffe

fort), d. i. die perſonificirten Sturmwinde; denn eine Verehrung derſelben läßt ſich durch nichts erweiſen. Im Mythos zwar leben ſie nicht minder als Zephyrus und Boreas. Es gibt nach Heſiod derſelben zwei an der Zahl: Aello (der Sturm) und Okypete (die Raſchfliegende), und ſie ſind Töchter des Thaumas (des Wundermannes, d. i. der perſonificirten Verwunderung) und der Elektra (der Helleuchtenden, d. i. des Aethers), d. h. in Proſa umgeſetzt: ſie entſtehen im Aether auf verwunderungsvolle Weiſe. Statt zwei werden von Spätern auch drei genannt, und die Namen bleiben nicht immer dieſelben: ſo heißen ſie auch Aellopus (die Sturmfüßige), Okypode (die Schnellfüßige), Okythoe (die Raſchlaufende), Nikothoe (die Siegeilende), Kelāno (die Dunkle, das von Sturm begleitete dunkle Gewölk bezeichnend), Podarge (die Fußſchnelle), Acholoe (?). Die Phantaſie der Alten hatte hier einen Gegenſtand, bei dem ſie mit Fülle dichten konnte.

Weil Schnelligkeit die Haupteigenſchaft des Sturmwindes, alſo auch der Harpyien iſt, ſo ſtempelt ſie der Mythos eben oft zu Müttern ſchneller Roſſe, wie wir im Vorhergehenden geſehen. Dem kann zugefügt werden, daß die Podarge auch diejenigen Roſſe geboren haben ſollte, welche Hermes den Dioskuren gegeben habe, nehmlich den Phlogeos (den Flammenden) und den Harpagos (den Raſſenden). Eben ſo laſſen ältere Sagen, wenn Jemand urplötzlich verſchwand, ſo daß man nicht wußte, wo er hin gekommen, ihn von den Harpyien geraubt ſein. So entführen ſie bei Homer die Töchter des Pandareos und ſchenken ſie den Errinyen zum Dienſt derſelben.

Mit beſonderer Fülle hat ſich die mythiſirende Phantaſie bei der Geſchichte des Phineus ergangen, welche in die Sage von den Argonauten hineinreicht. Dieſer, König zu Salmydeſſus in Thracien (Repräſentant der Gegenden in Kleinaſien am Eingang in das ſchwarze Meer, der Name ſei nun hergenommen, woher er wolle) ſollte von der Cleopatra, jener Tochter des Boreas, zwei Söhne gehabt haben, den Dreithyios (nach der Großmutter benannt) und den Krambis (den Schrumpfer, die ſchrumpfen machende Eigenſchaft des Nordwindes auszudrücken); Andere nennen andere Namen. Dieſe blendete er entweder oder beſtrafte ſie ſonſt auf eine harte Weiſe, weil ſeine zweite Gemahlin Idäa (nach dem Gebirge Ida in Vorderaſien gebildet), die Tochter des Dardanos, ſie unkeuſcher Abſichten gegen ſie beſchuldigte. Alſo hier wieder die Liebe angewandt zur Schürzung des Knotens in dieſer Dichtung. Dafür ſandten ihm zur Züchtigung des Unrechtes die Götter jene Harpyien, welche ihm, ſo oft ihm Speiſen vorgeſetzt wurden, dieſelben wegrafften und — wie von Spätern hinzugefügt ward — was ſie nicht wegrafften, beſudelten. Durch die Argonauten wurde er erlöſt, und auch die Boreaden bekamen ihr Geſicht wieder.

Hinſichtlich ihrer Darſtellung ſind die Harpyien den ältern Dichtern ſchöngelockte Göttinnen mit Schwingen, raſchfliegend gleich Winden und Vögeln. Nachmals aber (ſchon bei Aeſchylus) erſcheinen ſie als geflügelte häßliche Unholdinnen, in deren grauenvoller Zeich-

nung sich die spätern Dichter besonders gefallen. So werden sie denn »zu einer Mißgestalt aus Jungfrau und Vogel, Jungfrauengesicht, Vogelleib, oder Hühnerkopf, Flügel, Federn, menschliche Arme, weiße Brust, große Krallen, menschliche Schenkel und Hühnerfüße. Auch Bärenaugen dichtete man ihnen an, und Virgil schildert sie noch scheußlicher.«

Ein Vasengemälde (bei Millingen) zeigt die Harpyien in gleicher Attitüde, als wie sie bei Aeschylus erscheinen.

Zu bloßen Phantasiegebilden ohne wirklichen Cultus mögen wir auch den ähnlichen Typhoeus (oder Typhaon, Typhon, Typhos) rechnen, d. i. den Dampfer (von τύφω). Er war eigentlich die Personification des wilden, tobenden Wasser-Dampfes, wie er, eingesperrt in enge, feste Schranken, sich mit Wuth und mit Gezisch und Sturmeswehen Bahn bricht, ganz besonders dessen, der aus vulkanischem Boden oder Berge mit Getöse und mit verheerender Gewalt hervorkommt als eine Art von Sturm. Sodann ist er auch diese verderbliche Windsbraut selbst, die Dampf, Staub, Gewölk u. s. w. mit sich führt. Hesiodus trennt den Typhaon und Typhoeus, was aber an sich gewiß unrichtig ist: die doppelte Form des Namens konnte ihn nur dazu verleiten.

Nach der Dichtung bei Pindar ist Typhoeus der jüngste Sohn des Tartarus (der Unterwelt) und der Gäa (der Erde); denn daher nur, aus der finstern Tiefe der Erde, kann das Schlimme kommen. Er hat hundert Drachenköpfe mit furchtbar funkelnden Blicken und Entsetzen erregenden Stimmen. Er gebiert die bösen und verderblichen Winde und Stürme; die Harpyien sind seine Töchter. Typhaon, ein furchtbarer Sturm, ist nach Hesiod sein Sohn, nicht die wohlthätigen, wie Boreas, Zephyrus und Notus, die göttlicher Abkunft sind.

Weil man von ihm dachte, daß er vornehmlich Erdbeben, Ausbrüche feierspeiender Berge verursache: so hatte die mythisirende Phantasie reichen Stoff zu Dichtungen. Wo ein Vulcan war, da mußte Typhoeus liegen. Aber wie konnte er das, wenn er nicht zu solcher Strafe verdammt worden wäre? Er mußte es verschuldet, er mußte sich gegen den Weltordner, gegen Zeus selbst empört haben. Bei Homer liegt er im Lande der fabelhaften Arimer, eines Volksstammes in Asien, in der Erde, und Zeus peitscht dieselbe ringsum mit Blitzen. Das Land war also gewiß ein vulcanisches. Man brachte dann wohl dieses wilde Stürmen mit dem Titanenkampfe in Verbindung. So erzählt Hesiod dichtend: als Zeus die Titanen vom Himmel vertrieben, habe die Erde eben den Typhoeus geboren, ein Wesen mit gewaltigen Händen und starken unermüdlichen Füßen, welchem hundert furchtbare Schlangenhäupter von den Schultern emporragten, die mit finstern Zungen leckten und unter den Brauen der schrecklichen Köpfe Feuer aus den Augen sprühten, die alle mit mannigfachen Stimmen ertönten, bald Göttern verständlich, bald wie Brüllen des Stiers und des Löwen, bald wie Gebelfer junger Hunde, bald ein schlürfendes Rauschen, daß die Berge wiederhallten. Es entstand ein Kampf

zwischen dem Zeus und diesem Ungeheuer, der sich bei den verschiedenen Dichtern und Erzählern nun so verlief, daß man daraus mehrere Naturerscheinungen an den verschiedensten Oertern: in Cilicien eine Höhle, den Aetna auf Sicilien, in Thracien die Entstehung des Hämusgebirges und des Namens derselben u. s. f. erklärte. Ein schöner großartiger Stoff auch zu bildnerischen Darstellungen, den die griechischen Künstler nicht unbenutzt gelassen.

Daß dem Griechen übrigens das Luftelement wirklich als geleitet von himmlischen Wesen zum Nutzen oder Schaden der Menschen erschienen ist, das geht auch daraus hervor, daß dieses Gebiet nicht minder andern Gottheiten, die eigentlich andere Wirkungskreise hatten, anvertrauet ward. Man vergleiche den Zeus Urios, die Pallas Athene als Anemotis (Beschwichtigerin der Winde, in Mothone in Messenien), Aphrodite als Euploia (bei den Cnidiern), die Artemis als Euporia (bei den Rhodiern), die Dioskuren ꝛc.

---

9. Iris, als Göttin des Regenbogens.

Eigentlich und unmittelbar gehört die Iris nicht unter die Gottheiten der Lufterscheinungen; ihr Name Ἶρις wahrscheinlich von ἔρω, εἴρω, ich sage, rede, spreche) deutet auf eine ursprünglich ganz andere Wesenheit hin. Hiernach wäre sie eigentlich die Sprecherin gewesen. Das Amt des Sprechens hatten aber im Alterthume insbesondere die Gesandten, die Abgeordneten, die Boten — man denke an das lateinische orator! — und somit wäre sie die Gesandtin, die Botin der Götter gewesen. Und wirklich treffen hiermit viele Stellen der Alten, namentlich schon Homers Nachrichten überein. In der Iliade — in der Odyssee kommt sie merkwürdiger Weise gar nicht vor — dient sie, eine Genossin der olympischen Götterfamilie, den Unsterblichen als Botin, die selbst in die Tiefen des Meeres und, nach Hesiodus, selbst in die Unterwelt hinabsteigt, um ihre Botschaften dahin zu bestellen. Meistentheils wird sie von Zeus ausgesandt, bisweilen auch von der Hera und von andern Unsterblichen. Mitunter kommt sie wohl aus eignem Antriebe zu den Menschen und dient selbst sterblichen Helden, wie sie z. B. dem Achilles zu Gefallen nach Thracien eilt, um die Winde herbeizuholen. Bisweilen kann sie sofort als Göttin erkannt werden auf der Erde; bisweilen nimmt sie aber auch eine andere Gestalt an. Sie ist Jungfrau. Das führt auf den Schluß, daß wohl Iris ursprünglich gedacht worden ist als Dienerin, Botin der Götterkönigin Hera, gleichsam als deren Zofe. So nur läßt sich die Annahme ihres Geschlechtes und ihres weiblichen Namens erklären. Denn sonst war es bloß das Geschäft der Männer, Botschaften zu bringen, als Gesandte zu sprechen. Hierfür zeugt, daß Iris bei mehreren spätern Dichtern ganz vornehm-

lich der Hera zugeſellt wird. Nach Callimachus ſitzt ſie zu den Füßen derſelben; immer eingedenk ihres Amtes als Dienerin, ſchlummert ſie nicht auf eignem Lager, ſondern nur gelehnt an den Thron ihrer Herrin. Nie legt ſie Gürtel und Sohlen ab. Wen Hera haßt und verfolgt, den haßt auch ſie.

Nach alledem zu urtheilen, wäre ſie alſo urſprünglich eine Art Kammerjungfrau der Hera geweſen, die ſich ihrer beſonders zur Vollziehung ihrer Aufträge bedient habe: dann wäre ſie zur Botin für alle Götter und ſogar für die Menſchen geworden.

Als ſolche wird ſie ſchon bei Homer geſchildert als ſchnellfüßig, als geſchwind wie der Sturm, mit goldenen Flügeln. Wie Schnee oder Hagel fährt ſie vom Himmel herab. Dargeſtellt auf Werken der Bildnerei finden wir ſie mit einem langen, weiten Kleide, über welches ein leichtes Obergewand geworfen iſt, mit Flügeln an den Schultern, eine Binde um das Haar, in der Hand den Heroldſtab, oder ſchwebend, Flügel an Schultern und Schuhen, den Stab in der Hand.

Aber die Iris iſt auch beſtimmt die Göttin des Regenbogens, ſchon bei Heſiod. Denn warum heißt ſie bei dem die Tochter des Thaumas (des Wundermannes, des perſonificirten Verwundern-Machens) und der Elektra (der Hellſtrahlenden)? Doch nur darum, weil der Regenbogen als eine wunderbare Erſcheinung im hellen Aether angeſehen wurde. Allein wie kommt die Götterbotin zu dieſer Ehre? Gewiß nur darum, »weil urſprüglich der Regenbogen als ein von dieſer Gottheit betretener Pfad, der vom Himmel auf die Erde führte, betrachtet ward, wie ſpätere Dichtung die Iris ungeſehen vom Himmel herab und wieder dahin zurückeilen und dadurch eben den Regenbogen ſich bilden läßt.« Und nun konnte der Name Iris zu einem appellativen Worte werden und ἶρις auch »den Regenbogen« bedeuten. So ſchon bei Homer, bei welchem ſie indeſſen nie als Regenbogen-Göttin erſcheint. Dieß deutet auf ein hohes Alter dieſer Eigenſchaft hin.

Somit wäre denn dieſe Eigenſchaft, wenn auch alt, doch eigentlich die ſecundäre, und inſofern freilich gehörte ſie nicht hierher, in den Kreis der Aethergottheiten. Indeſſen haben wir ihr doch an dieſer Stelle ihre Stätte angewieſen, einmal weil ſie als Göttin des Regenbogens bekannter iſt, zweitens weil doch die obige Ableitung nur eine Vermuthung iſt. In derſelben Eigenſchaft reicht ſie den Wolken Waſſer zur Nahrung, heißt ſie (bei ſpätern Dichtern) die Luftige, die Thauige, und ihren Flügeln und ihrem Gewande werden bunte Farben nach Regenbogen-Art beigelegt.

Eine wirkliche Darſtellung der Iris als Göttin des Regenbogens läßt ſich nirgends nachweiſen, ſo anziehend und verlockend doch eigentlich der liebliche Gegenſtand zu künſtleriſcher Darſtellung war. Auf manchen Bildern hat ſie eine Kanne in der Hand; vielleicht ließe ſich dieſes Symbol darauf beziehen, daß ſie mit der Kanne gleichſam Waſſer ſchöpfte und den Wolken Nahrung zutrüge, wie Ovid ſich ausdrückt.

Von einer Verehrung derſelben kommt nur eine Spur vor: in einer kurzen, fragmentariſchen Nachricht wird uns berichtet, die Einwohner der Inſel Delos hätten auf der ihnen benachbarten kleinen Inſel, Hekates-Inſel oder Pſammetiche genannt, der Iris geopfert, und zwar Kuchen von Weizenmehl und Honig, Baſynien genannt, und Kockoren, d. i. getrocknete Feigen und Nüſſe. Ob nun aber dieſe Verehrung der Götterbotin oder der Regenbogen-Göttin gegolten habe, das wird nicht berichtet.

---

10. Die Horen.

Auch dieſer Dienſt gehört, wenigſtens ſeiner urſprünglichen Natur nach, zu den phyſiſch-atmoſphäriſchen, zu den Culten, welche Luft- und Wettererſcheinungen ihren Urſprung verdanken, nicht minder aber zu den ſchönſten, lieblichſten, heiterſten, theils in Bezug auf den Gegenſtand ſelbſt, theils in Bezug auf die Vor- und Darſtellungen, welche ſich die Griechen davon gemacht.

Allein die Entwickelung und Darſtellung deſſelben hat ihre großen Schwierigkeiten: er iſt uns in den noch vorhandenen Quellen höchſt verworren überliefert. Wir haben folgende Puncte dabei ins Auge zu faſſen: a) welches iſt der urſprüngliche concrete Naturdienſt? b) welches der erweiterte? c) die übertragene politiſche Bedeutung, d) endlich die mehrfache Vermengung deſſelben mit Vorſtellungen von andern, ähnlichen Göttern.

Wir verſuchen dem urſprünglichen Weſen der Göttinnen dadurch auf die Spur zu kommen, daß wir den etymologiſchen Weg gehen. Das Wort Hora (ὥρα) kommt her von ἔαρ, ῆρ (ver), das mundartlich in älteſter Zeit wohl auch ὅαρ oder ϝαρ (zſgz. ὦρ) lautete. Somit iſt die Grundbedeutung des Wortes ὥρα die Eigenthümlichkeit des Frühlings: das Lebendige, Friſche, Grüne, Blühende, Lachende, Heitere, Schöne dieſer Jahreszeit im Gegenſatze zum kalten, unfreundlichen, alle Pulſe der Natur ſtocken machenden Winter, die Blüthe (ὥρα) des Jahres, die wir meiſtens mit dem Einen Worte des Sommers benennen. Das Herrliche der Jahreszeit weckte die religiöſe Andacht, ließ in dieſer Veranſtaltung ein göttliches Walten erkennen, wie es denn auch ein ſolches iſt. Der Grieche fand darin nur das Walten concreter Weſen. Anfangs freilich dürfte nur Eine Hore gedacht worden ſein. Und ſie ward gedacht als ein Frauenzimmer, weil das Grundwort ὥρα bereits femininen Geſchlechtes war. Sie war demnach diejenige Göttin, welche die atmoſphäriſche Veränderung der ſchönen Sommerzeit hervorbrächte.

Aber bald mochte der reflectirende Verſtand wieder eine mehrfache Verſchiedenheit dieſer Jahresfriſt erkennen, anfänglich gewiß

nur eine doppelte: das Grünen und Erblühen, und das Reifen der Früchte. Und so wurden zwei Horen gedacht. Wir finden diesen Glauben noch in später Zeit. So waren zwei Horen gebildet am Throne des Apollo zu Amyclä, wo sie nebst zwei Grazien eben diesen Thron trugen. Desgleichen standen zwei im Bezirke des Heiligthumes der großen Göttinnen, der Demeter und Persephone, zu Megalopolis in Arcadien. In Athen nannte man sie Thallo (von θάλλω, ich grüne und blühe) und Karpo (von καρπός, die Frucht). Eine antike Schale, die sogenannte Schale des Sosias, stellt diese zwei attische Horen noch jetzt uns vor Augen. Das Blühen und Reifen ist bei derartigen Kunstwerken das Charakteristische.

Nachmals unterschied man auch wohl ein Dreifaches: das Grünen und Blühen, das Wachsen und das Früchtetragen. So fügte man denn jenen beiden Wesen noch ein drittes ein: die Göttin des Wachsthumes der Pflanzen, Auxo (von αὔξω=αὐξάνω, ich wachse). Auf diese Art gab es für jeden besondern Theil der Sommerzeit eine besondere Hore. Auch diesen Glauben finden wir zu Athen. Und, nach der Darstellung des Phidias, zierten den Zeusthron zu Olympia in Elis drei (tanzende) Horen, ferner die Here-Statue bei Argos von Polycet und das Zeusbild zu Megara von Theokosmus, des Phidias' Schüler.

Gehen wir, so weit es noch möglich, den leisen Spuren nach, so finden wir die Anfänge dieses Cultus in Böotien am Flusse Cephissus, von wo er sich wohl nach Attika hin verbreitet hatte. Also mag er unter den Joniern, deren Wohnsitze sich in ältester Zeit bis tief in Böotien hinein erstreckten, entstanden sein und sich da späterhin mit dem der Chariten vermengt haben. Wir können ihn wenigstens noch deutlich in dem Namen Auxo erkennen, der doch wahrlich nicht für den ursprünglichen Namen einer Grazie gelten kann, aber nach Pausanias dafür gegolten hat, so wenig wie den der Karpo, den derselbe Schriftsteller offenbar den betreffenden Charis abspricht, weil sie zu seiner Zeit gleicher Weise fälschlich zu den Chariten gerechnet worden ist. In Attika finden wir den Horen-Dienst noch durchweg in seiner ursprünglichen Gestalt, wenn wir die Nachrichten über den dortigen Cult und Volksglauben von den Darstellungen der Dichter trennen.

Hier verehrte man also sicherlich zwei oder drei Horen als Göttinnen der schönen Jahreszeit, entweder eine Hore des Frühlings, (Thallo) und eine Hore des Herbstes (Karpo), oder eine Hore des Frühlings, des Sommers und des Herbstes (Thallo, Auxo, Karpo), je nachdem man die Sommerzeit in zwei oder drei verschiedene Jahreszeiten zerfallen ließ. Jene beiden zusammen, die Thallo und Karpo, hatten einen gemeinschaftlichen Tempel aus sehr alter Zeit. In demselben stand ein Altar des geraden Dionysos (ὀρθοῦ Διονύσου), weil ja die Horen jener beiden Jahreszeiten die Frucht des Weinstocks reifen machen, die man nur freilich nicht zur Trunkenheit mißbrauchen, sondern durch Mischung mit Wasser dergestalt mildern solle, daß man aufrecht (ὀρθός) stehen und gehen bleibe; diese Deutung nehmlich soll der »gerade Dionysos« haben, und dem symboli-

ſirenden Kunſtverſtande der alten Welt läßt ſich etwas der Art wohl zutrauen. Die Legende ſchrieb die Errichtung des Altars dem vermeintlichen Urkönige Attika's Amphiktyon (eigentlich der Umwohnende, d. i. Individualiſirung und Perſonification der im Lande in älteſter Zeit in der Zerſtreuung umherwohnenden Einwohner Attika's) zu. In dieſem Allem ſchon iſt nun die Beziehung der Horen auf Fruchtbarkeit der Natur im Sommer in die Augen ſpringend. Aber den Göttinnen ward auch ein beſonderes Feſt gefeiert, Horäen genannt, an welchem — die Beziehung iſt hier wieder dieſelbe — die Erſtlinge aller reifen Früchte (τῶν ὡραίων) dargebracht wurden. Das Opferfleiſch ward dabei nicht gebraten, ſondern gekocht, offenbar um ſymboliſch anzudeuten, die Früchte möchten nicht durch ſchnelle, zu große Hitze verdorben, ſondern durch milde Wärme allmählich gezeitigt werden, die Horen für die letztere ſorgen, die erſtere abwenden. Und wirklich rief man dabei die Göttinnen an, »abzuwehren die Dürre, Gluth und Hitze und mit mäßiger Wärme und zeitigem Regen das Wachsthum der Pflanzen zu fördern.« Außerdem opferten die Athenienſer den Horen an dem Feſte der Thargelien (im April, alſo im Lenze), wo ihnen nebſt dem Sonnengotte zugleich eine feierliche Prozeſſion gehalten ward, und an dem der Pyanepſien (im Herbſte), die dem (Unheil abwendenden?) Apollo gefeiert wurden, beide Male wieder mit Bezug auf gedeihliche Witterung für die Pflanzen. Und wenn die jungen Epheben ihren Bürgereid leiſteten, im Tempel der Aglauros (vergl. oben), ſo riefen ſie dabei die Hore Thallo an. Alſo auch hier die Beziehung; denn Aglauros gehört den attiſchen Göttern des Feldbaues an.

Außerhalb Attika's finden wir den Horencult noch in Argolis und in Elis; aber es erhellt aus den dürftigen Nachrichten darüber nicht, ob er dort gleiches Weſen gehabt habe. Das ſcheint indeſſen der Fall geweſen zu ſein in Megalopolis, wo die Bildſäulen der beiden (nicht bei Namen genannten) Horen in dem Heiligthume der Demeter und Perſephone neben das Standbild der Demeter geſtellt waren, wie nicht zu zweifeln, weil die Göttinnen auch da in Bezug auf Ackerbau und Fruchtbarkeit der Witterung gedacht wurden. Dieſer ſelbe Gedanke iſt ausgedrückt auf dem berühmten Onyxgefäße von Mantua: die Horen daſelbſt in Gemeinſchaft mit den drei myſtiſchen Gottheiten: der Demeter, dem Inochos und der Perſephone.

Offenbar eben die Horen verſteht Homer, wenn er von ihnen ſingt, ſie hüteten und verſchlöſſen und öffneten das Wolkenthor des Olympus und gäben durch Regen und Himmelsheitre von oben herab den Früchten Gedeihen. Anderwärts wird ihnen ein Gemach beigelegt, in dem ſie wohnten, das ſie öffneten, wenn die ſchöne Jahreszeit erſcheinen ſoll. Auf einer antiken (römiſchen) Münze dagegen aus der Zeit des Commodus öffnet Zeus ihnen das olympiſche Thor. Dieß Alles wohl, wie auch ſonſt Anderes noch, verrichten ſie im Dienſte des Zeus, als des Allherrſchers, und im Beſondern als des Beherrſchers der Atmoſphäre. Als ſolchem wurden die Göttinnen der Veränderungen der Atmoſphäre ganz natürlich ihm untergeordnet

gedacht: was denn auch Veranlassung gab, sie bisweilen überhaupt als Dienerinnen der höhern olympischen Gottheiten darzustellen.

Nun läßt sich's nicht minder erklären, wenn der Mythos von ihnen gedichtet hat, sie hätten den Dionysos (den Gott des Wachsthumes der Früchte, der Bäume und des Weinstockes) erzogen, ingleichen den Aristäus (den Gott des Segens auf Feld und Flur, bei der Heerde und bei der Bienenzucht). Welche Göttinnen könnten hierzu passender gewählt sein? Eben so erklärt sich's, warum sie nicht selten mit den Nymphen vertauscht oder zusammen gruppirt sind; denn diese nähren ja auch (durch Feuchtes) die Pflanzen, fördern das Wachsthum derselben.

Gemäß der Sache, welcher sie vorstehen, wurden, wie die Griechen pflegen, die Horen auch entsprechend im Aeußern gedacht und gezeichnet. Wie also die schöne Zeit des Jahres der Erde Blumen, herrliche Farben, schönen Duft, mit einem Wort: die mannigfaltigsten Reize verleiht, so sind die Göttinnen, schön von Gestalt, jugendlich, wohlgelockt, liebliches Antlitzes, bekränzt mit Blumen im Haar, mit goldenem Stirnbande, duftend von dem Hauche der Blüthen, reizend bekleidet, geziert auch sonst mit Kränzen manigfaltigster Art*). Und zugleich haben sie die Gabe, auch Andern Anmuth und Schmuck und Zierde und Schönheit zu geben, und Freude zu machen ist ihr Beruf. Zunächst spenden sie das, was ihnen als Göttinnen der schönen Jahreszeiten zukommt, die Producte dieser Jahreszeiten. Insofern schmücken sie Alles, was liebenswürdig sein soll, mit Blumen, Duft, mit Kränzen. Darum wußte die Legende oder die Poesie von ihnen zu erzählen, sie hätten die von den Wogen des Meeres an das Ufer getragene Göttin der Liebe und des Liebreizes, die Aphrodite, mit schönen Gewändern bekleidet, mit Geschmeide und Blumen geziert, damit sie desto eher die Herzen bezaubere; sie führten selbige dem Adonis entgegen, wenn dieser, der Gott der Sommerzeit, im Frühling aus der Unterwelt heraufkommt; sie sind nebst den Chariten die Genossen und Dienerinnen der Göttin des Liebreizes. Herrliche Zusammenstellung! Eben so sind sie Gespielinnen der Persephone, wenn sie als Göttin der Fruchtbarkeit während des Sommers auf der lichten Oberwelt weilet. Der Pandora, welche durch ihre Schönheit die Menschen berücken sollte, winden sie, nach Hesiod's Dichtung, Frühlingsblumen um den Scheitel; den jungen Dionysos bekränzen sie bei seiner Geburt mit Epheu; die Ariadne beschenken sie bei ihrer Vermählung mit Dionysos mit dem bräutlichen Kranze, der (nach späterer Dichtung) jetzt noch am Himmel strahlt als Krone; die neugeborne Hera, die Göttin der Ehe und der Bräute, die zu ihrer Dienstwaltung der Anmuth und des äußern Schmuckes bedarf, erziehen sie und sind um sie, weßhalb sie von dem betreffenden Künstler auf der Statue der Hera in Ar-

*) Daher die Beinamen bei Dichtern: ἀειθαλέες, πολυάνθεμοι, χρυσάμπυκοι.

gos an dem Kranze um's Haupt angebracht waren und in dem Tempel der Hera zu Olympia gleichfalls nicht fehlten; auch dem Hermes, dem Gott der Beredsamkeit, der zu dem Ende der Reize (des Sprechens) bedarf, sollen sie ihre Erziehung haben angedeihen lassen. Dem Zeus (dem Aethergott) und der Europa (der Erdgöttin) schmücken sie das Brautlager, wenn Erd' und Himmel sich vermählen sollen, um reichen Erndteertrag hervorzubringen. Und auf einem noch vorhandenen Sarcophag in der Villa Albani bringen sie bei der Hochzeit des Peleus und der Thetis Geschenke dar.

So sind sie überall gegenwärtig und geschäftig, wo äußere Lieblichkeit sich herausstellt, wo Freude und Wonne ausgedrückt werden soll. Allem, woran Reizendes sich findet: Wohlgeruch, schönes Ansehen u. dergl., spenden sie dieses. Die dichtende Phantasie gab ihnen zu dem Ende unter Anderm »duftende Quellen,« mit deren Tropfen sie alles Wohlriechende benetzen sollten. So singt Theocrit von einem Gefäße: »Wie lieblich es duftet! Traun, in den Quellen der Horen wird es gebadet dich dünken.« Und von einem andern sagt ein anderer Dichter: »es dufte nach den Horen.«

Sie sind darum, wie gute Genien. »Sie kommen erwünscht, allen Menschen immer etwas bringend,« singt von ihnen Theocrit. »Heraufführend, wie die Sonne über den Himmel geht, so gehen die Horen gleichsam über den Aether und spenden den Sterblichen.« Und insofern sie mit der kommenden Zeit die Hoffnungen und Erwartungen der Menschen, vor Allem in Bezug auf Erndtesegen, wahr machen, hießen sie bei Pindar die »Wahrhaftigen.« Bei Gastmählern erhöhen sie die Freude durch Blumen und Kränze, welche sie liefern, und man opferte ihnen dabei nebst dem Bacchus und den Grazien. Für die Sieger in den Wettgesängen zur Ehre des Dionysos flechten sie, nach dem Ausdrucke der Dichter, die Kränze.

Da die Zeit nie stille steht, sondern sich in gemessenen Läuften geregelt fortbewegt, heiter und schön durch die schöne Jahreszeit, so stellt man die Horen tanzend dar. So läßt schon ein homerischer Hymnus sie beim Lautenspiel des Apollo und beim Gesange der Musen zusammt den Chariten, der Aphrodite, Hebe, Harmonia — lauter fröhlichen, lieblichen Gestalten — auf dem Olympus tanzen in und vor der Götterversammlung, gerade wie bei den Sterblichen im Alterthum bei Gastmählern die Tänzerinnen die Freude verschönten. Eine tanzende Hore im leichten Chiton ist auf einer noch existirenden Antike. Und die jährliche Wiederkehr der schönen Jahreszeiten konnte nicht schöner und passender dargestellt werden, als durch einen verschlungenen Reigen dieser tanzenden Horen. Aber nicht in der Luft und durch die Luft tanzten sie, sondern man stellte sie so dar, wie sie nur mit leisem Tritt die Erde berührten. Die Frühlingshore kommt, wenn sie allein dargestellt ist, vorzugsweise mit der Schürze voll Blumen auf noch vorhandenen Antiken vor.

In diesen Beziehungen treten die Horen ihrem Wesen und ihrem Wirkungskreise nach ganz nahe an die Chariten heran oder

an die Göttinnen der Anmuth. Ja! sie werden die Genossen, die Mittänzerinnen derselben und sind mit ihnen vielfach zusammengedacht und zusammengestellt worden, z. B. von der bildenden Kunst am amyclässchen Throne des Apollo. Daher freilich nun auch leicht jene Verwechslung der Horen und Chariten schon im Alterthume bei Dichtern und Künstlern.

Neben jener ursprünglichen Bedeutung erhielt aber das Wort ὥρα die Bedeutung einer regelmäßig wiederkehrenden bestimmt begränzten Zeit, eines sichern Zeitmaaßes, nach welchem man im Familien- und bürgerlichen Leben rechnete, wodurch in alle Verhältnisse und Geschäfte eine feste Ordnung und genaue Richtschnur kam. So konnten denn die Horen ebenfalls zu Göttinnen regelmäßig wiederkehrender Zeit-Abschnitte werden, und Homer von ihnen ein Mal singen: die erfreuenden Horen hätten endlich einem Lohne das Ziel gebracht, statt: im Kreislauf der Zeit wäre die bestimmte Frist gekommen, und Pindar konnte sagen, sie walteten über die regelmäßige Wiederkehr der Olympiaden.

Anderseits kam aber ὥρα nun auch zur Bedeutung der Richtschnur, der Gesetzmäßigkeit, der Regelrichtigkeit, der Ordnung überhaupt und namentlich im Staate, wo ja Alles nach den Jahreszeiten im Alterthume geordnet ward oder war, also der Gesetzmäßigkeit, der Friedfertigkeit, der Gerechtigkeit, des Rechtes, der strengen Ordnung. Wenn man hierauf auch die Verehrung der Horen übertrug, so fiel das Unpassende der bisherigen (drei) Horen-Namen in die Augen, und die Reflexion erwählte sich neue, nehmlich die Eunomia (die Wohlgesetzliche, d. h. diejenige Göttin, welche die Gesetzlichkeit im Handeln überhaupt bewirken sollte), die Eirene (der Friede, d. h. diejenige Göttin, welche die gesetzliche Ruhe im Staate, wofern sie gestört worden, wieder herstellte und aufrecht erhielte) und Dike (das [bürgerliche] Recht, diejenige Göttin, welche, jedem Truge fremd und feind, Recht und Gerechtigkeit aufrecht erhält, den Uebertreter züchtigt, dem Verdienten den rechten Lohn gewährt). So wurden jene Naturgöttinnen zu moralischen und politischen. Und wie beurkundet sich hierin wieder der feine und religiöse Sinn der Griechen! »Es ist ein schöner Gedanke, an die gesetzliche Ordnung der Zeit, in der Alles in der Natur nach unwandelbarem Gesetz aufblüht und zur Reife gelangt, das Gesetzliche, Gerechte und die friedliche Ordnung im Menschen- und Staatenleben zu knüpfen; denn freilich wäre ohne gesetzliche Ordnung der Natur und der Zeit, eine gesetzliche Ordnung des Menschenlebens nicht möglich.« Und darin sahe der Hellene zugleich eine göttliche Veranstaltung, wie sie es denn auch ist.

Die drei Horen unter diesen Namen, mit diesen Eigenschaften finden wir bereits bei Hesiodus, zum Zeugniß, daß schon damals die physische Idee von denselben (in Böotien?) verdunkelt war und man bereits erkannt hatte, daß zum Bestehen eines gehörigen Staatenlebens jene Eigenschaften, jene Tugenden nicht fehlen durften, wenn anders die Verse ächt sind und nicht später erst eingeschoben, wozu

indessen die Gründe mangeln. Der Dichter sagt von diesen Göttinnen, sie walteten über das Thun der sterblichen Menschen*), d. h. sie wären dabei für dieselben die Richtschnur. Uebrigens ein merkwürdiger Beitrag zur Kunde der staatlichen Ordnung und der Theorie davon unter den Griechen jener Zeit, auf dessen Bedeutsamkeit ein Platner, Hüllmann, Wachsmuth in unsern Tagen mit Recht aufmerksam gemacht. Eine erschöpfende Theorie wird man indessen nicht suchen wollen. Die Dreizahl war gegeben, und der reflectirende (politische) Verstand hatte nur diese auszufüllen. Da mußte natürlich Manches zurückgestellt bleiben, was auch zur guten Verwaltung des Staates gehört. Es ist nur ein Anfang von Staatstheorie.

Unter jenen drei Namen aber: Eunomia, Eirene und Dike, kommen die Horen, bei den Schriftstellern des Alterthums, fast allgemein nur vor. Kein Wunder, wenn man bedenkt, was Hesiodus für ein Ansehen genossen als kirchlicher Dichter. Er allein war schon fähig, den ursprünglichen attischen Localcultus sammt den unsprünglichen Namen in den Hintergrund zu drängen, so daß sich beides fast nur kümmerlich in der Heimath und bei einheimischen Autoren erhalten konnte. Aber merkwürdiger Weise werden die beiden Vorstellungsweisen, jene ursprüngliche und diese moralisch-politische, fast nirgends streng geschieden: sie laufen neben einander her und in einander über. So werden bei Pindar zwar jene ethische Horen bei ihren oben angegebenen Namen genannt; allein die Göttinnen kommen dann auch wieder als Zeitgöttinnen vor. Eben so werden in der betreffenden orphischen Hymne die ethischen Namen gebraucht; aber alle den Horen dort gegebenen Beiwörter beziehen sich auf die ursprüngliche physische Natur derselben.

Ueber diese Göttinnen im übergetragenen Sinne hat man nun — denn von den Horen, als Göttinnen der schönen Jahreszeiten, existirt keine Genealogie — folgender Maaßen genealogisirt: sie wären Töchter des Zeus (nehmlich des Gottes in sittlicher oder in sittlich-politischer Bedeutung, als des höchsten Gottes und Hortes der Gerechtigkeit, vergl. oben) und der Themis (der durch Gebrauch, Gesetz, Recht und Billigkeit bestimmten Ordnung im Staate, von θέω, τίθημι, s. nachher), so daß also hierin der vernünftige und schöne Gedanke liegt: die gesetzliche Ordnung, wodurch das Glück der Staaten und der Staatsbürger begründet wird, ist eine Folge höherer Veranstaltung, rührt vom höchsten Wesen. Darum singt Pindar von den Horen Eunomia, Eirene und Dike, sie wären der Städte sichrer Hort und wahrten deren Güter.

Es heißt nun auch von denselben, sie wären die jüngsten unter allen: vielleicht wohl aus dem Grunde, weil der Grieche die Feststellung der staatlichen Verhältnisse durch Gesetzgebungen für

*) Nach der von allen neuern Herausgebern gewählten Lesart: ὠρεύουσι. Der Dichter hat ein Wortspiel angebracht und will wahrscheinlich zugleich die, freilich falsche Etymologie des Namens Ὧραι von ὦρα (die Sorge) angeben.

den letzten Act hielt, den die Menschheit durchgemacht. Insofern waren allerdings auch jene Göttinnen die letzten, die der Mensch hatte erdenken und setzen können.

Aber in dieser Eigenschaft, als Göttinnen des Festgestellten, des Gesetzlichen, des Bestimmten, der sichern Norm für's Handeln sind sie auch Schwestern der Moiren, d. h. derjenigen Göttinnen, welche den Menschen immer nach Recht und Billigkeit und nach den ewigen Gesetzen der Vorsehung die Gaben des Geschickes zuertheilen (μείρονται), also ebenfalls eine gleiche oder ähnliche Eigenschaft besitzen. Diese sind aus gleichem Grunde Töchter des Zeus und der Themis, nach Hesiodus. Die Aehnlichkeit beider haben daher die Künstler bei ihren Darstellungen im Alterthume nicht selten zu ihrer Zusammengruppirung — ein lieblicher Verein! — benutzt. So waren die Horen und Moiren gemeinsam angebracht auf dem Standbilde des Zeus in Megara, wie Pausanias es erklärt: um anzuzeigen, daß Zeus die wechselnde Zeiten ordne, wie es sich nothwendig gebühre. Besser und richtiger aus dem so eben angegebenen Grunde. Eben so war's am Altare des Apollo zu Amyclä. Und auf dem Altar der Zwölfgötter (gegenwärtig im Louvre zu Paris) finden sich unterhalb der Zwölfgötter neben den Chariten auch die Horen und Moiren.

Von den Horen in ethisch-politischer Bedeutung haben wir noch im Einzelnen zu bemerken:

1) Die Eunomia kommt selten und nur in Gemeinschaft mit den beiden Schwestern vor; von einer besondern Verehrung, die sie genossen, findet sich keine Spur. Sie hat wohl nur in der Idee der Dichter und Mythologen gelebt, ist nie und nirgends in den Volksglauben übergegangen. Solon schildert in ihr, als einer (moralischen) Personification, die schönen Früchte wohleingerichteter Staaten.

2) Von der Eirene (Friedensgöttin) wird gemeldet, daß sie bei der Tholos (einem Rundgebäude für die Prytanen) in Athen eine Statue gehabt habe, gefertigt von Cephisodotus, und zwar in der schönen symbolischen Attitüde, wie sie den Plutos (den Reichthum) trägt (d. h. Friede nährt). Nicht minder hatte sie in eben der Stadt im Prytaneo eine Statue nebst der Hestia (der Göttin des Staatsheerdes), um anzudeuten, wie Friede dem Staate wünschenswerth sei. Daraus möchte man wohl abnehmen, daß die Göttin auch im Besondern eine Verehrung genossen. Pindar schildert sie, als »von sanftem Gemüthe,« und Bacchylides preist sie wegen der Segnungen, die sie über Staaten und Menschen verbreite.

3) Die Dike (Gerechtigkeit) sitzt nach hesiodeïscher Dichtung zu allernächst dem Zeus (als dem Hort und dem Handhaber der Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden) nimmt Antheil an dessen heiligen Beschlüssen (d. h. Gerechtigkeit waltet immer in Gottes Anordnungen), erkennt alle Unthaten der Menschen und zeigt sie jenem zur Bestrafung an. Verletzt namentlich ein Richter das Recht, so naht sie mit Klage und Beschwerde dem Throne des Zeus und wendet sich zu ihm, als dem obersten Horte alles Rechtes, und bittet

um Züchtigung. Oder sie verfolgt diese Missethaten selbst, obschon in Nebel gehüllt und mit Thränen im Auge. Solon hat in ihr die schönen Wirkungen der Gerechtigkeit gepriesen. Bei den Tragikern ist sie zum öftern wohl bloße Personification des Rechtes und der über menschliche Unthaten ausgesprochenen Strafe. In diesem Sinne wird sie auch wohl gezeichnet als bewaffnet mit einem Netze oder mit einer Keule oder mit einem Schwerte, stets als ein mächtiges, furchtbares Wesen, oft zusammengestellt mit der Rachegöttin. Aeschylus schildert, wie sie, die furchtbare Züchtigerin, das von der Aesa (dem Schicksal, d. h. einer höhern moralischen Macht) geschärfte Schwert in des Frevlers Brust stößt, und wie sie, wenn auch spät, doch sicher, mit ihr die Pöne (die Vergeltung), in des Missethäters Wohnung kommt. Sinnig sagt Pindar, die Tochter der Dike sei die Hesychia (die Ruhe, Stille), d. h. das Recht, wenn es mit gerechter Strenge gehandhabt wird, schafft Ruhe, Sicherheit, Frieden. Arat im alexandrinischen Zeitalter (nach ihm Ovid u. A.) weiß zu erzählen, wie Dike unter den Menschen im goldenen Zeitalter gelebt und gewaltet, später aber um der moralischen Verderbtheit willen die Erde verlassen, in den Himmel entwichen sei. Weiterhin machte man aus ihr eine zweite Dienerin der Nemesis, die diejenigen strafte, deren Besserung zwar schwer, doch nicht unmöglich. Doch strafte sie nicht bloß, sondern sie belohnte auch das Gute. In späterer Zeit hieß sie vorzugsweise Asträa (die Sternige, d. h. die Herrliche, Hehre), und nach ihr benannte man das Sternbild: die Jungfrau. Und so ist es gekommen, daß man sie dann auch zur Tochter des Asträus (des Sternmannes) gedichtet hat. An dem berühmten Kasten des Cypselus war sie (nach Pausanias Beschreibung) abgebildet, als ein schönes, weibliches Wesen, das ein andres, häßliches, die Adikia (Ungerechtigkeit) mit der einen Hand würgend fortzog, während sie mit der andern auf dasselbe mit einem Stabe schlug. Späterhin schrieb man ihr Flügel zu, um anzudeuten, wie sie mit Schnelligkeit den Missethäter ereile. Man machte sie (nach Euripides) wohl auch zur Tochter des Chronos (d. i. Kronos?).

Jener ursprüngliche speciellere Begriff der Horen, als Göttinnen der schönen Jahreszeiten konnte sich aber auch verallgemeinern und hat sich verallgemeinert zu dem der Jahreszeiten überhaupt. So konnte denn jenen ursprünglichen drei eine *vierte* zur Seite treten, die *winterliche*. Wann das geschehen, wissen wir nicht. Schon Homer kennt die vier Jahreszeiten, eben so Aleman. Daß die Pythagoreer vier unterschieden hätten, meldet Diodor von Sicilien, und so kennt Euripides, der bekanntlich pythagoreisch-orphischen Grundsätzen huldigt, vier Horen, als die Göttinnen der vier Jahreszeiten. Bei dem feierlichen Pompe der Dionysien zu Alexandria zu den Zeiten des Ptolomäus Philadelphus, erschienen auch die vier Jahreszeiten oder Horen, und jede trug die ihr eigenthümlichen Früchte. Bei noch spätern Dichtern stehen die vier Horen als Dienerinnen im Dienste des Helios oder Sonnengottes, spannen dessen Rosse an und ab, legen ihm den goldenen Panzer an und ab u. s. w. Auf einem

noch vorhandenen Relief in der Villa Albani sind sie alle vier so dargestellt: die Hore des Frühlings prangt mit Blumen, die des Sommers mit Aehren, die des Herbstes mit Trauben und Baumfrüchten und die des Winters mit den Früchten der Jagd (Sumpf-Enten, Hasen u. s. f.). Man findet sie auch in schöner Zeichnung auf Relief's in gebrannter Erde im britischen Museo. In Statuen sieht man sie selten oder wohl gar nicht. Künstler aus spätester Zeit haben die Jahreszeiten auch durch männliche Figuren, bald durch Knaben und bald durch Jünglinge, vorgestellt.

Ein lateinischer Schriftsteller über Mythologie aus dem Zeitalter des Kaisers Augustus, Namens Hygin, berichtet, die Namen der Horen wären gewesen: Auro, Eunomia, Pheruſa (die Bringende), Karpo, Dike, Euporia (der Segen), Irene, Orthosia (das rechte Maaß in allen Dingen), Thallo. Man erkennt auf den ersten Blick den unkritischen, Alles blind und, ohne zu prüfen und zu unterscheiden, zusammenraffenden und werfenden Schriftsteller. Doch ist's nicht uninteressant zu bemerken, daß hier eine Euporia und eine Orthosia erscheint, die sonst nirgends vorkommen, aber wohl zum Kreise der übrigen, physischen theils und theils auch moralischen, Horen passen. Außerdem, fügt er noch hinzu, nennen andere Autoren zehn unter den Namen: Auge (Lichtglanz), Anatole (Aufgang), Mesembria (Mittag), Musia (die erste Stunde des Nachmittags), Gymnasia (die zweite), Sponde (die dritte), Dysis (Untergang der Sonne) u. s. w. Hieraus geht hervor, daß man mit jenen Namen die Stunden (horae) des Tages gemeint habe. Diese sind aber nie zum Gegenstande eines religiösen Glaubens geworden.

Der schöne, liebliche, heitere Dienst, der theils schönen Vorstellungen sein Dasein verdankte, theils zu den schönsten Vor- und Darstellungen Anlaß gegeben, mußte leiden, sobald man anfing, die atmosphärischen Erscheinungen zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchungen zu machen. Schon die Physiker in Kleinasien mußten nachtheilig darauf einwirken. Ein Heraklit leitete die Veränderungen in der Atmosphäre, namentlich der Jahreszeiten, aus physischen Ursachen ab (Diog. Laert. IX. 1, 6.). Nur das Poetische, das Dichterische, das Phantasiereiche, das Reizende, was an dem Ganzen lag, konnte, nebst dem Herkommen, die Idee sammt dem Cultus erhalten und fortpflanzen.

Dieß der Kreis der Himmels- oder Aethergottheiten.

So hätten wir denn also gar keinen Sabäismus oder Sternanbeterei bei den Griechen? Allerdings; denn der Dienst des Helios und der Selene kann, wie er oben geschildert ist, nicht als Verehrung der Sonne und des Mondes als Gestirne gelten. Der Grieche hielt sie ja im gemeinen Leben gar nicht dafür. Von dem Gestirn der Hyaden und Plejaden wird unter dem Artikel der Nymphen bei den Wassergottheiten die Rede sein und auch da gezeigt werden, daß

eine solche Vorstellung nicht die ursprüngliche der betreffenden Wesen gewesen sei. Nicht anders ist es mit dem Orion. Denn wenn Otfr. Müller im ersten Bande seiner Geschichte hellenischer Stämme (S. 100 der ält. Ausg.) denselben einen »mächtigen Schlacht- und Landeskönig,« nach eigenthümlicher Böoterſage, und in seinen Prolegomenen (S. 194), einen »alten Heros oder lieber Kriegs- und Jagdgott« geheißen hat, so hat er diese Uebereilung in einem spätern Aufsatz über denselben Gegenstand wieder gut gemacht, indem er daselbst nichts von einer göttlichen Natur dieses durchaus dunkeln phantastischen Wesens erwähnt. Auch die (Local-) Verehrung der vermeintlichen Töchter des Orion, der Metioche (Verstandhaberin) und Menippe (Rossebändigerin) in Orchomenus führt auf keine derartige Annahme. Das einzige Gestirn, dem man Verehrung gezollt, dürfte der Hundsstern oder Sirius sein. Er bringt (nach Homer) den jammervollen Menschen ausdörrende Gluth; weßhalb er eben seinen Namen Sirius führt. Dasselbe Gestirn hatte aus gleichem Grunde für den Griechen etwas Dämonisches. Apollonius aus Rhodus (Argon. II, 500.) erzählt nun, daß Aristäus (der Gott der Fruchtbarkeit) die Bewohner der Insel Ceos den Hundsstern durch fortdauernde Opfer sühnen gelehrt und dafür die Etesien heraufbeschworen, von Norden streichende Passatwinde, welche die Hitze der fünfzig Canicular-Tage milderten. Aber diese Verehrung wäre nur für local, der Insel Ceos eigenthümlich zu halten. Und wenn Diodor von Sicilien erzählt, Hesperus wäre ein Freund der Sternkunde gewesen, einst um den Lauf der Gestirne zu beobachten auf den Berg Atlas gegangen und von da verschwunden; man habe ihm darauf göttliche Ehre erwiesen und nach ihm den schönsten Stern am Himmel benannt: so darf man darin weiter nichts suchen wollen, als ein schlichtes pragmatisirendes Streben, die Benennung jenes Sterns und seinen Stand am Himmel zu erklären. An der göttlichen Verehrung darf man mit Recht zweifeln.

B) Die Gottheiten menschlicher Zustände und Verhältnisse.

a) Der Kreis der erotischen und Ehe-Gottheiten.

1. Aphrodite.

Ein Dienst, der im guten wie im schlechten Sinne unser Interesse im hohen Grade in Anspruch nimmt; denn einmal betrifft er eine der heiligsten Naturreizungen und zartesten Empfindungen des Menschen, hat darin seinen Ursprung gefunden; er hat sodann zum höchsten Kunstideale weiblicher Schönheit geführt, ist aber auch zugleich auf die entgegengesetzte Seite umgeschlagen, hat die abscheulichsten Ausschweifungen, wo nicht hervorgerufen, doch wenigstens begünstigt. So ist er denn, neben der Religion der Griechen, in der Geschichte der Kunst und in der griechischen Sittengeschichte von höchster Wichtigkeit.

Hat man von einem Culte mit Sicherheit und Bestimmtheit behauptet, daß er aus Asien herstamme, so ist es dieser — bis in die neueste Zeit. Nichts falscher als das. Er läßt sich seinem Ursprunge nach verfolgen bis ins nördlichste Griechenland; man kann ihn begleiten nach allen Gegenden, wohin er sich verbreitet hat, bei den Wanderungen der hellenischen Stämme und Colonien; man kann nachweisen seine Vermischung und die Oerter seiner Vermischung mit dem ihm ähnlichen orientalischen, und der Name Ἀφροδίτη ist mit nichten im semitischen Sprachstamme gefunden oder je und irgend zu finden, wie nun nach so vielen vergeblichen Versuchen, solches nachzuweisen, endlich doch einmal sollte geglaubt werden.

Das Wort ist, wenn wir es auch nicht seiner Bedeutung nach genügend auflösen können, der Form nach durchaus hellenisch. Es hat augenscheinlich die Form eines Adjectivs oder Participiums Perfecti Passivi; aber welches ist die Wurzel? Und warum ist es Femininum? Welchem Substantiv weiblichen Geschlechtes ist es zuerst zugesellt gewesen? von dem es sich dann, zugleich mit dem Begriffe, losgetrennt? Denn in der Natur der Sache liegt nicht der Grund des weiblichen Geschlechtes des Wortes. Hatten ja doch die Griechen auch einen Eros!

Wenn mich nicht Alles täuscht, so ist es ursprünglich ein Beiwort der Hera (der Ehegöttin) gewesen. Der Begriff der Ehe involvirt den Begriff der Liebe: erst dem schärfer denkenden und zersetzenden Verstande scheiden sich beide Vorstellungen wie Ursache und Wirkung, Grund und Folge. Gab es ja doch selbst in

hiſtoriſcher, in ganz ſpäter Zeit noch eine Ἀφροδίτη Ἥρα (Göttin ehelicher Liebe) zu Sparta, und ihr Standbild war daſelbſt ein altes Holzbild (ξόανον ἀρχαῖον), zum Zeichen des Uralters dieſes Cultus. Iſt die Annahme gegründet — und wir haben ſie ſchon im hiſtoriſchen Theile gewagt — ſo müſſen in vorhiſtoriſcher Zeit die betreffenden Vorſtellungen folgenden Gang genommen haben: die Hera, als Ehegöttin, war auch urſprünglich Göttin der Geſchlechtsliebe; als ſolcher ward von ihr in irgend einem Theile von Hellas, wo man ihren Urſprung, ihre Abſtammung nicht auf eine andere Gottheit zurückzuführen verſtand, der aber am Meeresſtrande lag, gefabelt, ſie wäre getaucht (δύτη) geweſen in den Schaum (ἀφρὸς) des Meeres und daraus hervorgekommen, wie man denn den Urſprung von vielen Gottheiten, denen man nicht füglich Aeltern unterſchieben konnte, aus dem Meere hervorgegangen ſein läßt. Nehmlich unter allen Ableitungen des Namens Ἀφροδίτη iſt der von ἀφρὸς und δύω noch die wahrſcheinlichſte, auch die älteſte, denn Heſiod hat ſie ſchon. Es kommt nur darauf an, ihr denjenigen Sinn und Urſprung unterzulegen, den das Wort möglicher und wahrſcheinlicher Weiſe gehabt hat. Ward nun die Ehegöttin Hera unter dem Namen Ἀφροδίτη Ἥρα irgendwo ſpeciell, als Göttin der Liebe verehrt: ſo konnte daraus leicht ein beſonderer Cultus, eine beſondere Gottheit entſtehen, und dieſer der Name Ἀφροδίτη beigelegt werden, zum Unterſchiede von der Ehegöttin Hera. Daß in dem Namen ein ι ſtatt eines υ geſetzt iſt, kann leicht ein bloßer orthographiſcher Mißgriff der erſten Schreibenden geweſen ſein, vielleicht unterſtützt durch eine in Folge der unbekannt gewordenen Wurzel in etwas modificirte Ausſprache des Wortes. Damit wäre zugleich deſſen feminines Geſchlecht erklärt.

Aphrodite war nun urſprünglich und eigentlich die Göttin der Geſchlechtsliebe, welche die Menſchen zu der Ehe und zum Zwecke derſelben, zur Erhaltung der menſchlichen Art, veranlaßt. Inſofern als dieſer Affect oder Trieb nicht von uns ſelbſt, ſondern von der Gottheit uns eingepflanzt iſt, liegt ihm etwas Wunderbares, Unerklärliches, Geheimnißvolles, Heiliges, Göttliches zum Grunde, und der Hellene beurkundet auch darin wieder ſein tiefes religiöſes Gefühl, ſeine zarte Abſtraction und Reflexion, als er ſolches als etwas Heiliges erkannte und es einer höhern Macht und Aufſicht unterſtellte, nur darin irrend, daß er es auf eine beſondere Gottheit zurückführte.

Der Aphrodite-Dienſt iſt einer der verbreitetſten des griechiſchen Heidenthums geweſen. Es kann nicht unſere Abſicht ſein, hier all die Stätten aufzuzählen, wo er Statt gefunden; wir bemerken nur die im Alterthume berühmteſten und hervorragendſten, und welche eine Verbreitung des Cultus nach den Wanderungen der Stämme des Volkes bekunden. Wir finden ihn alſo: in Theſſalien (z. B. in Tricca), in Epirus (Dodona), in Acarnanien, Aetolien (z. B. Calydon), Böotien (Argennos oder Aegyanos und vornehmlich in Theben), im ioniſchen Attika und darum auch jenſeits des griechiſchen Archipelagus in den ioniſchen Colonien, z. B. in Milet und auf der Inſel Cyprus,

wo er den ſemitiſchen Aſtarte-Dienſt antraf und ſich mit demſelben verſchwiſterte zu einem eigenthümlichen Abſenker, der indeſſen nicht ohne Rückwirkung auf das Mutterland blieb, dergeſtalt, daß wir zu Pauſanias' Zeiten in den ſogenannten Gärten von Athen eine Statue der Aphrodite finden, der ähnlich, welche auf Cypern zuverläſſig von den Phöniciern herrührte, nehmlich einen viereckigen Pfeiler oder einen pyramidalförmigen Stein; ferner in Achaja, in Arcadien, in Elis. Ganz beſonders aber hat er unter den Doriern geblühet, nehmlich in Megara, vor Allem in Corinth und darum auch in Syracus und auf Corfu, in Sicyon, in Argolis und darum auch auf Cos, in Cnidus, merkwürdiger Weiſe aber nicht auf Rhodus, obwohl dieſe Inſel ein ſo belebter Handelsplatz war und mit der Levante in ſo naher Berührung ſtand — Argiviſches war auch nach Cypern gekommen — alsdann in Lacedämon, auf der Inſel Cythera. Auf dieſem Eilande ſollten zwar nach Herodot's Angabe die Phönicier den Dienſt (ihren Aſtarte-Dienſt) gegründet haben; allein das Weſen deſſelben war nichts weniger denn fremdartig oder ſemitiſch, im Gegentheil enthielt er nur griechiſche Elemente, ſo viel wir aus den wenigen Nachrichten ſchließen können. Pauſanias ſprach dem Herodot nach. Eben ſo fand der Aphrodite-Cult auf vielen Inſeln des griechiſchen Archipelagus ſtatt. Der auf dem Vorgebirge Eryx in Sicilien verdankte offenbar den Phöniciern ſeinen Urſprung; allein auch er ward durch die Griechen helleniſirt, und nachmals, als die Carthager ſich daſelbſt niederließen, wieder ſemitiſch.

Dieſem Gange des Aphrodite-Cultes nach iſt der Urſprung deſſelben zuverläſſig in Hellas ſelbſt geſchehen; wo dort? iſt freilich nicht mehr zu ergründen, aber wahrſcheinlich in einem der nördlichen Theile, weil auch Aphrodite zum olympiſchen Götterſyſteme gerechnet worden iſt.

Wir haben bei Darſtellung deſſelben nothwendig zwei Seiten zu unterſcheiden: die urſprüngliche, ächt helleniſche, reine und die nachherige, fremde, zügelloſe, unſittliche: den Dienſt der Aphrodite Urania und den der Aphrodite Pandemos, wie man wenigſtens die Göttin ſpäterhin, bei erwachter Reflexion, nach den beiden verſchiedenen Seiten hin genannt hat.

Daß jener reinere, edlere Dienſt der urſprüngliche geweſen, dafür bürgt uns ſchon die Annahme ſeiner Göttlichkeit ſelbſt, wenn wir meinen, daß jeder erregte, erhöhte, verzückte Zuſtand im Alterthum für die ungewöhnliche Wirkung einer Gottheit angeſehen wurde. Und der moraliſch-religiöſe Sinn, der in jedem unverdorbenen Naturmenſchen lebt, kann und wird nur das Moraliſche eines ſolchen Zuſtandes als religiös, als hervorgegangen aus dem Willen einer Gottheit anerkennen. Plato thut, vielleicht aus demſelben allgemeinen Grunde, vielleicht auch weil ihm eine hiſtoriſche Kunde zugekommen war, die noch zu ſeiner Zeit lebte, ebenfalls, an einer Stelle ſeines Gaſtmahles, den Ausſpruch, die Aphrodite Pandemos ſei die jüngere, Aphrodite Urania die ältere.

Freilich darf man dieſe Reinheit, dieſen Adel der Geſinnung

nicht mehr im ungetrübten Maaße in den Zeiten suchen, die wir die historische zu nennen pflegen. Schon Homer ist nicht mehr frei von Frivolitäten in Bezug auf die Aphrodite; auch er weiß schon von ihr Manches, und zwar Manches aus früherer Zeit, das nicht erst zu seiner oder von ihm selbst erdichtet worden ist, zu erzählen, was die Göttin in der Achtung der Welt herabsetzte. Zu seiner Zeit ist sie bereits nicht mehr die züchtige Göttin, welche sie zuverlässig gewesen in jener Periode, da der Grieche den Cultus erfand, die Geschlechtsliebe unter göttliche Obhut stellte. Und mit Abnahme des kindlich-religiösen Sinnes und mit Ueberhandnahme der Leichfertigkeit, des Kaltsinnes gegen Sittlichkeit und Frömmigkeit, der Sittenlosigkeit mußte dieser Dienst, bei der Lieblichkeit und bei der Stärke des Affectes, der gefährlichste werden, mußte zur raffinirtesten Sinnlichkeit herabsinken. Solche Umwandlung konnte und mußte um so eher erfolgen, als die Griechen nach der dorischen Wanderung so vielfach mit den orientalischen Völkern in Vorderasien in Verkehr traten, mit den Völkern, bei denen schon weit früher ein ähnlicher, nur weit sinnlich-roherer Cultus, der Cultus der Astarte, ausgebildet und bei dem lebhaften, feurigen Temperamente der Morgenländer in die gräulichsten Ausschweifungen übergeschlagen war. Nichts destoweniger pflanzte sich der eigentliche, sittliche Cultus der Aphrodite bei reinen, schamhaften, keuschen Seelen, im Kreise sittlicher Familien, selbst in Städten und Gegenden, welche von dem Fremden wenig berührt wurden, fort: er zieht sich durch das ganze Alterthum hindurch, läßt sich hin und wieder bei Schriftstellern und bei bildenden Künstlern erkennen und hat offenbar da den wohlthätigsten Einfluß auf die Zucht im öffentlichen und Privatleben gehabt, indem das religiöse Moment doch zugleich auch einen Zügel des Naturdranges abgab und unschuldige Seelen vor Frechheit und Lüderlichkeit bewahrte. Man darf zur gerechten Beurtheilung des Aphrodite-Dienstes und damit des alten Heidenthums diesen Punct durchaus nicht aus den Augen setzen.

Aphrodite ist denn also die Göttin, d. h. die Urheberin, Schöpferin, Erzeugerin der Geschlechtsliebe, sowohl überhaupt, als auch in einzelnen Fällen, und jeder Leidenschaft, welche durch diese Liebe im Gemüthe des Menschen angefacht wird. Sie weiß und vermag solche physische Gewalt und Lust in allen Wesen zu wecken, nicht bloß in den Menschen, sondern auch in den Thieren, auch sogar in den Göttern. Wie die Götterwelt nehmlich rein menschlich empfindet nach den Vorstellungen des alten Hellenen, so erfahren die Glieder desselben, vom höchsten bis zum letzten, der Aphrodite bezwingende Kraft oder haben sie erfahren, selbst den Zeus, der an ihrer Spitze steht, nicht ausgenommen, von dem man ja gedichtet, daß er mit sterblichen und unsterblichen Frauen geliebelt. Nur allein Pallas Athene, Artemis und Hestia sind unüberwunden geblieben, d. h. die Phantasie der Griechen hat diese Göttinnen von Hause aus als Jungfrauen gedacht, und der Mythos das anerkannt und im Ganzen beibehalten; im Einzelnen hat er sich indessen auch darüber hinweggesetzt. In solcher Beziehung geben die Dichter der Aphrodite

eine höhere Gewalt, namentlich im Olymp, als selbst dem Zeus. Sie heißt darum die allein heilige Göttin (παναγία). Sonderbar freilich, daß sie nun wieder bisweilen in gleichem Abhängigkeitsverhältnisse gedacht und dargestellt wurde zum Eros, nach der Sage dessen Pfeile erlegen wäre. Aber der Mythos und der Dichter schaltet ja hierin mit ungebundener Freiheit.

Als weibliche Gottheit gehört Aphrodite hauptsächlich und vor Allen dem weiblichen Geschlechte an; von diesem wird sie besonders angerufen; dem wendet sie ihre Sorgfalt, ihre Gnade, ihr Wohlwollen zu; von diesem wird sie als Wohlthäterin insonderheit gepriesen. Sie bewirkt, daß das Weib im Manne Liebe erweckt, diesen veranlaßt es sich auszuersehen, es zu schätzen und zu ehren und durch Liebe zu beglücken. Die Mittel und Wege, die zufälligen und gewöhnlichen Veranlassungen gibt sie, führt sie herbei. Sie verleiht dem weiblichen Geschlechte diejenigen Eigenschaften, diejenigen Reize, durch welche es ihm möglich ist, den Mann für sich einzunehmen, zu fesseln, zur Liebe zu vermögen. Mädchen nahten sich daher vor Allen ihren Altären, opferten ihr, brachten ihr Gebete, Gelübde, Opfer dar und flehten mit heißen Worten der Liebe um Gewährung ihrer Wünsche. Umgekehrt sollte sie aber auch den liebenden Jünglingen und Männern ein Beistand, ein Hort sein. Sie zürnte spröden Schönen, sie suchte und wußte sie zu erweichen; sie strafte sie für ihre Unbeugsamkeit und war behülflich den unglücklich Liebenden, die bei ihren Mädchen kein Gehör fanden. Hindernisse, die ein liebendes Paar trennten, räumte sie weg. Darum traten zu ihren Altären Jünglinge und Mädchen, Männer und Frauen, die einander gewogen waren, und baten um Erfüllung ihres beiderseitigen Verlangens. Dann rief man wohl die Göttin zu Zeugen in seinen Gesinnungen und seiner Schwüre und hoffte von ihrer Güte Erhörung. Insofern ward sie gedacht oder dargestellt sitzend auf einem Throne, wie sie Recht spricht denen, die zu ihr nahen und sie um ihre Verwendung, um ihre Hülfe, um ihr Urtheil ersuchen. Sie erbarmt sich unglücklich Liebender (ἐλεήμων), bewirkt Erhörung derselben bei dem andern Theile (ἐπήκοος). Sie will es nicht geduldet haben, daß Jemand sich der Gewalt der Liebe entziehe. Wer diese anerkennt und ehrt und auf ihre Anordnungen eingeht, den liebt sie selbst, den ehrt sie, den belohnt sie, stürzt aber den in den Staub, welcher sie in seinem Uebermuthe vernachlässigt, straft ihn mit unnatürlichen Neigungen oder gar mit dem Tode. Die griechische Sagengeschichte hat dieses Moment in vielen Fällen zur Schürzung oder Lösung eines tragischen Knotens benutzt, oft mit dem größten Glücke benutzt zu herrlichen tragischen Scenen oder Darstellungen, und die dramatische Poesie ist ihr gefolgt. Wir wollen nur an Phädra und Hippolytus, an Herakles und Dejanira erinnern. Dem Leander hilft Aphrodite die Fluthen des Meeres überwinden. Dem Pygmalion belebt sie die Bildsäule; dem Paris, der ihr den Preis der Schönheit zuerkennt, gibt sie zum Besitz die schönste

der Frauen, den Phaon belohnt sie mit einer Schminke, in Folge deren sich alle Frauen auf Lesbos in ihn verlieben, und Anderes der Art.

Freilich war sie dabei zugleich auch die Urheberin alles des Weh's, das die Liebe zu bringen pflegt. Sie ist launenhaft und willkührlich, wie die Verhältnisse unter den Menschen es sind. Oft zwingt sie ungleiche Herzen zusammen; oft läßt sie solche, die für einander geschaffen wären, sich nicht finden; oft zerstört sie, ohne Rücksicht auf sich selbst, ihr eigenes Werk und trennt diejenigen, in denen sie vorher wechselseitige Sehnsucht erweckt. Zuweilen gewährt sie ein reines und durch nichts getrübtes Vergnügen; aber noch öfter doch paart sie mit Freude Schmerz und vermischt das Süße mit Bitterkeit. Die Dichter der Griechen und der ihnen folgenden Römer sind angefüllt mit dergleichen Klagen, von Homer an. Darum singt Hesiodus von der Pandora, Zeus habe der Aphrodite geboten, ihr zuzugesellen das Herz belastende Sehnsucht und die Glieder zehrende Sorgen. Darum werden ihr auch Himeros (die schmachtende Sehnsucht) und Pothos (das heiße Verlangen), zu Personen oder göttlichen Wesen erhoben, zu Begleitern gegeben. Darum ward ihr der verwundende und Schmerzen bereitende Pfeil als Symbol verliehen, wie dem Eros, und sie in dieser Beziehung auch wohl die ungerechte (ἄδικος) und die Wahnsinn-Erregende (οἰστροφόρος) gescholten.

Liebende durften auch nicht verabsäumen, der Göttin zu opfern und Geschenke zu bringen. Vergehen gegen ihren Cultus, gegen ihren Tempel weiß sie gleichfalls zu rächen, nicht minder die Verweigerung versprochener oder angelobter Gaben.

Aber nicht bloß Liebe erweckte die Göttin: sie gewährte auch den Genuß, das Glück derselben, und zwar zuvörderst im edelsten und reinsten Sinne des Wortes, und griff somit hinüber in das eheliche Leben und stand insofern mit dem Zeus (als Gamelios oder Teleios) und insbesondere mit den Horen in dem nächsten Zusammenhang. Diese Aphrodite ziert die Frauen mit den weiblichen Tugenden, durch welche sie sich die Liebe der Männer erhalten, verhilft zu einer wohlgeordneten Verwaltung des Hauswesens, stiftet den Segen in einer Familie, fördert und erhält den Frieden im ehelichen Leben, ist die Ursache der Glückseligkeit, welche aus gegenseitiger Liebe und Treue zwischen Gatten und Gattin hervorgeht. Eine solche Aphrodite kann es nur sein, von der Aeschylus singt, es käme von ihr alles Liebste dem Menschen. In einem Epigramme des Theocrit dankt eine gewisse Chrysogona der Aphrodite Urania für das Glück, welches dieselbe ihr in der Gemeinschaft mit ihrem Gatten und mit ihren Kindern geschenkt habe, und welches von Jahr zu Jahr gewachsen sei. In einem andern Epigramme eines spätern Dichters (Antipater von Sidon) weiht eine Griechin aus Bithynien der Aphrodite ein Standbild und bittet die Göttin, dies kleine Geschenk anzunehmen und dafür gnädig ihr den Lohn angedeihen zu lassen, daß sie ihr häusliche Zufriedenheit und die Einträchtigkeit des Ehegatten schenke. Schade, daß wir dergleichen rührender Denkmäler von religiöser

Dankbarkeit gegen die Göttin der Liebe nicht noch mehrere haben! Wie würden sie so manche christliche Familie beschämen! Eine ähnliche Bewandniß hatte es wohl mit der Aphrodite Morpho (der Wohlbildenden, Wohlgestaltenden) in Sparta, wenn ihr aus Cedernholz gefertigtes Standbild verschleiert war, wie anständige Frauen nur zu gehen pflegten, und Fesseln an den Füßen hatte zur Andeutung: Liebe, die aus Schönheit der Form hervorgegangen, müsse doch in den Grenzen des Anstandes bleiben und müsse treu sein und unverrückt. Die Legende schrieb — natürlich mythisch — dem Tyndareos, einem alten mythischen Könige Laconiens, die Stiftung dieses Cultes zu, bezeugte aber die Richtigkeit jener Auffassung dadurch, daß sie hinzufügte, eben in der angegebenen Bedeutung sei derselbe hergestellt worden. Ehrbare Frauen huldigten der Göttin bloß nur behufs der Erhaltung häuslicher Eintracht, ehelicher Treue und Züchtigkeit im Leben. Die Schwalbe und die Schildkröte, beide Symbole der Häuslichkeit, waren die schönen Symbole dieser Göttin.

Daß man aber überhaupt auch, bei dem gegenwärtigen Culte, an vielen Oertern auf Keuschheit und Sitte hielt, auf diese Tugenden etwas in Griechenland gab, lehren noch folgende Einzelheiten: Im Tempel der Aphrodite zu Sicyon fungirte neben einer Jungfrau, die den Namen der Trägerin des Badewassers für die Neuvermählichten (Λουτροφόρος) führte, eine Frau, als Tempeldienerin, welche streng die Keuschheit bewahren mußte. Alle, die hinzutraten, um der Göttin ihre Huldigungen darzubringen, mußten fern stehen bleiben am Eingange und beteten von da her zur Göttin. Zu Aegira in Achaja durfte kein Mann die Schwelle ihres Tempels betreten.

Dieß mag genug sein, um zu beweisen, daß der Dienst der Aphrodite nicht alles Ernstes, aller Zartheit, aller Keuschheit und Züchtigkeit, aller edlen Momente entbehrt hat*), im Gegentheil, daß sein Charakter zum Theil — und gewiß war das sein Grundcharakter — der edelsten Art gewesen. Und gerade die herrlichsten Kunstdarstellungen bestätigen solches: auf sie werden wir später zurückkommen.

Die Wirksamkeit der Aphrodite auf das menschliche Herz in Bezug auf Erweckung der Liebe wird auf die mannigfaltigste Art von den Alten kund gegeben. Das ersieht man am besten aus den vielen Beinamen, welche die Göttin geführt hat. Ein späterer Schriftsteller gibt deren dreihundert an, durch welche selbige in den Hymnen verherrlicht werde. Bei den Orphikern heißt sie darum die Vielnamige. Und die meisten dieser Epitheten beziehen sich auf diese Wirksamkeit und auf die Mittel, deren sich die Göttin dabei bediente. Alle weiblichen Eigenschaften, durch welche jener Affect hervorgerufen wird, werden auf sie zurückgeführt. Es sind gute und erlaubte, aber auch schlimme und unmoralische Mittel. Hier sind die Zeiten eben-

*) Man vergl. auch Ovid Fast. IV, 97. ff. und Engel's Kypros II. Th. S. 336 f., welchem letztern Werke ich mehrere sehr treffliche Einzelheiten verdanke.

falls zu scheiden. Mit gesteigerter Immoralität ist auch die Zahl der letzteren erst gestiegen. Bei anfänglicher Sittenreinheit werden nur die ersteren ihre Anwendung gefunden haben. Aber schon bei Homer und bei Hesiod leuchtet in der Hinsicht einige Unlauterkeit hindurch.

Unter diesen Mitteln ist nun das erste: körperliche Schönheit, sowohl die von Natur gegebene, als die durch die Kunst erhöhte. Alle Reize der Art schafft und spendet Aphrodite, und zwar dem weiblichen Geschlechte. Aphrodite ist die Göttin (d. h. die Schöpferin) weiblicher körperlicher Schönheit. Insofern tritt sie in nähere Beziehung zu den Chariten oder Grazien, die dasselbe Amt bekleiden, den Menschen anmuthsvoll, liebenswürdig zu machen, und insofern dazu die Naturgaben der schönen Jahreszeit benutzt werden, auch zu den Horen, so daß sie vielfältig mit diesen, aber als ihr untergeordneten Dienerinnen, zusammengruppirt worden ist. Die Huld unsrer Göttin ist bei ihren Lieblingen auf diesen Punct besonders gerichtet. Allein Schönheit kann im Allgemeinen nicht bestehen ohne Jugendfrische, und nur die lebhafte Jugend ist fähig der ächten Liebe, wie sie der Aphrodite etwas gilt. Darum ist der Mensch, vornehmlich das Weib in der Jugendblüthe, ihr geweihet. Die Jugend, von welcher ein Dichter so schön sagt, daß sie throne auf den jugendlichen Augenliedern der Mädchen wie auf denen der Jünglinge, geht darum, nach eben dieses Dichters Ausdrucke, der Göttin als Heroldin voraus. Hiermit verträgt sich wohl, wenn es anderswo heißt, daß Aphrodite auf schöne Frauen neidisch sei. Selbst von einzelnen Theilen des menschlichen Körpers, wofern sie schön sind, heißt es, Aphrodite habe sie den Inhaberinnen verliehen. Man denke an die Legende von der Aphrodite Kallipygos in Syracus, was freilich etwas ins Lächerliche fällt. Aber man muß nur bedenken, was und wie viel der Grieche auf schöne Formen des menschlichen Körpers überhaupt hielt.

Zur Erhöhung der körperlichen Reize bedient sie sich der Blumen, der Kränze, der Schminke, der schönen Gewänder, des Geschmeides von Gold u. s. w.

Der Mythos und die Poesie hat öfter von diesen Darstellungen in symbolischer Sprache den lieblichsten Gebrauch gemacht. So gießt (nach der Dichtung bei Hesiod) Aphrodite Anmuth um das Antlitz der Pandora; so bekränzt sie die Ariadne bei ihrer Vermählung mit dem Dionysos; so verleiht sie den Töchtern des Orion, der Metioche und Menippe, überhaupt körperliche Schönheit.

Allein was sie spendet Derartiges, was sie schafft an Andern, das muß sie, dachte der Grieche, vor Allen am ehesten, im vollkommensten Maaße besitzen. So ward Aphrodite zur schönsten Göttin, sie ward das Ideal weiblicher Schönheit, und Dichter und bildende Künstler machen es sich zur höchsten Aufgabe, sie so reizend als möglich darzustellen. Der Einfluß dieses Cultes auf die Kunst in Darstellung des weiblichen Körpers in höchster Vollkommenheit ist daher außerordentlich gewesen und macht Epoche in der Geschichte der griechischen Kunst. Homer und der homerische Hymnus nennt

bereits die Aphrodite die schönste der Göttinnen und zeichnet sie im Einzelnen also: blühenden Ansehens, holden schmachenden Blickes mit beständigem holdseligem Lächeln auf dem lieblichen Angesicht. Sie ist die Rosenfarbige, die Rosenmundige, die mit rosigem Antlitz. Ihr Auge ist lebhaft, ihr Mund süß lächelnd. Und der Putz, mit dem sie sich umgibt, trägt nur dazu bei, ihre natürlichen Reize zu steigern. Homer singt: Athene verklärte das Gesicht der Penelope mit derjenigen ambrosischen Schönheit, mit welcher sich Aphrodite selbst umgibt, wenn sie sich mit den Chariten vereint zum Tanz. Also einer Art von Salbe oder Schminke habe sie sich bedient! Als die neugeborne Göttin, vom sanften Zephyr getragen, auf Cypern an's Land stieg, da begrüßten, wie der Mythos so schön dichtet, die Göttin die freundlichen Horen, hüllten sie in köstliche Gewänder, zierten sie mit schönem goldenen Geschmeide. Eine andere Dichtung sagt wieder, die Grazien selbst hätten ihr das Gewand gewebt, das sie trüge. Und dieß Gewand strahle heller als das Feuer; der goldene Schmuck der Göttin leuchte wie der Mond in seinem vollen Glanze. Aus dem Grunde heißt sie bei den Alten die Goldene, die Vielgoldene, die Goldreiche. Selbst ihre Nippessachen sind von Gold. In oder um ihr Haar trägt sie Blumen und Kränze.

So die Dichter. Die bildenden Künstler aber, die plastisch ein solches Ideal herzustellen suchten, gaben ihr, und zwar der Aphrodite im edelsten Sinne des Wortes, »im Zeitalter der ausgebildeten Kunst diejenigen Formen, welche die ihrem Geschlechte natürlichsten sind in der höchsten Anmuth. Hier erscheint sie ganz als Weib im idealen Sinne, in viel vollerer Bedeutung als die jungfräuliche Athene und Artemis. Der feine Sinn der Griechen wußte hier das Charakteristische auf das schärfste zu unterscheiden. Die reife Blüthe der Jungfrau ist bei manchen Modificationen diejenige Stufe der physischen Entwickelung, welche in den Formen dieses Körpers festgehalten wird: die Schultern sind schmal, der Busen jungfräulich ausgebildet; die Fülle der Hüften läuft in zierlich geformten Füßen aus, welche, wenig zu festem Stand und Schritt gemacht, einen flüchtigen und weichen Gang zu verrathen scheinen. Das Gesicht in den ältern Darstellungen von einer junonischen Fülle und großartigen Ausbildung der Züge erscheint hernach zarter und länglicher, das Schmachtende der Augen und das Lächelnde des Mundes vereinigt sich zu dem allgemeinen Ausdrucke von Anmuth und Wonne. Die Haare sind mit Zierlichkeit geordnet, bei den ältern Darstellungen gewöhnlich durch ein Diadem zusammengehalten und in dasselbe hineingesteckt, bei den unbekleideten Bildern der jüngern Kunst aber zum Krobylos zusammengefügt.

Indessen hängen hier die wesentlichsten Modificationen der Bildung eng mit der Bekleidung zusammen. Die ganz bekleidete Aphrodite, welche indessen meist nur einen dünnen und den Körper wenig verbergenden Chiton trägt und das hinten herabfallende Obergewand nur ein wenig mit einer anmuthigen Bewegung des rechten Armes vom Rücken herüberzieht, stammt von der Urania der ältern Künstler her, und sie wurde meistentheils als die Göttin einer ehelichen und gesetzlichen,

auf die von der Natur selbst angedeuteten Zwecke ehelicher Verbindung gegründeten Liebe in Zeiten, in denen solche Mahnung Noth that, durch zahlreiche Abbildungen gefeiert. Der Styl der Kunstperiode, aus welcher diese Darstellungsweise stammt, und die Aufgabe selbst vereinen sich, dieser Klasse von Aphrodite-Bildern rundere und stärkere Formen, kürzere Verhältnisse der Gestalt und einen mehr frauenartigen Charakter zu geben, als sonst bei der Aphrodite gewöhnlich ist.

Sehr bestimmt unterscheidet sich von diesen eine zweite Klasse von Bildern, welche ohne Chiton, nur ein Obergewand um den untern Theil des Körpers geschlagen haben und sich zugleich durch das Emporstellen und Aufstützen des einen Fußes auf eine kleine Erhöhung auszeichnen. In diesen steht die Göttin an Bildung einer Heroine nahe: die Körperformen sind besonders fest und kräftig-schlank, der Busen von weniger Rundung als bei den andern, das mit stärker hervortretenden Zügen ausgestattete Antlitz nicht ohne den Ausdruck von Stolz und Selbstbewußtsein, wodurch sie den Beschauenden Ehrfurcht und Achtung gebot, und den Lüsternen gleichsam zurückschreckte. Weniger kräftig, von mehr Fülle und Rundung sind die Formen mehrerer Aphrodite-Statuen, welche, beim Bade dargestellt, den Schooß mit einem Stück des hinten herum liegenden Gewandes bedecken.

Die höchste Aufgabe der Kunst war es, wenn die Aphrodite Urania als das Ideal weiblicher Schönheit enthüllt dargestellt werden sollte, als bewundernswerthe Schöpfung der Natur. Da fand sich die Kunst aufgefordert, die reinste Maaßhaltung, die tadelloseste Darstellung schöner Formen zu geben, ohne jeden andern Zweck als den: Ehrfurcht, Achtung, die reinste Liebe hervorzubringen. Die unberührte Blüthe der jungfräulichen Formen hält dann die vollkommene Mitte zwischen den mehr frauenartigen Formen, der matronalen und den etwas strengern und kräftigern Umrissen der Siegerin Aphrodite: die Kunst erreicht hier in der Darstellung weiblicher Schönheit das höchste und letzte Ziel. Wenn auch das Bad ursprünglich als die Veranlassung dieser Enthüllung gedacht wird, so verschwindet doch hier alle Rücksicht auf Handlung; die Statue wird ganz plastisches Symbol des höchsten weiblichen Liebreizes (der durch die Aeußerung natürlicher Schamhaftigkeit nur noch erhöhet wird) und der Weiblichkeit überhaupt!« So feierte die bildende Kunst, getragen von der Religion, bei den Griechen hier in dem Falle einen wahren Triumph, wie später in der katholisch-christlichen Kirche die Malerei bei Darstellung der Jungfrau Maria. Und das war in einem Lande, wo die Schönheit des menschlichen Körpers für heilig erachtet wurde, für so heilig und ehrwürdig, daß man um ihrer willen Menschen sogar göttlich verehrt hat; wo Feste statt fanden (*τὰ καλλιστεῖα*), an welchen das weibliche Geschlecht öffentlich um den Preis der Schönheit ihrer körperlichen Formen stritt; wo die Nacktheit des Körpers nicht als Reiz zur Wollust erschien, sondern ein Mittel zur Anerkennung des Göttlichen in der menschlichen Figur. Es ist ge-

wiß nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß — einzelne Fälle ausgenommen, die aber eben als einzelne besondere Fälle uns von den alten Schriftstellern erzählt werden, woraus wir eben ihre Abgesondertheit, ihre Ungewöhnlichkeit erkennen — diese idealen Kunstdarstellungen der Göttin Aphrodite viel mehr Ehrfurcht, Achtung, Scheu, Maaßhaltung, Bezähmung der Leidenschaft hervorgebracht haben, als das Gegentheil, folglich einen höchst wohlthätigen Einfluß auf die Moralität reiner, unverdorbener Seelen geäußert. Sie brachten ächte Liebe hervor, und ächte Liebe ist frei von aller Selbstsucht. Wir glauben dieß um so mehr hervorheben zu müssen, als in den ersten Zeiten des Christenthumes und in unsern Tagen dem griechischen Heidenthume das Obige zum größten Vorwurfe gemacht worden ist. Mit welchem Rechte? mag man aus unserer Auseinandersetzung erkennen. Und jenes Idealisiren der weiblichen Natur geschah bei schon hereingebrochener oder bei eben hereinbrechender Zuchtlosigkeit und Verdorbenheit, so daß das also doppelt anzuerkennen ist.

Nehmlich als die Griechen in Folge der dorischen Wanderung die engen Grenzen ihres Landes überschritten, auf den Inseln des griechischen Argipelagus und an den asiatischen und africanischen und europäischen Küsten des Mittelmeeres Colonien anlegten, da begannen sie Schifffahrt, dann begannen sie Handel, da traten sie vielfach in die nächste Verbindung mit den Bewohnern des Morgenlandes. Küstenstädte, Häfen, Handelsplätze sind zumeist der Entsittlichung, der Verworfenheit, der Unzucht, der Lüderlichkeit ausgesetzt. Der Seemann glaubt sich für seine langen Entbehrungen auf dem Meere schadlos halten zu müssen, der reichgewordene Handelsmann nicht besser als zu materieller Ueppigkeit seinen Reichthum verwenden zu können, und — unter dem zweiten Geschlechte finden sich immer auch schamlose, die solchen Leuten entgegenkommen. Nun war obendrein durch die Phönicier namentlich auf mehreren Puncten, die jetzt von den Griechen besetzt wurden, als z. B. auf der Insel Cypern, ein Cultus verbreitet worden, der mit dem Dienste der Aphrodite einige Aehnlichkeit hatte: es war der Dienst der Astarte oder Astaroth, der, von den Syriern oder Assyriern ausgegangen, sich über einen großen Theil von Vorderasien verbreitet hatte und die Fruchtbarkeit in der Natur, besonders bei deren Erwachen im Frühjahre, repräsentirte. Dem feurigen, sinnlichern Orientalen galt diese Verehrung für ein Anlaß und Mittel zu den empörendsten Ausschweifungen. Der Hellene ward mit dem Culte bekannt; er fand in ihm den heimischen Aphrodite-Cult wieder, und so entstand eine Vermengung beider, welche dem hellenischen nur zur Verschlimmerung und Verschlechterung gereichen konnte. Man hat freilich diesen Astarte-Dienst späterhin häufig dem der Aphrodite Urania gleich gesetzt; aber wo sind die Beweise hierfür?

Wir wollen dabei nicht leugnen, daß auch im hellenischen Culte schon frühzeitig Elemente lagen, die einen Anknüpfungspunct darboten: die gedrückte und eingesperrte Lage des weiblichen Geschlechts in Hellas, die geringe Ausbildung, die es genoß, das feurige Temperament, was den Bewohnerinnen der Südländer eigenthümlich ist, mochte

dasselbe im Ganzen nicht diejenige Stufe der Moralität haben einnehmen lassen, welche nothwendig war, um die hier so feine Grenze zwischen Sitte und Unsitte, zwischen Erlaubtem und Unerlaubtem zu bemerken und zu beobachten. Die Folge davon war, daß man, um aus der gedrückten Lage zu größerer Freiheit, zur Selbstständigkeit einer Hausfrau zu gelangen, um die Liebe eines Mannes sich zu erwerben, um ihn zum Eingehen einer Ehe zu vermögen, zu gar mancherlei Mitteln seine Zuflucht nahm, die der Moralität zuwider liefen: man suchte den Jüngling, den Mann zu berücken, zu bethören, zu bezaubern, zu überlisten. Und anderseits suchten wieder leidenschaftliche Jünglinge auf abentheuerlichen Wegen oder durch allerhand niedrige Künste mit den eingesperrten Frauen und Mädchen Liebeshändel anzufangen, ihrerseits sie ebenfalls zu überreden und zu bethören. Und wenn die Liebe in dergleichen Dingen nur zu erfinderisch ist, so mußte natürlich auch die Göttin der Liebe, Aphrodite, diesen Charakter annehmen. So schon bei Homer. Dieser Dichter gibt ihr als bezeichnendes Attribut in der Beziehung »jenen wunderköstlichen Gürtel« — die Griechinnen trugen im Alterthume statt des Mieders oder der Schnürbrust eine handbreite feinwollene Binde, die von der linken Seite unter der Brust angelegt und dann dreimal um den Leib geschlungen wurde, so daß sie bei jeder Umschlingung etwas höher kam und den Busen hob und dadurch der weiblichen Gestalt eine besondere Schönheit gab — »buntgestickt, wo die Zauberreize versammelt waren, wo war schmachtende Lieb' und Sehnsucht, das Getändel, auch die schmeichelnde Bitte, die selbst den Weisen bethört.« Von Hesiod wird ihr als Amt von Anfang an zugeschrieben, unter Menschen wie unter den unsterblichen Göttern, die »Liebesgespräche der Mädchen und Lächeln und Intriguen und süßer Liebesgenuß und Gekose und schmeichelnde Rede.« Sie heißt darum Peitho (die Ueberredende, die Zauber-, Schmeichelrede), oder, diesen Begriff als Person oder sogar als Göttin gefaßt, ward auch wohl gedichtet, Peitho wäre die stete Gefährtin der Aphrodite. Jener Gürtel heißt darum geradezu der Zaubergürtel (*φάρμακον*) und die Göttin eine Zauberin (*φαρμακός*). Ja! dieselbe nimmt sogar ihre Zuflucht zu Zauberkünsten, Hexereien, ist Vorsteherin, Meisterin in denselben, in welcher Eigenschaft sie der Artemis (Hekate) nahe tritt, der sie doch als einer ewigen Jungfrau sonst so feindlich ist. Medea und Circe, die beiden Repräsentantinnen der Zauberei im Alterthume, heißen insofern ihre Töchter. Offenbar führte sie darum den Beinamen Mandragoritis von dem Alraun (*μανδραγόρας*), dessen man sich bei dergleichen Geheimkünsten zu bedienen pflegte. Insofern nahte sie sich wieder dem Zeus Mandragoras. Jene Mittel bereitet sie nun entweder selbst den Menschen oder lehrt sie bereiten. Und so muß sie freilich auch den Vogel Iynx (Drehhals), der besonders in der Zauberei der Alten eine große Rolle spielt, hervorgebracht: durch ihn sollte sie z. B. die Medea berückt haben, den Jason zu lieben. Das Alles und Anderes noch der Art wird der Aphrodite zugeschrieben, weil die Menschen selbst es thaten, weil Mädchen sich derglei-

chen Mittel bedienten, um Männer zur Liebe zu verlocken. Selbſt zu Verſtellungen nahmen ſie ihre Zuflucht. Bei Lucian räth eine Mutter ihrer in ſolchen Dingen noch unerfahrenen Tochter — freilich nur in Dichtung, aber gewiß nicht ohne Wahrheit in der damaligen Wirklichkeit — alle Formen und Eigenſchaften, in welchen die Liebesgöttin ſich kund thue, anzunehmen, namentlich Zucht, Ehrbarkeit, Herzensreinigkeit, wenn auch nur zum Schein; deſto beſſer werde ſie ihr Glück machen. Die Komiker der neuen griechiſchen Schule ſind voll von derlei Andeutungen und haben bei ihren Werken von ſolchen Mitteln zur Schürzung oder Löſung von Knoten vielfachen Gebrauch gemacht.

Viele Beinamen der Göttin beziehen ſich auf dieſe Vorſtellungen des Berückens oder Bethörens der Menſchen durch dergleichen Ränke und Kunſtgriffe. So heißt ſie die Süßkoſende, die mit den ſchmachtenden und zärtlichen und verſtohlenen Liebesblicken, die Liebäugelnde, die Liebesflüſternde, die Truggeſinnte, die liſtiger Anſchläge Volle, die Verſchlagene, die Intriguen-Spinnende, die Ränke-Schmiedende*) ꝛc.

Bei ſo bewandten Umſtänden war es denn wohl möglich, daß der verdorbenere, wollüſtigere, freiere Aſtarte-Dienſt der Morgenländer Anklang in Hellas und Aufnahme fand, Aufnahme fand ſammt dem Adonis-Dienſt, der zu demſelben gehörte, indem Adonis nur das männliche Princip deſſen war, was die Aſtarte als Weib vorſtellte**). Wir wollen unſere Leſer nicht damit behelligen, ihnen alles das vor Augen zu ſtellen, was hier Rohheit, Sinnlichkeit, Ausgelaſſenheit, Dummheit Schändliches, Thieriſches, Abſcheuliches, Entſetzliches erdacht hatte. Aber den Griechen muß man zum Ruhme nachſagen, daß ſie nicht allgemein in dieſes unſittliche Treiben eingingen, daß die Vernünftigern, die Beſonnenern, die an ihrem Gefühle, an ihrem Herzen einen leitenden Stern hatten, wohl das Sittliche hier vom Unſittlichen zu unterſcheiden wußten und darum ſogar eine doppelte Aphrodite ſtatuirten: jene Pandemos oder Gemein-Sinnliche und die Urania (Himmliſche). So die Staatsmänner, ſo ſpäter die Künſtler, die Philoſophen, die Gelehrten. Aphrodite ward inſofern aus einer Naturgottheit zugleich zu einer ethiſchen, obwohl nicht zu leugnen, daß von Hauſe aus ihr ein ſolcher Begriff muß beigewohnt haben: die Grenze iſt hier ſo zart und leiſe, oder vielmehr das Eine iſt ſo mit dem Andern verbunden, daß anfangs gar keine Trennung ſtatt gefunden haben kann. Nur bei fortſchreitender Zeit und Bildung in moraliſcher und intellectueller Hinſicht mußte das ſittliche Element ſich mehr herausſtellen, insbeſondere dann, als die Ueberhandnahme der

*) Γλικυμείλιχος, ἑλικοβλέφαρος, ἑλικῶπις, ψίθυρος, παρακύπτουσα, δολόφρων, δολομῆτις, πανοῦργος, δολοπλόκος, μηχανῖτις (zu Megalopolis).

**) Adonis iſt das ſemitiſche Wort Adon mit griechiſcher Endung und bedeutet eigentlich den Herrn, iſt gleich Baal oder Bel (der Herr), d. i. der Herr des Himmels, während die Aſtarte die Erde vorſtellte. Durch die Kräfte des Himmels und der Erde gedeihen die Producte des Pflanzen- und Thierreiches. Dieß der Sinn jener morgenländiſchen Culte.

Unsittlichkeit den Gegensatz hervorrief oder beides zum deutlichen Bewußtsein brachte, und es bildete sich nun die Unterscheidung in eine Aphrodite Pandemos und in eine Aphrodite Urania, wenn schon man der letzteren noch spät (doch bereits Herodot) nicht selten die Deutung der Göttin der allgemeinen Liebe gab, z. B. in den Städten Syriens, ob zur Beschönigung des Ganzen oder weil wirklich ursprünglich Aphrodite überhaupt als Urania betrachtet und verehrt worden war, und man jetzt nur, weil man eines unterscheidenden Merkmales bedurfte, dasselbe erwählte, — wobei philosophische und mythologische Deutelei mit im Spiele sein könnte — läßt sich nicht genau sagen. In Griechenland selbst aber hat man ganz zuverläßig jenen Unterschied gemacht.

Denn in Theben — um von der nördlichsten der Städte anzuheben, wo jener zweifache Cultus bestanden — gab es drei Schnitzbilder der Göttin, so alt, daß man sie auf die Urzeit zurückführte, daß man sie für Weihgeschenke der Harmonia ausgab, der vermeintlichen Tochter der Aphrodite. Das eine nannte man die Urania, das andere die Pandemos, das dritte mit einem unklaren Worte Apostrophia (die Abwendende), dessen Erklärung (vornehmlich des Verhältnisses desselben Cultes zu den beiden andern) zwar vielfach versucht aber noch nicht gänzlich aufgeklärt ist. Wir lassen solches daher hier auf sich beruhen. Pausanias, freilich aus dem zweiten nach-christlichen Jahrhundert, gibt bei Gelegenheit dieser Nachricht die ganz philosophische Auslegung der drei verschiedenen Aphroditen. Er deutet auch die Apostrophia moralisch. In Athen ward die Göttin bestimmt unter jenen zwei Titeln verehrt, obwohl hier die Erklärungen des Wortes Pandemos schwankend waren und unter den Gelehrten bis zu dieser Stunde noch geblieben sind; denn einige nehmen das Wort in politischer Bedeutung und sagen, nach dem Vorgange einer ältern Legende, Theseus habe die Verehrung der Aphrodite Pandemos bei den Athenern eingeführt, als er ihre Gemeinden zu einer Stadt vereinigte. Dagegen heißt es wieder nach einer andern Legende: Solon wäre der erste gewesen, welcher der Aphrodite Pandemos zu Athen einen Tempel gebauet. Hiernach wäre πάνδημος soviel als dem Gesammtvolke angehörig, und dieser Cultus wäre ein alle Stämme Attika's vereinigender Cultus gewesen. Allein das ist sicher falsch, obwohl selbst Schwenck in unsern Tagen diese Meinung vorgezogen hat. Die ältern Schriftsteller Plato und Xenophon wissen von dieser Annahme nichts; sie erklären die Aphrodite Pandemos beide übereinstimmend für die Göttin der gemeinen ungesetzlichen Geschlechtsliebe (der Allerweltsliebe). Jene Legenden sind also spätern Ursprungs und bloße individuelle Versuche, den Ursprung des Cultus und jener Benennung auf zwei berühmte Namen der Vorzeit zurückzuführen, darunter der erste noch dazu ein mythischer ist. Die Jünglinge feierten das Fest der Göttin am vierten Tage eines jeden Monats, und wahrscheinlich auf eine sehr ausschweifende Weise. Dagegen hatten sie auch eine Aphrodite Urania, und dieser brachten sie weinlose Spenden dar, mit Bezug auf Nüchternheit und Ordnungsmäßigkeit. Zu Megalopolis in Arkadien

finden wir ebenfalls neben der Urania die Pandemos Aphrodite — eine dritte wußte man zu Pausanias Zeiten nicht mehr zu nennen; auch können wir dieselbe entbehren, da wir hier nur von dem Gegensatze jener beiden sprechen. Zu Elis gab es gleichfalls zwei Bilder der Aphrodite: das eine war aus Gold und Elfenbein, ein Werk des Phidias, und setzte den Fuß auf eine Schildkröte (wie wir schon oben bemerkten, das Bild der Häuslichkeit und Schweigsamkeit). Außerhalb des Tempels, aber im geheiligten Bezirke noch, stand ein anderes, ehernes, unter dem Namen Pandemos, von Skopas gefertigt, auf einem Bocke (dem Sinnbilde der Geilheit) reitend, woraus man sieht, wie große Künstler beflissen waren, das Schändliche, Schimpfliche und Gemeine in seiner abschreckenden Gemeinheit darzustellen. Dieselbe schlimme Beziehung hatte es, wenn die Aphrodite unter dem Namen Epitragia einen Tempel an dem Gestade des Meeres in Attika besaß. Die anfängliche schöne Bedeutsamkeit des Cultes der Aphrodite war somit nun dahin wenigstens bei dem gemeinen Griechen, und der thierischen Völlerei Thor und Thür geöffnet. Nun wurden auch die Tempeldienerinnen der Göttin, die Hierodulen, anfangs gesittete Hörige oder Sklavinnen der Göttin, zu gemeinen Dirnen. Gerade im niedrigsten Rausche und Sinnentaumel glaubte man die Göttin recht zu verehren, so verehren zu müssen. Insofern treten die Aphrodisien oder Festfeier der Aphrodite nahe den Mysterien des Dionysos, der Demeter und Persephone, die, wie wir sehen werden, nicht selten auf ähnliche Weise gefeiert wurden. Da konnte denn ein Dichter, wie Sophocles, die Aphrodite auch als Göttin der Wollust zeichnen, und ihr mehrere Beinamen gegeben werden, die sie als solche charakterisiren, als ἑταίρα u. a. Dieser Theil des Aphrodite-Cultes bot daher, und ganz mit Recht, den christlichen Schriftstellern der ersten Jahrhunderte vornehmlich einen Angriffspunct dar. Aber, fragen wir zu einiger Entschuldigung der heidnischen Griechen, ist denn das Christenthum bis daher im Stande gewesen, seine Bekenner in gehöriger Zucht und in Schranken vor dergleichen Ausschweifungen zu bewahren? Hat die christliche Zeit nicht ähnliche Orgien gefeiert?

Auf die Kunst, wie auf die Moralität hat solche Umwandlung der Vorstellungen von der Aphrodite einen nachtheiligen Einfluß geäußert. Die neuere (attische) Sculptur behandelt ihren deßfallsigen Gegenstand nun mit rein sinnlichem Enthusiasmus und sucht in ihr nicht mehr eine reine weltbeherrschende Macht, sondern die individuelle Erscheinung der reizenden Weiblichkeit; ja sie setzt dieß von ethischen Beziehungen entblößte Ideal auch selbst in einen entschiedenen Gegensatz damit.

Uebrigens kann der Anfang jener Umwandlung schon vor der Abfassung der uns vorliegenden Iliade des Homer geschehen sein, weil die Göttin da bereits unter dem Namen der Cyprischen vorkommt.

Aphrodite ist als Göttin der Liebe auch Veranlasserin der Ehe; sie tritt also insofern in nahe Gemeinschaft zur Ehegöttin Hera, wofern nicht ihr Cult ebenfalls, wie wir oben vermuthet haben, nur ein Absenker des der Hera ist; sie ward selbst zur Aphrodite-Hera (in Sparta),

d. i. zur ehelichen Liebe. Aber darum ist sie noch nicht Göttin der Ehe selbst. Beim Homer fordert Zeus nur von ihr, sie solle fördern hinfort anmuthige Werke der Hochzeit, aber nicht die Hochzeit selbst, und den von ihr erzogenen Töchtern des Pandareos gewährt sie nicht selbst die Vermählung als sittlich bürgerliche Verbindung, sondern heischt selbige für sie vom Zeus. Sie veranlaßt bei Pindar die Medea, mit dem Jason den süßen Bund der Ehe zu verabreden. Eine andere Stelle indessen bei demselben Dichter läßt sie wirklich »vereinigen durch das hochzeitliche Band den Gott Apollo und die Töchter des vielvermögenden Hypsäus« (die Nymphe Cyrene), und spätere Schriftsteller nennen sie geradezu die Stifterin der Heirathen, die Freiwerberin, die Verehelichende, die Herrin oder Königin und Freundin der Beilager und der Hochzeiten *). Darum war ihr, wie der Hera, der Granatapfel heilig, das Symbol der Ehe bei den Griechen, und die Verlobten opferten ihr (zu Hermione).

Aber nicht bloß bis zum ehelichen Bunde begleitet sie die Liebenden; ihre Fürsorge reicht noch darüber hinaus: sie begreift auch den Zweck der Liebe und der Ehe: die Erhaltung des Menschengeschlechts, die Kinder und die Pflege derselben, unter ihre Wirksamkeit. So ward sie denn zur Vorsteherin und Förderin der Geburten, ist Genetyllis, nimmt den Säugling unter ihren Schutz, zieht die Kinder groß (κουροτρόφος), wie z. B. bei Homer die Kinder des Pandareos, bildet sie wieder zur Liebe herauf, mehrt und erhält die Jugendkraft und läßt fern sein das stumpfe Alter. Ja! sie theilt dem Sterblichen sein Loos zu. Hier kommt sie nun wieder in das Bereich der Moiren. Und so läßt es sich ganz wohl erklären, wie Pausanias in seiner Beschreibung Athens erzählen kann: »In der Nähe des Tempels der Aphrodite steht eine Bildsäule derselben Göttin: diese hat eine viereckige Gestalt, wie die Hermensäulen, und die Inschrift besagt, daß es Aphrodite Urania sei, die älteste der Schicksalsgöttinnen.« Epimenides konnte daher Aphroditen und die Moiren zusammen verbinden und von ihnen gemeinsam sagen, sie wären, so wie die Eumeniden, Kinder des Kronos.

Als Göttin, die das Reizende, das Schöne liebt und schafft, die sich gern mit Blumen kleidet, welche die Lust und die Liebe weckt, ist der Aphrodite unter den Jahreszeiten besonders der Frühling werth. Sie erscheint mit ihm; er ist ihr geweiht, in ihm ist sie geboren, bei seinem Beginn zieht sie mit großem Gefolge insonderheit nach Thessalien, nach dem schönen Tempethale, um daselbst die ewig grünen Matten zu besuchen. Sobald die Gewässer sich von den Höhen ergießen, die erstarrte Erde aufthaut, Alles die Einwirkungen des warmen Sonnenscheines erfährt, dann beginnt die Wirksamkeit der Aphrodite. Dann vermählen sich unter ihrem Einflusse Himmel und Erde; sie läßt den Regen vom Himmel träufeln, segnet die

*) Γαμοστόλος, τελεσίγαμος, ξυνκτειρα, θαλάμων ἄναξσα oder βασίλεια, ταλαμοπόλος, φιλονύμφιος.

Gefilde mit Fruchtbarkeit, erweist sich gnädig dem Fleiß des Ackerbaues. Sie ist es, welche Leben gibt, Frucht und Nahrung spendet. Sie bringt aber die Frucht nicht sowohl zur Reife, wie Demeter, sondern nur zum fröhlichen üppigen Wachsthum, zur Blüthe, zu neuer Zeugungskraft.

Und mit dem Frühling weckt sie alle lebendigen Wesen aus dem Winterschlummer und der Schlaffheit, erregt die Lust, die Liebe im Vieh, in den Vögeln, in den Fischen im Wasser. Dann kommt auch die Frühlingsunruhe in den Menschen, und er beginnt von neuem zu lieben. Die Blumen sprießen empor, mit denen sich die Göttin so gern schmückt; sie ist geradezu (z. B. den Gnossiern auf Creta) die Göttin der Blumen selbst (ἀνθεία), und ihr werden Blumen gebracht und geopfert. Sie spendet den Schmuck der schönen Jahreszeit, um sich selbst wieder damit zu schmücken und die sie lieb hat. Deßhalb ist auch hier ihr Verhältniß zu den Horen so nahe. Aus gleichem Grunde sind die Gärten ihrer Fürsorge anvertraut. In Athen, haben wir oben gesehen, hatte sie in den »Gärten« einen Tempel und eine Bildsäule. Und wie sich mit der Vorstellung einer sumpfigen Gegend die von Fruchtbarkeit, Gedeihlichkeit verknüpft, so hatte wahrscheinlich ihr Cultus in Milet und auf Samos als »Aphrodite im Röhricht« oder »im Sumpfe« (ἐν καλαμοις oder ἐν ἕλει) dieselbe Beziehung.

Aber nicht bloß die Natur und sich und die Bräute schmückt und verschönert zur Liebe Aphrodite, sondern das menschliche Leben überhaupt und bei einzelnen Gelegenheiten und kommt auch in diesem Puncte mit den Grazien und Horen, selbst mit Bacchus in nähere Berührung. Wo Freude, Lust, Anmuth, Zauber herrscht, da ist die Göttin gegenwärtig, da spendet sie solches (χαριδῶτις). Geselliges Beisammensein ist nur dann wahrhaft festlich und erheiternd, wenn Liebe, äußere Schönheit, Schmuck, Fröhlichkeit dabei herrscht. Bei Schmausereien und Gelagen darf sie nicht fehlen sammt den Grazien. Sie erfreut selbst durch Tanz: sie nimmt in eigener Person Theil an den Tänzen der Horen und Grazien vor den Göttern wie in der Natur beim Erwachen des Frühlings, ja! selbst bei einzelnen Gelegenheiten. Nach einer zwar späten Dichtung wohnt sie in Gesellschaft der Horen und Grazien der Hochzeit der Psyche bei und tanzt da zum Citherspiele des Apollo. Die wiederholt vorkommende Verbindung der Aphrodite mit den Musen hat dieselbe Beziehung; denn auch Gesang erfreut des Menschen Herz. Doch sind es hauptsächlich Lieder der Liebe, die ihr angenehm sind als Göttin dieses Affectes. Solche Dichter, oder auch Dichter überhaupt, erbitten sich von ihr die Macht und die Anmuth der Rede und des Ausdrucks. Nach poetisch-mythischer Sprache ertheilte sie sogar dem Anchises, ihrem Lieblinge, die Gabe der schönen Rede, des lieblichen mündlichen Vortrages.

Das sind nun die wesentlichen Eigenschaften der Aphrodite; folgende zufällige:

1) Sie ist Göttin des Meeres, d. h. sie bewirkt oder kann bewirken, daß die Menschen auf der See Glück in irgend einer Art

haben. Nichts mehr und nichts weniger. Ausgedehnter ist ihre deßfallsige Thätigkeit nicht. Der Grund solcher Vorstellung war einmal die Idee von der Herkunft der Göttin aus dem Schaume des Meeres, sei es nun eine ursprüngliche, oder beruhe sie auf einer falschen Etymologie, weßhalb sie besonders als Anadyomene (Emportauchende aus dem Meere) gedacht und dargestellt worden ist; zweitens weil sich der Aphrodite-Dienst ganz besonders auf Inseln und in Küstenstädten vorfand und dort vor allen blühte; drittens endlich, weil sie in manchen dieser Plätze, z. B. in Cnidus, geradezu als Stadtgöttin betrachtet und verehrt wurde. In See Stechende riefen sie daher an, brachten ihr Opfer dar und baten sie um glückliche Fahrt, feierten ihr auch wohl besondere Feste. Zu Milet ward in einem Heiligthume des Zeus von der Aphrodite günstiger Wind erfleht. In Cnidus wurde sie eigens εὔπλοια (Verleiherin glücklicher Meerfahrt) genannt; zu Hermione in Argolis hatte sie einen Tempel als πορτία (See-Aphrodite) und als λιμενία (Hafengöttin). Sonst kommen noch bei (spätern) Dichtern die Ausdrücke vor: πελαγία, λιμενία, ἐναλία, ἐπιπορτία, φιλοφιστείρα, θαλαττία u. a. Artemidor sagt: »Wenn einem Steuermanne, Matrosen oder Schiffer Anadyomene im Traume erscheint, so bedeutet ihm dieß eine glückliche Fahrt; erscheint ihm hingegen Pelagia, so mag er sich auf Sturm und Schiffbruch gefaßt machen.« Hiernach scheint, wie wenn die Aphrodite in der Beziehung unter zwei verschiedenen Gestalten verehrt worden wäre. Sie beschwichtigt den Sturm. Als einst der naukratische Kaufmann Herostratus auf dem Meere schifft und sich ein Sturm erhebt, der ihm den Untergang drohet, flehet er zu dem Bilde der Aphrodite, welches er auf Cypern gekauft hat, und der Sturm hört auf. Man opferte ihr daher bei der Abreise, und zwar am liebsten Gänse. Und wenn der tiefblaue Himmel in das Meer herablächelte, die Fahrt fröhlich von Statten ging, dann war es, wie wenn Aphrodite selbst lächelte: man nannte sie dann die Freundliche, Heitere (γαληναίη). In einem Epigramm an einen König von Cypern bittet Solon die Göttin, daß sie ihn in seine Heimath (Athen) zurückführe, zugleich aber auch, daß sie der neuen attischen Colonie Salamis auf der Insel Wachsthum und Gedeihen schenke. So ward sie denn hier bestimmt gedacht als Beschützerin der Stadt. Aber nun konnte sie sogar betrachtet werden als Helferin zum Siege in der Seeschlacht. Als Conon die Spartaner bei Cnidus zur See überwunden hatte, errichtete er zu Athen der Göttin ein Heiligthum zum Danke für den Sieg, natürlich deßwegen, weil Aphrodite in Cnidus verehrt ward. Der Sieg bei Salamis wurde ihrer Hülfe zugeschrieben. In dieser Beziehung ward sie auch verehrt in Mantinea, und zwar unter dem Beinamen Symmachia (der Mitstreiterin, Bundesgenossin in der Schlacht); ihr hatten die Bewohner der Stadt einen Tempel geweiht zum Andenken an die Schlacht bei Actium, wo die Mantineer dem Octavianus Augustus Bundesgenossen gewesen waren. Doch ist hier wohl mehr die Beziehung auf die vermeintliche Abkunft der cäsarianischen Familie von der Venus (der römischen Aphrodite) als die Ursache jenes be-

ſondern Cultus anzunehmen. So hatte denn Aphrodite als Meergöttin viele Tempel auf Vorgebirgen und in Häfen. Die Kunſt hat ſie nicht ſelten als ſolche gebildet in den mannigfaltigſten Situationen.

2) Sie iſt Göttin des Krieges. Dieſe Eigenſchaft hat ſie unbezweifelt ebenfalls nicht aus einem innern ſondern äußern Grunde, und zwar wurzelt ſelbige unbezweifelt nur in jener alten Zuſammenſtellung des Ares und der Aphrodite in ehelicher Beziehung, von der wir ſchon im Homer das bekannte Mährchen leſen, das vielen Leſern und Interpreten ein Räthſel geweſen und bis dato geblieben iſt. Die Sache verhält ſich wahrſcheinlich folgender Maaßen: In einem beſondern Theile Griechenlands, wahrſcheinlich in einem ſolchen, wo die Bewohner kriegeriſch, wurde im Gegenſatze zu der (lemniſchen) Genealogie, nach welcher Hephäſtos ihr Gemahl ſein ſollte (von welcher nachher noch mit Mehrerem die Rede ſein wird), gefabelt, Ares (der Kriegsgott) hätte mit der Aphrodite (der Göttin der Liebe und Anmuth) die Harmonia, d. i. den Frieden, die heilige Ordnung, gezeugt: eine Theogonie, welche von keiner geringen Feinheit der Reflexion Kunde gibt. Unverſtändiger Weiſe machte man in Folge derſelben, erſt ſpäter, nachdem man jene Genealogie gar nicht mehr verſtand — es ſcheint beinahe, wie wenn überhaupt die älteſten Griechen höher in der Geiſtesbildung geſtanden hätten, als die nachmaligen, da dieſe letztern ſelten den vollen Sinn, z. B. ſolcher Genealogien, erfaßt und eingeſehen haben — auch den Deimos (den Schrecken) und den Phobos (die Frucht), welche wohl mythiſch für Söhne des Ares aber nicht für Söhne der Aphrodite gelten können, zu den Abkömmlingen beider. Als nun neben dieſer Theogonie ſich die lemniſche geltend machte von Hephäſtos' Ehe mit der Aphrodite, ja! durch dieſelbe in Schatten geſtellt wurde, da ward jenes Verhältniß der letztern mit dem Ares für eine Buhlſchaft ausgegeben. Aber einmal mit dem Ares in Verbindung gebracht, wurde Aphrodite nach Homer — denn bei dieſem Dichter heißt ja Zeus ſie ſich entfernt halten von den Geſchäften des Krieges — beſonders in kriegeriſchen Staaten, zu einer kriegeriſchen Göttin, die man wohl auch in kriegeriſcher Attitüde darſtellte. So ſtand in Sparta hinter dem Tempel der Athene Chalkiökos der Tempel der Aphrodite Areia, deren Standbild zu den älteſten in Griechenland gehörte. Ein zweiter lag auf einer Anhöhe und beſtand aus zwei über einander gebauten Tempeln, davon der untere ein Tempel der Aphrodite in den Waffen (ὡπλισμένη, ἐνόπλιος) war, und ſie wurde (als Entſcheiderin der Schlacht?) den Moiren zugeſellt. Auf der Inſel Cythera, wo der Aphrodite-Tempel für einen der älteſten in Hellas galt, war die Göttin ebenfalls bewaffnet dargeſtellt. Gleicher Weiſe ſtand ſie ſo zu Corinth im Dreiverein mit Helios und Eros, und auch zu Cnidus kommt ſie ſo vor. In Argos hat ſie in derſelben Eigenſchaft der Scharfſinn Otfr. Müllers finden wollen. Dort wurde ſie ſogar auch als ſiegbringende Aphrodite (νικηφόρος) verehrt; die Veranlaſſung dazu wird uns freilich nur mythiſch referirt. Auf Cypern führte die Göttin in gleicher Eigenſchaft den

Beinamen ἔγχειος (Lanzen-Aphrodite). Eine geharnischte, sich in Ares Schild spiegelnde Aphrodite beschreibt Apollonius in seiner Argonautika. Und auch die bildende Kunst hat dergleichen Darstellungen geliefert. So wird uns von einem Weihgeschenk des Sophisten Herodes (also doch aus der spätern, der römischen Zeit, in welcher überhaupt zumeist diese Idee von der Aphrodite höhere Geltung bekam) berichtet, welches eine siegreich und martialisch blickende Aphrodite war.

Was die Abkunft der Aphrodite anbetrifft, so gab es eine Legende, die sie zu einer Tochter des Zeus (entweder als des höchsten Gottes, auf den meist Alles zurückgeführt wurde oder als des Gottes der Fruchtbarkeit, der Erzeugung in der Natur) und der Dione (dem weiblichen Principe derselben Eigenschaft) machte. Dieselbe treffen wir bei Homer (in der Iliade). Sie ist gewiß die ältere, die im nördlichen Griechenlande, wahrscheinlich um Dodona herum, entstanden; denn da nur war ja der Dione-Dienst zu Hause. Sie heißt darum die Dionäische (Διωναίη). Ja! machmal wird sie selbst Dione oder Dione Aphrodite genannt, Mutter und Tochter mit einander vermengt, aber nur erst bei Spätern. Eine andere, gestützt auf die Etymologie von ἀφρός, läßt sie entstanden sein aus dem Schaume des Meeres *), der sich um verstümmelte Gliedmaßen des Uranus (des Himmels) gebildet hätte. So bei Hesiod. War hierbei vielleicht auch die Vorstellung im Spiele, daß Uranus und das feuchte Element, die Thalatte (das Meer), das Urpaar aller göttlichen Wesen, wie aller Dinge auf der Erde, wären? Schlimm, daß man das Ganze an die alte ekelhafte Sage von der Entthronung des Uranus durch seinen Sohn Kronos knüpfte. Dagegen schildert wieder der deßfallsige Mythos mit den schönsten Farben, wie die Göttin zuerst an Cythere, dann an Cypern — also auch der Mythos verfolgte den Weg der Verbreitung des Aphrodite-Cultes, den wir oben bezeichnet haben — gelandet, wie, als sie an dem letztern Eilande an's Land stieg, Gras unter ihren Füßen gesprossen wäre, Eros und Himeros, ihre Gefährten, sie zu den andern Göttern geleitet hätten, und wie fortan nun bei Menschen und Göttern ihr Ehrenamt gewesen Liebe, Gekose, Täuschung und Wonne zu gewähren. Nach dem homerischen Hymnus empfangen die Horen sie, als sie dem Meere entsteigt und führen sie zu den Göttern.

Vereinzelt stehende theogonische Dichtungen machen sie entweder zur Tochter des Kronos und der Euonyme (der Wohlnamigen, Berühmten, eine Personification der Verherrlichung, die Aphrodite im Alterthume genoß) oder des Himmels und des Tages (eine ziemlich frostige Idee).

Als Gemahl oder später als Buhle ward ihr, wie wir schon oben gesehen haben, Ares zugetheilt, und aus dieser Verbindung außer der Harmonia, dem Deimos und Phobos nach späterer Dichtung auch

*) Daher die Beinamen ἀφρογενής, ἀφρογένεια.

der Eros und Anteros (Gegenliebe) abgeleitet, während bei ganz spätern Schriftstellern Harmonia zur Mutter der Aphrodite gestempelt wird, local erst (auf der Insel Lemnos), aber später ganz allgemein der Gott der bildenden Kunst in Erz und Feuer*), Hephästos. Und zu diesem Meister (d. h. zu der bildenden Kunst und ihren Werken) gesellte sich schön und sinnig die Göttin der Anmuth (die personificirte Anmuth). So dichtet die Odyssee. Die Iliade dagegen nennt statt der Aphrodite die Charis Aglaja: was denselben Sinn hat und die gegebene Erklärung auf das zuverlässigste bestätigt. Nach einer Dichtung des Herophilus sollte sie mit Poseidon die Nymphe Rhodus (das personificirte Eiland gleiches Namens) erzeugt haben, Rhodus aber, d. h. die Insel, war bekannt wegen ihrer Anmuth und Lieblichkeit.

Unter den übrigen sogenannten Buhlschaften der Aphrodite ist die berühmteste: mit dem Sterblichen Anchises, dem Herrscher am Ida in Troas, »an Gestalt Unsterblichen ähnlich.« Die Veranlassung zu dem Mythus liegt nahe. Aus dieser Vermählung sollte entsprossen sein Aeneas, der bekannte Urahn der Römer. Der Name Aeneas ist gebildet nach der Stadt Aenea am thermaïschen Meerbusen, wie Romulus von Roma, und galt gewiß ursprünglich als der Stifter derselben. Aphrodite-Cult war daselbst vorhanden. So konnte sich leicht die (dort ursprünglich locale) Sage bilden, welche nachmals so berühmt und verbreitet gewesen ist.

Außer den schon oben hin und wieder genannten Attributen und Symbolen ist noch zu erwähnen: 1) aus dem Pflanzenreiche die Myrte, die Rose (die Sinnbilder der Treue und Liebe), die Linde (mit deren Bast man im Alterthume die Kränze wand), der Mohn (Sinnbild der Fruchtbarkeit), der Apfel (Sinnbild der Ehe); 2) aus dem Thierreiche die Taube und der Sperling, (als sich stark fortpflanzende Vögel), der Delphin, als berühmter Seefisch (wegen der Beziehung Aphroditens zum Meere), der Hase (wegen seiner Fruchtbarkeit); 3) von Kunstgegenständen der Spiegel, als Mittel zum Putzen. Im alexandrinischen Zeitalter ward ihr auch der Morgen- und Abendstern geheiligt.

Die griechischen Philosophen und Etymologen und Exegeten haben mancherlei Versuche gemacht, den Namen und die Beinamen der Aphrodite zu erklären, das Wesen der Göttin zu bestimmen. Fast lauter Albernheiten, die aufzuzählen nicht der Mühe verlohnt, und die gleichfalls nur zu sehr beurkunden, wie die Alten so wenig tüchtige Alterthumsforscher gewesen. Zu Aeschylus Zeiten deutete man sie physisch-allegorisch für die Fruchtbarkeit in der Natur.

An der Darstellung der Aphrodite haben sich gerade die größten und berühmtesten Künstler des Alterthumes versucht. Warum? ist

*) Man hat schon früher die wohlbegründete Bemerkung gemacht, daß Hephästos nicht eigentlich der Gott des Feuers sei, sondern von Hause aus die oben angegebene Eigenschaft und Würde gehabt habe, und diese Behauptung mache ich hier schon geltend, werde sie weiter unten noch mit Mehrerem geltend machen.

ſchon oben angedeutet worden. Beſonders berühmt war ihr Standbild in den ſogenannten »Gärten« bei Athen von Alcamenes, ſodann die coïſche (bekleidete) und die cnidiſche (nackte), beide von Praxiteles. Ein noch ſchöneres Bild ſoll von Skopas geweſen ſein. Gemalt ward ſie von Apelles einmal als Anadyomene und ſodann für die Stadt Cos; über das Malen dieſer zweiten ſtarb der Künſtler, nachdem er Kopf und Bruſt fertig und ſo meiſterhaft gemalt hatte, daß kein Zweiter es wagte, ſie auszumalen.

Obgleich nicht mit Beſtimmtheit behauptet werden kann, es ſei das Werk eines der größten Künſtler auf uns gekommen, ſo ſind doch mehrere ſehr vorzügliche Copien jener Meiſterſtücke noch übrig. Die ſogenannte mediceiſche Venus zu Florenz iſt unter den Standbildern der nackten ſtehenden, ſeitwärts blickenden Göttin die ausgezeichnetſte: von außerordentlicher Zartheit und Anmuth. Zwei Nachahmungen aus alter Zeit beſitzt das dresdner Antiken-Cabinet. Im Palaſte Chigi in Rom iſt eine Nachbildung der troiſchen: vortrefflich ſind hier die Augen, Stirn und der Anſatz der Haare. Die niedergekauerte badende Göttin iſt in mehreren Werken enthalten, auch in Vaſengemälden. Unter den Statuen, welche ſie unbekleidet bis zu den Hüften zeigen, von wo dann das umgeworfene Gewand herabfällt, ſind die ſchönſten: die ſogenannte Venus von Milo (in Paris) und die der Borgheſiſchen Sammlung. Eine Statue der Aphrodite Kallipygos iſt in Neapel. »An Basreliefs, auf Vaſengemälden und auf Gemmen kommt ſie oft vor in Gruppirungen, theils mit ihrem Söhnchen Eros in tändelnden Darſtellungen, nach Art der ſpätern erotiſchen Poeſie, theils mit den Chariten, indem ſie nach älterer Dichtung von ihnen geſchmückt wird. Lebendiger und ins Auge fallender ſind die zahlreichen Darſtellungen der Aphrodite als Seegöttin, bei denen gern die ſchönſte Geburt des Meeres mit den grotesken Weſen der feuchten Tiefe in Contraſt geſtellt wird, welche beſtimmt ſind, die wilde und wechſelvolle Natur der See auszudrücken.

Unter den eigenen Liebesverbindungen hat die mit Ares am meiſten, die mit Adonis, welche immer von der fremdartigen Farbe des Urſprunges der Sage viel beibehielt, die griechiſche Kunſt der guten Zeit wenig beſchäftigt. Mehr Kunſtwerke knüpfen ſich an den troiſchen Mythos an: die Bewerbung um den Preis der Schönheit hat die Künſtler der verſchiedenſten Gattungen zu manigfachen Darſtellungen, ſelten indeß zu lüſternen, veranlaßt. Ein ſehr vorzügliches Bildwerk, Aphrodite die Helena beredend, ihr Verſprechen dem Paris zu erfüllen, liegt mehreren erhaltenen Reliefs zum Grunde. Liebenden beiſtehend, wie dem Peleus zur Erlangung der Thetis, erſcheint die Göttin beſonders häufig auf Vaſengemälden, thronend oder ſtehend, immer aber vollſtändig bekleidet, da die hüllenloſe Aphrodite der ſpätern Kunſt dem Vaſenſtyl fremd iſt. Nur die Zierlichkeit der Bekleidung und Haltung des Gewandes, ſo wie die Attribute (Taube, Jynx, Haſe, Spiegel, Blume) machen ſie hier kenntlich.«

Nach der Aphrodite ſind eine ziemliche Anzahl Städte und Oerter benannt geweſen, weil ſie eine ſo gefeierte Göttin war.

Außer der semitischen Göttin Astarte fand sie besonders später in der römischen Venus ein ihr ähnliches göttliches Wesen, deren Cult sich mit dem ihrigen ganz und gar amalgamirte und wegen der ausgebreiteten Herrschaft der Römer nur dazu diente, den griechischen Dienst seinem Wesen nach weiter auszubreiten.

Dem strengen Christenthume dagegen, das vor Allem auf Sittsamkeit, auf Beschränkung, ja! auf Tödtung der sinnlichen Lust drang, mußte jener Cult am auffälligsten sein, und als es seit Constantin die Oberhand im römischen Reiche bekam, war sein erstes und eifrigstes Streben, jene aphrodisischen Orgien oder den ganzen Dienst zu unterdrücken. Die deßfallsigen kaiserlichen Decrete geben Zeugniß hiervon. Die christlichen Schriftsteller oder Apologeten aber zogen, pragmatisirend, den ganzen Cultus in's Gemeine, indem sie Aphroditen für die erste sterbliche Frau erklärten, welche durch ihr Beispiel Zucht- und Schamlosigkeit in ihr Geschlecht, in die Welt gebracht hätte. So alles Göttlichen baar und bloß machten sie den Dienst! So wenig wußten sie ihn recht und billig zu beurtheilen!

Die Eigenthümlichkeiten des cyprischen Aphrodite-Dienstes darzustellen müssen wir denen überlassen, die die Religionen der Semiten oder speciell die Culte auf der Insel Cypern behandeln. Jenes ist bereits sehr ausführlich von Gesenius (im Thesaurus ling. Hebr.), dieses von Engel (in dessen Kypros II. Th.) genügend geschehen.

---

2. Eros.

Der Name ursprünglich ein appellatives Wort, ächt griechischen Ursprungs; darum zuverlässig auch die Vorstellung, die Sache, wie Plutarch schon geurtheilt (Erot. 12.), ächt hellenisch. Gewiß längst schon kannte der Grieche das appellative Wort ἔρως oder ἔρος, ehe er den Gott sich schuf. Welche Bedeutung hatte dasselbe? Es hieß der Affect des heftigen Trachtens nach einem Gegenstande, der sehnsüchtigsten Begier, der lebhaftesten Zuneigung, der regsamsten Liebe. Den hat also der Hellene personificirt und apotheosirt, d. h. den Ursprung und die Wirksamkeit desselben auf ein bestimmtes göttliches Wesen bezogen. Darum aber mußte dieses Wesen ein Gott werden, weil das appellative Wort ja männlichen Geschlechtes war. Im Folgenden wird sich indessen sogar noch ein innerer Grund davon herausstellen.

Von der Zeit, wo diese Vergötterung eines Naturtriebes vor sich gegangen, erfahren wir aus unsern Quellen auf den ersten Blick nur Negatives: bei Homer finden wir den Gott gar nicht erwähnt; dagegen erscheint er bei Hesiodus, aber in kosmogonischer, d. h. übertragener, also späterer Bedeutung, wie sein Wesen anfangs gar nicht gewesen sein kann. Denn wie sollten wir glauben, daß kosmogo-

nische Speculation ihn, den Eros, zu allererst zu einem Gotte geschaffen habe und er dann später in den Volksglauben übergegangen sei? Gerade das Umgekehrte ist das allein Wahrscheinliche.

Aber welches waren die Stätten des Eros-Cultes? und wo hat derselbe vermuthlicher Weise angehoben? Wir finden ihn in Böotien: zu Thespiä, in Theben und zu Lebadea, ferner in Athen und darum auch (in Milet? und) in der milesischen Colonie Parium in Mysien an der Propontis, und in Amisus am Pontus Eurinus, desgleichen auf Samos; sodann in Aegira in Achaja, in Epidaurus in Argolis, in Laconien zu Leuctra und in Sparta, und darum auch bei den Doriern auf Creta und in Messana auf Sicilien. Sein Ursprung läßt sich sonach örtlich bis nach Böotien hinauf verfolgen, und wirklich treffen wir ihn hier bei den Thespiern in sehr alter Form. Sein erstes Standbild war ein alter roher Stein; zu Pausanias' Zeiten wußte man nicht, welche Herkunft er hatte; allein eben dieses Symbol deutet auf ein hohes Alterthum hin. Hier wurde nun dem Eros ein berühmtes Fest gefeiert alle fünf Jahre, die sogenannten Erotidien; sie gaben den wichtigsten Festspielen Griechenlands in nichts nach: musikalische und athletische Wettkämpfe verherrlichten sie. Aber hier stand, so scheint es, der Cultus des Eros mit dem Musendienst in Verbindung: auch diesem huldigten die Thespier. Und Gesang und Liebe, gehören sie nicht unzertrennlich zum Lebensgenuß? Und den liebte der Grieche. »Sollte es also wohl zu kühn gemuthmaßt sein, wenn man annähme, daß Eros und die Musen beide auf Einem Wege nach Böotien gekommen, und beider Verehrung aus Einer Quelle geflossen sei?« So fragt Manso in seiner Abhandlung über den Liebesgott, und wir stimmen ihm bei. Hiernach wäre die Herkunft des Dienstes bei den Thraciern in Pierien oder im pelasgischen Thessalien zu suchen, der Heimath ja der meisten hellenischen Culte. Hier konnten ihn die Dorier kennen lernen und mit sich nehmen nach den Ländern, wohin sie von dort wanderten, und von Böotien aus konnte er sich leicht zu den Joniern in Attika verbreiten. Es ist hierbei nur das das Auffallende, warum Homer den Eros nicht unter den olympischen Göttern mit erwähnt, die doch zuverlässig den Thrakern in Pierien ihren Ursprung verdanken. Das kann indessen zufällig sein, und so bleiben wir der obigen Meinung.

Und was war das ursprüngliche Wesen desselben Gottes? — Eros wurde ursprünglich vorgestellt als Knabe, der eben in's Jünglingsalter treten sollte; in Böotien war die Knabenliebe zu Hause, desgleichen in Sparta und auf Creta und an den beiden letztern Orten stand dieselbe mit dem Erosdienste in näherer Beziehung. Eben darauf führt des Gottes Verhältniß zu den Gymnasien und — die deßfallsige Gesinnung und Sitte bei den Griechen. Nehmlich*) »bei den Hellenen herrschte die Neigung zum Schönen über Alles; wo hätte sich dieses mehr zeigen können als im Gebiete der Schön-

*) Hier folge ich Wachsmuth und Höck (Kreta III. S. 106 ff.) vornehmlich.

heit des menschlichen Körpers?« So fanden sie sich denn veranlaßt, nicht bloß der weiblichen Schönheit zu huldigen: sie wurden auch angezogen durch männliche Schönheit, insbesondere durch die jugendliche eines aufblühenden oder aufgeblühten Knaben in der ersten Frische der Jugend. Und die romantische Sehnsucht, die den Hellenen zum schönen Knaben hinzog, mit dem Namen bloßer Freundschaft zu belegen, ist nicht genügend; sie war nicht frei von einer Gluth, die nicht mehr in das Gebiet der Freundschaft gehört, und nicht getrennt von dem Entzücken an der Körperschönheit. Und der Grieche in begeisterter Bewunderung der göttlichen Gabe und in dankbarer Anerkennung der Freude und des Entzückens, was ihm dadurch bereitet wurde, machte in Folge dessen die Liebesgluth, zu welcher er durch das Alles hingerissen wurde, oder den Eros zu einem Gotte, der jene den Menschen einflößte. Das war demnach das ursprüngliche Wesen dieses Gottes, und zwar in allen Ehren, mit allem Ernste, in aller Sittlichkeit. Das kann man schon daraus abnehmen, weil das Ganze unter die Obhut eines Gottes gestellt wurde. Es erschien also als etwas Heiliges, Religiöses. Wenn späterhin das anders ward, wenn sich mit dem Ausdrucke Knabenliebe und Eros auch zweideutige Vorstellungen verknüpften: so hat man das dem ausgearteten spätern Geschlechte, vielleicht auch, wie bei dem Aphrodite-Dienste, der Einwirkung morgenländischer Sittenlosigkeit zuzuschreiben. Aber selbst in der spätern Zeit findet man noch die sichersten Zeugnisse, wie rein und lauter jenes Verhältniß ursprünglich gewesen sein muß, vor allen bei den Völkern dorischen Stammes. Lycurg hatte die Männerliebe als sichersten Sporn zur spartanischen Tugend empfohlen; wer sich durch Reichthum bestimmen ließ zur Wahl seines Lieblings, wurde bestraft, härter aber, nehmlich mit Verbannung oder Tod, derjenige, welcher sich auf unanständige Weise an dem Geliebten versündigte; endlich wurden Liebhaber und Lieblinge der Art dorisch mit Ausdrücken benannt, welche allein ein geistiges Geben und Empfangen bezeichnen. Und so wie in Lacedämon, so auf gleiche Weise, nur noch markirter, hat sich die Männerliebe auf Creta geäußert. Hier spricht für die ursprüngliche Reinheit einmal die große Oeffentlichkeit (die Blutsfreunde des Knaben begleiteten das verbrüderte Paar), zweitens die große Ehre, welche dem Verhältnisse gezollt ward, ein solcher Liebling (κλεινός, eigentl. Berühmter) gewesen zu sein, und umgekehrt der Makel, welcher darauf haftete, keinen Liebhaber zu besitzen, endlich der Umstand, daß weniger Körperschönheit als bescheidene Sitte die Idee der Liebenswürdigkeit bestimmte. Bedenken wir sodann noch, daß der Staat, daß die Gesetzgeber dieses Verhältniß autorisirten, ziehen wir in Betracht das Lob, welches dieser Einrichtung im Allgemeinen dargebracht wurde: so kann nicht der Zweifel an der ursprünglichen Lauterkeit eines Verhältnisses nagen, das nicht nur seiner anfänglichen Tendenz nach rein war, sondern sich auch längere Zeit so erhielt. Das Zusammenleben des Lieblings mit dem Liebhaber ist sogar als ein nothwendiger oder wenigstens höchst nützlicher Theil der Erziehung angesehen worden.

Zur Heilighaltung dieſes Verhältniſſes nun und zur Mehrung der Nützlichkeit deſſelben, beſonders für den Kriegsdienſt, hat der Eros-Cult unverkennbar beigetragen. Der Jüngling machte ſein erſtes Tirocinium unter den Augen eines ältern Mannes. Es war eine fortgeſetzte Verbindung, in welcher der Geliebte zu ſeinem Liebhaber ſowohl in andern Verhältniſſen des Lebens als ganz beſonders im Kriege ſtand. Die von Eros und Ares (dem Kriegsgotte) zugleich Beſeelten fochten nach cretiſcher Anſicht mit verdoppelter Stärke alſo, daß ſich der nur von Einem Gotte Getriebene, der Feind, jenen nicht entgegenzuſtellen wagte. Das Alterthum iſt voll von dem Lobe ſolcher Liebesverbrüderungen im Kriege und von Beiſpielen ihrer hochherzigen Thaten. Die heilige Schaar der Thebaner zu Epaminondas' Zeiten beſtand aus ſolchen gegenſeitig ſich Liebenden und Geliebten und war dem Eros geweiht. Die Lacedämonier opferten dem Eros vor dem Treffen; denn in jenem Liebesbunde lag ihnen die Hoffnung des Sieges. Und auch die Creter ließen durch die Schönſten des Heeres vor der Schlacht dieſem Gotte Opfer bringen.« Einen ſolchen Zuſammenhang von Männerliebe und Eros-Dienſt finden wir aber nicht bloß bei den Doriern, ſelbſt der ioniſche Stamm, die Athenienſer haben dergleichen aufzuweiſen. In Athen hatte der Gott einen Altar beim Eingange in die Academie, und allgemein betrachtete man ihn als den Befreier der Stadt von der Herrſchaft der Piſiſtratiden, da ein Freundſchaftsverhältniß bei der bekannten That des Harmodius und Ariſtogiton — ſie ſchafften den einen Sohn des Piſiſtratus aus dem Wege — eine der Haupturſachen davon war.

Offenbar iſt es dieſelbe Beziehung auf wechſelſeitige Zuneigung von jungen Männern oder Knaben zu einander oder von ältern Perſonen männlichen Geſchlechts zu jüngern gleicher Art, aus welcher Tapferkeit, Begeiſterung, Aufmunterung, Hülfleiſtung zum Siege im Kampfe hervorgehen ſollte, wenn Eros in Gymnaſien verehrt wurde. So hatte er, wie wir oben ſahen, bei der Academie in Athen einen Altar; in Samos weihte man ihm, als ein neues Gymnaſium errichtet wurde, daſſelbe und feierte ihm ein Feſt, Eleutheria, deſſen Bedeutung jedoch unbekannt. Aus gleichem Grunde ſtand des Gottes Bild auch in mehreren andern Ringſchulen und gerade neben den Hauptgöttern des Ringkampfes, neben Hermes und Herakles.

Der Naturgott war demnach zugleich ein ſittlicher Gott, ſo wie in jener Liebe Sinnlichkeit und Sittlichkeit gepaart, die erſte durch die letzte geweihet und geheiligt war.

Das blieb nun freilich nicht ſo im Laufe der Zeit. Als ſittliche Entartung und in der Religion Frivolität über die Griechen kam, da ward auch jenes Liebesverhältniß anrüchig, und gewiß verlor damit auch der Erosdienſt viel von ſeiner eigenthümlichen Reinheit. Schon Solon mußte durch Geſetze dem Laſter Einhalt thun, und zu Ariſtophanes Zeiten ſcheinen ſelbſt dieſe Geſetze wenig Kraft gehabt zu haben. Eben ſo geſchah es bei den Doriern. Zu Plato's Zeiten war meiſt die alte gute Sitte dahin. Nur Einzelnes taucht noch hin

und wieder auf und beweiſt, daß die Beſſern im Volk denn doch immer der Sache eine ehrende Achtung erhielten.

Aber aus jenem inviduellen Weſen des Eros war mittler Weile ein ganz allgemeines geworden: aus dem Gotte der Liebe zwiſchen Männern und jungen Leuten ein Gott der Liebe überhaupt.

In dieſer Beziehung ſind die Vorſtellungen von ihm faſt durchgängig dieſelben wie von der Aphrodite Es wird dabei dem, welcher bedenkt, wie local die verſchiedenen Culte in Griechenland anfänglich geweſen ſind, nicht auffallen, daß zwei Gottheiten für Eine und dieſelbe Sache exiſtirt haben bei Einem Volke. Von jener Eigenſchaft leſen wir indeſſen nichts bei Homer und Heſiodus. Dieß darf uns nicht kümmern: der Stoff epiſcher und ſolcher Gedichte, wie Heſiod gegeben, konnte eben die Verfaſſer nicht viel darauf bringen. Dagegen verdankt der Gott die Aufnahme und Behandlung dieſer Idee ganz beſonders, und dieß aus ſehr begreiflichen Gründen, den nachmaligen Lyrikern, Elegikern, Epigrammatiſten. »Dieſe ſind es, die ſeiner noch heutiges Tages am meiſten gedenken, dieſe, die in dem Bezirke, den ſie durchlaufen, ihm nothwendig am häufigſten begegnen müſſen, dieſe, die, weil Spiel und Scherz ihr liebſter Geſang iſt, ſeines Beiſtandes am wenigſten entrathen können.« Und jene Dichter des Alterthums ſind hierbei mit außerordentlicher Lebendigkeit und Fruchtbarkeit ihrer Phantaſie zu Werke gegangen: ſie haben ſich, möchte man ſagen, überboten, um das Weſen des ſchalkhaften Knaben ſo recht zu veranſchaulichen. Freilich die urſprüngliche Vorſtellung von ihm war, wie wir ſchon oben bemerkten, zuverläſſig nicht die eines Knaben, ſondern die eines jungen Menſchen von entwickelter Schönheit, der ſo recht friſch und jugendlich zu heftiger Liebe reizt. Jenes Bild verdankt er erſt der ſpielenden Idee ſpäterer Dichter von dem Liebesgetändel der Liebenden.

Nach den Zeichnungen jener Dichter wirkte er nun alles, was die Liebe bewirkt in menſchlichen Herzen: er iſt Urheber jeglicher Leidenſchaft und jeglicher Stimmung, in welche das Gemüth durch jenen Affect verſetzt wird. Er iſt der Allgewaltige, Siegreiche, Allbezwingende, deſſen unüberwindlicher Liſt und Schlauheit Keiner zu entrinnen vermag weder unter den Menſchen, noch unter den Göttern, und unter den letztern weder die der Oberwelt, noch die der Unterwelt, noch die im feuchten Element, im Waſſer. Er zerbricht die Blitze des Zeus, entwaffnet den gewaltigen Herakles; ſelbſt Aphrodite, ſeine eigene Mutter, muß ſeine Einwirkung erfahren. Auch das Thierreich beugt ſich ſeiner Macht: Tiger und Löwen bändigt er, und mit den Ungeheuern der See ſpielt er nach ſeinem Belieben. Auf dieſe Allgewalt beziehen ſich eine Menge Symbole: Pfeile, denen Niemand entgehen kann, trägt er im goldenen Köcher; die einen erzeugen Liebe: ſie ſind von Gold und ſcharf; die andern verhindern die Liebe und ſind von Blei und ſtumpf. Um die verſchiedenen Wirkungen des Affectes auszudrücken, laſſen die Dichter ihn dieſe Pfeile in Feuer, Galle, Gift, Honig tauchen, und ſie nur anzurühren, iſt ſchon höchſt gefährlich. Auch werden ihm Fackeln beigelegt, von ſolcher Gluth, daß

ſie ſelbſt den Sonnengott entzünden. Alles Herbe, was unerwiederte Liebe bringt, alle Liſten und Tücken, welche irgend der Liebende erfährt, werden ihm zugeſchrieben, und dann heißt er ungerecht, hartherzig, grauſam, von einer Löwin geſäugt, oder Einer, deſſen Wiege der rauhe Fels geweſen. Trauen kann man ihm nicht, er mag freundlich ſein oder weinen, er mag lächeln oder trauern, er mag küſſen und ſchöne Worte machen — hinter Allem birgt er Liſt und Verrath; es freuet ihn ſogar, Qual und Leid zu ſchaffen. Da die Liebe oft blind iſt in ihrer Wahl, ſo gibt man ihm wohl auch eine Binde um die Augen. Die verſchiedenen Situationen, in welche ſo die Liebe bringt, bewirkt bei Dichtern der anakreontiſchen und folgenden Zeit, daß man mehrere Eros annahm, ſeit Simonides ſchon.

Weil er in dem Allem der Aphrodite durch und durch ähnelte, ſo heißt er deren Sohn und iſt meiſtens nicht Erreger der betreffenden Leidenſchaft aus eigner Macht, ſondern er ſteht in Dienſten ſeiner Mutter, von welcher er auch ſeine Gewalt bekommen. Er iſt nur ihr Werkzeug; durch ihn facht ſie Liebe an. Ohne die Aphrodite gibt es keinen Eros. So eng verbunden dachte man ſich nun das Weſen der beiden, dem Begriffe nach einander angehörigen Gottheiten. Es iſt aber die Urania, welcher er vorzugsweiſe dient; die Liebe, welcher Eros vornehmlich Vorſchub leiſtet, iſt eine ſittliche, erlaubte. Von ſolcher reinen Liebe heißt er ebenfalls, wie ſeine Mutter, der Himmliſche (*οὐράνιος*). Nach orphiſcher Lehre entfernt er ſogar fremde und unreine Triebe von den Eingeweihten. Indem er das Werkzeug der Kypris, ihre rechte Hand iſt, vollbringt ſie Alles, was ſie vollbringt, nur durch ihn. So erregt er denn nicht allein Leidenſchaften, ſondern auf ihr Geheiß beſchwichtigt er auch wieder die Unruhe der Seelen. Er ſtört das Lebensglück und weiß es zu begründen. Inſofern war er den Dichtern ein willkommener Freund und Vermittler. Er heißt Urheber von allen berühmten Liebesgeſchichten der alten Welt: von Aphrodite und Adonis, von Hero und Leander, von Akontius und Cydippe, Pyramus und Thisbe u. ſ. w.

Aber wie Aphrodite's Wirkſamkeit beſonders auch in das eheliche Leben hinüberſpielte, ſo nicht minder die des Eros, indeſſen nur inſofern die Liebe das Band der Ehe knüpft und erhält. Er ſchmückt die Braut am Hochzeittage, entkleidet ſie am Abend, löſt ihr Gürtel und Sandalen. Einen ſchönen ernſten Sinn hatte es, wenn zu Thespiä Eheleute, zwiſchen denen Streitigkeiten vorgefallen waren, an den Erotidien dem Gotte Opfer darbrachten und ihn baten um Beilegung des Zwiſtes. Ein Zeugniß mehr von der urſprünglichen Würde und wohlthätigen Wirkſamkeit des Eros-Dienſtes! So ward auch der Gott auf goldenen Schalen abgebildet, welche zu Hochzeitgeſchenken beſtimmt waren (Ptolem. hist. 6.).

Wie ſeine Mutter iſt auch Eros der Repräſentant der Schönheit von menſchlichen Weſen ſeiner Gattung und ſeines Alters geworden: ſtets jugendlich ſchön, kindlich und im Beſitz einer holden ſchelmiſchen Naivetät und Unſchuld; er iſt, ſchon nach Heſiodus, der ſchönſte der unſterblichen Götter, zur (männlichen) Gottheit der Freude und des

Frühlings und der Blumen geworden, wird mit den Kränzen der Horen geſchmückt (zur Steigerung ſeiner Schönheit), iſt darum auch Gott der (ſchönen) Gärten, Haine, Fluren. Er tritt in ſolcher Beziehung in daſſelbe Verhältniß zu den Grazien wie Aphrodite. Und ſo läßt es ſich erklären, wie zu Elis, im Tempel der Chariten, dieſe Göttinnen das Bild des Eros zur Rechten auf demſelben Fußgeſtell hatten. Als Gott der Freude ward er auch wohl zuſammengeſtellt mit Dionyſos, und gemeinſchaftlich mit den Muſen namentlich von den Thespiern verehrt.

Heilig war dem Eros als ſolchem Gott, wie wir ihn im Obigen dargeſtellt, theils die Roſe (als Blume der Schönheit), der Seepolyp (wegen ſeiner Fruchtbarkeit), der Haſe, der Hahn, der Bock (auf Kunſtwerken) in gleicher Beziehung, bei welchem letztern freilich das unedle, ſpätere Element des Weſens des Gottes hervortritt.

Eros hat als das Ideal eines Knaben von jugendlicher Schönheit das Glück erfahren, ebenfalls von den größten Künſtlern des Alterthums dargeſtellt zu werden. Theſpiä hat drei derartige Bildwerke von den berühmteſten Meiſtern beſeſſen, nehmlich eines von Praxiteles aus penteliſchem Marmor mit vergoldeten Flügeln, ein Geſchenk ſeiner Geliebten, Phryne, ein Kunſtwerk, das ordentliche Wallfahrten wegen ſeiner Schönheit veranlaßte, eines aus Erz von Lyſippus, und zu den Zeiten des Pauſanias, als Nero das erſt genannte Kunſtwerk nach Rom genommen hatte, eines von dem Athenienſer Menodorus, eine Nachbildung des geraubten. In Megara war ſeine Bildſäule von Skopas. Zu Parium am Helleſpont befand ſich ebenfalls ein Eros von Praxiteles. Endlich war einer im Heiligthume des Hejus in Meſſana, dem theſpiſchen ähnlich. Den gemalten im Tholos zu Epidaurus hatte Pauſanias gemalt, und zwar ganz eigenthümlich, wie er Bogen und Pfeile weggeworfen und ſtatt ihrer die Lyra hatte, alſo nicht quälend und Bitterkeiten verurſachend, ſondern in milderer, ſanfterer Natur. Zu Aegira in Achaja ſtand in einem öffentlichen Gebäude das Bild der Tyche (Glücksgöttin) mit dem Amalthea-Horn (dem Symbol des Segens) und daneben ein geflügelter Eros, wodurch das Glück und der Segen ausgedrückt werden ſollte, der aus wahrer Liebe (zwiſchen Eheleuten?) entſteht.

Hier war Eros als ein Knabe von entwickelter Schönheit und von ſanfter Anmuth der Geberde dargeſtellt, und dieſe Weiſe herrſcht auch durchaus in den einzelnen noch vorhandenen Standbildern vor. Die jüngere Kunſt hielt ſich an die tändelnde Poeſie ſpäterer Anakreontiker und an die Scherze der Epigrammatiſten. Zu dem Ende zog ſie die Kindesgeſtalt vor.

»Als ein unentwickelter, ſchlanker Knabe voll Munterkeit und Beweglichkeit zeigt er ſich in den Nachahmungen eines ausgezeichneten Originals eifrig bemüht, die Sehne an den Bogen zu fügen. In ähnlicher Figur kommt er auf Vaſengemälden überall zur Bezeichnung des Liebesverhältniſſes vor. In blühender aber nie unangenehm weichgeformter Kindergeſtalt ſieht man Eros, und häufiger Eroten, in zahlloſen Reliefs und Gemmen die Inſignien aller Götter

fortſchleppen, zerbrechen, die wildeſten Thiere ſchmeichelnd bezwingen und zu Reit- und Zugthieren machen, unter Seeungeheuern keck und muthwillig umherſchwärmen und alle möglichen Geſchäfte der Menſchen ſcherzend nachahmen, wobei die Kunſt am Ende ganz in ein Spiel ausartet und alle Bedeutung völlig aufgibt: eine unüberſehliche Zahl von Bildwerken, welche dadurch noch vermehrt wird, daß auch wirkliche Kinder gern als Eroten dargeſtellt werden.« Viel Sinniges und Artiges bieten in Betreff dieſes Gottes die geſchnittenen Steine dar.

So weit die Religion des Eros als phyſiſcher und moraliſcher Gott, wie ſie im Volksglauben gelebt hat. Neben derſelben hat ſich frühzeitig eine kosmogoniſche Seite geltend gemacht, welche aber, ſo ſcheint es, nie in das Volk gedrungen iſt, ſondern nur in philoſophiſchen Köpfen gelebt und durch die Literatur ſich fortgepflanzt hat. Liebe iſt, ſo ſchloß man, die Bedingung des Entſtehens und des Daſeins lebendiger organiſcher Weſen. Dieſelbe Kraft muß es geweſen ſein, welche auch die unorganiſchen gebildet hat. Hier iſt auch Liebe, d. h. chemiſche Wahlanziehung, welche die einzelnen Körper vereinigt und zu neuen Productionen umgeſtaltet hat. Ja! man wandte dieſe Idee kühner Weiſe auf das Weltall an, und ſprach: Eros hat helfen die Welt erbauen; durch ſein Hinzutreten iſt ſie das geworden, was ſie iſt. In der That ein großer, ein ſchöner Gedanke, welcher richtig gefaßt ganz richtig iſt; denn durch Vereinigung, Kryſtalliſation u. ſ. w. der einzelnen Theile iſt allerdings unſere Erde gebildet und ſo gewiß auch die übrigen Weltkörper. Und ſonderbar! dieſer hohe Gedanke findet ſich ſchon bei Heſiod. Der Dichter ſingt: »Im Anfang« (der Welt) »war ein Chaos« (eine Maſſe ohne Form und aus allerlei Atomen gemiſcht, welches ſich der Dichter aber als ein ſich ſelbſt Beſtimmendes und Selbſtzeugendes denkt; denn er ſieht darin die dunkle Urquelle alles Lebens). »Darauf aber wurden« (natürlich aus dem Chaos) »die Erde mit der breiten feſten Bruſt« (weiten feſten Oberfläche), »der feſte Boden, worauf Alles gegründet iſt, und Tartara« (die innere dunkle Kehrſeite) »in der Tiefe der Erde und zugleich Eros.« Wir ſetzen die ſchönen erklärenden Worte Otfried Müller's hierher: »Die Erde, die Mutter alles Lebendigen nach der Vorſtellung der Griechen und vieler Morgenländer, wird gedacht ſich aus dunkler Tiefe erhebend; ihre Wurzeln ſind in der finſterſten Nacht; aber ihre Oberfläche iſt der Boden, worauf Licht und Leben ſich entfalten. Tartara iſt ſo zu ſagen nichts als die Nachtſeite der Erde, wodurch ſie mit dem Chaos immer verbunden bleibt. Wenn in der Erde nebſt Tartara der Stoff, der im Chaos enthalten war, zur Erſcheinung kommt, ſo iſt in Eros der lebendige Geiſt als Princip aller Fortpflanzung und Entwickelung hervorgetreten. Es iſt in der That ein großer Gedanke des theogoniſchen Dichters, den Gott der Liebe im Anfang der Dinge aus dem Chaos hervorgehen zu laſſen; aber wahrſcheinlich iſt dieſer Gedanke nicht ſein Eigenthum, ſondern wurde ſchon in alten Hymnen auf den Eros, die man zu Theſpiä ſang,

ausgesprochen. Sicherlich ist es kein zufälliges Zusammentreffen, daß diese Stadt, die vierzig Stadien von Askra (der Heimath des Hesiodus) lag, das berühmteste Heiligthum des Eros in ganz Griechenland hatte, und eben hier Hesiod derselben Gottheit eine Bedeutung und Würde verleiht, von der die homerische Poesie nichts weiß. Aber es scheint, daß der Dichter diesen Gedanken aus jenen Hymnen aufzunehmen sich begnügt hat, ohne ihn eigentlich für den weitern Gang seines Gedichts fruchtbar zu machen; denn, wenn es sich auch von selbst versteht, daß alle folgenden Vermählungen und Geburten Eros veranlasse, so würde man doch gern auch ein ausdrückliches Wort des Dichters darüber vernehmen.« So war denn also Eros schon vor Hesiod als ein bei der Entstehung der Welt und sodann bei dem Erzeugtwerden der Götter thätiges Princip gefunden und angenommen worden; er war der harmonische Ordner der Dinge und der Grund alles Erzeugens. Vermöge des Liebestriebes, der in der Welt obwaltet, selbst in den unorganischen Körpern, ist Alles so geworden, wie es da ist.

Diese kosmogonische Idee blickt auch noch bei andern Dichtern hervor. Sappho läßt z. B. den Eros von dem Himmel und der Erde abstammen, Ibykus dagegen aus dem Chaos entstehen. Ganz besonders aber hat dieselbe den Philosophen (Physikern) gefallen und bei der ideellen Reconstruction der Welt jeder sie nach seiner Weise benutzt. Parmenides nannte den Eros als den ersten aller Götter; Pherecydes dichtet, wie Zeus sich in den Liebesgott (Eros) verwandelt, da er die Welt aus dem Urstoff, welchen Chronos (die Zeit) und Chthonia (die Urerde) geschaffen, in schöner Ordnung bilden wollte.

Die Vorstellung von Eros als kosmogonischem Wesen ist besonders von den Orphikern mehr ausgebildet worden. »Das Weltei,« sagten sie, »in dem die materielle Fülle des Chaos war, wurde befruchtet durch die Winde, den bewegten Aether. Da tritt mit goldglänzenden Fittigen Eros daraus hervor.« Sie nannten denselben auch Metis als den Weltgeist; der Name Phanes kam erst bei spätern Orphikern in Umlauf. Sie faßten diesen Eros-Phanes als ein phantastisches Wesen, in dem die ganze Welt noch in organischer Einheit, wie Glieder eines Körpers, zusammen gewesen sei. Aus ihm entwickelt sich dann eine Genealogie von Göttern, ähnlich der hesiodeischen. Bei spätern ist Eros geradezu der Werkmeister des Weltalls. So faßt ihn auch Aristoteles. Auf ganz eigenthümliche Weise philosophirt Plato über ihn im Symposium, aber mehr phantasiereich und dichtend denn reflectirend und constatirend. Aus späterer Zeit ist noch das berühmte Mährchen oder vielmehr die philosophische Parabel von Eros (Amor) und Psyche (der menschlichen Seele im Allgemeinen) zu bemerken, das den Sinn enthält: die Seele des Menschen werde allmählich durch den Eros (die reine himmlische Liebe) für die Unsterblichkeit von den irdischen Schwachheiten und von allem Niederen durch Leiden und Dulden gereinigt, bis sie zu ihrer Verklärung gelange. Der Fabel liegt deutlich die orphische Idee zum Grunde, daß der menschliche Leib ein Kerker für die

Seele ſei, daß die Seele in der Erinnerung an ein glückſeliges Zuſammenſein mit Eros in frühern Aeonen, aber verſtoßen von ihm und voll fruchtloſer Sehnſucht, ihr Leben hier auf Erden hinbringe, bis der Tod beide wieder mit einander vereinige. Die anſprechende Lieblichkeit der Erzählung hat bewirkt, daß ſie oft von bildenden Künſtlern dargeſtellt worden. Aber die deßfallſigen Kunſtwerke ſcheinen die Fabel in ihren Grundzügen noch urſprünglicher und ſinnvoller zu geben, als es die Erzählung bei Appulejus thut, wie ihnen denn auch ſonſt nicht die Idee eines die Seele zu höherer Seligkeit emporziehenden, durch Leben und Tod geleitenden Eros fremd iſt. Eros erſcheint da in höchſter phyſiſcher Potenz, zu welcher ſich die Griechen im frühern Alterthume noch nicht erhoben haben.

Was man hinſichtlich der Abkunft des Eros gedichtet, iſt zum Theil ſchon bei den betreffenden Abſchnitten erwähnt worden; hier wollen wir zur Ergänzung deſſelben noch Folgendes beibringen: Ein bloßer philoſophiſcher Einfall ohne weitern tiefern Sinn gibt ihn für einen Sohn des Poros (Segens) und der Penia (Armuth) aus, der am Geburtsfeſte der Aphrodite erzeugt worden. Bei Andern iſt Zeus ſein Vater (von der Aphrodite), oder es heißt, er habe gar keinen Vater und nur eine Mutter (die Aphrodite), oder ſeine Aeltern wären nicht bekannt, womit man wohl ſagen wollte, man wiſſe nicht, woher eigentlich die Liebe ſtamme. Da Ares als der Buhle der Aphrodite galt, ſo nannten Manche dieſen ſeinen Vater oder auch den Hermes (als Gott der Fruchtbarkeit). Von dem alten lyciſchen Sänger Olen ſollte er ein Sohn der Eileithyia genannt worden ſein (der Göttin der Geburten), was eben ſo froſtig iſt, als wenn er von Andern für einen Sohn des Hermes und der Artemis (Geburtsgöttin) ausgegeben wird. Endlich heißt er bei einigen ſpätern Schriftſtellern Sohn des Zephyrus (Weſtes) und der Iris (Regenbogengöttin), worin wohl der Sinn liegt: der Segen, die Blüthe der Natur rühre her vom Wehen des lauen Windes und des Regens. Somit wäre Eros hier in anderer als der gewöhnlichen Bedeutung genommen.

Gruppirt wurde Eros zuſammen, außer mit der Aphrodite, den Chariten und Muſen, theils mit dem Scherze, der Sehnſucht (Himeros), dem zärtlichen Verlangen (Pothos), der Peitho (Schmeichelrede), der Tyche (Glücksgöttin), dem Dionyſos.

Bei den Römern fand er in Amor ein ähnliches Gebilde.

---

3. Anteros.

Anteros heißt die Gegenliebe. Weil man einen Eros hatte, dichtete man dieſen Gott der Liebeserwiederung hinzu und machte ihn zum Bruder des erſtern und zum Sohne des Ares und der Aphro-

dite. Folgender naive Mythos ſollte die Urſache ſeiner Geburt auseinanderſetzen: Eros als Kind wollte nicht gedeihen. Da fragte die Mutter bei der Themis (Orakelgöttin) um Rath und erhielt den Beſcheid, ſie ſolle noch einen Knaben zum Geſpielen für den erſtern gebären. Da ward denn Anteros geboren, und als nun Eros ihn zum Geſpielen hatte, wurde der froh und heiter (Liebe ohne Gegenliebe iſt traurig).

Anteros ward verehrt zu Athen als wirklicher Gott. Eine Legende berichtet eine ziemlich unwahre Geſchichte, wodurch dieſer Cultus ſollte veranlaßt worden ſein. Zu Elis befand ſich im Gymnaſium nebſt dem Altare des Herakles (des Kampfgottes) auch einer des Eros und Anteros zur Mahnung an die Jugend, ſich gegenſeitig zu lieben. Und auf einer Tänie (Opferbinde) des Herakles, nach welcher die Kämpferbinden gefertigt wurden, war daſelbſt Eros abgebildet mit einem Palmenzweig (Zeichen des Sieges), den ihm Anteros zu entreißen ſtrebte, worin doch wohl nur der Sinn liegen kann: Liebe und Gegenliebe ſucht einander die Palme des Sieges (in der Liebe) zu entreißen. Eine Darſtellung, die ſpäter oft wiederholt iſt und auf noch vorhandenen Kunſtwerken erſcheint, auch ſo, daß eine oder zwei Niken dabei ſind.

Während Eros goldlockig, wurde Anteros ſchwarzlockig gemalt, um den Gegenſatz zu bezeichnen.

4. Himeros und Pothos.

Himeros (von ἵημι) iſt als Appellativum die liebende Sehnſucht nach dem geliebten Gegenſtande; hier betrachten wir ihn als Gott dieſer Leidenſchaft. Eine ganz ſichere Spur von der Göttlichkeit dieſes Weſens finden wir zwar nicht; es mag ſcheinen, als ob ſolche nur auf den Vor- und Darſtellungen der Dichter und der bildenden Künſtler beruht, nicht im Volksglauben exiſtirt habe. Jene haben ihn mehrfach benutzt, aber nur zu Zuſammenſtellungen mit andern Göttern. Homer ſingt ſchon allegoriſirend, Himeros ſei unter den Zauberreizen am Gürtel der Aphrodite vorhanden geweſen nebſt »der ſchmachtenden Liebe und dem Getändel und der ſchmeichelnden Bitte, die oft auch den Weiſen bethört.« Heſiod gruppirt ihn paſſend mit Aphrodite zuſammen, ſo daß er dichtet: derſelbe wäre ihr gefolgt, als ſie geboren worden und zum erſten Male in den Kreis der Götter eingetreten ſei. Auch nennt er ihn »den Schönen.« Ein ander Mal ſingt er wieder — wofern die Stelle ächt iſt — Himeros wohne im Olymp unfern den Muſen (den Göttinnen des liebende Sehnſucht erweckenden Geſanges) und den Chariten (den Göttinnen des Liebreizes). Bei Pindar erſcheint er ganz als der Liebesgott ſelbſt. Lucian nennt ihn einen Sohn der Aphrodite. Als

Bildsäule, ein Werk des berühmten Skopas, stand er in Megara mit Eros und Pothos und der Peitho im Tempel der Aphrodite. Eine schöne sinnige Zusammenstellung! Auf einem Vasengemälde über das Meer fliegend, und dann wieder in bacchischer Umgebung, mit einem Kranze, ist er noch heute zu sehen.

Mit dem Pothos (dem sehnsüchtigen Verlangen) verhält es sich gleicher Weise. Selbstständig und für sich allein kommt er eben so wenig vor, außer auf einem noch vorhandenen Kunstwerke, sinnreich als Flötenbläser.

Bei Dichtern werden, wie mehrere Eroten, so mehrere Pothoi genannt.

---

6. Peitho.

Die Peitho (von πείθω ich suche oder vermag zu überreden) ist die Göttin — sie ward eine Göttin, weil das appellative Wort πειθώ femininen Geschlechtes war — der Ueberredungskunst. Die große unwiderstehliche Macht derselben wurde von den Griechen erkannt und so einer Göttin zum Wirkungskreise angewiesen. Daß sie wirklich verehrt worden ist, lehren viele Stellen der Alten.

Man muß bei Darstellung dieser Göttin mehrere Unterschiede machen. Erstens erwähnt Hesiodus einer Peitho unter den Töchtern der Tethys und des Oceanus (Theog. 349.). Es hat aber selbst dem neuesten Forscher (Schömann) nicht gelingen wollen, dieselbe mit der Vorstellung von der andern in Einklang zu bringen, sie aus einer Fluß- oder Meergöttin zur eigentlichen Göttin der Ueberredung zu deuten.

Sodann ist unter der Peitho nicht selten zu verstehen die Göttin der Kunst, die Menge in öffentlichen Vorträgen zu überreden. So heißt es vom Dichter Eupolis, er habe gesungen: auf den Lippen des Pericles habe die Göttin Peitho gethront. Was heißt das anders, als daß der große Mann verstanden, das Volk durch seine Beredsamkeit zu leiten? Eben so erzählt Herodot, als Themistocles nach der Schlacht bei Salamis mit der Flotte nach Andros gekommen sei und von den dortigen Einwohnern vergeblich eine Brandschatzung gefordert habe, hätte er ihnen sagen lassen, die Athener wären gekommen in Begleitung der zwei mächtigen Göttinnen, der Peitho und der Anagke (des Zwanges); sie möchten nur zahlen. In beiden Fällen wird sie bestimmt eine Göttin genannt, obwohl sie sonst bloß für eine Personification der Fertigkeit im Sprechen gelten könnte.

Einen besondern Grund hatte ihre Verehrung in Sicyon. Hier besaß die Peitho einen besondern Tempel auf der Burg, und alljährlich gingen sieben Knaben (und sieben Mädchen) am Feste des

Apollo zum Fluſſe Sythas bei der Stadt, trugen dann die Bildſäulen des Apollo und der Artemis, aus deren Tempeln auf dem Markte nach dem Tempel der Peitho auf der Burg und dann wieder zurück. Dieſe Feierlichkeit verdankt ihren Urſprung einer localen Veranlaſſung. Es herrſchte nehmlich einſtens eine große Peſt in und um Sicyon. Die Wahrſager verkündeten, ſie könne nicht entfernt werden, wofern Apollo und Artemis, die Götter der Peſt, nicht geſühnt würden. Zu dem Ende wurden ſieben Knaben und eben ſo viele Mädchen im Anzuge demüthig Flehender an den Fluß Sythas geſandt, durch deren Bitten die Götter veranlaßt, überredet worden wären, auf die Burg von Sicyon zu kommen, d. h. die Peſt habe aufgehört. An dem Platze aber, wo man dachte, daß ſie zuerſt hingekommen wären, baute man der Peitho, als welche das bewirkt hätte, einen Tempel. Die Legende wußte ſpäter Manches hinzuzufügen: ſie knüpfte das Ganze an die delphiſche Sage von der Tödtung des Pytho und erzählte: nach dieſer That wären Apollo und Artemis nach Aegialea (dem nördlichen Küſtenland des Peloponnes) gekommen, um ſich, nach Sitte des Alterthumes, vom Morde ſühnen zu laſſen; es ſei aber daſelbſt an einem, Phobos (Schrecken) genannten, Orte ein Schrecken über ſie gekommen und deßhalb hätten ſie ſich nach Creta zum Karmanor (einem im Alterthume bekannten Sühner) gewandt. Allein die Aegialeer (Sicyonier) habe eine Seuche betroffen, und da hätten denn die Seher den obigen Ausſpruch gethan und die Sache ſei ſo vermittelt worden, wie oben angegeben iſt. Hier war alſo frommer Aberglaube die Urſache der Verehrung der Peitho: ſie wäre gleichſam die Vermittlerin zwiſchen den Menſchen und den betreffenden Göttern geweſen. Noch im römiſchen Zeitalter zur Zeit des Schriftſtellers Pauſanias, feierte man dieſes Feſt. Und wenn es auch eigentlich nicht hier in den erotiſchen Götterkreis gehört, ſo bekundet es doch die Gottheit und die göttliche Verehrung der Peitho im griechiſchen Alterthume.

Die Peitho war aber auch die perſonificirte und zur Göttin erhobene Schmeichelrede, welche vermag Liebe anzufachen, ſelbſt zu Liebe zu bethören. Als ſolche kommt ſie ſchon bei Heſiodus vor; dieſer dichtete, ſie wäre nebſt den Grazien beſchäftigt geweſen, die Pandora, welche durch ihre Schönheit die Menſchen berücken ſollte, mit goldenen Ketten zu ſchmücken, d. h. ſie ſo auszuſtaffiren, daß ſie vermochte die Menſchen zu bethören. Inſofern war es auch ein ganz paſſender Gedanke des Dichters Hermeſianar u. a. ſpäterer, die Peitho ſelbſt zu einer der Grazien zu machen, da ja die Anmuth überredend, berückend iſt. In ſolcher Eigenſchaft war aber die Peitho insbeſondere mit der Aphrodite vereint, theils in der Vorſtellung, theils auf Kunſtwerken. So ſtand eine Bildſäule derſelben in Megara im Tempel der Aphrodite (neben denen des Himeros, Pothos, Eros und neben der Göttin des Zuredens [Paregoros]), desgleichen in Athen auf dem alten Markte, und zwar noch zu Pauſanias' Zeiten, und die Bildſäulen waren neu und rührten von nicht unberühmten Künſtlern her. Doch war man über die Bedeutung der Göttin

zweifelhaft. Die Aphrodite hatte hier nehmlich den Beinamen πάνδημος, welchen Einige bekanntlich (vergl. oben) für die Göttin der gemein-sinnlichen Liebe, Andere für die der alle Demen des Landes vereinigenden Liebe erklärt haben. Im ersteren Sinne paßte dann die Peitho unmittelbar hierher; im letztern müßte sie gefaßt werden als politische Göttin: die die Landgemeinden zu einer städtischen Bürgerschaft vereinigt und zu gemischter Liebe und Ehe veranlaßt hätte; darum erzählte die Legende, Theseus (das personificirte Gesetzgeben und Ordnen der Staatsverhältnisse) hätte diesen doppelten Cultus eingeführt, damals eben, als er die verschiedenen Landgemeinden in Attika in die einzige städtische Gemeinde Athen zusammengezogen habe. Andere wollten ja aber wissen oder vermutheten vielmehr, Solon habe erst das Heiligthum errichtet. Es ist nur zu wahrscheinlich, daß die erstere Meinung und Erklärung die richtigere ist. Auch in Corinth war's ähnlich (Otfr. Müller's Dor. I. S. 405). Darum gesellt Plutarch die Peitho den Ehegöttern (Zeus, Hera, Aphrodite, Artemis) als selbfünfte und Phurnutus sie nebst den Grazien und dem Hermes (als dem Gott der Beredung) der Aphrodite zu. Nach späterer Mythologie sollte sie auch die Mutter der Iynx (der Liebeszauberin) sein.

Bei jener Verwandtschaft der Vorstellungen von der Peitho, namentlich mit der Artemis, ist es nicht zu verwundern, wenn diese Göttin sogar unter dem Beinamen Peitho verehrt worden ist: nehmlich zu Argos. Der Mythos suchte später die Veranlassung zu solcher Verehrung in dem Schicksale des Danaus und dessen Töchter; eigentlich aber und ursprünglich bezog sie sich gleichfalls auf das Erotische, weil ja auch die Aphrodite mit in dem Mythos eine Rolle spielt.

Wie Pindar singt, gehe sie als Dienerin der Aphrodite zur Seite, mit Geißel und Schlüsseln in der Hand, die spröden Herzen, selbst mit Gewalt, zu eröffnen. Von einem schönen Mädchen mit bezaubernder Rede, heißt es bei einem andern Schriftsteller, die Peitho habe auf ihren Lippen gethront, und, umgürtet mit dem Gürtel der Aphrodite, hätte sie die Kypris mit allen Chariten bei sich aufgenommen.

Euripides (fragm. Androm.) nimmt der Peitho alle Göttlichkeit, indem er sagt, es gäbe keinen andern Tempel derselben als die Rede, und ihr Altar befände sich in der Menschennatur.

Bei den Römern fand man ihres Gleichen in der Suada oder Suadela.

---

7. Hymen oder Hymenäus.

Hymen war den alten Griechen erstens das physische Zeichen der Jungfräulichkeit, dann die Jungfräulichkeit selbst, welche in der Ehe und durch die Ehe verloren gehen muß, wenn der Zweck derselben erreicht werden soll. Dieser Zweck wurde aber von dem Hel-

lenen gar wohl erkannt in aller seiner Wichtigkeit. Darum sahe man in jener Aufopferung etwas Höheres, eine göttliche Veranstaltung und gab die Sache einer besondern Gottheit zum Kreise ihrer Wirksamkeit: man machte aus dem Worte (männlichen Geschlechtes) Hymen einen Gott und rief ihn an in einem hochzeitlichen Liede, welches gesungen ward, wenn die Braut am Abende bei Fackelschein in das Haus des Bräutigams solenniter geführt wurde. Dadurch wurde Hymen oder, wie er auch hieß, Hymenäus (sc. θεός), auch zur Gottheit des Brautgesanges, der gleichfalls Hymenäus (sc. ὑμνός) genannt wurde.

Die älteste Spur dieses Gottes findet sich in den Fragmenten der Dichterin Sappho, an deren Brautlager ein späterer Dichter deßhalb den Hymen Hymenäus — hier also der eine Ausdruck den andern ergänzend — »mit helleuchtender Fackel« gestellt hat. Bei Euripides und Aristophanes erscheint der Gott als gewiß. Spätere Dichter haben mit einer gewissen Fülle dem Gegenstande ihre Phantasie und ihre Darstellungskunst zugewandt. Man findet ihn geschildert als einen geflügelten, verschieden bekränzten, wunderschönen Knaben (von mädchenhafter Schönheit), größer und ernster als der häufig mit ihm verbundene Eros, mit einer Brautfackel und einem (Braut-) Schleier in den Händen, an den Füßen safrangelbe Socken oder ihn ganz in ein Kleid dieser Farbe gehüllt, wodurch er als ein festlicher Gott dargestellt wird; denn das Alterthum liebte das Hochgelbe bei festlichen Anzügen zu festlicher Freude. So phantasiereich und zugleich so angemessen der Sache wußte der Grieche wieder hier das von ihm erschaffene Wesen auszustatten zu einer in ihrer Art idealen Gestalt!

Eben so wunderlieblich sind mehrere mythische Dichtungen über den Gott. Weil mit der Hochzeit unmittelbar die Jungfräulichkeit erlischt, so machte ihn eine Legende zu einem sterblichen Jünglinge, der in der Blüthe seiner Jahre am eignen Hochzeitstage sein letztes Lied singt, um dann von der Muse, seiner Mutter, zu Grabe getragen zu werden. In gleichem Sinne drückte man in sehnsuchtsvollen Gesängen an Hochzeitstagen seine Trauer aus um den entschwundenen oder entschwindenden Jüngling, von welchem man nun dichtete, er wäre einst nach eigener kaum vollzogener Ehe plötzlich verschwunden oder unter Trümmern begraben worden. Nach anderer ähnlicher Dichtung war er ein ausgezeichnet schöner Jüngling, welcher vor der Zeit dahinstarb, weßwegen man seiner an Hochzeitfeiern gedenke; oder der bei der Vermählung des Dionysos mit der Ariadne durch Singen des Brautliedes um seine Stimme gekommen wäre. Noch ein andrer Dichter läßt ihn, den im Gesange Erfahrenen, seinen Geist aushauchen, als derselbe die Hochzeit des Dionysos und der Althäa durch heilige Lieder verherrlicht habe.

Aus diesem Grunde machte man ihn, den dionysischen Sänger, zum Sohne des Dionysos von der Aphrodite. Sonst dichtete ihn eine (argivische) Sage zum Sohne des Argos (des personificirten Landes) und der Perimele (Gesangreichen), oder gab ihm zur Mut-

ter entweder eine der Musen überhaupt oder speciell theils die Urania, theils die Calliope, theils die Terpsichore. Selbst Apoll sollte nach Andern sein Vater sein, während noch Andere ihn nur zu einem gewesenen Liebling des Gottes des Gesanges oder des Thamyris (eines im höchsten Alterthume berühmten Sängers) oder auch des Hesperus (des Abendsternes, weil der Hymenäus bei dessen Lichte gesungen ward) machten u. s. w.

Mehr bürgerlich und ziemlich prosaisch, weil pragmatisirend, sind die Legenden der Argiver und der Attiker gewesen. Die erstere nennt den Hymenäus einen wirklichen Jüngling aus Argos, der, als er zufällig an der Küste von Attika vorübergeschifft, attische Jungfrauen von pelasgischen Seeräubern — im Alterthume sprichwörtlich — befreit habe und in Folge dessen von diesen Mädchen bei ihrer Verheirathung im Brautliede zuerst angerufen worden wäre. Die zweite (attische) Legende macht ihn zu einem athenienſischen Jünglinge, von zarter, mädchenhafter Schönheit, der einst einer von ihm geliebten, aber seine Liebe nicht erwiedernden oder wegen seiner Armuth von den Aeltern ihm verweigerten Jungfrau nach Eleusis zum Demeterfeste in Mädchenkleidung gefolgt sei. Da hätten Räuber ihn, den so gekleideten, sammt den daselbst versammelten Jungfrauen entführt. Er aber habe selbige, als sie irgendwo gelandet und eingeschlafen wären, getödtet, wäre mit den Jungfrauen nach Athen zurückgekehrt und hätte unter dem Versprechen, die dort von den Aeltern schmerzlich vermißten Töchter wieder gerettet zurückzubringen, wenn man ihm seine Geliebte zum Weibe gäbe, das Mädchen erhalten. Und weil er in überaus glücklicher Ehe gelebt, riefe man ihn nun als Genius der Brautleute im bräutlichen Gesange an.

Nach orphischer Lehre wurde der zufolge jener Sagen für verblichen erklärte Hymenäus durch Asklepios, den Gott der Arzneikunde, wieder in's Leben gerufen. Ein frostiger Versuch, den, trotz jener Sagen von dem Tode des Gottes, doch noch fortbestehenden Cultus zu erklären und zu rechtfertigen.

Der aus dem Alterthume herrührenden noch vorhandenen Darstellungen des Gottes sind wenige. Besondere Bilder gibt es nur eines von ihm, die meisten in Gruppen.

---

8. Hera, die Göttin der Ehe.

Der Name ist ächt griechisch. Zuverlässig ist auch er ursprünglich appellativer Bedeutung gewesen. Er stammt nicht von ἀήρ (die Luft), auch nicht von ἔρα (die Erde) ab, sondern hat zweifelsohne seine Wurzeln im Verbo ἄρω oder eigentlich ἄρω, ich verbinde, füge zusammen, woher ἥρα oder ἥρη, wie λήθη von λάθω (λανθάνω).

Dieſe von mir ſchon früher vorgetragene Meinung iſt nicht widerlegt worden, wohl aber hin und wieder gebilligt. Und ſie empfiehlt ſich nicht bloß durch ihre Natürlichkeit, ſondern auch dadurch: a) daß die Ehe wirklich, zufolge ſehr vieler und ganz ausdrücklicher Zeugniſſe, der Mittelpunkt der Wirkſamkeit geweſen iſt, die man der Göttin beigelegt hat; b) daß ſich von da aus, als von einem individuellen Gegenſtande, der übrige Wirkungskreis der Hera leicht erklären und daran knüpfen läßt, was umgekehrt nicht der Fall iſt; denn wie will man von der Gemahlin des Zeus und der Aethergöttin, wie man ſie gewöhnlich nennt, zur Ehegöttin kommen? c) daß in den meiſten und gerade an den Hauptſtätten ihres Cultes die oben angegebene Eigenſchaft zu Tage tritt, desgleichen in den meiſten mythiſchen Dichtungen und in den Kunſtdarſtellungen von ihr; endlich d) daß die Ehe im Familien- wie im politiſchen Leben der Griechen eine ſo gewichtige Rolle geſpielt hat, wie man in den Schriften von Jacobs, Wachsmuth u. A. eines Mehreren leſen kann, daß ſie wohl konnte und mochte unter die Obhut einer beſondern Gottheit geſtellt werden. Auch iſt ja kein Volk ſo roh, daß es nicht dieſen Haupt-Wendepunkt des menſchlichen Schickſales, beſonders im weiblichen Leben, zu einem Gegenſtande religiöſer Feier gemacht hätte.

Das Wort Hera bedeutete alſo eigentlich die Verbindung, nehmlich zweier Perſonen beiderlei Geſchlechtes zu einem ehelichen Paare, die Vermählung. Und weil das Wort femininen Geſchlechtes war, ſo wurde auch die gleichnamige Gottheit eine weibliche, und darum wieder vorzugsweiſe die Ehegöttin für das weibliche Geſchlecht. Aber ſie war und blieb das nicht bloß für den Act der Hochzeit, ſondern ward auch Göttin für das Mädchen, für die zur Ehe reife Jungfrau, für die Braut, für die Mutter-Werdende, für die Matrone, ſogar für die Wittwe. Und das Alles bloß in Beziehung auf den Mann. Sie kommt darum unter den Namen vor: Παῖς Ἥρα, Παρθένος oder Παρθενία Ἥρα, Ἥρα Νυμφευομένη, Ἀφροδίτη Ἥρα, Ἥρα Τελεία, Ἥρα Χήρα. Der Mittelpunct ihres Charakters jedoch iſt der einer heirathsfähigen ſchönen Jungfrau, oder einer vollſtändigen Ehefrau mit der Tugend der Keuſchheit und Zucht, aber auch mit dem Fehler der Eiferſucht auf ihre eheliche Würde und auf den Mann.

Ihr Cult war ſehr verbreitet, einer der verbreitetſten, und bei dem weiblichen Geſchlechte vornehmlich gewiß ſehr gefeiert. Weniger hehr und heilig ſteht ſie da in den mythiſchen Dichtungen und bei den Poeten vom Fache, ſchon bei Homer: bei dieſem tritt der Charakterzug der Eiferſucht und eiferſüchtiger Rache meiſtens etwas zu grell hervor, und die Göttin erſcheint nicht ſelten als böſe Xanthippe. Die dichteriſchen Zeichnungen ſind oft nicht edel genug und ziehen den Charakter der Hera wohl ſelbſt in's Gemeine und Niedrige herab. An ſie hat man ſich alſo weniger zu halten, denn an den eigentlichen Cultus und an die Darſtellungen der bildenden Künſtler, wofern man das Weſen der Göttin richtig erfaſſen und beurtheilen will.

Zuverläſſig hat ihr Cultus auch im nördlichen Griechenlande ſeinen Urſprung genommen, aber nicht in Epirus — hier wäre ſonſt Dione nicht ſo aufgekommen — ſondern in Pierien oder im ſpätern Theſſalien, in vordoriſcher, pelasgiſcher Zeit. Denn einmal finden wir Hera-Dienſt in den Sagen der Stadt Jolcus, die bei oder bald nach der theſſaliſchen Einwanderung zu Grunde gegangen iſt, und zweitens war die Göttin ſchon vor Homer aufgenommen in den olympiſchen Götterkreis. Von hier war dann der Dienſt gewandert nach vielen Theilen von Hellas, und von da wieder hin nach vielen Colonien: in vordoriſcher Zeit bereits nach Argolis (mit den Achäern), wo ihr Heräon auch unter doriſcher Herrſchaft nichts an Anſehen verlor. Und ſo war er denn gewiß auch auf den Zwiſchenſtationen geblieben: in Böotien, auf Euböa, in Attika.

Wir folgen bei Darſtellung der einzelnen Culte der geographiſchen Eintheilung des Landes, und zwar in der Folge, wie ſie durch die Wanderungen der griechiſchen Stämme von Norden her bedingt iſt. Wir beginnen mit dem böotiſchen. Hier finden wir ihn zuerſt in Alalkomenä, von welcher Stätte die Göttin den Namen der alalkomeniſchen hatte; ſodann in Coronea. Da hatte ſie einen Tempel mit einem alten, berühmten Standbilde von Pythodor. Hera war dargeſtellt mit Sirenen auf der Hand. Ein ſchlechter Mythos ſagt: Hera habe einſtens die Sirenen zum Wettkampfe mit den Muſen beredet, wobei ihnen dieſe zur Strafe die Federn aus den Flügeln gerupft und ſich Kränze daraus gemacht hätten; darum trüge jenes Standbild die Sirenen. Der eigentliche Grund aber war, daß der Künſtler (durch dieſes Symbol des Bezauberns) habe ausdrücken wollen, wie Hera das weibliche Geſchlecht ſo auszuſtatten pflege mit körperlichen Reizen, daß ſie die Männer zur Ehe veranlaſſe. Hera war alſo hier Ehegöttin. Ein Hauptpunkt ihres Cultes in Böotien war die Stadt Platää und der Berg Cithäron. In jener Stadt war ein ſehenswerther Hera-Tempel mit dem Bilde einer Hera Teleia (hochzeitlichen) vom berühmten Praxiteles, aus Marmor, aufrecht ſtehend, daneben ein ſitzendes Bild derſelben Göttin von Callimachus, und dieſe Hera hieß die bräutliche (*νομφευομένη*). Alle ſieben Jahre feierte man der Göttin zur Ehren die kleinen Dädalen (das Standbildfeſt) und alle ſechzig die großen. Dabei ſtellte man bildlich die Vermählung des Zeus mit der Hera dar. Die Feſtfeier war höchſt merkwürdig. In dem unweit Alalkomenä ſich hinziehenden Walde ragten hoch über die übrigen Bäume ſtarke Eichen empor. Zu dieſen zogen die Platäenſer und legten gekochtes Fleiſch hin für die Vögel. Raben flogen dann wohl hinzu, werden aber immer verſcheucht, bis denn endlich einer ein Stück erwiſcht und damit fortfliegt. Nun beobachtete man genau, auf welchen Baum der Vogel ſich ſetzte. Dieſen hieb man um und ſchnitzte daraus ein Bild (der Hera), Dädalon genannt, bewahrte ſolches ſo lange auf, bis bei der Wiederkehr der großen Dädalen vierzehn vorräthig lagen. Da wurden jene Holzbilder vertheilt unter die das Feſt gemeinſchaftlich feiernden ſtädtiſchen Gemeinden von Coronea, Theſpiä, Tanagra, Chäronea, Orchomenus,

Lebadea, Theben, und zwar mittelſt des Looſes. Darauf eilen ſämmtliche Gemeinden mit den ihnen zugefallenen Bildern nach dem Flüßchen Aſopus zum hochzeitlichen Bade derſelben, ſchmücken jegliches mit dem bräutlichen Schleier und ſtellen es auf einen Wagen, nachdem ſie eine Brautjungfer dazu erwählt. Es wird zum zweiten Male gelooſt über die Ordnung, in welcher die Gemeinden ziehen ſollen. So fahren ſie dann bis auf den Gipfel des Cithäron, auf welchem ein hoher Altar aus viereckigen Balken errichtet iſt, wie ein Gebäude von Steinen. Stadtgemeinden und Obrigkeiten wetteifern mit Privatleuten, reichen oder armen, der Hera Teleia eine Kuh (das ihr geweihte Thier) und dem Zeus (Teleios?) einen Stier, auch wohl kleineres Vieh, zu opfern, dann alle Opferſtücke auf trockenes Reisholz zu legen, ſie mit Wein zu begießen, duftendes Räucherwerk darüber zu ſtreuen und das Alles ſammt den Schnitzbildern zu verbrennen. Der Berg Cithäron war ſomit gleichſam der Endpunct der Feier. Auf ihm hatte die Göttin ein uraltes Bild, einen ausgehauenen Stamm; von ihm führte ſie den Namen die cithäroniſche Hera, und eine Grotte zeigte man, welche die Brautgrotte der Göttin geweſen ſein ſollte, und eine Legende ging von derſelben um, Zeus wäre als junger Gott verliebt in die jungfräuliche Hera geweſen — an das nahe Geſchiſterverhältniß der beiden Götter, zufolge cretiſcher Sage, dachte man hier wohl ſchwerlich — und habe ſie nach der deßfallſigen in Hellas üblichen Gewohnheit vom Berge Euböa in Argolis (wo die Göttin auch einen Tempel gehabt hat) entführt und in jene Grotte auf dem Cithäron verſteckt. Hier habe er unter dem Schutze der Leto Mychia (der Göttin der dunkeln Verborgenheit) mit ihr eine Zeitlang als Braut verkehrt, endlich ſeine Ehe mit ihr öffentlich bekannt gemacht. So brachte es nehmlich die Sitte in Hellas mit ſich; der Mythos beobachtet ſolche bei dieſen ſeinen Dichtungen. Eine andere Legende gab oder ſollte geben Auskunft über die Entſtehung jenes Dädalenfeſtes und erzählte: Hera habe einſtmals während ihres Eheſtandes, aus irgend einem Grunde der Eiferſucht, mit Zeus gegrollt und wäre von ihm weggegangen nach dem Berge Euböa in Argolis. Der Gemahl hätte lange nicht vermocht ſie zu beſchwichtigen. Er habe alſo (er, der ſelbſt ein Gott des Wahrſagens war!) den weiſen König Cithäron (den perſonificirten Berg) in Platää — Andere nennen den Alalkomenes (den vermeintlichen Urahn der Alalkomenier) — um Rath gefragt. Dieſer rieth, ein verhülltes, hölzernes Bild auf einem Wagen, mit Rindern beſpannt, zu fahren und öffentlich zu verkünden, er führe des Aſopus (des perſonificirten Fluſſes) Tochter, Platää (die perſonificirte Stadt), als Weib heim. Das that Zeus. Und, von Eiferſucht getrieben, eilte Hera herzu, zerriß den Schleier des Bildes, und — erfreut ſich getäuſcht zu ſehen, verſöhnte ſie ſich wieder mit dem Gatten und beſtieg nun ſelbſt als Braut (*νομφευομένη*) den Wagen. Von den tritoniſchen Nymphen — Triton iſt ein Fluß in Böotien — berichtet eine böotiſche Sage, ſie hätten jenem Eichbilde das hochzeitliche Bad gebracht.

Auf der Inſel Euböa rühmten ſich die Bewohner ebenfalls,

Zeus und Hera hätten daselbst ihr hochzeitliches Beilager gefeiert. Es war dort eine Grotte, Elymnion, am Berge Oche: dort sollte das Götterpaar im Verborgenen geweilt haben, während Macris (der ältere Namen Euböa's), die Amme, die entführte Braut gesucht habe, namentlich in der Grotte des Cithäron, aber von dem Berggotte Cithäron abgewiesen worden wäre.

In Attika stand ein Tempel der Hera am Wege, wenn man von der Stadt nach dem Hafen Phaleron ging, mit einer angeblich von Alcamenes gefertigten Statue. Eine kirchliche Anordnung befahl, daß dieser Tempel während der Eleusinien geschlossen bliebe, so wie umgekehrt der Demeter-Tempel zu Eleusis, wenn in Athen der Hera geopfert ward. Auch durfte kein Hera-Priester von dem kosten, was der Demeter-Priester gekostet hatte, weil, wie die Legende sagte, Demeter der Hera gram wäre wegen der Vermählung ihrer Tochter Persephone mit Hades, welche sie bewirkt, was deutlich genug auf den Cult der Hera als Ehegöttin hinweist. Auch wurden zu Athen Bußen eingefordert von den Hagestolzen zum Vortheile des Tempels der Hera. Ferner rufen die Frauen in des Athenienſers Aristophanes' Comödie, »Thesmophoriazusen,« die Hera an als »die der Hochzeit Schlüssel hat,« und in einer andern, »die Vögel,« führt Zeus die Hera auf dem Brautwagen einher, und Eros ist Brautführer und Wagenlenker.

In Argolis lag der Göttin vornehmstes Heiligthum zwischen den beiden Städten Argos und Mycenä, und beide hießen deßhalb beim Homer die Lieblingsstätten der Hera. In der Gegend ward Alles auf die Göttin bezogen. Aus dem nahen Berge Euböa, von dem Blachfelde Prosymnia und der Anhöhe Akräa machte die Legende drei Töchter des Asterion (eines personificirten Flusses gleiches Namens) unter denselben Namen und erzählte von ihnen, sie wären die Ammen der Hera gewesen. Die Göttin hatte daher, nächst dem der argivischen, die Beinamen der akräischen, der prosymnischen. An jenem Flusse wuchs ein Kraut von derselben Benennung (Asterion, Sternkraut), von dessen Blättern sich die Einwohner des Landes und der Göttin Kränze wanden. Die Blumen-tragenden Mädchen aber (Anthesphoren) sangen im Tempel ein eignes Lied zur Flöte, und die Göttin galt den Argivern als Antheia (Blumengöttin), weil man zur Verherrlichung der Hochzeitfeste, mithin auch zur Verherrlichung der Heräen, Blumen verwendete. Hera ward hier verehrt als Jungfrau (παρθένος), die ihre Jungfräulichkeit jährlich erneuerte, indem sie im Quell Canachus sich badete (d. h. ihr Bild gebadet wurde), und zugleich als Ehegöttin (τελεία). Jungfrauen wären ihre Priesterinnen. In der Vorhalle des neuen Tempels — der ältere brannte zu Anfange des peloponnesischen Krieges ab — standen alte Bilder der Chariten, mit welchen, als den die Bräute, folglich auch die Hera als Brautgöttin, schmückenden Göttinnen, Hera sehr häufig zusammengestellt worden ist. Auf der andern Seite stand ein Bett, das sogenannte Brautbett der Hera, in dessen Beziehung eine besondere Feier begangen wurde, die sich auf Hochzeit und Ehesegen bezog.

Das im Tempel ſelbſt befindliche, koloſſale Standbild aus Elfenbein und Gold war ſitzend, ein Werk des Polyclet. Auf dem Haupte hatte es einen Goldkranz, das Zeichen — ſie war hier gebildet als Königin der Götter — der königlichen Würde, und auf demſelben waren dargeſtellt die Göttinnen, welche der himmliſchen Brautgöttin Anmuth und Schmuck bereiten, die Chariten und Horen. In der einen Hand hielt die Göttin den Granatapfel (im Alterthume das Symbol der ehelichen Liebe) und in der andern das ihre Herrſcherwürde bezeichnende Scepter mit einem Kuckuk (dem Symbole des liſtigen Hintergehens und Berückens). Neben dem Standbilde ſoll eine Hebe geſtanden haben, die Göttin des Jugendalters, welches ja durch die Ehe immer von neuem wieder erblüht und erblühen ſoll. Außerdem befand ſich daſelbſt ein Altar, an welchem die Hochzeit des Herakles (des Gottes athletiſcher Kraft) und der Hebe, nicht ohne Beziehung auf die Ehegöttin, dargeſtellt war. Alle fünf Jahre feierte man die Heräen, und zwar mit Wettkämpfen, bei denen es galt einen befeſtigten Schild herunterzureißen. Für ſolche Feier ſammelte ſich eine Zahl rüſtiger Jünglinge, welche, begleitet von einer zahlloſen Menge und beſchirmt von andern Jünglingen in hellfunkelnden Waffen, von Argos nach dem Kampfplatze zogen. Hundert Opferſtiere, deren Hörner mit Blumenkränzen geziert waren, wurden voran geführt, der Göttin an Ort und Stelle geopfert und das Fleiſch unter die Anweſenden vertheilt. Von dieſem Opfer hieß das Feſt Hekatombäon. Das Opfer ſelbſt aber ward genannt Lecherna (Zweigbett), wahrſcheinlich weil von Zweigen ein Bett gemacht wurde für ſolche, die ſich nächſtens zu verehelichen gedachten, zur guten Vorbedeutung. Zu der außerordentlichen Feſtfeier erſchien dann die Oberprieſterin aus Argos perſönlich. Sie fuhr auf einem Wagen mit zwei Stieren (der Göttin geweihten Thieren) von bewundernswerther Weiße und Schönheit, und ſie war gewählt aus einer der angeſehenſten Familien der Stadt. Eine im Lande heimiſche Sage erzählte von der Göttin, die auch hierin als Ehegöttin erſcheint: Zeus, ihr ſpäterer Gemahl, habe ſich in die jungfräuliche Hera, die ſich aber von den übrigen Göttern zurückgezogen gehalten, verliebt und, um zum Zwecke zu kommen, ſich in einen ſolchen Vogel, der wegen ſeiner Liſt zum Symbole der Ueberliſtung geſtempelt war, in einen Kuckuk verwandelt, darauf (als Aethergott) Sturm und Regen erregt und ſich auf den Berg Thornax, der nachmals den Namen Kokkygion oder Kuckuksberg geführt hat — der Ort iſt wegen ſeines Namens vom Mythos gewählt — im ſüdlichen Argolis, geſetzt. Hier wandelte Hera einſam und allein, kam zufällig auch zum genannten Berge und ſetzte ſich an der Stätte nieder, wo ihr ſpäter — der Mythos will auch den Grund angeben, warum der Tempel gerade hier gebaut war — ein Tempel und zwar ihr als Teleia errichtet worden. Da flüchtete der vom Regen ſtarre vermeintliche Kuckuk, ſeine Rolle wohl ſpielend, zu ihr und ſetzte ſich auf ihren Schooß. Und Hera nahm ihn mitleidig auf und bedeckte ihn mit ihrem Gewande. Da ward er aber wieder Zeus, und als ſie aus Furcht vor ihren Aeltern

nicht Gehör leiſten wollte, verſprach er ihr die Ehe. So ward ſie die Seine. Hier alſo wiederum Beziehung auf das oben erörterte Grundweſen der Göttin. Eine andere Legende berichtete, ſie erlange alljährlich durch ein Bad im argiviſchen Quell Canachus ihre Jungfräulichkeit wieder. Das ſoll heißen: ſie wurde in Argos ſelbſt als Jungfrau verehrt und das Andenken daran alljährlich durch ein Bad ihres Standbildes erneuert. Eine Jungfrau war hier ebenfalls ihre Prieſterin. Sie führte daſelbſt auch die Beinamen Gamele (Hochzeitliche) und Eileithyia (die Sich-Windende, Kreiſende oder die den Ehefrauen im Wochenbette Beiſtehende) oder Eilionia, und man opferte ihr in der letzten Eigenſchaft Hunde als leicht und viel gebärende Thiere. Ein argiviſcher Mythos bei Homer weiß darum zu erzählen, wie die Hera dem Weibe des Sthenelus in Argos zu Hülfe geeilt wäre, damit dieſes konnte den Euryſtheus gebären.

Dieſer argiviſche Cultus war unbezweifelt zunächſt nach Sparta übergegangen; denn hier hieß ſie an einer Stätte vorzugsweiſe die argiviſche Hera. Sparta galt mit für einen Lieblingsaufenthalt der Göttin, weil ſie daſelbſt nicht weniger hehr und heilig gehalten wurde. So war ſie denn natürlich auch hier — Ehegöttin. Nächſt ſolchem Tempel hatte ſie ein zweites Heiligthum daſelbſt unter dem Namen Hypercheiria (der Hand-über-Haltenden, Schirmenden), worin jenes alte Schnitzbild unter dem Namen Aphrodite Hera (ehelichen Liebe), bei welchem die Mütter opferten, wenn ihre Töchter ſich vermählten. Die Legende gab eine ganz unpaſſende Veranlaſſung dieſes Dienſtes an. Ueberdem ward nicht minder in Sparta das hochzeitliche Bad der Göttin — auch die Brautleute mußten ſich jedes Mal baden — ſymboliſch dargeſtellt. Die Badejungfern der Göttin hießen Heraſiden. Welchen Bezug der Cultus der Hera unter dem Beinamen Aegophagos (Ziegen-Eſſerin) gehabt habe, können wir nicht errathen, auch nicht aus der ganz unſtatthaften Legende.

Von Laconien aus (doch wohl erſt in doriſcher Zeit?) war der Dienſt nach dem (doriſchen) Gnoſſus auf Creta übergeſiedelt worden. Dort befand ſich noch in ziemlich ſpäter Zeit ein Heiligthum der Göttin, in welchem die Landeseingebornen alljährlich feierliche Opfer darbrachten, und man ahmte dabei die Hochzeitsgebräuche nach, wie ſie der Ueberlieferung zufolge anfänglich durch Zeus und Hera gehalten worden. Denn die Legende ſagte, die heilige Hochzeit des oberſten Götterpaares (ὁ ἱερὸς γάμος) ſollte auf Creta bei Gnoſſus gefeiert worden ſein. Außerdem beging man auf der Inſel ein Feſt der Hera zu Ehren, Herochien genannt, deſſen Namen auf den ehelichen Beſitz (ἔχειν) der Göttin durch Zeus hindeutet.

Der epidauriſche, äginetiſche — die Heräen wurden hierſelbſt ähnlich gefeiert, wie in Argolis — der corinthiſche (und darum auch der ſyracuſaniſche und corcyräiſche), der megariſche (und darum nicht minder der byzantiniſche), der coiſche (der freilich hier eine aſiatiſche Färbung annahm), der rhodiſche u. ſ. w. ſind gleichfalls nur Nebenzweige des argiviſchen geweſen und haben daher höchſt wahrſcheinlich im Ganzen dieſelbe Eigenſchaft gehabt, wenn ſie auch in einzel-

nen unwesentlichen Stücken vielleicht davon abgewichen sind. Dagegen tritt die Uebereinstimmung des Wesens wie der Gebräuche so recht bei dem Hera-Dienste auf Samos hervor. Dieses, so wie ausdrückliche Zeugnisse bekunden, daß der letzte ebenfalls von Argos ausgegangen ist. Der Tempel war hier einer der größten und schönsten: er lag in der Vorstadt von Samos, unfern dem Flüßchen Imbrasus, an welchem, nach samischer Legende, die Göttin sogar geboren sein sollte. Weil sie selbst auf der Insel als Jungfrau verehrt und ihr Bildniß in dem Flusse gebadet wurde, so hieß derselbe, so wie die ganze Insel, davon der (die) Jungfräuliche (παρθενία). Die Sage ging, die Argonauten — denen man im Alterthume viele solcher Stiftungen zuschrieb, wenn man nicht wußte, von wem sie herrührten — hätten den Tempel gegründet, das Bild der Göttin aber aus Argos dahin gebracht. Dieses Bild, ein sehr altes Werk, soll ein bloßes Brett oder Holzpfahl gewesen sein. Das spätere Kunstwerk stellte die Göttin dar als Braut im Brautanzuge. Hier war ihr besonders der Strauch des Keuschlammes heilig, als ein Gewächs, das Keuschheit sollte bewahren helfen. Darum hieß es in einer Legende der Samier, die Göttin wäre unter einem solchen Strauche geboren worden. Der Mythos aber erzählte, meist ganz übereinstimmend wieder mit den Hochzeitsgebräuchen bei den Griechen: des Eurystheus' (eines alten argivischen Königs) Tochter, Admete (die Jungfräuliche) flüchtete von Argos nach Samos. Hier erschien ihr Hera, und sie ward Priesterin bei dem Tempel der Göttin, den nach dieser Sage Leleger (ein alter als Seefahrer bekannter Volksstamm des griechischen Archipelagus) und die Nymphen (des Imbrasos, oder soll man mit Meinecke sagen: Minyer?) gegründet haben sollten. Um das Bild der Göttin wieder zu haben, was Admete mitgenommen, warben die Argiver Tyrrhener (in alten Sagen berüchtigte Seeräuber), sie sollten es rauben. Doch als sie dasselbe bereits zu Schiffe gebracht hatten, ging das Schiff nicht von der Stelle. Erschrocken schafften sie das Bild wieder zurück an das Ufer und flohen davon. Die Samier suchten nach dem Bilde, und als sie es gefunden, banden sie es fest mit Keuschlamm, meinend, es sei ihnen entlaufen gewesen, hüllten es ganz in Zweige von diesem Strauche. Admete aber that die Zweige wieder weg, reinigte das Bild und stellte es wieder an seinen Ort. Seitdem (d. h. von Anfang an; denn der Mythos sucht erzählend das bereits Bestehende zu erklären) ward es jedes Jahr ein Mal an das Ufer des Meeres getragen und verschwindet so, wie eine entführte Braut. Dann bindet man es an einen Stamm von Keuschlamm und zieht die längsten Zweige von beiden Seiten und von oben über und um dasselbe, so daß es ganz umwunden und unkenntlich ist. Nun durchsuchen Jungfrauen und Frauen, mit Zweigen von Keuschlamm gleichfalls umkränzt, das Gesträuch am Ufer auf Anmahnen der Priesterin. Das Bild wird gefunden, von der Priesterin seiner Fesseln entledigt und an seinen alten Platz gebracht. Dieß Fest nannte man Tonea (das Spannfest) nach jenem Umspannen des Bildes mit Keuschlamm.

Heracult (ob auch ein Zweig des argolischen?) fand ferner Stat in Arcadien in der Stadt Stymphalus, aber in einer größern Ausdehnung seines gewöhnlichen Wesens. Die Göttin wurde nehmlich hier verehrt sowohl als Mädchen (παῖς) in dem einen Tempel, als auch in dem andern als heirathsfähige Jungfrau oder Braut (τελεία) und in einem dritten als Wittwe (χήρα). Hera war hiernach den Stymphaliern der Hort des weiblichen Geschlechtes durch alle Stände hindurch.

Wir erwähnen noch des Hera-Dienstes in Elis. Die Göttin führte da den Beinamen der Olympischen, wohl von der Ebene Olympia. Sie hatte hier einen Tempel, unter dessen Weihgeschenken sich der berühmte Kasten des Cypselus befand, und der reich war an Statuen anderer Götter, welche mit der Hera in Conner gedacht wurden, als des Zeus, der Horen, der Hesperiden (der Wächterinnen der Aepfel, die der Hera heilig waren). Von ihrem feierlichen Cultus daselbst wird uns gemeldet: sechzehn Frauen webten alle fünf Jahre der Göttin einen Peplos (Obergewand) und hielten das Fest ab, das da bestand in einem Wettlaufe von Jungfrauen, die eben zur Ehre der jungfräulichen Hera liefen. Der Mythos dichtete, die Beziehung auf Ehe andeutend, also über die Entstehung der Festfeier: Hippodamia, die mythische Gemahlin des mythischen Pelops, von welchem die Sagengeschichte des Peloponnes so voll ist, habe dieses Kampfspiel eingesetzt zum Danke für ihre Ehe mit Pelops.

Zuletzt ist auch des Hera-Dienstes auf Lesbos zu gedenken, weil er, wenn schon mit einiger Besonderheit, denselben Charakter zur Schau trägt, wie die vorher erwähnten. Es war nehmlich da ein Platz, der Hera geweiht. Auf diesem wurde das bekannte Schönheitsgericht (τὰ καλλιστεῖα) über die jungen Mädchen gehalten, die sich zu dem Zwecke versammelt hatten, natürlich mit Rücksicht auf zu schließende Heirathen.

Dieß sind der Zeugnisse genug von den verschiedensten Cultusstätten, die es zur völligen Gewißheit darthun, daß Hera hauptsächlich und gewiß auch ursprünglich als Ehegöttin betrachtet und verehrt worden ist. Dahin zielen nicht minder viele Beweisstellen aus literarischen Werken. Hera wird da öfter genannt die hochzeitliche, die (Mann und Weib) Verbindende, die Ehestifterin, die Herrin der Hochzeiten*), außer den schon oben hin und wieder erwähnten Beiwörtern. Und überdieß gibt es noch eine Menge anderer Zeugnisse: Hera, heißt es bei Homer, verleihet sterblichen Weibern Schönheit und Ansehen, um desto eher Männer zur Ehe zu reizen; neuvermählte Frauen brachten ihr Opfer dar, vornehmlich ihr Haupthaar (früher der Schmuck ihrer Jungfräulichkeit); Hagestolze sollten ihr verhaßt sein, ingleichen solche Männer, welche durch schändliche Liebe die männliche Jugend entnervten, wie z. B. die Sage von Lajos bezeugt.

Ihr ἱερὸς γάμος mit Zeus ward übrigens nach den verschiedensten

*) Γαμηλία, γαμηλή, ζυγία, γαμοστόλος, πρύτανις τῶν γάμων.

Puncten von Griechenland hinverlegt, und die Mythologie war angefüllt mit Dichtungen der Art. Die Phantasie mancher Poeten hat sich in dieser Schilderung oft sehr schön ergangen: die Chariten sollten das Lager zugerüstet, alle Götter Geschenke gebracht haben u. dergl. m.

Sie war dabei das Vorbild einer wahren Ehefrau, einer züchtigen, treuen, keuschen Ehefrau im Gegensatze zu jedem Nebenweibe, repräsentirte die Monogamie. Ihr Wesen spielte somit auch stark in's Moralische über. Sie sollte auf jene Tugenden halten bei Eheleuten und bei Mädchen. Unkeusche strafte sie daher, wie z. B. nach der Sage die Töchter des Prötus durch scheußliche Krankheit. Und wie viel weiß die Mythologie zu erzählen, wie hart sie besonders gegen diejenigen Töchter von Sterblichen verfahren sei, mit welchen ihr Gemahl gebuhlt! Und darin hat der Dienst der Hera gewiß sehr wohlthätig auf die Griechen eingewirkt. Freilich war das zugleich der Punct, wo der Charakter der Göttin in der Vorstellung umgeschlagen ist in die schon oben erwähnte Eifersucht. Ein Punct, der eben wieder den Dichtern vielfach gedient hat zu vielen, oft rührenden und ergreifenden Erzählungen. Man nehme nur die Sagen von der Leto, der Jo, der Semele, der Alcmene! Welch ein reicher Stoff zu tragischen Darstellungen, und wie vielfach ist er so schön, z. B. von einem Aeschylus, benutzt und bearbeitet worden! Dieß kann uns wieder aussöhnen mit dem, was die Dichter in der Beziehung gegen das Moralische und Religiöse gesündigt. Wo nicht diese beiden Seiten hervortreten, da tritt wenigstens das Aesthetische hervor in den religiösen Vorstellungen der Griechen und ist von uns zu beachten und anzuerkennen.

Hera mußte nach der Denkweise der Griechen als Göttin der Verheirathung selbst auch verheirathet sein. Und hier begegnete der Vorstellung doch wohl leicht der Gott, der als der Allwaltende eingriff auch in die menschlich-häuslichen Verhältnisse, der von dem männlichen Geschlechte als der Stifter der Ehe angesehen und verehrt ward! Zeus wurde also Gemahl der Hera. Die Göttin verdankte solche Erhebung vielleicht auch zugleich ihrer heiligen Verehrung in so vielen Städten und Gegenden, nach welcher sie so hoch, so hehr dastand. Genug! sie ward Ehegenossin, Gattin des höchsten Gottes, und so erscheint sie zumeist noch bei Homer, nur nicht sofort Himmelskönigin*), d. h. Herrin der Götter und des lichten Weltenreiches. Das ward sie erst später, und zwar zumeist in Folge von synkretistischer Deutelei, indem man ihren Cult mit dem der phrygischen Cybele vermengte. Der homerische Hymnus gibt ihr indessen schon diese höchste Ehre: er nennt sie »die unsterbliche Königin, erhabenen Ansehens, welche selbst die seligen Götter scheuen und verehren gleich dem Blitze sendenden Zeus.«

---

*) Wir heben diesen Punct hervor, weil in der neuesten Zeit hierüber auch Nägelsbach unrichtig geurtheilt hat. Jacobi in seinem mythol. Wörterbuche hat das Rechte.

Weil Hera in manchen Gegenden und Städten so hochheilig geachtet wurde, mehr als die andern Gottheiten, so betrachtete man sie da auch als Schutzgöttin des Staates, z. B. in Argos, in Corinth, in Byzanz, wo sie auf den Burgen thronte, Burggöttin war. Diese Eigenschaft ist ihr jedoch nur äußerlich angekommen; sie hängt nicht mit ihrem eigentlichen Wesen zusammen. Man müßte denn dabei an ihr Herrscherverhältniß im Himmel gedacht haben.

Eben so äußerlich und local war ihr Cultus als Hera Hoplosmia (Bewaffnete) in Olympia in Elis oder (weil sie einen Altar bei den Schranken für die Rosse hatte) als Hera Hippia (Rossegöttin). So mag sie auch wohl zur Tropäa (Siegverleiherin) geworden sein. In Corinth soll ihr Fest ein Trauerfest gewesen sein, inwiefern? erfährt man nicht klar. Von ganz spätem Ursprunge war ihr Dienst zu Elis als Hera Ammonia, nach Zeus Ammon so benannt.

Hinsichtlich ihrer Genealogie ward sie gedichtet zur Tochter des Kronos und der Rhea, weil man dieses Aeltern-paar ja überhaupt an die Spitze der Götter gestellt. Erzogen aber sollte sie sein nach argivischer Sage, die wir schon oben berührt, von den Töchtern des Flußgottes Asterion, nach arkadischer von Temenus, dem Sohne des Pelasgus (dem individualisirten Pelasgervolke), nach einer dritten von Oceanus und Tethys. Das dichtete man wohl darum, damit Hera dem Zeus später als eine Unbekannte erschiene, in die er sich verlieben sollte. Olen, der alte Dichter, hatte die Horen als Erzieherinnen derselben aufgeführt. Schöne Allegorie! Als ihre Kinder werden genannt Hephästos und Eileithyia. Spätere aus dem alexandrinischen Zeitalter machen sie, das Grundwesen der Göttin ganz verkennend, zur Mutter des Prometheus vom Giganten Eurymedon.

Homer stellt die Hera dar ganz angemessen dem Wesen einer Frau, deren Ideal sie war: sehr schön im Aeußern, von hehrem Wuchse, weißarmig, großäugig, schön gelockt. Und diese Reize wurden erhöht durch ein herrliches Gewand, das ihr die kunstfertige Athene selbst gefertigt, und das sie mittelst goldener Spangen über der Brust zuhäkelte. Dann band sie ihre prächtige Gürtelbinde um, mit hundert Borden versehen, zierte sich auch noch mit anderm Schmucke, bis sie zuletzt den weißen, gleich der Sonne strahlenden Schleier überwarf und schöne glänzende goldene Sandalen unter die Füße band. Ueberdieß salbte sie sich noch mit duftendem Oele und ordnete das ambrosische Haar auf dem Haupte. Auch saß sie, wenn sie saß, auf goldenem Throne und hieß darum die Goldthronende.

Als Dienerinnen, wohl zumeist für den Anzug, waren ihr die Horen zugetheilt, desgleichen die Hebe, so daß diese z. B. die Rosse ihres Zweigespannes anschirrt, während jene sie abschirren. Aber auch die Grazien sind ihr zur Hand, die Verleiherinnen der Anmuth, des Lieblichen, sind ihre Begleiterinnen. Gleichfalls eine herrliche Symbolik. Nicht minder sollte Iris in ihrem Dienste stehen und die Befehle der Herrscherin vollbringen. Ihrem Charakter nach erscheint Hera bei Homer theils würdevoll und hochsinnig, theils aber

auch zänkisch, eifersüchtig, trotzig, streng, und so meist bei den übrigen Dichtern.

Von ihren Symbolen sind schon im Vorhergehenden mehrere beiläufig aufgeführt, als der Granatapfel, der Kuckuk, die weiße Kuh ꝛc. Außerdem sind zu nennen die Krähe, der Pfau.

So wie der Hera-Cult der Moralität und der Poesie vielfachen Vorschub geleistet hat, so nicht minder der bildenden Kunst. Es war eine schöne, eines größern Künstlers würdige Aufgabe, eine Göttin zu erdenken und herzustellen, die das Ideal einer zur Ehe reifen Jungfrau oder einer geschmückten Braut oder einer ehrwürdigen Matrone wäre und damit zugleich die Hoheit und Würde einer Götterkönigin vereinigte. Die ausgezeichnetsten Künstler des Alterthumes haben sich daran versucht. Praxiteles hat zwei Statuen der Art gefertigt, eine sitzende für Mantinea und eine stehende für Platää. Auch Alcamenes hat eine geliefert. Das schönste Gebilde der Art hatte aber Polyclet für den Tempel bei Argos geschaffen: es hat Epoche gemacht in der griechischen Kunstgeschichte.

Die bildende Kunst behielt nun jene schöne homerische Zeichnung von der äußern Schönheit der Göttin bei; nur den stolzen und herben Charakter ließ sie fallen, als wenig sich zu Kunstdarstellungen eignend, oder sie hat denselben nur insoweit ausgedrückt, als er sich mit der edelsten Vorstellung der Hera als Ehegöttin und als Ehegenossin des höchsten Gottes vertrug. So erscheint sie denn in folgender Gestalt, wie selbige wahrscheinlich von Polyclet war festgestellt worden: »Das Antlitz zeigt die Formen einer unvergänglichen Blüthe und Reife der Schönheit, sanftgerundet ohne Ueberfülle, Ehrfurcht gebietend ohne Schroffheit. Die Stirn, von schräg herabfließenden Haaren umgeben, bildet ein sanftgewölbtes Dreieck, die gerundeten und offenen Augen (Ἥρα βοῶπις) schauen gerade vor sich hin. Die Gestalt ist blühend, völlig ausgebildet, durchaus mangellos, die einer Matrone, welche stets von neuem im Brunnen der Jungfräulichkeit badet, wie von Hera erzählt wurde. Das Costüm ist ein Chiton, der nur Hals und Arme bloß läßt, und ein Himation (Oberkleid), das um die Mitte der Gestalt liegt; der Schleier ist in Statuen der vollendeten Kunst meist nach dem Hinterhaupt zurückgeschlagen oder auch ganz weggelassen.«

In Darstellungen des menschlichen Lebens eingreifend, erscheint Hera stets als die Vorsteherin des Ehebundes, als Zeuxia, das Weib dem Manne übergebend.

Zusammengruppirt ist sie z. B. worden mit Zeus, so auf einem schönen Relief von Chios und zwar thronend.

Von den eigentlichen schönen antiken Bildern der Hera ist keines mehr vorhanden, wohl aber fünf vorzügliche Büsten, nach dem polycletischen Ideal gearbeitet.

Die alten Philosophen und Exegeten haben ihre Ungeschicklichkeit in der Auffassung und Deutung der alten Götter bei der Hera gleichfalls bewährt. Manche haben ihren Namen von ἐράω, andere von ἀήρ, noch andere von ἔρα hergeleitet und danach Stellen, wie die bei Ho-

mer, wo ſich Zeus und Hera als Eheleute geriren, phyſiſch gedeutet. Die Orphiker und Neuplatoniker haben viel mit der heiligen Hochzeit geſpielt und die erſtern ſogar ihre muckerhaften Ausſchweifungen dadurch zu beſchönigen geſucht.

Als die Römer mit der griechiſchen Religion vertraut wurden, glaubten ſie ihre Juno in der Hera wiederzufinden, Verſchiedenes mit einander vermengend.

---

9. Eileithyia.

Der Name dieſer Göttin ſtammt ab vom Verbo εἰλω, εἱλομαι, ich winde mich (beim Kreiſen), ich kreiſe. Er bezeichnet alſo urſprünglich diejenige Göttin, welche nach dem Volksglauben den kreiſenden Frauen in dem Augenblicke der Angſt beiſprang, ihnen half die Schmerzen überwinden und die Geburt glücklich vollbringen. Und eine ſolche bittere Nothwendigkeit, wie ſie dem weiblichen Geſchlechte von der Natur auferlegt iſt, welche von den Hebräern ſogar für einen Fluch des Weibes angeſehen wurde, konnte wohl den Griechinnen ein Anlaß werden, eine höhere Macht anzurufen und Hülfe daher zu erwarten.

Urſprünglich war Hera dieſe Göttin ſelbſt; ſie wurde unter ſolchem Beinamen ſelbſt in ſpätern Zeiten noch an manchen Orten verehrt. Εἰλειθυία iſt mithin urſprünglich ein bloßes Eigenſchaftswort geweſen, wo die Endung (θυία) nur für Adjectivendung zu nehmen iſt. Später hat ſich bei größerer Markirung und Hervorhebung des Begriffes daraus eine beſondere Gottheit hervorgebildet. Nun läßt ſich auch erklären, wie Heſiod ſagen kann, Hera habe die Eileithyia gezeugt und zwar von Zeus. Homer kennt mehr als eine Eileithyia, nennt ſie aber ebenfalls Töchter der Hera.

Auch dieſer Dienſt war ziemlich verbreitet: wir finden ihn, unſrer dürftigen Quellen ungeachtet, in Athen, zu Aegion und Pellene in Achaja, in Megara, zu Argos und Hermione, in Sparta, in Meſſene, in Elis, in Arcadien zu Tegea und Kleitor, zu Amniſſus und Inatus auf Creta. Hier hatte Eileithyia überall Tempel, zu Argos zwei, in Sparta ebenfalls mehrere. In Hermione ſtand ſie im höchſten Anſehen. Auf Creta, in der amniſiſchen Grotte bei Cnoſſus, ſollte ſie geboren ſein: ſo fabelte man da, weil ihr Dienſt dort ſo heilig geachtet war. An mehreren Oertern ihrer Verehrung hatte man über ſie auch mancherlei Legenden, die zumeiſt auf das nicht zu bezweifelnde Weſen der Göttin hindeuten. So heißt es in einem cretiſchen Mythos (bei Homer), ſie habe der Rhea bei der Geburt des Zeus beigeſtanden. Nach einem andern ſendete Apollo ſie zu ſeiner Geliebten Evadne. In der Sage von Apollo's und Artemis' und von Herakles' Geburt ſpielt ſie eine gewichtige Rolle.

Wo ihr Cultus angehoben, das läßt sich nicht mit Sicherheit angeben. Eine Sage der Insel Delos läßt sie von den Hyperboreern kommen, eine andere, cretische, aus Creta. Auf beide ist nichts zu geben. Ihr Dienst hat gewiß in Griechenland selbst seinen Anfang gehabt, wann? ist auch nicht mehr zu ermitteln.

In den meisten Fällen zeigt sich Eileithyia als eine gütige, wohlwollende Göttin. Doch kann sie auch eine zürnende werden: sie kann die Schmerzen verlängern, die Geburt hindern. Verletzung der Jungfräulichkeit straft sie durch Wehen bei der Geburt, und deßhalb fürchten die Jungfrauen sie. Häufige Kindbetten sind ihr verhaßt. Im Allgemeinen aber heißt sie die Huldvolle, die Helferin der Mütter, die Löserin (von Schmerzen), die den Schwer-Gebährenden Beistand leistet*) u. s. f. Artemis, als Tödterin so vieler Kindbetterinnen, ist ihr unbequem und feindlich.

Von ihrer dichterischen oder künstlerischen Darstellung in Bezug auf ihr Aeußeres und auf ihren sonstigen Charakter wissen wir nichts, außer, daß ihre Standbilder, zumeist wenigstens, bis auf die Füße oder bis auf Gesicht, Hände und Füße verhüllt waren.

Als Symbol ward ihr gegeben die Fackel (eine Andeutung, daß sie das Kind an's Licht fördert).

Eben darum wurde sie außer mit Hera zusammengestellt mit den Moiren (Schicksalsgöttinnen), als welche das Geschick der Neugebornen sofort spinnen, und die deßhalb bei Pindar die Beisitzerinnen der Eileithyia heißen (ja! Olen hatte die Eileithyia der Schicksalsgöttin gleich gestellt); ferner mit der Hebe, die das zur Blüthe fördert, wem Eileithyia das Leben gegeben, in Elis mit der Aphrodite Urania und mit dem heimischen Landesheros, Sosipolis (Staatsretter), endlich mit Eros, der nach jenes selben Dichters Olen Dichtung ein Sohn derselben sein sollte. An manchen ihrer Cultusstätten stand ihr Heiligthum neben dem des Asklepios (Heilgottes).

Etymologen haben später ihren Namen von ἔλθω, ἦλυθον hergeleitet und darum manche schlechte Fabeleien ersonnen, die wir billig übergehen.

---

*) Πραΰμητις, μητροπόλος, ἐπιλυσαμένη, μογοστόκος.

b) Haus und Staat.

1. Die Histia oder Hestia, die Göttin des Hausheerdes und des Hauses.

Einer der reinsten und edelsten, vom häuslichen Gemüthsleben der Hellenen zeugende Cultus. Er hat seinen Ursprung genommen in und aus dem Schooße des Zusammenwohnens der Familien um Einen Heerd: derselbe war der Mittelpunct, um den sich alle Glieder schaarten, der sie vereinte, der sie fesselte, an einander knüpfte und mit gegenseitiger Zuneigung und Liebe erfüllte, welche auch auf den Ort selbst überging, diesen ihnen lieb, theuer, sogar heilig erscheinen ließ. Der Heerd war die Bedingung der schönen, traulichen Geselligkeit der Glieder einer Familie.

Der Name der Göttin ist hergenommen von dem Namen der Stätte selbst, der sie vorstand: ἑστία oder ἱστία (von ἵστημι, ἕστηκα), hieß eigentlich der Raum, wo das Haus hingebaut oder hingestellt ward oder war, der **Stand**ort desselben. Und weil bei den ältesten Griechen, wie bei den Hütten der Armen auf dem Lande noch zu unsrer Zeit, der Feuerheerd davon der Mittelpunct, das Erste war, was bestimmt wurde, darum hieß ἑστία oder ἱστία der Feuerheerd, der Heerd, worauf das Feuer brannte und fortwährend unterhalten wurde, damit man immer Gelegenheit hatte, wieder Feuer zu haben, wenn man dessen bedurfte; der Mittel, es anzumachen, gab es ja damals so wenige: durch Reiben von Hölzern konnte es nur erlangt werden, oder wenn der Blitz in einen Baum einschlug und den in Brand setzte. Das letztere, weil es vom Himmel kam, mußte natürlich für eine göttliche Gabe erscheinen bei seiner Nutzbarkeit, bei seiner Unentbehrlichkeit im Familienleben. Das kam also dazu, um dem Heerde des Hauses die Idee der Heiligkeit in vermehrtem Maaße zu geben. So führt uns denn die gegenwärtige Erörterung in das erste und älteste Haus- und Familienleben der Griechen hinein. Da konnte man in dem Feuer aus der Höhe und in dem traulichen Beisammensein der Mitglieder einer Familie um den Heerd ein Göttliches finden und erfassen, sich vorstellen, eine Gottheit habe das Anlegen eines solchen Centrums des häuslichen Kreises zuerst die Menschen gelehrt und waltete über das Wohl desselben. Und weil der Hausheerd (ἑστία) ihr Eigenthum war, so durfte man nur den Namen desselben personificiren, so hatte man einen Namen für die Gottheit. Aber sie mußte weiblich gedacht werden, weil auch das griechische Wort femininen Geschlechtes war. Sie war mithin eine ächtgriechische Göttin, und selbst der Aegyptoman Herodot spricht ihr den ägyptischen Ursprung ab. Uebrigens hat sie vielleicht am wenigsten mythische Geschichte.

Hiſtia alſo oder Heſtia war urſprünglich die Göttin des häuslichen Heerdes, auf welchem das immerwährende Hausfeuer brannte, und wie der Heerd der Mittelpunct des Hauſes war, ſo hatte ſie ihren Sitz, ihren Ehrenplatz in der Mitte der Häuſer. Dieſer war ihr Heiligthum, ihr Altar: hier ſollte ſie wohnen; hier opferte man ihr; hier loderte ihr zu Ehren das ihr heilige Heerdfeuer; von hier aus floß jegliches Glück, jegliche Nahrung, jeglicher Schutz und Segen des Hauſes, der Familie. Sie bewachte und beſchützte das Haus und Alles in demſelben, war den Griechen die Bedingung alles deſſen, was Schönes und Herrliches, Theures und Gemüthliches in den Worten liegt: Haus, häusliches Leben, häusliche Sicherheit, häusliches Glück; ſie war die Göttin alles deſſen*). Ohne das Haus und ohne das Feuer auf dem Heerde wären die alten Griechen den Unbilden der Witterung und wilder Nahrung ausgeſetzt geweſen, würden ſie unſtät und iſolirt umhergeirrt ſein und zerſtreut gelebt haben. Spätere Schriftſteller ſchreiben ihr darum ſogar die erſte Gründung der Häuſer zu. Nichts, was für Gegenwart und Zukunft Wichtiges in einer Familie vorging oder beſchloſſen wurde, konnte begonnen oder vollbracht werden, ohne ihr Opfer und Gebete darzubringen. Das geſchah z. B. bei einer Abreiſe, bei der Heimkehr; am ſiebenten Tage nach der Geburt eines Kindes lief die Hebamme um den Heerd (*αμφιδρόμια*) u. ſ. w.

Als ſolche Göttin des Hauſes und des häuslichen Segens ward ſie im Alterthume von Dichtern und Künſtlern mit dem Hermes zuſammengruppirt, mit dem Gotte des Erwerbes (in dieſem Falle). Ihr wurden diejenigen Sachen zur Verwahrung übergeben, auf welche man im Hauſe den meiſten Werth legte.

Mit dem Feuer, vermöge ſeiner zerſetzenden und reinigenden Kraft, verband das Alterthum immer den Begriff des Reinen, aber auch mit dem einer Jungfrau, und ſo iſt es leicht zu erklären, warum der Grieche ſeine Heſtia ſich vorſtellte als reine Jungfrau, die immer den Stand der Ehe verſchmäht habe.

In genealogiſcher Hinſicht wußte die cretenſiſche Legende von ihr zu erzählen, ſie wäre die erſtgeborne Tochter des Kronos und der Rhea (als der Aeltern der olympiſchen Götter überhaupt) und Schweſter des Zeus. Als erſtgeborne Tochter wäre ſie auch von ihrem Vater zuerſt verſchlungen worden. Nach Ovid, der darin aber gewiß älteren Autoritäten folgte, war ſie die Letztgeborne. Derſelbe Widerſpruch findet ſich in einem homeriſchen Hymnus, und dort ſo aufgelöſt: Kronos hätte ſie zwar zuerſt erzeugt; aber nach Zeus Willen und Anordnung wäre ſie die jüngſte. Alſo ward die Heſtia von einigen Mythologen für die älteſte der Göttinnen, von andern für die jüngſte ihrer Entſtehung (d. h. der Entſtehung ihres Cultus) nach gehalten. Und dieſer Zwieſpalt findet ſich noch jetzt. Nitzſch hat neuerdings

*) Daher ihre Beinamen: *δωματίτης*, *ἔνοικος*, *ἐφέστιος*, *ξύνοικος*, rerum custos intimarum.

(im III. Bande seiner Anmerk. zu Homer's Odyssee S. 88 f.) zu erweisen gesucht, daß gewiß dieser Cultus bei den Griechen nicht alt gewesen, indem der Heerd in Homer's Zeitalter noch keine heilige Stätte gewesen, wie nachmals, Hestia auch in den epischen Gesängen dieses Dichters noch gar nicht als Göttin erscheine, während Hüllmann (Ursprünge d. röm. Verfassung S. 19.) sie der Urzeit zuschreibt und diesen Satz gegen jene Einwürfe durch die Annahme zu stützen sucht, daß ihrer (der Hestia) Homerus nicht gedenkt, müsse als zufällig (?) angesehen werden. Wir sind Hüllmann's Ansicht, ohne die letzte Behauptung zu theilen. Denn einmal liegt die Idee einer göttlichen Veranstaltung des Hausheerdes und der göttlichen Gabe des Feuers so nahe, daß selbst im höchsten Alterthume die Hellenen im kindlichen Zustande der Bildung die Gottheit der Hestia erdenken und feststellen konnten: das liegt in der Natur der Sache. Sodann wird sie ja doch auch schon bei Hesiod erwähnt als Göttin, und zwar in einer noch unangefochtenen Stelle. Und drittens finden wir den Cultus der Vesta (d. i. der griechischen Hestia) bei den Römern gleich beim Anfang ihrer Geschichte. Zuverlässig ist er also mit den Pelasgern in vordorischer Zeit von Epirus nach Italien, nach Latium gewandert und dort unter dem Namen mit vorgesetztem Digamma aufgetreten, wie es dem ältesten Sprachidiome der Griechen angemessen ist. Es wäre möglich, daß der Dienst im nördlichen Griechenlande gäng und gäbe gewesen, nicht so im südlichen, und daher auch nicht in den griechischen Colonien in Kleinasien, weßhalb ihn Homer nicht gekannt. Hiernach wäre er dort später eingeführt worden. Und so könnte wirklich nicht mit Unrecht behauptet werden von Einigen, Hestia (d. h. ihr Dienst) wäre die jüngste, von Andern, sie wäre die älteste der Göttinnen. Gewiß ist also der Ursprung ihres Cultes im nördlichen Griechenland zu suchen; gewiß ist er einer der ältesten und — einer der verbreitetsten gewesen. Denn wo es Prytaneen gab — und deren gab es in jeder Stadt wohl eins — da war er. Für jenes hohe Alter zeugt auch, daß man (nach Theophrast) der Göttin auf ihrem Altar grüne Gräser darbrachte — gewiß die einfachste Art von Opfern.

Aber wie bei den Menschen in der Mitte ihrer Häuser die Göttin Hestia ihren Sitz, ihren Ehrenplatz hätte, so meinten die Dichter hätte Hestia ihren Ehrenplatz, ihren heiligen, ewigen Sitz, im Olymp, in den Palästen der Unsterblichen beim Heerde daselbst.

Um den Grund ihrer Jungfräulichkeit und daß sie die Schutzgöttin des Hauses wäre, zu erklären, wußte die Legende zu berichten: sie wäre zwar vom Poseidon und vom Apollo zur Gattin begehrt worden. Allein sie hätte mit der Hand das Haupt des Vaters Zeus berührt und einen heiligen Eid geschworen, daß sie allezeit unvermählt und Jungfrau bleiben möchte. Und dafür habe ihr der Herrscher des Himmels die Ehre gewährt, daß sie seitdem auf jedem Heerde verehrt würde als des Hauses schützende Göttin. »Apollo ward aber ihr Bewerber genannt, weil er der Gott zu Delphi war, wo sie ein Standbild im pythischen Tempel hatte, vorzüglich heilig verehrt ward, und wo sie

sein heiliges Haus (als Hausgöttin) verwaltete, wie der homerische Hymnus sagt.« Warum Poseidon als ihr zweiter Bewerber genannt wird, ist unbekannt.

Wenn nun der Hestia das Feuer des Heerdes angehörte, so konnte man leicht glauben und annehmen, ihr gehöre auch das auf den Altären an, die ja nur heiligere Feuerheerde waren. Aus diesem Grunde wurde sie zur Göttin oder Vorsteherin der Opfer und hatte nach dem homerischen Hymnus als Göttin des heiligen Altarfeuers Theil an den Ehren in sämmtlichen Tempeln der Götter. Sie wurde daher bei Opferhandlungen zuerst und zuletzt angerufen, auch das letzte Opfer ihr dargebracht, und bei Opfermahlen floß ihr der erste und letzte Opferwein. Solches ward sogar zum Sprüchwort (ἀφ' Ἑστίας ἄρχεσθαι = von der rechten, gebührenden Sache anfangen).

Weil nun der Heerd ein heiliger Ort war, so war er erstens im Stande, Fremden, Unglücklichen, Verfolgten, Schutz-, Sicherheit-, Zuflucht-Suchenden das Gesuchte, ein Asyl, zu gewähren, und die Hestia ward die Göttin, die Schutzgottheit solcher Flehenden. In diesem Falle ward sie also eine moralische Göttin und trat in nähere Gemeinschaft mit Zeus, als dem sittlichen Gotte der Gastfreundschaft und der Schutzflehenden. Sie ward wie dieser deßhalb ἑφεστία benannt. Als solche nimmt sie sich der Hülflosen an, wahrt ihre Rechte, sichert sie, daß sie namentlich nicht mehr der Blutrache preis gegeben sind. Wer zu ihrem Sitze, dem Hausheerde, floh und diesen erfassen konnte, war sicher vor jeder Unbill, hatte Anwartschaft auf menschlichen Schutz jeder Art: er hatte sich unter den Schutz der Göttin begeben.

Zweitens ward jeder Schwur dadurch geheiligter und bindender, wenn er an dem Altare der Hestia, am Heerde ausgesprochen wurde. So schon bei Homer.

Aber als aus dem Familienleben sich unter den Hellenen ein Staatsleben ausbildete, da ging der Hestia-Cult mit hinüber, und die Göttin ward nun eine politische. Wie im Hause der Hausheerd der Mittelpunct der Familie gewesen war, so ersahe man auch einen Mittelpunct für die städtische oder staatliche Gemeinde. Festigkeit des Wohnsitzes, Gemeinsinn, Vaterlandsliebe, Zusammenhalten, Eintracht unter den Bürgern hielt man hier für eben so nothwendig und ersprießlich, als für eine Familie Geselligkeit und häuslichen Sinn. Und so machte man einen heiligen Staats- oder Stadtheerd gemeinhin in der Mitte der Stadt, in den Prytaneen oder Rathhäusern. Hier hatte die Göttin (als πρυτανῖτις) ihr besonderes Heiligthum (θάλαμος), in welchem der heilige Heerd und ihr Standbild errichtet war. Auf dem Heerde brannte das heilige Feuer, durch welches das gemeinsame Staatsleben versinnbildet ward. Es brannte immerwährend. Unterhalten wurde es und der Göttin geopfert in Delphi wie in Athen durch Wittwen, die dem Ehestande ferner entsagt hatten; denn unvermählt mußte das Weib sein, das der weiblichen, reinen, jungfräulichen Gottheit diente. Ging einmal dieses

ewige Feuer aus, so durfte es nicht anders wieder angezündet werden als auf natürlichem Wege, entweder durch den Brennspiegel oder indem man durch das Reiben zweier Hölzer ein Flamme gewann. Bei solchem Heiligthum der Hestia opferten die Prytanen beim Antritt ihres Amtes und weihten ihr Gebete im Namen ihres bürgerlichen Vereines. Und wenn eine Colonie das Mutterland oder die Mutterstadt verließ, so nahmen die Auswanderer gewiß heiliges Feuer mit, das sie am Stadtheerde im Prytaneum anzündeten, brachten es an den Ort der Niederlassung und zündeten im Prytaneum der neugegründeten Colonie davon die Lebensflamme für den jungen Staat an. Ein schönes Symbol von Anhänglichkeit an dem Vaterlande und wie man das Bestehen der neuen Gemeinde sofort an die Bande der Religion knüpfte, durch diese das neue Institut zu heiligen suchte! Von der Hestia glaubte man ferner, daß sie nicht nur die Bürgergemeinde der Stadt schützte, sondern daß sie auch auf die Beschlüsse des Senates und des Volkes wohlthätig einwirkte (Ἑστία βουλαία). Als solche hatte sie in Athen in der Bule (Rathhause) einen Altar und eine Bildsäule neben dem Altare des Zeus Bulaios und Athene (Bulaia), mit welchen Göttern sie also hier zusammentraf. Man feierte ihr ein besonderes Fest, die Hestiäen, und brachte ihr an demselben die Erstlinge aller Art. Von diesen Opfern durfte nichts an Andere mit fortgenommen werden; daher von unmäßigen Essern die Redensart: Ἑστίᾳ θύειν (d. h. Niemandem anders etwas mittheilen, sondern Alles für sich behalten = Selber essen macht fett).

Auch diese öffentlichen Heiligthümer der Hestia waren unverletzliche Zufluchtsörter für Schutzflehende, und die Göttin die Schirmerin derselben. Und bekam der Staat Gäste, oder kamen Gesandte aus fremden Gegenden, so bewirtheten die Prytanen dieselben im Hause des heiligen Heerdes der Stadt, und hier waren sie sicher vor jeder Unbill des Volks: sie waren dem Schutz der Göttin anvertraut. In ähnlicher Beziehung wurden ihr öffentliche Documente zur Verwahrung übergeben. Plato z. B. räth an einer Stelle seines Werkes über die Gesetze, die Proceß-Acten in dem Tempel der Hestia aufzuheben. Und als einstmals zwischen den öffentlichen Parteien in Megalopolis in Arcadien eine Aussöhnung statt fand, wurden die Bedingungen auf eine Säule gegraben und diese neben dem Altare der Hestia aufgestellt. Bei feierlichen Abschlüssen von Friedensverträgen, öffentlichen Beschlüssen, Bündnissen wurde sie ausdrücklich und vor Allen angerufen, wie bei den Privat- und häuslichen Schwüren.

Besondere Tempel mußte diese Hestia, diese politische Göttin, im Alterthume nur wenige haben: sie hatte ja eben ihre Heiligthümer in den Prytaneen. Außer denen in Athen und zu Delphi wird ein ihr besonders geweihter Tempel, aber ohne Standbild, bloß mit einem Altar, nur in Hermione erwähnt. Zufolge ausdrücklicher Zeugnisse hat sie noch außer den bereits erwähnten Stätten in Olympia in Elis, auf Naxos (Parthen. erot. c. 18.), auf Tenedos, in Jasos, einer argivischen Colonie in Kleinasien, und in Naucratis in Aegypten (Hermeas bei Athen. IV, 32.), bekanntlich einer grie-

chischen Niederlassung, Verehrung genossen. Allein annehmen läßt sich, daß dieser Cult überall, und in allen nur einiger Maaßen ansehnlichen Ortschaften, einheimisch gewesen ist.

Die Kunst hat die Hestia dargestellt in ernster Würde, schlanker als Göttinnen, die man sich als Mütter dachte, mit einem Schleier, der das Hinterhaupt verhüllte, und in der Kleidung mütterlicher Göttinnen, theils in stehender, theils auch in sitzender Stellung. Eine Hestia in letzterer Attitüde war ein Werk des berühmten Skopas. Sonst hatte sie auch noch einen Scepter in der Hand — z. B. im Prytaneum zu Tenedos — welcher sie charakterisirt als Prytanengöttin, als Vorsteherin einer Stadt. Der Scepter nehmlich war schon bei den alten Griechen das Symbol der Herrschaft, im vorliegenden Falle das der Prytanenverwaltung.

Erhalten hat sich übrigens keines der, im Alterthume wohl ohnehin nicht sehr zahlreichen, Standbilder. Auf Vasen nur finden wir die Göttin zuweilen mit beigeschriebenem Namen.

Der Hestia-Cult hat in seiner ursprünglichen sowohl als in seiner politischen Bedeutung, so wie er von Anerkennung des Schönen und Herrlichen des gemeinsamen Familien- und Staatslebens zeugt, umgekehrt gewiß sehr viel wieder dazu beigetragen, diesen Sinn unter den Griechen zu nähren und zu unterhalten, die Heiligkeit des Eides zu erhöhen, Ehrlichkeit in allen häuslichen und bürgerlichen Beziehungen zu fördern, zur Gastfreundschaft gegen Fremde, zur Menschlichkeit gegen Unglücklich-Verfolgte anzuregen. Er ist mithin ein sehr wesentliches Moment in der Sittengeschichte der Hellenen gewesen.

Als späterhin die Banden des Familien- und des öffentlichen Lebens sich lockerten, der Volksglaube und die Religiosität sanken, da mußte auch die Heiligkeit dieses Cultes abnehmen. Und die Philosophen trugen mit ihren unrichtigen, oft phantastischen Auffassungen und Erklärungen das Ihrige dazu bei. Heraklit und seine Anhänger erklärten die Hestia für die allgemeine Wesenheit (οὐσίαν) der Welt oder für das Princip der Bewegung (ὠσίαν), und spätere kosmogonische Philosophen machten sie zum Heerde des Weltalls und zum Feuer in dessen Mittelpuncte. Da trat sie denn ein in die Gemeinschaft mit der Erdgöttin (Gäa), mit der (phrygischen) Cybele, mit Demeter und Persephone und mit der Artemis, ward öfter mit diesen vermengt, so z. B. von Euripides (Lobeck Aglaoph. p. 79.). Und so darf es uns nicht auffallen, wenn wir irgend wo von einer Δημήτηρ ἑστιοῦχος oder (bei Sophocles) von einer Persephone unter dem Namen χθονία Ἑστία lesen. Der irdische Hestia-Dienst, meinte man, wäre nur ein Abglanz des höhern, himmlischen, und was dergleichen schiefe und phantastische Erklärungen und Ansichten mehr waren. Aber so närrisch sie sein mochten, sie brachten den Volksglauben doch in Fluß, schwächten das Innige, Herzliche desselben.

2. Themis, die Göttin der geſetzlichen Ordnung, zunächſt der ſtaatlichen.

Ein höchſt intereſſanter Cultus, der uns einen tiefen Blick in das geiſtige und ſtaatliche Leben der Griechen ſchon in älteſter Zeit, thun läßt. Das praktiſche Bedürfniß muß hier ſehr früh zur Reflexion und zu tiefer Einſicht in die Nothwendigkeit der Sache geführt haben.

Bei dem Zuſammenleben der Hellenen in Gemeinden muß ſich bald nach ſolcher Vereinigung herausgeſtellt haben, wie nöthig und nützlich es ſei, die gegenſeitigen Rechte des Individuums gegen Anmaßung, Uebergriffe, Uebervortheilen feſtzuſtellen, den Kreis derſelben nach allen Seiten hin zu begrenzen oder, mit Einem Worte, eine Ordnung feſtzuſtellen, die bedingt iſt durch Gebrauch, Billigkeit, Geſetz, Recht. Dieſe Ordnung nannte nun der Grieche Themis (das Setzen, Satzung von θέω, τίθημι, ich ſetze), und ſie kam ihm ſchon frühe ſo bedeutſam, ſo wichtig vor zur Glückſeligkeit des Erdenlebens, daß er darin etwas Göttliches erkannte, noch dazu, da er auch in der Natur gleiche Geſetzlichkeit und gleiche Ordnung wahrnahm.

Die Themis ward ſo den Hellenen die ſtaatlich-moraliſche und die phyſiſche Geſetzmäßigkeit in der Welt überhaupt.

Weil dieſe Geſetzlichkeit ſo alt iſt als die Natur und das Zuſammenwohnen der Menſchen ſelbſt, ſo macht ſie der Mythos — wieder ein Beweis von richtiger Reflexion ſchon in heſiodiſcher oder gar vorheſiodiſcher Zeit — zu einer Titanin, d. h. zu einem der früheſten, vergötterten Weſen, indem ſie Heſiod auf die erſten Urelemente des Weltganzen, auf den Uranus und auf die Ge (Himmel und Erde) zurückführt. Darum heißt ſie bei dem Rhetor Ariſtides geradezu die älteſte der Göttinnen. Und weil man weiter philoſophirte, die höchſte göttliche Macht und Vorſehung könne nur verbunden mit weiſer Ordnung und Geſetzlichkeit die Welt ſo erhalten, wie ſie ſich zeigt: ſo ließ man (ebenfalls bei Heſiod) den Zeus, als den Repräſentanten der erſtern, ſich frühzeitig vermählen mit der Themis und mit derſelben die Horen (anfangs auch hier die Repräſentantinnen der geſetzlichen Ordnung in der Natur [vergleiche Pindar], dann aber die der geſetzlichen Ordnung im Menſchen-, vornehmlich im Staatenleben), die Eunomia, Dike, Eirene, (ſ. oben den Artikel über die Horen) und ſodann die Moiren zeugen (d. h. ſie habe begründet die Lebensloose der Menſchen und die beſtimmten Zwecke der Dinge in der Welt). In letzterer Beziehung heißt es darum von ihr, ſie wäre auch im Beſitz des Weiſſagens, d. h. ſie ertheile den Rath, der zur geſetzlichen Ordnung im menſchlichen, vornehmlich dem Staatenleben, gehöre, und hätte vor Apollo das berühmte Orakel zu Delphi im Beſitz gehabt. Doch iſt das erſt eine ſpätere Idee. Eben ſo, daß

sie an Kenntniß der Zukunft die weiseſten der jüngern Götter, ſelbſt einen Zeus und Poſeidon, weit übertreffe, obwohl darin die ſchöne, wahre Idee liegt, daß in der Welt das beſtimmte Geſetz herrſcht, nach welchem immer aus einer beſtimmten Urſache und Handlung eine beſtimmte Wirkung und That und Folge hervorgeht.

Ebenfalls ein ſchöner Gedanke, die Folge einer feinen Reflexion, iſt es, wenn Themis eine Wohlrathende, eine Helferin heißt (denn ohne geſetzliche Ordnung kann ja nichts in der Welt beſtehen) oder eine Beiſitzerin des Zeus, mit welcher derſelbe, wie ein homeriſcher Hymnus ſagt, auch öfter Rath pflegt (d. h. die bloße Macht kann die Welt nicht erhalten, wofern nicht Ordnung, Geſetzmäßigkeit hinzukommt, mit waltet).

Doch ſpielt ſie bei Homer auch eine dienende Rolle: ſie ſorgt, damit es ordentlich beim Mahle hergehe, für gleichmäßige Vertheilung der Speiſen an der Göttertafel; ſie beruft die Götterverſammlung auf den Olymp, ſo wie ſie über die Volksverſammlungen bei den Menſchen waltet; denn auch da muß es geſetzmäßig hergehen, und mit Ruhe und Ordnung. Der (ſpäte) Redner Ariſtides fügt dem auch die Rathsverſammlungen hinzu. Der erwähnte homeriſche Hymnus läßt den Ares (als Gott des gerechten Krieges) ihr ein Beiſtand und Helfer ſein (d. h. bisweilen müſſen ſelbſt die Waffen gebraucht werden, um geſetzliche Ordnung aufrecht zu erhalten oder wieder herzuſtellen).

Bei den Tragikern erſcheint Themis öfter als eine Göttin, welche durch Strafe und Züchtigung wieder in Ordnung bringt, was geſündigt worden. Vornehmlich trägt ſie Sorge für Erfüllung gethaner Eide und Gelübde und für Beſtrafung derjenigen, welche dieſelben unterließen. Ihr Wirkungskreis ſpielt ſomit hinüber in den der Dike (Gerechtigkeit) und der Nemeſis.

Verehrt iſt ſie worden namentlich an folgenden Plätzen: in Böotien, theils in Tanagra, theils zu Theben (wo ſie mit dem Zeus Agoräos [Marktzeus, dem Schützer und Ordner der Volksverſammlungen] und mit den Moiren ein Heiligthum und ein Standbild hatte), in Attika theils zu Athen, theils zu Rhamnus (wo ihr Tempel verbunden war mit dem der rhamnuſiſchen Nemeſis), zu Trözen in Argolis (hier waren zwei Altäre ſogar der Themis [in der Mehrzahl] geweiht), zu Olympia in Elis (daſelbſt hatte ſie im Tempel der Hera ein Bild nebſt ihren auf Thronen ſitzenden Töchtern, den Horen, von dem berühmten Künſtler Doryklides gefertigt; der Sinn dieſer Gruppirung mit Hera iſt aber dunkel, und an einer andern Stelle war ein Heiligthum der Ge, daſelbſt ein Aſchenaltar, und an der Mündung eines Erdſchlundes, wo wahrſcheinlich Orakel gegeben wurden, ein Altar der Themis, die hier alſo Orakelgöttin war), endlich wahrſcheinlich auch in Arcadien am Fluſſe Ladon im Flecken Onkäum (hier ſtand neben der Statue der Demeter-Erinnys [der zürnenden] eine andere, welche von Einigen für die einer Themis erklärt wurde, gewiß nicht ohne Grund, da die Themis die zürnende

Demeter beſchwichtigen konnte, d. h. Morde geſühnt oder wieder gut gemacht werden konnten).

In den Mythen ſpielt ſie bisweilen keine vermittelnde Rolle, aber nur als Orakelgöttin. So ſollte ſie mit Apollo das Orakel zu Delphi ſelbſt geſtiftet, dem Deucalion und der Pyrrha nach der großen Fluth den Rath gegeben haben, wie ſie die Erde wieder bevölkern könnten, und endlich dem Kronos geweiſſagt die Uſurpation ſeines Sohnes Zeus, und den Atlas gewarnt, daß er nicht ſollte Jemanden aufnehmen als Gaſt aus dem Geſchlechte des Zeus.

Auf antiken Münzen findet man ſie abgebildet, nach dem Athene-Ideal, mit dem Füllhorn (um anzudeuten den Segen, der aus der geſetzlichen Ordnung zu fließen pflegt) und mit der Wage (zum Zeichen, daß geſetzliche Ordnung ein genaues Abwägen der Verhältniſſe erheiſcht).

Der Geſchichtſchreiber Ephorus hat die Themis eine ſterbliche Frau genannt. Er pragmatiſirte alſo, leitete den Gottesdienſt von einer Sterblichen her, die ſich wahrſcheinlich dadurch ausgezeichnet hätte, was die Göttin repräſentirte.

Wir würden hier den **Theſeus** folgen laſſen müſſen, als den vermeintlichen Urheber — das Wort kommt her von θέω = τίθημι, θήσω, θήσας, der geſetzt, geordnet hat, nehmlich den Staat — der ſtaatlichen Ordnung, wenn er nicht ein in Attika nur localer Heros geglaubt, erſt ſpät (ſeit der Schlacht bei Marathon), aber auch nur in Attika, verehrt worden wäre. Zudem iſt ſein Cultus nicht darum erfolgt, weil er die zerſtreuten Bewohner Attika's in eine einzige Gemeinde, in Athen, geſammelt und in eine geordnete, ſtaatliche Verbindung vereinigt hatte, ſondern zumeiſt in Folge der vielen Sagen, die ihn ſo verherrlicht und zu einem zweiten Herakles umgeſchaffen.

---

c) Der Kreis der Gottheiten der Güter des Glückes und des Geſchickes und der Strafe.

1. Die Moiren.

Dieſem Cultus liegt die Erfahrung zum Grunde, die nur der Menſch zu häufig bei Ausführung ſeiner Pläne, ſeiner Wünſche, ſeiner Hoffnungen macht, daß er von äußern Verhältniſſen abhängt, die ihm Hinderniſſe in den Weg ſtellen oder ihn in Bahnen ver-

ſetzen, in Verhältniſſe, an die er nicht gedacht, die er nicht erwartet hatte, ſie ſeien gut oder böſe. Der Menſch fühlt da ſeine Abhängigkeit von einer höhern Macht, ſeine Ohnmacht; er fühlt ſich unfrei. Das Ganze erſcheint ihm als ein unabänderlich beſtimmtes Geſetz, dem er nicht entgegenzuwirken vermag, ſelbſt mit der größten Kraftanſtrengung nicht, das er ruhig gewähren laſſen muß. Beſonders iſt ſolches hinſichtlich der Lebensdauer der Fall. Und weil er den Wunſch hegt nach langem Leben, ſo macht ihn der Gedanke unmuthig, traurig. Dieſer Zug iſt es vornehmlich, der ſich faſt durch den ganzen Moiren-Dienſt hindurchzieht: derſelbe hat darum etwas Tragiſches, und das um ſo mehr, als man über das große Weltgeſetz in der Natur und im Menſchenleben unklar dachte (vergl. Schömann Aeſchyl. Prom. S. 170.).

Weil die Schickſale der einzelnen Menſchen ſo verſchieden ſind, ſo dachte der Grieche ſich die Beſtimmung derſelben als ein Verleihen, Vertheilen und nannte dieſe Vertheilung μοῖρα (von μείρομαι). Anfangs ſchrieb er ſelbige dem höchſten Gotte, dem Herrn der Welt, dem Zeus zu, als welcher Alles angeordnet habe und anordne. Und dieſe Vorſtellung zeigt ſich noch faſt durchgängig bei Homer, wo Ζεὺς und μοῖρα Διὸς ganz gleichbedeutend ſind. Bereits finden ſich aber daſelbſt auch einige unzweifelhafte Spuren, daß man dieſe Vertheilung perſönlich dachte, ſie ſich dachte als waltende Gottheit anfangs im Dienſte des Zeus, ſpäter ſogar wohl über Zeus, je nachdem man ſie als eine individuelle Anordnung dieſes Gottes oder als eine Anordnung deſſelben nach höhern (phyſiſchen oder moraliſchen) Geſetzen erfaßte. So läßt Herodot z. B. den Zeus und alle Götter den Moiren untergeben ſein.

Anfangs nahm man gewiß nur eine an, aber weil die Vertheilung der Güter bei den einzelnen Menſchen ſo verſchieden iſt, ſo ſprach man bald von mehreren in unbeſtimmter Zahl. So ſchon bei Homer die Kataklothen. Nachmals ſchied man wohl zwiſchen Anfang und Ende der Lebensdauer, oder zwiſchen dem Guten und Böſen, was ſie brächten, und nahm eine Zweizahl an, ſo wie wir ſie noch ſpäter bei den Delphiern und bei Empedocles finden. Aber als man in die Moiren den Begriff des dem Menſchen unabwendbar zugetheilten oder (bildlich ausgedrückt nach der, ſchon bei Homer öfter vorkommenden, lieblichen Weiſe, jene Göttinnen im Allgemeinen Spinnerinnen [Kataklothen] zu nennen) zugeſponnenen Lebensloſes anfing zu legen und darauf dieſe einzelnen Begriffe (Loos, Spinnen, unabwendbar) ſpaltete: da begann man drei anzunehmen und nannte ſie: Klotho (Spinnerin), Lacheſis (Loos), Atropos (die Unabwendbare, Unabänderliche). So bereits Heſiodus; daher ihre Beinamen: die Dreigeſchwiſter, die Dreigeſtaltigen*).

Bei dieſem Dichter heißt es zwei Mal von ihnen, ſie ſpendeten den ſterblichen Menſchen Gutes und Schlimmes. Solche Doppelnatur

*) Τριαδελφαί, τρίμορφοι.

haben die Moiren auch sonst; doch ist die schlimme, die der eisernen Nothwendigkeit, im Ganzen bei weitem die überwiegende. Darum heißen sie zwar wohl die Rechtvertheilenden, Tiefweisen, die Alles, wie es bestimmt ist, zu Ende führen, aber auch die Unerbittlich-Durchgreifenden, die Leidvollen, die Unglück-Spendenden*), die Harten, Grausamen, Düstern, Unsanften, Ernsten, Unbeugsamen. Auf solchen Begriff führt nicht minder die doppelte Genealogie derselben bei Hesiod: in der einen Stelle — wenn sie anders ächt ist — heißen sie Töchter der Nacht (aus welcher alles Schlimme herstammt), in der andern Töchter des Zeus (als des obersten Lenkers der menschlichen Schicksale) und der Themis (der physischen und moralischen Weltordnung). Dagegen heißen sie bei Andern Töchter der Anagke (Nothwendigkeit), oder Kinder des Erebos (Finsterniß) und der Nacht, oder des Kronos und der Nacht, oder des Oceanus und der Erde (die man, nach neptunistischer Ansicht, als Aeltern wohl von Allem ohne Unterschied, in späterer Zeit betrachtete). Die Moiren, so meist unbeherrscht, sich selbst regierend, führen nach Aeschylus das Steuer der Nothwendigkeit, lenken das Geschick und wachen darüber, daß die jedem Wesen nach den unabänderlichen physischen und moralischen Gesetzen zugetheilte Bestimmung ungehindert sich entwickele. Ihren Faden kann Niemand wieder auflösen.

Zusammengestellt in der Vorstellung wurden sie erstens mit Zeus, von dem ja sonst das Schicksal der Menschen bestimmt wird, »der da weiß, was die Moiren den Menschen verleihen oder versagen«: beiderlei Wesen haben also sehr nahe Beziehung. Entweder ist Zeus den Moiren unterthan oder die Moiren gehorchen dem Zeus. In letzterer Beziehung heißt Zeus Moiragetes (Moirenführer). Darum läßt die mythische Dichtung die Moiren ihm im Gigantenkampfe und im Kampfe mit Typhon beistehen; ihm war ja der Sieg vom Schicksale bestimmt. Und eines Males sendete er sie ab, um die zürnende Demeter zu begütigen. Zweitens werden sie beigesellt dem Apollo als dem Kenner und Weissager der menschlichen Schicksale, der deßhalb ebenfalls als Moiragetes betrachtet worden ist; drittens der Eileithyia, wie wir früher schon sahen, die ebenfalls die Spinnerin genannt worden ist, und so, daß Pindar jene die Beisitzerin der tiefweisen Moiren nennt, welche dem Kinde sein Schicksal bei der Geburt bestimme, und Apollo bei demselben Dichter zur Geburt des Iamos die Eleuthe nebst den Moiren hinzubringt, ja! Pindar läßt sie in dieser Beziehung sogar bei der ersten Einrichtung, Stiftung eines Festes zugegen sein; viertens der Aphrodite Urania, die ja ebenfalls Geburten erzeugt, die deßhalb in Athen eine Moire genannt wurde; fünftens dem Prometheus beim Schaffen der ersten Menschen (sinnige Zusammenstellung!); sechstens der Tyche (Glücksgöttin), die Pindar eine der Moiren heißt; siebentens den

*) Ὀρθονόμοι, βαθύφρονες, τελεσφόροι, βαρεῖαι, διάνταιαι, μογεραί, βαρυδότειραι u. s. w.

Erinnyen, deren nahe Verwandten (Mutterschwestern, bei Spätern sogar Schwestern) sie genannt werden; ja! sie, die unabweisbar die Folgen jeder Frevelthat vollstrecken, hatten nach der Legende ihr Amt von den Moiren, als die mit ihnen nach dem Gesetze der Nothwendigkeit jedes Schicksal fest und sicher zu seinem Ziele führen; achtens den Keren (den Göttinnen des gewaltsamen Todes); neuntens dem Pluto und Charon (welche die Todten empfangen, die ihnen von den Moiren zugesendet werden); zehntens den Horen, als den Alles zur bestimmten Zeit zur Reife oder Ausführung Bringenden; elftens den Musen, insofern sie singend, nach der Alten Weise, das Schicksal der Menschen verkündigen sollten.

Also hier überall dieselben Beziehungen auf Verhängniß, Schicksale, Lebensdauer, Tod. Doch stehen die Moiren auch in Beziehung zur Ehe und zum Brautstand, da dieses ein Hauptpunct in dem Leben der Mädchen ist. So weihten Bräute ihre Locken den Moiren. Auch nahmen diese Göttinnen nach einer Legende Theil an der Hochzeit des Peleus und der Thetis. Nach einer andern bestimmten sie dem Zeus erst die Themis, dann die Hera zur Gemahlin: der Sinn ist klar.

Wir finden den Dienst der Moiren an folgenden Stätten mit folgenden Eigenthümlichkeiten: in Delphi (hier standen im Tempel des Apollo als Moiragetes zwei Statuen; statt der dritten war [nach Pausanias] Zeus vorhanden [auch als Moiragetes]), in Theben (daselbst hatten sie nahe dem Heiligthume der Themis [der Göttin der gesetzlichen Ordnung im Staate] und des Zeus Agoräos [Gott der Volksversammlungen] ein Heiligthum, jedoch ohne ihre Bildsäulen; es lag in dieser Gruppirung der Tempel der Sinn, daß das Schicksal des Staates von der Beobachtung der gesetzlichen Ordnung und von weisen Berathungen abhängt), in Athen (attische Schriftsteller, wie Aeschylus, Plato erwähnen ihrer in Schriften), in Megara (hier waren sie im Olympieion des Zeus an dem Haupte desselben, nebst den Horen, vom Künstler angebracht zu herrlicher Symbolisirung des Wesens des Zeus), in Sicyon (wo die Eumeniden einen Eichenhain und darin einen Tempel hatten, und in dem Haine stand unter freiem Himmel ein Altar der Moiren, wo eben so wie auf dem Altare der Eumeniden geopfert wurde, nehmlich alljährlich trächtige Schafe [Bezugs der Zukunft, was diese trägt und bringt]), in Corinth (hier hatten sie an dem Wege nach der Burg hinauf mit Demeter und Persephone einen Tempel), in Sparta (woselbst ihnen ein Tempel gehörte), in Akakesion in Arcadien (da war in dem Tempel der Despoina [Persephone oder Demeter] ihr Bild nebst dem Apollo in der Wand angebracht, als Relief wahrscheinlich) und endlich in Elis (allwo sie einen Altar hatten zu Olympia neben dem des Apollo).

Man sieht, der Cultus war, da er sich noch an so vielen Oertern aus unsern spärlichen literarischen Notizen nachweisen läßt, ziemlich verbreitet. Auch hat über ihn mit Geist und Sinnigkeit die griechische Nation gewaltet, obwohl im Ganzen die ernsten Schicksalsgöttinnen der heitern Kunst der Hellenen nicht eigentlich zusagten. Daher die Bildner wenigstens, sie nicht zum idealen Gegenstande

ihres Strebens gemacht haben. Wir lernen kennen und besitzen im Ganzen genommen nur eine sehr geringe Anzahl von derartigen Kunstdarstellungen. Auf den ältern begnügte man sich mit symbolischer Bezeichnung der hohen Gewalt der Moiren: auf einigen haben sie Scepter in den Händen, oder im Einzelnen Klotho die Spindel oder die Schriftrolle des Schicksals, Lachesis den Globus mit einem Stäbchen, das Horoskop deutend, oder eine Rolle haltend oder schreibend, Atropos mit der Wage oder der Sonnenuhr (die Zeit anzudeuten, in welcher sich das Menschenloos unabänderlich erfüllt) oder mit einem Schneidewerkzeug, z. B. einer Scheere. Als Prophetinnen erscheinen sie auch als Sängerinnen, gleich den Musen mit Federn auf dem Kopfe. Klotho mit der Spindel ist ganz späte Darstellung. Zu bemerken ist hierbei, daß zwischen den einzelnen nie eine so strenge und scharfe Absonderung statt gefunden hat, daß man nicht z. B. alle spinnend erwähnt fände. Daher erscheint auf Kunstwerken zuweilen bloß eine; so wie bei spätern Schriftstellern öfter nur eine, nehmlich Klotho, für alle genannt wird. Dabei ist denn das schöne Bild des Spinnens so recht hervortretend. Dieses Attribut ist aber in dem Fall, wie Welker scharfsichtig bemerkt hat, »etwas Andres als die Laute des Apollo und der Musen, der Dreizack des Poseidon, der Blitz des Zeus, die der Einbildungskraft als wirklich gehandhabte Dinge erscheinen. Sie sind nicht ein Sinnbild eines eigentlichen Handelns, sondern Sinnbild von einer mit der Sache verschmolzenen und verwechselten Metapher.« Das Bild ist auch später in so weit fortgesetzt worden, als man von Abreißen, Abschneiden oder Abspinnen des Fadens redete. Der ursprünglichen Idee der Moiren und den Namen der einzelnen nicht angemessen ist es, wenn ein späterer lateinischer Schriftsteller die Aemter der Moiren scharf trennend, erklärt: Klotho zettle das Leben an, Lachesis webe es, Atropos zerschneide es. Eine solche scharfe Trennung hat nicht einmal die bildende Kunst beobachtet.

Ein, nicht eben geistreicher und der Idee des Ganzen angemessener, Einfall ist es, wenn Plato meinte, Lachesis besinge die Vergangenheit, Klotho die Gegenwart, Atropos die Zukunft, und eben so wenig ist es ästhetisch, wenn spätere Dichter die Moiren als alte und häßliche Frauen schildern, oder treffend, wenn Lycophron sie lahm heißt, in Bezug auf den zögernden Gang des Schicksals. Nicht viel mehr Sinn läßt sich dem Gedanken des Verfassers des Gedichtes: »der Schild des Herakles« abgewinnen, wenn er die Atropos die hinfällige, kleinere, würdevollere, älteste unter den Moiren nennt. Und wenn sich das auf das sinkende Menschenalter beziehen soll, so stimmt es wenigstens nicht mit den übrigen Vorstellungen von den Moiren überein. Dagegen zeugt's von poetischem Aufschwung einer frei waltenden Phantasie, wenn bei Pindar die Looserin Lachesis dem Helios schwören muß, daß die Insel Rhodus ihm unabänderlich auf immer als Loos zufallen solle.

In der mystischen Lehre von der Persephone werden die Moiren gepriesen, daß sie sammt den Chariten diese Göttin unter Reihen-

tänzen aus der Unterwelt heraufführten. Das sollte wohl den Sinn haben, daß solches zwiefache Leben der Göttin für immer beschieden wäre.

Bei ihrer näherern Bekanntschaft mit der griechischen Religion fanden die Römer ihr Fatum und ihre Parcen in den Moiren der Hellenen wieder und nahmen die Vorstellungen von ihnen auf.

Gleichbedeutend mit den Moiren im Singular ist die Aesa, d. h. etymologisch auch der Theil, der Antheil an zeitlichen Gütern, das Schicksal. Allein, als poetisches Wort, ist dasselbe nie zur Bezeichnung einer Person in's Leben und in den Volksglauben übergegangen, eben so wenig der männliche Moros von gleicher Bedeutung, obwohl vornehmlich von schlimmer, weßhalb er ein Sohn der Nacht geheißen, und der Thanatos (Tod). Heimarmene (der zugetheilte Theil), von gleichem Wortstamme, wie Moire, als Schicksal gedacht, und Pepromene (das Bestimmte, das Verhängte) sind gleiche Vorstellungen gewesen und können nur als bloße Personificationen gelten. Dagegen ist

2. Tyche (Zufall, Glück)

nicht bloße Personification gewesen, sondern hat wirkliche Verehrung genossen. Das Wort bedeutet eigentlich das, was sich zufällig begibt, und zwar zumeist im guten Sinne (die gute Tyche), das Glück in seinen Wechselfällen. Das ist der Tyche Wirkungskreis. Ein für Poesie und bildende Kunst sehr schönes Sujet! Doch findet sich vor Pindar keine Spur von ihrem Dasein im griechischen Culte. Späterhin war aber ihre Verehrung ziemlich verbreitet, wohl in Folge der Verbreitung der Herrschaft der Römer über Griechenland, bei denen die Fortuna eine so große Rolle spielte.

Der Dichter Alcman nennt sie sehr schön und wahr Schwester der ewigen Ordnung (Εὐνομίας) und der Ueberredung (Πειθοῦς) und Tochter der Vorsicht (Προμηθείας), so daß sie ihm erschien als Göttin des glücklichen Erfolges, des Gelingens, und Pindar nicht unpassend eine der Moiren und gibt ihr größere Macht als ihren Schwestern. Er heißt sie eine Tochter des Befreiers Zeus, wohl zunächst in Bezug auf das Glück des von dem Einfall der Perser befreieten griechischen Volkes. Treffend sagt er weiter, sie lenke ein zwiefaches Steuerruder (das des Glückes und des Unglückes). Sie heißt die Gute, die Retterin, die Erhalterin der Staaten*), und als Wohnsitz wurden ihr die Burgen angewiesen; daher ihr Beiname Burggöttin.

An den verschiedenen Stätten ihres Cultes hatte Tyche verschiedene, von den Künstlern meist mit Geschmack und mit Geist gewählte Symbole. Zu Theben hatte sie einen Tempel, darin ihr Bild, das den Plutos (Reichthum) trug; zu Lebadea in Böotien besaß die »gute Tyche,« zusammen mit dem »guten Dämon,« ein heiliges Gebäude,

*) Ἀγαθή, σώτειρα, φερέπολις, ἀκραία.

in welchem diejenigen, die eben daſelbſt das Orakel des Trophonius befragen wollten, zuvor eine beſtimmte Anzahl Tage zubrachten. In Athen hatte dieſelbe beim Prytaneum eine Statue (ſie hatte hier alſo politiſche Bedeutung) und beim Stadium einen Tempel mit einer elfenbeinernen Bildſäule; auf der Burg zu Sicyon hatte Tyche einen Tempel als Akräa (Burggöttin), alſo auch politiſche Beziehung, und ein Standbild; in Argos, in Hermione, zu Pharä in Meſſenien (da war ein Tempel und ein altes Bild ihr geweiht); in Elis (in der Stadt hatte ſie einen kleinen Tempel mit einem Schnitzbilde; zu ihrer Linken ſtand der hier locale Soſipolis [Stadtretter] als Knabe mit einer beſternten Chlamys, in der Hand das Amalthea-Horn [das Symbol des Segens] haltend, und in Olympia ſtand ein Altar der »guten Tyche«), zu Aegira in Achaja (auch hierſelbſt beſaß ſie einen Tempel mit einem Standbilde, welches das Amalthea-Horn hielt, daneben einen geflügelten Eros, anzudeuten, wie Pauſanias meint, daß Liebe mehr von Glück als von Schönheit abhängt; in dieſem Tempel befand ſich auch noch das Bild des Mitleids, der Sympathie, dargeſtellt als ein Greis Sympathos mit weinenden Mienen, angethan mit einem Panzer: nach der Legende ſollte er närriſcher Weiſe tapfer für das Vaterland kämpfend gefallen und beweint worden ſein), in Syracus (daſelbſt hatte ein Stadtviertel ſeinen Namen von dem Tempel der Tyche), in Meſſana (wo Hejus zu Cicero's Zeiten eine ſchöne Ἀγαθὴ Τύχη beſaß), in Smyrna (wo der Bildner Bupalus das erſte Bild gemacht hatte mit der Himmelskugel auf dem Haupte [dem Symbole der Allgewalt] und dem Horn der Amalthea in der einen Hand).

Praxiteles ſoll ſie ebenfalls (die Ἀγαθὴ Τύχη) dargeſtellt haben, wie? iſt freilich unbekannt, und den »guten Dämon« vielleicht daneben.

Es erhellt hieraus, daß die Göttin gedacht wurde in Bezug auf Allgewalt über menſchliche Schickſale, oder auf Spendung reichlichen Segens an einzelne menſchliche Individuen wie an ganze Staaten. In ſolcher Beziehung ſtand ſie nahe den Moiren. Pindar hatte ſie ſogar, wie wir oben ſahen, für eine der Moiren erklärt, »die über ihre Schweſtern hinaus ein Mehres vermöge,« und Pauſanias billigte dieſe Anſicht.

Als die Römer anfingen, ihre Religion mit der griechiſchen zu verſchwiſtern, ſetzten ſie ihre Fortuna der helleniſchen Tyche gleich.

---

3. Nemeſis.

Das appellative griechiſche Wort *νέμεσις* (von *νέμω*, *νέμομαι*) heißt das Theilen, Zutheilen, aber nicht wie bei den Moiren ein Zutheilen der Schickſale *vor* dem Leben eines Menſchen, eine Prädeſtination, ſondern ein Zutheilen des für eine gethanene Handlung ver-

dienten guten oder schlimmen Lohnes. Gewöhnlich aber wird es bloß im schlimmen Sinne gebraucht für das Zutheilen von Strafen für unvorsichtige, unbesonnene, ohne Maaßhaltung vollbrachte Thaten. Die Göttin Nemesis ist nur Personification und Apotheosirung dieses Begriffes, und folglich das Wesen, welches nach dem Glauben der alten Griechen Jedem den verdienten Lohn zuertheilt für das, was er, vornehmlich in Bezug auf die Götter, Ungehöriges und Ungebührliches gethan. Zu solchem Ungehörigem und Ungebührlichem gehört jedes schnöde, gottlose Wort, jedes sich Ueberheben über das gewöhnliche menschliche Maaß, sei es in materieller oder in sittlicher Hinsicht, jeder Uebermuth, jedes Ueberschreiten der den Menschen von der göttlichen Weltordnung gesetzten Grenzen. Die zu vernachlässigen heißt sein zugetheiltes Loos verkennen und die Strenge der göttlichen Ahndung gleichsam herausfordern.

Als eine sehr abstracte Idee ist die Nemesis erst spät — bei Hesiod findet sie sich zuerst — personificirt und nachmals apotheosirt worden. Verehrung hat sie genossen, sichern Nachrichten zu Folge, a) in Rhamnus, einem attischen, am Meere in der Nähe von Marathon belegenen Flecken, von welchem sie den Beinamen der rhamnusischen erhalten. Ihr Heiligthum ward hier gestiftet in Folge des berühmten Sieges der Athenienser über die Perser, wo Nemesis, so meinte der Grieche, den Uebermuth der Feinde nach Gebühr gedemüthigt und bestraft hätte. Man erzählte sich, die Perser hätten, als sie nach Marathon gezogen, einen Marmorblock aus Paros mitgebracht, um daraus das Denkmal ihres unzweifelhaften Sieges zu machen. Nemesis aber habe ihren Uebermuth den verdienten Lohn finden lassen, und da habe Phidias (nach Andern Diodotus) aus jenem Blocke das Bild der rhamnusischen Nemesis gefertigt; b) zu Paträ in Achaja, wo sie ohnweit des Theaters einen Tempel hatte; c) zu Smyrna, und zwar befand sich daselbst ein Heiligthum der Nemesisse (in der Mehrzahl), über deren Statuen die Chariten, ein Werk des Bupalus, angebracht waren, zur Andeutung, daß, Maaß in Allem zu bewahren, dem Menschen Anmuth, Wohlgefälligkeit gewähre; die Schnitzbilder der Göttinnen waren mit Flügeln versehen, weil, wie Pausanias vermuthet, sich die Nemesis am meisten an Liebenden bewähre; darum wohl habe man ihr Flügeln gegeben wie dem Eros. Aus dem Grunde war es vielleicht auch, daß zu Paträ jenes Heiligthum neben dem Tempel der Aphrodite stand. Ja! vielleicht war selbst die rhamnusische Göttin etwas Aehnliches, und jene Sage von der Stiftung des Tempels in Folge des marathonischen Sieges nur erdichtet; denn des Phidias Schüler Agorakritus machte, wie Plinius uns meldet, aus seiner Aphrodite, weil sie den Preis nicht gewann, eine Nemesis, und zwar die zu Rhamnus, durch bloße Veränderung der Attribute.

Die Nemesis war dem Obigen zufolge ein böse Göttin, eine rächende, feindseliggesinnte, ein ernstes, finsteres, zu fürchtendes Wesen, das sogar nicht duldet, daß ein Mensch zu reich, zu mächtig wird. Und so erscheint sie uns immer bei den alten Dichtern und

Schriftstellern. Bei Herodot ergreift die göttliche Nemesis den überschwenglich reichen und seines Reichthums sich brüstenden Crösus; Pindar fleht zum Zeus, daß er zum Glücke der Blepsieden nicht möge gelangen lassen die feindselig gesinnte Nemesis, und von den glücklichen Hyperboreern singt er, »daß sie, fern von Mühsal, entschlüpfen der rächenden Nemesis,« d. h. ein stetes ungetrübtes Glück genießen.

Daraus nur kann man sich erklären, warum Hesiodus sie eine Tochter der Nacht nennt, welche sie, wie er hinzusetzt, »den Menschen zum Uebel gebar,« oder zur Tochter des Erebus (der Unterwelt), der alles Scheuselige verbirgt. Frostig ist, wenn sie eine Tochter des Oceanus heißt, auf den im Alterthume Alles zurückgeführt ward, dessen Ursprung man nicht weiter verfolgen konnte oder mochte. Den strengen Charakter bezeichnet es, wenn sie Adrestea (die Unentfliehbare) genannt wird.

Man bildete sie im Alterthume als jungfräuliche Göttin von strengem Wesen. Mit dem gebogenen Arme hält sie das Gewand vor der Brust (das Sinnbild des Maaßhaltens) und schaut sinnend in den Busen (das Zeichen des ernsten prüfenden Denkens und Selbstbeschauens). In der Linke hält sie als Symbol einen Zaum, oder (als Strafwerkzeuge) ein Schwert, oder eine Peitsche, oder ein Rad mit einem Greif.

Die ganze Vorstellung, der ganze Cult der Nemesis ist eine herrliche Idee, die nicht ohne tiefe Bedeutung für den Charakter der Griechen ist. »Das ganze Gebiet des menschlichen Lebens umfassend« — wir bedienen uns der eignen trefflichen Worte Zell's, um zugleich daran zu beweisen, wie man über einen solchen Cult urtheilen kann und soll — »waltet die Göttin Nemesis, erzeugt im Schooße der Nacht, oder nach einer andern Sage, Tochter der Gerechtigkeit, die Göttin des strengen Maaßes, welche den Uebermuth straft im Thun und Handeln einzelner Menschen und ganzer Völker, die jeden, der sich nicht selbst mäßigt, in die Schranken der Ordnung mit vernichtender Macht zurückdrängt. Es läßt sich nicht leicht eine tiefer empfundene, klarer ausgesprochene und reicher ausgeführte ethische Allegorie irgendwo nachweisen als diese. Keine Anschauung, keine Lehre war auch dem griechischen Geiste eigenthümlicher als diese. Ja! in ihr liegt recht eigentlich der ganze, bis jetzt noch von keinem Volke erreichte Vorzug der Griechen. Dieses Maaß, dieser überall angewendete goldene Spruch: »»Nichts zu viel,«« war es, der ihr ganzes Denken und Thun in klarer Einfachheit und Ruhe hielt, entfernt von allen über die Schranken einer gesunden, natürlichen Menschheit hinausschweifenden Gefühlen, Wünschen und Gedanken. Dieses Maaß schuf ihre Götter eingeschlossen in menschliche Formen, und doch so voll Kraft und Erhabenheit; dieses Maaß schuf ihre Kunst, welche in ihren schönsten Werken mit weiser Enthaltsamkeit sich überall auf das Wesentliche beschränkt; es zeigt sich in den Lehren ihrer Philosophen, welche die richtig gemessene, gleiche Entfernung von allem Aeußersten und Uebertriebenen für den sichersten Weg der Tugend und

wahren Lebensweisheit hielten. Daſſelbe Maaß endlich ſpricht ſich aus in ihrem Widerwillen gegen alle überſchwengliche Macht und Vorzüge einzelner Stände und Perſonen und geſtaltete darnach die Freiheit ihres politiſchen Lebens.«

Daraus mag man zugleich abnehmen, mit welchem Rechte die Griechen den allgemeinen Begriff von Nemeſis nicht bloß perſonificirt, ſondern ſogar vergöttlicht haben. Gewahrten ſie darin nicht mit Grunde ein göttliches Wollen und Mahnen?

---

4. Ate.

Das Wort Ate (ἄτη) bedeutet (gemäß der ſchönen Auseinanderſetzung von Nägelsbach) als ein appellatives Wort in erſter oder ſinnlich-phyſiſcher Inſtanz: Verwirrung des ſinnlichen Bewußtſeins, Störung des Normal-Zuſtandes der natürlichen Beſinnung, Sinnenbethörung, z. B. durch Wein, zweitens, in ſittlicher Beziehung, die Bethörung im Handeln, das thörichte, unbeſonnene Handeln, und drittens deſſen Folgen: die Thorheit oder die Schuld durch Verletzung entweder ſeiner ſelbſt oder Anderer in Folge unheilvoller, geiſtiger Verblendung und ſittlicher Bewußtloſigkeit.

Bethörung aber ſetzt ein bethörendes Etwas voraus, und weil der Menſch in ſolchem Zuſtande ſich nicht bewußt iſt, woher derſelbe kommt, wie er entſteht: ſo ſchreibt er es der Gottheit ſelbſt zu. Der Menſch hat für ſich keine Schuld; es iſt ein blinder Drang, der ihm von außen eingegeben, eine Beſeſſenheit von einem fremden ſataniſchen Unholde. Bei Homer geht dieſe Ate oder Bethörung noch von allen Göttern aus, und es iſt demnach dort der Geiſt der Berückung und Verblendung zu unſittlichen und unverſtändigen Handlungen noch nicht getrennt, ſondern ruht noch in dem Begriff der Gottheit, des Göttlichen überhaupt. Zwar erſcheint jene verderbliche Kraft der Bethörung bereits perſonificirt; allein ſie iſt, wie Eris und andere Perſonificationen, bei dem Dichter noch im Ganzen ſo ſehr allegoriſches Weſen, hat noch ſo wenig feſt umſchriebene Perſönlichkeit, daß, was ſie gethan hat, ohne Weiteres auch wieder andern Gottheiten zugeſchrieben wird. Indeſſen möchte ich in dem Mythos von Herakles' Geburt (der natürlich älter iſt als Homer und einem andern, wahrſcheinlich einem europäiſch-griechiſchen Dichter oder Mythologen ſeinen Urſprung verdankt), der da mythiſch das vermeintliche Recht der Dorier auf ihre, im Peloponnes nach ihrer Wanderung aus Theſſalien eroberten, Länder nachweiſen ſoll, doch bereits eine Apotheoſirung annehmen. Denn erſtens heißt Ate da eine Tochter des Zeus, lebt im Olymp, ſchont ſelbſt ihres Vaters nicht. Der den Mythos erzählende Dichter nur, Homer, findet ſolches nicht mit ſeinen übrigen Anſichten im Einklang; weßhalb er hinzufügt: Zeus habe im Grimm

die Unholdin an den glänzenden Locken des Haupthaares erfaßt und sie unter dem Schwur, daß sie nie zum Olympos hinfort und dem Sterngewölbe des Himmels wiederkehre, vom Himmel herabgeworfen. So weilte sie denn seitdem auf der Erde und bethörte — die Menschen. Dadurch scheint er ihre nicht reine Göttlichkeit anzukündigen.

Hesiodus kennt sie gleichfalls, nennt sie aber eine Tochter der Eris (des Streites, der ja gewöhnlich den Menschen seiner Besonnenheit beraubt): eine Genealogie, die mehr gefallen muß, als die homerische.

Bei den Tragikern kommt Ate augenscheinlicher als Göttin vor. Aeschylus nimmt sie als Rächerin, welche nach der Anordnung der Götter — also spielt sie hier eine dienende, untergeordnete Rolle — die gebührende Strafe über den Frevler, den Uebermüthigen und über sein Geschlecht bringt, die den Schuldigen erfaßt und in ein Meer von Jammer und Elend stößt. Somit fällt ihr Wesen zum Theil mit der Nemesis, der Ara und dem spätern Begriffe der Erinnys zusammen: sie war dem Griechen eine furchtbare, Verderben bringende Göttin.

Homer zeichnet sie »als Jungfrau mit glänzenden Locken, schreckenvoll; leicht schweben die Füß' ihr; nimmer dem Grund' auch naht sie; nein! hoch wandelt her sie auf den Häuptern der Männer, reizend die Menschen zum Fehl.«

Von Darstellungen der bildenden Kunst verlautet nichts. Die Ate scheint nie so in den Volksglauben übergegangen, daß sie wirkliche Anbetung genossen hätte, ihr Tempel und Altäre und Standbilder geweiht worden wären. Sie war mehr Fiction der Dichter. Daher ist sie nicht künstlerisch behandelt worden. Indessen ist nicht zu verkennen, daß die ganze Idee sehr viel Tragisch-Poetisches an sich trägt.

---

5. Die Erinnyen oder Eumeniden.

Erinnys oder Erinys (ἐρινύς) ist eigentlich ein Ajectiv, abgeleitet vom Verbo ἐρινύειν, einem arcadischen Worte mit der Bedeutung zürnen, rächen, was seine Wurzel in ἐρίζειν, ἔρις hat und mit dem lateinischen ira und rixa verwandt ist. Es bedeutet ursprünglich zürnend, rächend. Noch zu Pausanias' Zeiten war es das Beiwort, welches man in Arcadien vorzugsweise der Demeter gab: diese Göttin wurde hier unter dem Beinamen verehrt.

Das gibt uns eine überraschende Aufklärung. Woher ist es gekommen, daß man jene Gottheiten sich als Frauen dachte? Die Frage läßt sich nur auf folgende Weise beantworten: man dachte sich eigentlich die Demeter als Erinnys, als zürnend, und daraus hat

sich der ganze Cultus der Erinnyen entwickelt. Die Demeter, die chthonische Göttin, deren Hausen und Wirken in der Erde war, woher alles Grausige, Schreckliche kommt, zürnte also, pflegte zu zürnen den Menschen, eigentlich wohl dann, wenn sie die Saat nicht keimen, nicht gedeihen ließ, die Aerndten nicht segnete.

Aber dieser Zorn war doch eigentlich ein Begriff, der zur sonstigen Vorstellung von der Göttin nicht eben wohl paßte, die oft so gütig war, so segensreiche Aerndten bot. Es war daher natürlich, daß sich jener Begriff trennte, und die Erinnys sich zu einem besondern göttlichen Wesen gestaltete, natürlich eben auch als Göttin, weil Demeter eine Göttin war.

Allein wenn selbige zürnte, so mußte sie beleidigt sein. Das konnte nun auf mehrfache Weise geschehen, und folglich auch die Ursachen des Zürnens mehrfach sein. Daher sich die Einzahl der Erinnys bald in eine Mehrzahl verwandelte. Schon bei Homer finden wir ein Schwanken in dieser Beziehung.

Aber an etwas Concretem hat sich gewiß auch dieser Cultus erhoben. Und was könnte das sein? Welcher Rachezorn könnte so groß, könnte so gerecht und naturgemäß, folglich so göttlich erscheinen dem rohen Natursohne, daß der ihn für die Eingebung oder Wirkung einer Gottheit selbst erklären und anerkennen mochte? Doch wohl vor Allem die Blutrache, jener dem Naturmenschen so natürliche Unwille über den Mord eines Mitgliedes aus der Familie? Und richtig: so tritt uns das Wesen der Erinnyen im Allgemeinen, in den Nachrichten der Alten darüber, entgegen. Sie sind die Göttinnen, welche zürnen ob eines begangenen Mordes, er sei freiwillig oder unfreiwillig, und denselben mit allen Schrecken an dem Mörder zu rächen trachten. Vornehmlich ahnen sie ihn, wenn er an Aeltern oder Verwandten verübt worden ist, weil er da den Menschen am abscheulichsten, am meisten zu rächen erscheint. Sie bezeichnen also das Furchtbare, das Entsetzliche der That an sich, ohne Rücksicht auf vorhandene oder nicht vorhandene Absicht, der That, »die, aus welchen Motiven immer begangen, ein Riß in den Ordnungen der Natur ist, der beängstigend und verwirrend auf das menschliche Gemüth wirken muß« und daher unter jeden Umständen zu ahnden erscheint, um den Riß wieder gut zu machen, um die gestörte Harmonie wieder auszugleichen, um die Welt vor Aehnlichem in's Künftige sicher zu stellen. So meinten theils die Verwandten, welche eine solche That anging: das war das objective Verhältniß des Mörders. Und das subjective? das quälende Bewußtsein, diese That verübt, einen seines Gleichen um's Leben gebracht zu haben, deßhalb von dessen Angehörigen verfolgt zu werden, nirgends des eigenen Lebens sicher zu sein. Beide Theile begegnen sich in dem Naturgefühle, daß solche That ungehörig, strafbar, dem Gesetze in der Brust, der göttlichen Anordnung entgegen sei. »Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden,« das ist schon eine uralte Ansicht. Und wenn gleich im menschlichen Leben die Erinnys sich im eigenen Gewissen des Menschen zeigt, das eigne menschliche Gewissen selbst

ist: so faßten doch die Alten, zufolge der ihnen angestammten oder angewöhnten Betrachtungsweise, dieß böse Gewissen des Mörders oder diesen Haß gegen ihn als ein Symptom der Macht eines äußerlichen, göttlichen Wesens, einer allgemeinen dämonischen Gewalt gegen und über den Menschen auf. »Wie Himmel und Erde und Sonne und Mond in ewigem und unverrücktem Bestande ohne Unterlaß und überall auf gleiche Weise wirksam erscheinen, so sind auch die Erinnyen wie ein Naturgesetz der moralischen Welt anzusehen. Ohne Rücksicht auf die besondern Umstände der That, ohne Ansehen der Personen und Verhältnisse treffen sie den, welcher die heiligen Banden des Blutes durch Frevel zerrissen hat.«

Wo aber mag unter den Griechen das Gefühl des Göttlichen in dieser Anordnung, zuerst erwacht und zur nationellen Anerkennung gekommen? wo der großartige, ästhetisch-tragische Cultus der Erinnyen entstanden sein? Zuverlässig im südlichen Hellas, wo vorzugsweise der geheimnißvolle Dienst der Demeter geblühet, zuverlässig in Arcadien, wo nach der obigen Auseinandersetzung der provincielle Ausdruck ἐρινύειν zu Hause war, wo eine Demeter Erinnys noch in spätern Zeiten verehrt wurde, und sich überhaupt noch späthin Erinnyen-Cult (zu Megalopolis) vorfand. An der großen Erd- und Unterweltsgottheit, durch welche dem Menschen Leben und Gedeihen, aber auch Untergang und Tod (in der Persephone) kommt, indem selbige als die Gekränkte und Grollende gefaßt wurde, wo irgend der Menschen Thun jene heiligen und ewigen Naturgesetze verletzt hatte, konnte die Idee von den Erinnyen am ersten Realität und besondere Persönlichkeit und Göttlichkeit erlangen. Von Arcadien mag sich der Cult nach Mycenä, später, nach dessen Zerstörung durch die Dorier, von dort wieder nach Cerynea in Achaja, ferner nach Attika (Colonus und Athen) und Phlyä und nach Theben und Potniä bei Theben verbreitet, also ein Mal einen entgegengesetzten Weg genommen haben, als wir sonst bei den meisten Culten der Griechen gefunden; indessen vergleiche man den Pan-Dienst!

Und das ist nicht etwa in historischer Zeit geschehen, sondern jedenfalls vor der dorischen Wanderung. Denn in Folge dieser Wanderung ist er nicht verbreitet — wir finden in unsern Quellen nicht die geringste Spur davon — sondern im Gegentheil unterdrückt, vertrieben, beschränkt worden. Er erhielt sich nur da, wo die Dorier nicht hinkamen, außer in Sicyon. Erst in späterer Zeit baueten die Aegiden in Sparta auf Befehl eines Orakels, und zwar nur speciell den Erinnyen des Lajus und Oedipus (Herodot. IV, 149.) einen Tempel.

Zufolge jener ursprünglichen Idee nun waren die Erinnyen — denn der Grieche übertrug alle Eigenschaften oder Wirkungen der Sache auf die Gottheit, die derselben vorstand — beim Homer im Nebel wandelnde, furchtbare, entsetzliche Wesen*). Selbiger nennt bald

*) Ἀεροφοῖτις, στυγεραί, δασπλῆτις.

eine bald mehrere, gibt aber weder Abstammung noch Zahl an, sondern dichtet bloß, daß sie im Erebos (in der Finsterniß unter der Erde, wo alles Grausige wohnt) hausen sollten. Die Vorstellung von ihrer Wesenheit ist bei ihm noch ziemlich zerfahren. Die Erinnyen sind executive Gewalten im Dienste der unterirdischen Gottheiten (des Hades und der Persephone) zur Strafe des Meineides, zur Vollziehung des älterlichen Fluches und zur Aufrechthaltung des Familienrechtes, des älterlichen Respectes überhaupt, endlich zum Schutze derjenigen, die geheiligt sind durch ihre Hülflosigkeit, die somit unter unmittelbarer Obhut der Götter gedacht werden. In allen diesen Verhältnissen sind sie Rächerinnen des Unnatürlichen, eines Frevels, der die natürliche Weltordnung zu zerstören droht. Unnatürlich erscheint aber den homerischen Menschen schon fortdauerndes, wenn gleich schuldloses Glück. Darum treten auch hier die Erinnyen, mit Gewalt und Befugniß der Nemesis, ein. Ist nun aber schon der Neid der Götter fähig, sich in Haß zu verwandeln, wie viel mehr, wenn die Gottheit persönlich beleidigt wird! D. h. dann treten die Erinnyen vor Allem thätig auf. Selbst noch im Hades werden solche Schuldigen gestraft. Man sieht hieraus: die ursprüngliche Idee der Erinnyen als bloße Bestraferinnen des Menschenmordes hat sich bereits bei Homer erweitert. Aus solchen concreten Bestraferinnen waren sie Züchtigerinnen geworden für andere ähnliche große Verbrechen: sie fingen an den Mord überhaupt zu bestrafen, die Verletzung der Kindespflicht gegen die Aeltern, die Uebertretung des Gastrechtes an Schutzflehenden und an Bettlern, Unehrerbietigkeit gegen ältere Personen. Ja! da man im Alterthume schon den Meineid für eines der schwersten Verbrechen erkannt hatte; da man Treue und Redlichkeit für die unerläßliche Bedingung des Zusammenlebens der Menschen hielt: so wurden die Erinnyen selbst Rächerinnen des Meineides. So zeigen sie sich bei Homer.

Hesiodus, oder vielmehr der Mythолog, dem er gefolgt ist, dichtet: die Ge (Erde) hätte aus den Blutstropfen, die dem von Kronos, seinem vermeintlichen Sohne, gemißhandelten Vater Uranus entflossen wären, und die sie in ihren Schooß aufgenommen, die Erinnyen geboren. Es war das, nach der Sage der alten Griechen, die älteste derartige Missethat, welche in der Welt von einem Sohne an seinem Vater geschehen war. Vaterblut war da vergossen. Aus diesem Vaterblut mußten die bluträchenden Göttinnen entstanden sein, welche Blut forderten, wenn seitdem ähnliche Unthaten vollführt würden. In dem Lehrgedichte: »Werke und Tage« lesen wir, daß die Unholdinnen immer am fünften jedes Monats umhergehen sollten, die gebrochenen Eide zu rächen; dieser Tag galt nehmlich für einen schlimmen Tag.

So spielt denn in den ältern Dichtern die traurige, finstere, Entsetzen erregende Seite noch die einzige Rolle im Charakter der Erinnyen, und sie erhielt sich, als die Hauptrolle, geltend durch das ganze Alterthum hindurch. Den Tragikern war sie eine willkommene Idee. Aeschylus ist stark in crasser Zeichnung der Göttinnen; er nennt

sie Töchter der Nacht (von der alles Grausige herstammt), im Dunkel hausend, getrennt von den Göttern, nicht Göttern, nicht Menschen gleichend an Gestalt, schwarzumhüllt, Gorgonen ähnelnd oder ungeflügelten Harpyien, mit Schlangen im Haar, Blut oder Geifer aus den Augen triefend; Sophocles sie Töchter des Skotus (der Dunkelheit) und der Ge. Wenn sie bei den Tragikern auch Kinder der Götter heißen, so soll das bezeichnen die göttliche Strafe, welche den Frevler zu erreichen hat. Uebrigens heißt bei ihnen die Erinnys auch erzfüßig (um ihren sichern Gang), vielfüßig (um ihre unermüdliche Verfolgung), vielhändig (um ihre Geschäftigkeit anzuzeigen, anzudeuten, daß sie die Frevler verfolgt und alle erhascht; denn als Jägerinnen, als Hunde [sie heißen auch Drachinnen des Hades, der Unterwelt] folgen sie dem Frevler über Land und Meer, bis sie ihn ereilen); auch schauen sie scharf, so daß ihnen kein Verbrechen verborgen bleibt. Aeschylus dichtet noch besonders, daß sie dem Uebelthäter jenen furchtbaren Hymnus sängen, welcher Wahnsinn errege, den Geist irre mache, fessle, die Menschen zu Gerippen umforme, sich nicht zur Laute eigene. Mit dem Wehgesange wichen sie nie von dem ein Mal mit Fluch beschwerten Hause, und wachsam, wie sie wären, rasteten sie nicht, bis die Strafe gebüßt sei, damit Dike (die Gerechtigkeit) nicht verletzt werde. Kein Gebet, kein Opfer, keine Thränen, keine Klagen können sie erweichen. Euripides u. A. gaben ihnen Flügel. Spätere Dichter setzten das grausige Bild noch weiter fort, bisweilen selbst in's Uebertriebene, und wissen nun auch bezeichnende Namen für sie — die Dreizahl ward dabei gäng und gäbe — nehmlich: Megära (die Hassende), Tisiphone (die Mordrächerin), Alecto (die nicht Ablassende) zu erfinden. Man änderte auch wohl die Genealogie um: Euphorion z. B. machte die Unholdinnen zu Enkeltöchtern des Phorkys, des Symboles des Entsetzens, vielleicht von der Medusa (dem Sinnbilde des Schreckens), Andere zu Töchtern der Nacht und des Acheron u. s. f.

Allein fast keine Gottheit ist bei den Griechen so schrecklich, daß sie nicht auch die entgegengesetzte heitere, milde hätte. Die Erinnyen sind auch Eumeniden, d. h. wohlwollende, und σεμναὶ θεαί, d. h. ehrwürdige, achtungswerthe Göttinnen. Das sind sie auf folgende Art geworden. Nehmlich fast immer hat die allgemeine Sitte den Glauben bestimmt, gemodelt, und darum ist eben die Sittengeschichte die Leuchte der Religionsgeschichte, so wie umgekehrt. Jener Wendepunct in der Vorstellung der Griechen von den Erinnyen muß geschehen sein schon wenigstens um 750 v. Chr., wohin man etwanig das Zeitalter des Dichters Arctinus setzt; denn in dessen Aethiopis findet sich zuerst eine Sühnung. Gewiß existirte da auch bereits in Athen der areopagitische Gerichtshof, dessen Ursprung man ja in die frühesten Zeiten zurücksetzt, und dieser urtheilte über Mordvergehen, auch so, daß er Sühne annahm und decretirte. Die Lage eines vorsätzlichen oder unvorsätzlichen Mörders war nun einerseits höchst traurig. Nicht bloß, daß er selbst die Qualen seines eigenen Gewissens fühlte; er ward ähnlich wie ein Aussätziger oder Miselsüchtiger im

Orient, behandelt. Jedermann mied, jedermann floh ihn. Und eben so mußte er Jedermann fliehen. In Athen war es das Erste, daß ihm der Zutritt zu allen Heiligthümern und zu allen durch gottesdienstliche Gebräuche geweihten Versammlungen untersagt ward. Selbst in dem gerichtlichen Verfahren war Alles so angeordnet, daß man mit ihm nicht einmal unter einerlei Dach zu sein brauchte. Früher, ehe der Staat sich solcher Unglücklicher annahm und über sie richten ließ, war ihr Zustand noch trauriger. Da mußten sie fliehen aus dem Lande und, die Heimath meidend, unstet umherirren, immer gewärtig von einem der Verwandten des Getödteten aufgesucht, eingeholt und eben so gemordet zu werden; denn die Blutrache geht selbst über die Gränzen der Heimath hinaus. Der flüchtige Mörder muß in beständiger Angst über sein Leben zittern. Allein anderseits genoß ein solcher Unglücklicher auch eine eigenthümliche Ehrfurcht und Achtung, wie eine alt-hellenische Humanität überhaupt sie einem jeden Armen, Bedrängten, ohne viel nach der Ursache seiner Bedrängniß zu fragen, zu gewähren vorschrieb. Man zollte ihm Theilnahme, Mitleiden, selbst gastfreundliche Aufnahme, selbst Schutz. Konnte er den häuslichen Heerd erreichen, konnte er die Hausgötter umfassen, so ward er sogar seines Lebens sicher. Natürlich wird man nun auch darnach getrachtet haben, ihn mit seinen Verfolgern auszugleichen, zu versöhnen: bei fortschreitender Humanität wird man das nicht bloß für erlaubt, sondern für Pflicht, ja! für die Aufgabe der öffentlichen Gerichte gehalten haben, vornehmlich bei unvorsätzlichen Mordthaten. Man wird zu dem Ende nicht blos Geldstrafen, sondern vornehmlich religiöse Sühngebräuche angewendet haben, so daß eigentlich nicht der Mörder mit der Familie des Gemordeten in Verbindung gedacht wurde, sondern mit den betreffenden Gottheiten, mit den Erinnyen. Und ward es für möglich gehalten, jene beiden Theilen zu versöhnen, so nicht minder diese. So wurden aus den furchtbaren, finstern Erinnyen versöhnliche, beschwichtigte, beruhigte, wohlwollende Göttinnen: sie wurden Eumeniden. Es ist das ein, bloß auf das Aufhören ihrer Rache bezüglicher, Euphemismus. Aber er gefiel so, es gefiel die umgewandelte Idee von den Göttinnen dermaaßen, daß man sich in Athen (wohl auch gewisser Maaßen aus heiliger Scheu, um sie nicht etwa zu beleidigen) enthielt, ihren eigentlichen Namen auszusprechen und sie nur die »ehrwürdige Göttinnen« nannte. Dieselbe Bedeutung haben sie an den meisten der oben aufgeführten Cultusstätten und in den Mythen, die sich auf selbige beziehen, und die immer aus dem Leben des Oedipus und des Orestes hergenommen sind, weil diese beiden Uebelthäter der Urzeit in der Phantasie und in der Sage der Hellenen für die Norm solcher Leute gelten, und alles Derartige auf sie übergetragen wurde, selbst die später aufgekommenen Sühngebräuche. Links am Wege von Megalopolis nach Messenien in Arcadien stand ein Heiligthum der Erinnyen als Manien (Rasend-Machende, also im schlimmen Sinne gedacht) und als schwarze, nicht weit davon ein Hügel, worauf ein steinerner Finger, von welchem der Hügel das

Finger-Mal hieß. Hieran gränzte ein Ort Ake (Heilung), und bei dieſem war ein Heiligthum der Eumeniden unter dem Namen der weißen (d. h. der ſühnbaren, gnädigen, verſöhnlichen), denen man hier zugleich mit den Chariten opferte, zum Zeichen, daß man da wieder Gunſt bei den Göttern und Freude am Leben erlangen könnte. Die Legende ſagte — und es ſpiegelt ſich darin der Sinn des Ganzen — Oreſtes ſollte an jenem erſten Orte geraſtet haben, und hier wären ihm die Erinnyen ſchwarz erſchienen; bei dem Finger-Mal ſollte er ſich in der Raſerei einen Finger abgebiſſen, am dritten Orte Ake aber Heilung gefunden. Denn als er ſich den Finger in der Raſerei abgebiſſen, wären ihm die Göttinnen als weiße erſchienen. Da wäre er zu ſich gekommen und hätte nun den ſchwarzen (Erinnyen) ſühnende Todtenopfer, den weißen (Eumeniden) darnach andere Opfer dargebracht. Es war mithin dort ein förmliches Inſtitut zur Entſühnung von Mördern. Der ſteinerne Finger wies jedenfalls auf die Sühnſtätte hin. Ferner am Wege von Sicyon nach Titane traf man nach Paſſirung des Fluſſes Aſopus einen Eichenhain: darin befand ſich ein Tempel der Eumeniden, wie die Sicyonier ſie nannten, und wirklich waren es die ſühnbaren Göttinnen; denn an dem jährlichen Feſte, das man ihnen daſelbſt feierte, goß man Honigſpende (das Symbol des Sänftigens) aus und bediente ſich der Blumen ſtatt der Kränze u. ſ. w. In dem achäiſchen Cerynea fand ſich gleichfalls ein Heiligthum der Göttinnen. Dieſes ſollte Oreſtes gegründet und durch das Opfer eines ſchwarzen Schaafes die Erinnyen in Eumeniden verwandelt haben. Die Bedeutung des Mythus liegt nahe. In dem attiſchen Flecken Colonus waren allerhand heilige Stellen, die der Glaube an die Mächte der Unterwelt geweiht hatte: im Haine der Erinnyen, welche man hier die ehrwürdigen Göttinnen (Σεμναί) nannte, eine ſogenannte »eherne Schwelle,« die als eine Pforte zur Unterwelt galt, und unter andern auch eine Stätte, wo Oedipus unterirdiſch wohnen und als ein ſegensreicher Dämon dem Lande Glück und Frieden, den Feinden des Landes aber, namentlich den Thebanern, Verderben bringen ſollte. Dieſer Cultus und damit auch der Mythos war höchſt wahrſcheinlich da erſt entſtanden, als zwiſchen beiden Staaten einſt eine Spannung und ein kriegeriſches Verhältniß eingetreten. »Der rührende Gedanke aber, daß Oedipus, den die Erinnyen im Leben ſo ſchwer verfolgt, in ihrem Heiligthume Ruhe nach dem Leiden gefunden habe, iſt auch in andern Gegenden mythiſch ausgeſprochen und an beſtimmte Oertlichkeiten geknüpft worden; daß jedoch ein ſolches Opfer der rächenden Gottheiten, mit ihnen verſöhnt und ſelbſt beruhigt, auch eine Macht Segen zu ſpenden habe, hängt mit dem Grundgedanken der Religion der chthoniſchen Götter bei den Griechen zuſammen, welche gerade den Mächten der Erde und der Nacht eine verborgene und geheimnißvolle Fülle von Lebenskräften zuſchreibt.« Aber aus Cultus wie aus der Sage leuchtet deutlich hervor, daß hier gleichfalls eine Sühnſtätte der ſonſt ſtraffüchtigen Göttinnen war.

Bei der Hauptſtadt Attika's, bei Athen ſelbſt, lag eine berüch-

tigte Grotte an dem Areshügel (Areopagus), welche gewiß durch ihr Wesen dazu Veranlassung gegeben hat, daß man den Cult der Erinnyen daselbst einrichtete: man glaubte, es ginge daselbst in die Unterwelt, und die Göttinnen stiegen da hinab und herauf; in ihr war ein Asyl für Sclaven und Bedrängte. Mit dem Blutgerichtshofe, welcher dort abgehalten wurde, und welcher im Alterthume so berühmt war, stand der Cult der Eumeniden daselbst, in genauester, nächster Berührung: er hatte hier, in Folge dessen, einen ganz besondern Charakter angenommen. Die Blutrache war nehmlich zu Athen gewiß schon sehr frühzeitig nicht dem beleidigten Theile überlassen geblieben, sondern dem obgenannten Gerichte übertragen worden, und Solon hat die Einrichtung beibehalten. Gewiß ist das Gericht zwar mit Gerechtigkeit, wodurch es im Alterthume berühmt gewesen, aber in erforderlichen Fällen zuverlässig mit Mäßigung, mit Milde, selbst bei Mordthaten, zu Werke gegangen. So nun begann hier sich der ursprünglich harte Begriff von den strengen Göttinnen zu mildern: er ging über in den der gerechten Göttinnen als Vorsteherinnen einer geordneten peinlichen Gerichtspflege, die bei der Strafe eines Mordes nie das Maaß überschritten, deren Zorne und Züchtigung nur der wirkliche Bösewicht anheimfiele, nicht auch zugleich der Unschuldige. Ja! selbst der Schuldige könnte, wenn er sein Unrecht bereute, versöhnt, die Göttinnen ihm günstig gestimmt werden. Und vor diesen strengen zwar, aber doch gerecht und mild richtenden Eumeniden hatte der Athenienser eine so besondere Scheu, daß er kaum ihren Namen auszusprechen wagte, sie nur immer die ehrwürdigen Göttinnen (σεμνὰς θεάς) oder die Ehrwürdigen mit der furchtbaren Miene (ποτνίας δεινᾶπας), wie auch wohl die Versammlung der Richter selbst sein und erscheinen mochte, oder geradezu die namenlosen Göttinnen (τὰς ἀνωνύμους θεάς) nannte. Ihnen muß der des Mordes Angeklagte Recht gewähren; er schwört bei diesen erhabenen Gottheiten. Verurtheilt, wird er ihnen, die er heraufbeschworen, und dem Kriegsgotte, dem der Hügel eigentlich geweihet ist, und den er aufgewiegelt, hingegeben; dagegen aber losgesprochen, ist er ihrer Macht entzogen und opfert ihnen als versöhnten, höhern Wesen. Zu dem Behufe war in der Nähe am Fuße des Hügels ein Tempel gebauet. In dem Heiligthum standen die Bilder der Göttinnen, und diese hatten nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Pausanias gar nichts Furchtbares. Es waren deren nur zwei, zum Zeugniß, daß die Zahl der Erinnyen verschieden angenommen wurde. Blutfarbene Gewänder von Purpur wurden ihnen umgelegt, gerade wie in Syracus Demeter und Kora als thesmophorische Göttinnen purpurne Kleider hatten, welche bei furchtbaren Eidesleistungen von den Schwörenden umgenommen wurden: ein neuer Beweis der Verwandtschaft der beiderseitigen Gottheiten. Auch beging man ihnen ein eignes Fest ‚Eumenideen geheißen. Zeus Soter (der Retter) und Apollo (als Gott der Sühne) wurden mit ihnen zusammengestellt. An dieß ihr Heiligthum knüpfte eine spätere Zeit die Sage von dem in alter Zeit hier über den Orestes gehaltenen Gericht, in

welcher sich das Wesen der Erinnyen und ihr Verhältniß zum Areopag deutlich ausspricht, und welche Aeschylus mit so vieler Kunst und mit so vieler Berücksichtigung des eigenthümlichen Charakters der Göttinnen bearbeitet hat.

Geopfert wurden ihnen gemeinhin schwarze oder trächtige Schafe; ihre Verehrung geschah in tiefer Stille (ἡσυχία); deßhalb hießen ihre Priester die Hesychiden.

In der Zeit der griechischen Philosophen wurden die Erinnyen die ursprünglichen strengen Wahrerinnen des moralischen Sittengesetzes, so wie die Hüterinnen der ewigen Gesetze in der Natur. Und so konnte z. B. Heraclit den berühmten Ausspruch thun, dessen wir in der Darstellung der Geschichte der griechischen Religion (S. 63.) Erwähnung gethan haben: daß, wofern die Sonne von ihrer Bahn abweichen würde, sie von den Erinnyen würde gezügelt werden. Und von jenen meinte Pythagoras das Wort, wenn er sagte, die unreinen Seelen wären von den Erinnyen in unauflösbaren Fesseln gebunden (Lobeck Aglaoph. p. 1100.).

Die bildende Kunst hatte, wie wir in einigen spärlichen Nachrichten lesen, im Alterthume es nicht versäumt, die Erinnyen mehrfach darzustellen, z. B. selbst ein Calamis und ein Skopas. Doch sind ihr, so viel wir aus den wenigen noch vorhandenen Denkmälern ersehen können, die gorgonen-ähnlichen Grauengestalten der äschylischen Bühne fremd geblieben; sie hat sich begnügt, in Vasengemälden und auf etruscischen Sarkophagen die Vorstellung der raschen Jägerinnen hervorzuheben.

Die Idee der Erinnyen hat etwas außerordentlich Erhabenes und tiefgefühlte, im Innersten des menschlichen Herzens und in der Erfahrung tief begründete ethische Wahrheit. Und mit eben dieser Wahrheit hat der Grieche sie in seinen plastisch-sinnlichen Vor- und Darstellungen zu zeichnen verstanden. Das ästhetische Moment ist also hier eben so sehr zu bewundern. Und was wird diese schreckende Zeichnung für einen abschreckenden Eindruck auf das Volk gemacht, wie oft den oder jenen von einer Mordthat abgehalten haben in einer Zeit, wo noch keine strenge Polizei oder Regierung den Uebelthäter so zügelte wie jetzt! »Man kann die Qualen und nie ruhenden Vorwürfe eines schuldbewußten Gewissens nicht wahrer und lebendiger empfinden und darstellen, als es von den Griechen in der Vorstellung dieser Göttinnen geschehen ist.« Und wie schön, wie wahrhaft christlich ist die Idee, daß man die Schuld auch sühnen, mit der Gottheit wieder in das Verhältniß der Begnadigung eintreten könne!

In Verbindung gebracht, wegen Aehnlichkeit der Vorstellungen, wurden die Erinnyen bei den Alten mit der Dike, der Göttin der Gerechtigkeit, mit der Nemesis und mit den Moiren.

Die Römer vereinten sie mit ihren Furien.

d) Der Kreis der Götter menschlicher Fertigkeiten und Beschäftigungen.

1. Pallas, Pallas Athene, Athena.

Der Name Pallas ist ächt griechischer Herkunft, und offenbar das Verbum *πάλλω* (ich schwinge) die Wurzel. Dafür spricht der Klang, die Bedeutung, der Accent und die Analogie ähnlicher Bildungen. Es wird nun noch nachzuweisen sein, erstens warum das weibliche Geschlecht gewählt, zweitens was geschwungen worden oder Specielles dabei zu denken ist.

Das Schwingen ist ein Hin- und Herbewegen von Etwas, ein Handhaben desselben mit Behendigkeit und Geschicklichkeit. Gewiß ist, weil Pallas als eine Göttin gedacht worden, dabei ursprünglich an eine weibliche Beschäftigung zu denken. Und welche könnte das anders sein als die, welche von jeher dem weiblichen Geschlechte vorzugsweise eigenthümlich und auch eine Haupteigenschaft der Pallas gewesen ist? Wir meinen das Spinnen und Weben. An mehrern Plätzen ihres Cultus war dieß durch betreffende Symbole angedeutet: die ältesten Athena-Bilder (Palladien) führten Spindel und Wocken; ihre Bildsäule zu Erythrä in Kleinasien führte gleichfalls den Wocken, und bei Theocrit heißt der Wocken ein Geschenk der Athena. Es ist also entweder *τὸν* oder *τὴν ἄτρακτον* oder *τὴν ἠλακάτην* zu suppliren, d. i. die Spindel. Von dem auf die Spule gewickelten Faden (*πῆνος* oder *πηνίον*) trug die Göttin (nach Aelian) den Beinamen *πηνῖτις*. Und wie oft heißt sie sonst die Göttin des Webens und Spinnens (*ἡ ὑφαντικὴ καὶ ταλασία θεά*)? Auch hat diese Fertigkeit etwas so Merkwürdiges, Nützliches, Wichtiges, Werthvolles, daß man sie wohl für die Gabe einer Gottheit nehmen konnte. Eine weibliche Beschäftigung konnte aber nur unter die Obhut einer Göttin, die Erfindung einer weiblichen Kunst nur einer weiblichen Gottheit zugeschrieben werden. Darum ward also Pallas (*ἡ Παλλάς*) eine Göttin.

Nun lag es aber auch nahe, in den Kreis der Wirksamkeit der Pallas alle diejenigen Beschäftigungen zu ziehen, welche mit dem Spinnen zusammenhängen, als da ist die Kunst zu weben, zu sticken, Kleider zu fertigen. Weil aber das Alles durch die Kunstfertigkeit der Hand geschieht, ward der Kreis ausgedehnt auf Jegliches, was mittelst derselben hervorgebracht wird. So wurde denn Pallas zur Ergane oder Ergatis (Handwerkerin) überhaupt, d. h. nicht bloß weibliche Arbeiten, sondern Alles, wobei Handfertigkeit und Geschicklichkeit in Betracht kommt, ward der Göttin unter Schutz gegeben, ihr als Erfindung zugeschrieben. So wurde sie die Göttin des Zimmerhandwerks, sei es für Häuser oder für Schiffe; aus dem Grunde

heißt schon bei Homer der erdichtete Harmonides (Zusammenklitterer, Vereiniger), welcher verstanden hätte mit den Händen allerlei Kunstwerke zu bilden und dem Paris auch die dahin schwebenden Schiffe gezimmert zu haben, ein Liebling der Pallas Athene, und der erfahrene Zimmerer, welcher mit der Schnur abmißt den Balken des Schiffes, ein Schüler derselben. In gleicher Beziehung sollte Pallas Athene bei der Ausrüstung der Argo, nach der Argonautendichtung, geholfen haben, und Argus, der vermeintliche Erbauer der Argo (d. i. der Schnellen), so genannt nach dem Namen des Schiffes, wird ein Liebling der Göttin genannt. Eben so sollte sie das Schiff haben fertigen helfen, auf welchem der mythische Danaus mit seinen Töchtern aus Aegypten entfloh. Ja! es heißt von ihr, daß sie überhaupt das erste Schiff gezimmert oder die Menschen das Schiffszimmerhandwerk gelehrt habe. Darum stand sie dem ganzen Schiffswesen vor, insofern dieß im Bauen und durch's Bauen besteht. Aber auch die ganze Zimmerkunst wurde unter ihre Obhut gestellt: ihr wird die Erfindung derselben zugeschrieben, und der Zimmerman heißt ihr Diener. Epëus (von ποιέω?), singt Homer, hat das ilische Roß mit Hülfe der Pallas Athene angefertigt, und eine Legende aus späterer Zeit wollte erzählen, wie derselbe bei seiner Rückfahrt von Troja nach Italien sei verschlagen worden; dort aber habe er in dem Tempel der Athene zu Metapontum sein Zimmerhandwerkszeug, mit welchem er das trojanische Pferd gezimmert, aufgehängt. D. h. es war in dem Tempel der Pallas zu Metapontum das Handwerkszeug eines Zimmermannes aufgehängt, nach einer öfter vorkommenden Sitte, und später wußte man nicht mehr, von wem es herrührte; darum sollte es der mythische Epëus gethan haben der den Mythologen aus der trojanischen Dichtung bei Homer bekannt war. Unter solchen Umständen glaubte man ihr auch den Häuserbau zu verdanken. Ja! selbst der Stellmacher heißt ihr Diener; die Pallas Athene sollte den Pflug erfunden haben. So tritt sie näher den agrarischen Gottheiten und selbst in deren Kreis. Die Wagen, sowohl die Last- als die Streitwagen, hätte sie auch anzufertigen gelehrt. Da stieg sie nun auf zur Göttin der Kunst, überhaupt in Holz zu arbeiten: z. B. selbst die Drechslerkunst sollte sie den Menschen mitgetheilt haben. So verstand sie denn den Schaft des Speeres zu fertigen und zu glätten, während Hephästos das Eisen dazu lieferte, wie zum Pfluge. Und so traten diese beiden Gottheiten wieder nahe zu einander, Athene aber zugleich den Kriegsgottheiten, wohl auch um deßwillen, weil ἄρακτος und ἠλακάτη, übergetragen, wegen der Aehnlichkeit beider Instrumente, nicht minder den Speer bedeutete.

Mit dem Allen hing zusammen ihr vermeintliches Erfinden und Anfertigen musicalischer Instrumente, theils aus Holz, theils aus Metall. Sie verstand und lehrte zu fertigen die Leier, die Cither, die Flöte, die Trompete, und so kam sie wieder nahe dem Wirkungskreis eines Pan, Apollo, Hermes. Bald dehnte sich der Umfang ihrer Götterschaft aus auf das Schuhmacher- und Riemerhandwerk. Da sollte sie unter Anderm erfunden haben die Zügel zu fertigen, ward so zur

Rossegöttin (Hippia) und verwandt dem Poseidon. Er dehnte sich aus auf das Maurerhandwerk, auf die Kunst Steine zu brechen und zu bearbeiten, und auf die Töpferkunst. Und auch in letzterer Beziehung trat sie näher dem Hephästos, dem dieselbe Fertigkeit (schon bei Hesiod) beigelegt wird als dem Gotte, der in und mit Feuer arbeitet.

Aber da war nur ein Schritt zu thun, und — Pallas Athene erhob sich zur Göttin der eigentlichen bildenden Kunst, natürlich seit der Zeit, wo diese Kunst sich selbst unter den Griechen zur idealen emporarbeitete, vor allen der Kunst in Stein zu arbeiten mit dem Meisel, ihn zu formen, anfangs zu Spitzsäulen, später zu wirklichen Statuen. Doch war ihr auch die Bildnerei in Erz nicht fremd. Und auch so kam sie hier wieder dem Hephästos nahe.

Aber Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit und Klugheit und Weisheit sind dem gewöhnlichen Verstande verwandt oder sogar gleiche Begriffe. Und so ward Pallas dem Volksglauben der Hellenen nicht minder zur Göttin des Denkvermögens, der Intelligenz, der Verständigkeit, des Scharfsinnes, der Vorsicht.

So wurde die höchste göttliche Kraft im Menschen den Hellenen zur Göttin, und es entstand eine religiöse Idee, ein religiöser Charakter, der zu den edelsten und schönsten des griechischen Heidenthums gehört, der schon im Aeußern imponirt durch die reine Jungfräulichkeit, die bei ihr im Volksglauben, in der Mythologie, in der Kunst constant festgehalten und wahrscheinlich darum erdacht worden ist, weil Mädchen vor Allen jene weiblichen Künste des Spinnens, Webens, Wirkens u. s. w. im höchsten Alterthume trieben, und diese Eigenschaft zur reinen Idee von der Kunst und Wissenschaft so schön auch paßt.

Seinen Ursprung genommen hat der Cultus unbezweifelt in Thessalien in vordorischer Zeit, und seine Verbreitung denselben Gang gehabt, den die meisten übrigen Culte und die hellenische Nation selbst, nehmlich von Norden nach Süden. Denn Pallas ist einmal eine der Hauptgöttinnen des olympischen Götterstaates, was sie schwerlich hätte werden können, wofern sie nicht in der Nähe des Olympus bekannt gewesen wäre. Sodann finden wir aus der historischen Zeit noch die deutlichsten Spuren vom dortigen Bestehen des Pallas-Dienstes. Da war nehmlich besonders merkwürdig das Heiligthum der itonischen Göttin, gleichsam die Mutterkirche des später nach demselben errichteten Bundestempels der Böoter von gleicher Benennung im böotischen Lande, wenn auch nicht mehr als die Localität sich an jener Stelle nachweisen läßt. Die Böoter waren im (nachmaligen) Thessalien die Haupteinwohner der Landschaft Aeolis gewesen; allein dieses Aeolis eben ward der Hauptsitz der Thessalier, welche Herrschaft und Besitz des Landes durch eine große Schlacht mit den Böotern bei Arne gewonnen. Hiernach kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß Aeolis im Ganzen demjenigen Theile Thessaliens angehört, welcher vorzugsweise Thessaliotis genannt wurde. Da nun lag die Stadt Kierion, welche an die Stelle des böotischen Arne getreten war, in der großen Ebene des Penëus zwischen dem Enipeus oder Apidanus

und einem Nebenflusse desselben. Nicht weit von diesem Arne muß das thessalische Itonus belegen gewesen sein, und dabei das älteste und ursprünglichste Heiligthum der itonischen Athene an einem Flüßchen Kuarius oder Kuralius, welcher sich weiterhin (aber wohl erst mit dem Enipeus vereinigt) in den Peneus ergoß. Früher die Hauptgöttin der Böoter an dieser Stelle, wurde ihr Cultus beibehalten von den eingedrungenen Thessaliern, und die Göttin gleichfalls von ihnen als Nationalgottheit verehrt. Ein schlagendes Beispiel hierfür ist doch wohl, daß, als die Thessalier und Phoceer in späterer Zeit eine große Schlacht am Parnaß lieferten, das Feldgeschrei der erstern die Pallas Itonia war (Pausan. X, 1, 4.). Dürfen wir einigen andern, freilich etwas zweifelhaften Nachrichten trauen, so lag noch ein anderes Arne im nachmaligen Phthiotis, desgleichen ein Iton oder Itonus an einem Flüßchen Kuralius. Auch hier scheint ein Heiligthum der Pallas, und zwar ein sehr ansehnliches und berühmtes gewesen zu sein. Außerdem hat man in historischer Zeit die Pallas in Thessalien verehrt als Athene Budea. Die Bedeutung derselben ist nun zwar dunkel; allein es zeugt doch die Nachricht für das Bestehen des Cultus der Göttin in diesem Lande.

Jene Böoter, welche der Gewalt der Thessaler weichen mußten, siedelten sich in dem nachmals nach ihnen benannten Lande an und brachten natürlich jenen Cultus mit. Ja! sie machten ihn von neuem unter sich hier recht heimisch, und zwar unter gleichen Beinamen wie in Thessalien, nehmlich unter dem der itonischen Pallas. Das Heiligthum ward gegründet in der Nähe von Alalcomene, im Gebiete von Coronea, welches früher sogar Arne geheißen haben soll, so daß hier also dieselben geographischen Namen wiederkehren, wie wir sie oben in Thessalien kennen gelernt haben. Wahrscheinlich setzten sich die Böoter in dieser Landschaft zuerst fest, ehe sie Theben und Orchomenus eroberten; auch mag der bald gesteigerte Ruhm des alalkomenischen Heiligthumes in ihnen den Glauben erweckt haben, daß die Pallas in dieser Gegend, in den Uferebenen des copaïschen Sees sich gern aufhalte. Und darum wurde bei dem itonischen Heiligthum das Stamm- und Bundesfest der Böoter (die Pamböotien) gefeiert, wie ohne Zweifel auch schon bei dem gleichnamigen Tempel in der frühern Heimath geschehen war.

Aber nicht unwahrscheinlich fanden die neuen Einwanderer bereits auch Heiligthümer der betreffenden Göttin vor, namentlich um den copaïschen See her und am Bache Triton. Fast an allen Oertern um denselben hatte sie Tempel und Altäre; ihr Dienst hatte sich also glaublicher Weise schon vorher dahin verbreitet, gewiß in Folge der frühern Wanderung thessalischer Volksstämme. Wenn die Behauptung der Landeseinwohner, daß hier ehemals ein Eleusis und ein Athen existirt habe, welches der allmählich anwachsende See mit seinen Wellen bedeckt, wahr ist: so läßt sich nicht ohne Wahrscheinlichkeit annehmen, daß an den Ufern jenes Sees vorher eine der spätern attischen verwandte Bevölkerung vorhanden gewesen, die mit gleichem Eifer dem Dienste der Pallas anhing und bei seinem Weiter-

Vorrücken nach Attika hin, denſelben mitnahm. Das können keine Andern geweſen ſein, als die Jonier oder die nachmaligen Attiker. Und ſie werden zuverläſſig den Cult nicht erſt in Böotien erdacht und geſtiftet, ſondern weiter her, aus Theſſalien, mitgebracht haben, wo ſie in vorhiſtoriſcher Zeit gehauſet. Daraus läßt ſich erklären, wie der Dienſt der Pallas in Böotien in hiſtoriſcher Zeit ſo verbreitet ſein konnte.

Allein jene ältern Inhaber des Pallas-Dienſtes, die Jonier, machten denſelben in dem neuen Lande Attika ebenfalls, und daſelbſt mehr noch denn im frühern Böotien, einheimiſch. Er wurde der Haupt-Cultus des Landes, vornehmlich wohl, als ſich die einzelnen Stämme ſammelten und eine gemeinſame nach dem Namen des Landes benannte Stadt (Athen) gründeten. Da erhob man ſie zur Landesgöttin, gab ihr die Burg der neuen Stadt zum Wohnſitze (πολιάς, πολιοῦχος), verlieh ihr ſolchen Glanz, daß ſie nach dem Lande vorzugsweiſe benannt wurde (Ἀθήνη oder Ἀθηναία, die attiſche), und denjenigen Typus, wie er markirt uns im geſammten hiſtoriſchen Alterthume in der Total-Anſchauung entgegentritt. Daß die Gründung der Stadt wirklich mit der Gründung des attiſchen Athene-Cultes zuſammenhing, geht aus der innigen Verſchmelzung hervor, welche zwiſchen den älteſten Erinnerungen der Athener und den Gebräuchen und Sagen von der Göttin ſtatt findet. Der Pallas-Dienſt iſt hier mit Allem auf das Innigſte verwachſen: mit der Landescultur, mit der Staatseinrichtung, mit der Mythologie. Wir beſchränken uns bei der Erörterung dieſes Punctes auf das Weſentlichſte, da Otfr. Müller (in der allgem. Encyclop. u. d. A. Pallas-Athene §. 4 ff.) des Mehreren darüber gehandelt hat. Pallas Athene iſt hier zunächſt Göttin des attiſchen Ackerbaues geworden, und das konnte ſie werden als vermeintliche Erfinderin des Pfluges. Ihr Cultus ſtand deßhalb in Athen mit dem des Erechtheus oder Erichthonius oder Eryſichthon — dieſe Namen bedeuten urſprünglich daſſelbe: den Pflüger, und ſind erſt in der ſpätern Mythologie getrennt worden — ferner mit dem des Hephäſtos (als erſtem Verfertiger der Pflugſchaaren) und mit dem der cecropiſchen Jungfrauen, Aglauros, Herſe und Pandroſos und der erechtheiſchen, Protogenia und Pandora (Erſtgeborne und Allgeberin), ingleichen mit Hermes (als Ackerſegens-Gott) und Poſeidon in enger Verbindung. Nicht minder ſtanden die Prieſtergeſchlechter: die Butaden, Eteobutaden, Buzygen, deren Namen und Dienſtverrichtungen ſich alle auf den Feldbau und auf Pflügen mit Stieren beziehen, mit dem attiſchen Athene-Dienſt in genauem Vereine, und gleicher Weiſe ſind die betreffenden vielen Mythen großentheils aus den Cultusgebräuchen der Göttin hervorgegangen. Und weil Attika vorzüglich Oelbau trieb, ſo wurde Athene hier ſpeciell die Göttin des Oelbaues, der der Oelbaum geheiligt war. Auf der Burg wurde der angebliche Mutterbaum aller attiſchen Oelbäume als Heiligthum gezeigt; von hier ſollte ein Sprößling nach der Akademie und von da weiter verpflanzt worden ſein. Jener ſtand im Pandroſium. Und der Staat wendete

die sorgfältigste Pflege auf all die heiligen Bäume. In der Akademie war zugleich ein Altar des Zeus als Zeus Morios (der die wilden Oelbäume [μορίαι] schützen sollte) oder Katábates (des aus dem Aether herabsteigenden Regen-, Blitz- und Donnergottes), zum Beweise, daß hier Athene wirklich zu einer, gleich dem Zeus, Fruchtbarkeit gewährenden physischen Göttin geworden ist. Bei den Gebräuchen der Panathenäen spielte die Olive die bedeutendste Rolle: Greise, so wie alte Frauen, schritten in dem Zuge mit Oelzweigen (θαλλοφόροι) einher. Die Sieger in den Wettkämpfen dabei wurden mit Oelzweigen bekränzt und erhielten als Preise Krüge, gefüllt mit dem Oele der heiligen Oelbäume.

Athene war ferner in Athen politische Göttin: sie stand den Phratrien (Gemeinden) vor (Ἀθηνᾶ φρατρία), nahm als solche Theil an dem Feste der Apaturien, d. i. der Gemeindeglieder (= ὁμοπατοίρια). In derselben Beziehung hieß sie auch Genetias (von γένος, das Geschlecht); als Rathsgöttin (βουλαία) wurde sie im Rathhause durch Opfer der Prytanen verehrt; als Vorsteherin und Lenkerin des Staats führte sie den Beinamen Archegetis.

Aber die Göttin war hier auch Kriegsgöttin. Auf der Burg befand sich ein altes Bild, ein Palladium, d. h. nach genauerem Sprachgebrauche: eine stehende, mit der Aegis gepanzerte, Schild und Speer emporhaltende Pallasfigur. Ihr Cultus nähert sich insofern dem des Ares. Aglauros (gewiß ursprünglich nur ein Beiname der Pallas) wird in der Sage zur Geliebten des Gottes, und die Epheben schwören in deren Tempel den Waffeneid. Auf der Burg befand sich ein Schnitzbild der Athena-Nike-Polias.

Bei alledem aber hatte sie doch auch hier ihren ursprünglichen Wirkungskreis beibehalten. Es werden die Athener als Gründer des Dienstes derselben als Ergane, gerühmt, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die attischen Dädaliden, oder Handwerker und Künstler in Erz und Stein und Thon, ihre zunftmäßige Kunstübung unter den Schutz dieser Gottheit gestellt hatten, so wie auch in dem Hephästeum (im innern Ceramikus, d. i. dem Töpferquartiere), dem Hauptheiligthume der ehemals hier wohnhaften Töpferzunft, neben dem Hephästos das Standbild der Athene aufgestellt war. Auch die Chalkeen standen mit dem Dienst der Athene-Ergane in Verbindung. Ingleichen stand sie hierselbst mit Prometheus als dem Horte der Thonarbeiter in nächster Beziehung. Ein bemerkenswerther Beitrag zur Charakteristik der Athener! Diese waren hiernach wirklich von jeher ein kluges und kunstfleißiges und betriebsames Volk. Nicht Klugheit überhaupt, oder die Spinn- und Webekünste als Gemeingut der Weiber allein, sondern Athenisches liegt hier zu Grunde.

Der deßfallsige attische Cultus fand schon in vorhomerischer Zeit, in Folge der dorischen und ionischen Wanderungen, mehrfache Verbreitung. In Kleinasien unter den Joniern wurde daher Athene besonders als Polias verehrt, wie namentlich in Erythrä, wo sie später von dem alten Künstler Endäus dargestellt war als ein großes Holzbild, sitzend auf einem Throne, in jeder ihrer beiden Hände

eine Spindel haltend, in Priene, Phocäa (daher auch in Massilia, und daher auch eine massiliſche Colonie den Namen Athenopolis führte); »von Milet iſt die aſſaſiſche Athene bekannt; von der mileſiſchen Colonie Cyzikus die iaſoniſche Athene, deren Weihung man mythiſch an den Argonautenzug anknüpft; zu Teos bezog man die Athene auf die dort beſtehende Einrichtung der Burgen (πύργοι) ſtatt der Demen; daher die Athene Epipyrgitis in der teïſchen Colonie Abdera.«

Eben ſo konnte der Cultus aus dem mittlern Hellas, namentlich von Böotien aus, mehrfach mit den Aeoliern nach den äoliſchen Colonien wandern, und vielleicht erhielt ſo ſelbſt Ilion den Dienſt der Athene Polias und das alte Palladion, das man denn ſpäter, auf die Auctorität Homer's, für das älteſte und für die Mutter der übrigen ausgab, ſtatt daß es nur ein Abzweig des eigentlich helleniſchen war.

Die weitere Verbreitung, vornehmlich über die Ortſchaften und Gegenden des Peloponnes, läßt ſich im Einzelnen nicht angeben. Mit Wahrſcheinlichkeit nur läßt ſich behaupten, daß der arcadiſche und der urſprünglich (achäiſch-) argoliſche vordoriſch geweſen, der trözeniſche von Attika her gekommen, und der achäiſche mit den Achäern aus Argolis nach Achaja gewandert iſt (in Folge des doriſchen Einbruchs). Woher die Dorier ihn hatten, ob ſie bloß den vorgefundenen übten oder ihn aus dem nördlichen Griechenlande mitgebracht, iſt nicht zu entſcheiden, wohl aber ſicher, daß er hier zumeiſt den Charakter des Volks, den kriegeriſchen, angenommen, z. B. in Sparta, wo der Pallas neben dem Zeus Agetor (anführenden) bei der Ueberſchreitung der Landesgrenze die Opfer, Diabateria geheißen, dargebracht, ſie ſelbſt als Erfinderin der (kriegeriſchen) Flöte geprieſen und mit den Dioscuren in Verbindung verehrt wurde, in Argolis als Athene Salpinx (Trompeten A.); auch wurzelte daſelbſt der vom kriegeriſchen Charakter der Göttin zeugende Mythos vom Perſeus (dem Vernichtenden, Tödtenden) und der Gorgo (Schrecklichen) oder Gorgo-Meduſa (der auf Mord Sinnenden) — dieſe beiden Namen ſind urſprüngliche Epitheta der Pallas — ingleichen vom Diomedes u. ſ. w. Nicht minder läßt ſich in mehreren Fällen der Gang nachweiſen, den der Athene-Cult von den doriſchen Mutterſtädten nach den Colonien genommen hat: der megariſche ging z. B. nach Byzanz (als Poliuchos, und die Göttin wurde hier die Beſchirmerin der Landenden [ἐλξβασία]), von Argolis nach Rhodus und nach Phaſelis; der corinthiſche nach Syracus, der laconiſche nach Thera und Cyrene (wo die Göttin einen neuen Tritonſee fand) u. ſ. f.

Das Alles in vorhomeriſcher und vorheſiodeïſcher Zeit, woraus man denn abnehmen kann, wie der Cultus bereits ganz ausgeprägt und abgeſchloſſen in den Geſängen dieſer beiden Dichter erſcheinen kann und muß, eben ſo der Charakter der Göttin, ihr ganzes Weſen, die Vorſtellung von ihr. In Folge deſſen wird ſie dort geſchildert als eine Jungfrau, deren Herz nie die Liebe bezwungen, ſtattlich von Körperbau, blauäugig, ſchöngelockt. Sie iſt die Göttin aller weiblichen und männlichen Kunſtfertigkeit. Mit Hephäſtos zuſammen lehrt

ſie die Menſcheen jegliche Kunſt, und die Künſtler ſind ihre Lieblinge. Namentlich aber übt ſie ſelbſt die edle Weberei und theilt ſterblichen Weibern dieſelbe mit, ſtets gewogen den fleißigen und geſchickten, wie z. B. der Penelope. Aber auch Göttin des Krieges iſt ſie, inſofern er mit Klugheit, Umſicht und Ueberlegung geführt wird, im Gegenſatze zum Ares, dem wilden und unbändigen, den nur rohe Kraft und perſönliche Tapferkeit charakteriſirt. Darum rufen die Helden ſie an, ſo oft ſie ein Wagſtück unternehmen, welches nicht bloß Kühnheit, ſondern auch Klugheit erfordert, und umgekehrt beſchützt die Göttin muthige und zugleich kluge und ſchlaue Männer, wie den Diomedes, den Achilles, den Odyſſeus; dagegen ſind ihr übermüthige und in ihrem Uebermuthe unbeſonnene Leute, wie die beiden Ajax, verhaßt. Sie iſt es, welche die Kriegsbeute machen läßt; darum brachte man ihr, der Beutemacherin (λαφρία), als Weihgeſchenk dar die Waffen erlegter Feinde. Trojaner und Achäer ehren ſie mit gleicher Achtung. In Troja iſt ſie Burggöttin, Stadtbeſchützerin: ihr bringen daſelbſt die Frauen zum Tempel ein köſtliches Gewand und geloben ihr herrliche Opfer, wenn ſie die Stadt beſchirmte vor den Feinden. Eben ſo kennt Homer ſchon ihren hervorſtechenden Cultus und ihre Mythologie in Attika: er nennt ſie die Erzieherin des alten Königs Erechtheus und weiß, daß ſie zu Athen in einem prächtigen Tempel verehrt und herrliche Feſte ihr jährlich gefeiert wurden. Bereits hat auch der reflectirende Verſtand über ſie genealogiſirt und ſie, als die Vorſteherin und Spenderin der höchſten Gabe im Menſchen, auf den höchſten Gott zurückgeführt, ſie zur Tochter des Zeus gemacht. Als Göttin der Hand- und Kunſtfertigkeit, welche Ausflüſſe, Wirkungen der Intelligenz, der Klugheit des Menſchen ſind, heißt ſie zugleich Tochter der Metis (des Nachdenkens, der Weisheit). Und — wahrſcheinlich weil ein Mythos ſie, die Weisheit und Klugheit, aus dem Kopfe des Zeus entſtehen ließ, wie wir dieſer menſchlichen Anlage auch als Sitz den Kopf im Allgemeinen anweiſen, und der andere ſie eine Tochter des Zeus und der Metis nannte, beides aber ſpäter in Einen Mythos etwas roh und ungeſchickt vereinigt wurde — weiß Heſiodus (und Homer deutet darauf hin Il. V, 880.), daß Zeus die Metis, ſeine erſte Gemahlin — damit will der Mythos wohl ſagen oder jener Reflectirende, welcher ihn erfand, daß Zeus bei der Weltregierung von Anfang an der Weisheit bedurft hätte, d. h. ſie iſt ſichtbar in der Welt und muß von Anbeginn thätig bei der Weltſchöpfung geweſen ſein — auf den Rath der Ge (der Erde, als orakelndes Weſen) verſchlungen habe, bevor ſie geboren, da ihr Kind ſehr klug und mächtig werden würde, und da der neue Götterkönig wegen ſeiner (noch wankenden) Herrſchaft beſorgt geweſen. Er habe darauf ſelbſt die Athene aus ſeinem heiligen Haupte geboren, und zwar wäre ſie bewaffnet und die Lanze ſchwingend daraus hervorgeſprungen und der betreffende homeriſche Hymnus weiß die Begebenheit überaus ſchön auszumalen, wenn er hinzufügt: Himmel, Erde und Meer wären dabei erbebt und ſtaunend

Helios am Himmel mit dem Sonnenwagen halten geblieben, bis die junge Göttin ihre Waffen abgelegt.

Und wenn sie so als ein dem höchsten Gotte nächst verwandtes, seinem Haupte sogar entsprungenes, ihm bei der Regierung der Welt als Weltgeist und höchster Verstand zur Seite stehendes Wesen, eine reine Jungfrau aus und in reiner ätherischer Höhe, geboren auf eine ganz ungewöhnliche Art, gedacht und dargestellt wurde: so weiß man in der That nicht, ob man mehr dieses schöne Gebilde der Phantasie bewundern soll oder den hellenischen Geist, der solches Gebilde erschuf, der so tiefe Abstractionen und Reflexionen in eine so schöne Figur zu kleiden vermochte. Doch hat Homer auch die niedrige Sphäre, den Wirkungskreis der Göttin im Menschenleben, nicht verabsäumt zu benutzen zu seinen poetischen Fictionen und sie oft als bloß vergötterten Verstand und Klugheit handeln lassen, aber meistens nie ohne den hehren Charakter derselben festzuhalten und sie würdevoll hinzustellen.

Die nachfolgenden Dichter, vornehmlich Pindar und die Tragiker, sind ihrem Vorbilde, dem Homer, gefolgt und haben im Allgemeinen den hohen, edlen Charakter der Athene in seiner Hoheit bewahrt. Die Philosophen aber und Interpreten deuteten, vermöge ihrer nackten, kalten, nüchternen Reflexion, sie meistentheils zu einer bloßen, nackten, menschlichen Einsicht und Verständigkeit oder Kunstfertigkeit um, ohne an das Hohe und Göttliche zu denken und zu mahnen, was in dem ganzen Cultus und in der Idee von der Göttin liegt. Auch haben sie es nicht an falschen Etymologien und Wortverzerrungen fehlen lassen.

Mittler Weile erweiterte sich der Kreis der Eigenschaften nach einigen Seiten hin. Weil sie für die Göttin der Klugheit und des klugen Rathes im Allgemeinen galt, so wurde sie auch diejenige, welche im Falle einer Krankheit guten Rath ertheilte: sie wurde eine Gesundheitsgöttin (Ἀ. Ὑγιεία) und trat somit ein in den Kreis dieser Götter, an deren Spitze Asklepios steht. Eine solche Pallas ward vornehmlich in Athen verehrt, wo Perikles der deßfallsigen Göttin ein Standbild auf der Burg errichtete. Ein anderes hatte sie im Districte von Acharnä. Damit ist verwandt die Athene-Päonia, die in Athen und in Oropus Verehrung genoß, und die Athene-Optiletis oder Ophthalmitis (Augen-A.): wenigstens bezog die Legende den Ausdruck auf eine Heilung der Augen. Desgleichen war der Tempel der »Mutter Athene« zu Elis (so genannt, weil sie die kinderlosen Frauen daselbst mit Kindern gesegnet haben sollte) von ähnlicher Beziehung. Ja! Athene ward dadurch überhaupt zur Retterin (σώτειρα). Und in Seeplätzen konnte sie nun sogar zur Göttin der Schifffahrt werden, welche Vorstellung auch Aehnlichkeit hatte mit ihr als Vorsteherin der Schiffszimmerkunst. Daher nun das Palladium auf den Schiffen der Athener. Auch rührte davon ihr Beinamen Anemotis (Wind-A.) in Methone her. Endlich ist hierher noch zu rechnen, daß sie als reine Jungfrau (παρθένος) auch insbesondere Göttin der Jungfrauschaft wurde, die den Unvermählten vornehmlich

günſtig und hold wäre, dagegen ungünſtig denen, die ſich vermählen wollten, auch den Unkeuſchen und Ehebrecheriſchen, der in ſolcher Eigenſchaft ſogar ein Tempel, der berühmte Parthenon, auf der Burg zu Athen erbaut wurde, und die in ihrem Dienſte die höchſte Sittenreinheit fordere. Wenn wir nicht auch das noch hinzu rechnen wollen, daß ſie (als Göttin der Klugheit und der Weisheit, ſelbſt in ſtaatlicher Beziehung) die Geſetze des Zaleucus (in Locri Epizephyrii in Italien), nach der eigenen Ausſage deſſelben, ihm ſollte vorgeſchrieben haben; daß ihr mit Zeus beinahe gleiche Macht zugeſchrieben wurde in der Handhabung der Gerechtigkeit, der bürgerlichen Ordnung, der Gaſtfreundſchaft (ξενία), und daß ſie im Zeitalter der Kunſt zur Göttin der idealiſchen bildenden Kunſt emporſtieg.

Daneben war nicht minder die mythiſche Poeſie geſchäftig, die Geſchichte der Pallas Athene anzubauen oder einzelne Partien derſelben auszuführen, als z. B. die Erfindung und Wegwerfung der Flöte (ſeit der Zeit des Alcibiades), die Verwandlung der (erdichteten) Arachne (Spinne) in eine Spinne u. a. dergl. liebliche Schöpfungen. Die Stickereien auf dem Peplos (Gewand, Ueberwurf), den die Athenienſer der Göttin an den Panathenäen darbrachten, welche den Sieg der olympiſchen Götter über die Titanen (der olympiſchen Weltordnung über frühere, rohe Gewalten) darzuſtellen pflegten, mußten natürlich den Antheil der Göttin an dieſem erdichteten Factum vornehmlich in's Licht ſtellen. Das berühmte Gericht in Athen, das bei einem Heiligthume der Göttin in der Unterſtadt vom Collegium der Epheten über unvorſätzlichen Mord abgehalten wurde (ἐπὶ Παλλαδίῳ), gab Veranlaſſung zur Sage von der Losſprechung und Reinigung des Oreſtes durch die Pallas Athene, der feuerloſe Opfercult auf Rhodus (in Lindus) zu der ſchönen Legende, die uns Pindar mittheilt, u. ſ. f. Die Poeſie fand hier ein reiches Feld zu ihren Productionen vor, und ſie hat es zu vielen herrlichen Dichtungen benutzt.

In Betreff der bildenden Kunſt war es gewiß nicht leicht, das vielgeſtaltige Weſen der Göttin in einen beſtimmten, engen Rahmen zu faſſen. Daſſelbe fand — ich folge hier wieder zumeiſt der vortrefflichen Zuſammenſtellung Otfr. Müllers — ſeinen Mittelpunct beſonders darin, daß es »als ein dem Himmelsgotte Zeus eng verwandtes, reines und erhabenes Weſen, als eine Jungfrau ätheriſcher Höhe gedacht wird, welche eingreift bald in die phyſiſche Welt und dort Fruchtbarkeit und Gedeihen ſpendet, bald in das Menſchenleben und dort durch Erfindung von Kunſtfertigkeiten aller Art die Cultur nach allen Seiten hin fördert, bald aber auch feindſelige Weſen (namentlich die wunderbar mit ihr zuſammenhängende Gorgo) vernichtet. Wenn aber in dieſer älteſten Anſchauungsweiſe Phyſiſches, Techniſches und Geiſtiges eng verbunden, und dieſe ätheriſche Jungfrau zugleich als Zeus' Verſtand, als die in Zeus aufgenommene und wiedergeborne Metis (nach Heſiod) gedacht wurde: ſo überwog, dem allgemeinen Entwickelungsgeſetze des griechiſchen Lebens gemäß, in der homeriſchen Zeit durchaus die letzte Vorſtellung, und Athena war die Göttin kräftigen Wirkens, hellen Geiſtes geworden, eine Beſchütze-

rin jedes Standes und jedes Menschen, der Tüchtiges mit Besonnenheit angreift und vollbringt. Die Kunst, welche in frühern Zeiten die Pallas fast vor allen andern Gottheiten in's Auge gefaßt hatte, stellte in den alten Palladien, welche mit erhabenem Schilde und gezucktem Wurfspeer gebildet wurden, besonders die vorkämpfende Gottheit (ἀλαλκομένη) dar; doch gab es auch Bilder in ruhiger und sitzender Stellung, und neben den Waffen wurden ihr, zur Bezeichnung friedlichen Wirkens, auch Rocken und Spindel in die Hand gegeben. Auch die Lampe (das Symbol der lichten Intelligenz) scheint ein altes Attribut der Gottheit. In den Statuen der vorgeschrittenen altgriechischen Kunst erscheint Athena immer in kampfrüstiger Stellung, mehr oder weniger vorschreitend, über dem Chiton mit einem steifgefalteten Peplos und einer großen Aegis bekleidet, die bisweilen auch, als Schild dienend, über dem linken Arme lag oder außer der Brust auch den ganzen Rücken bedeckte; dagegen sie später immer mehr zusammengezogen wird. Die Umrisse des Körpers haben in Hüften und Brust wenig von weiblicher Fülle; zugleich sind die Formen der Beine, Arme, des Rückens mehr auf männliche Weise ausgebildet. Das Gesicht hat bereits die eigenthümliche Form, welche die vervollkommnete Kunst weiter entwickelte, aber dabei sehr derbe und anmuthslose Züge.

Phidias vollendete das Ideal der Athena, und seitdem sind ruhiger Ernst, selbstbewußte Kraft und Klarheit des Geistes immer der Grundcharakter der Pallas gewesen. Ihre Jungfräulichkeit ist nichts als die Erhebung über alle weibliche Schwäche: sie ist selbst zu sehr Mann, um sich dem Manne hingeben zu können. Die reine Stirn, die lang- und feingebildete Nase, der etwas strenge Zug des Mundes und der Wangen, das stark und fast eckig geformte Kinn, die nicht weit geöffneten und mehr nach unten gerichteten Augen, das kunstlos längs der Stirn zurückgestrichene und in den Nacken herabwallende Haar — Alles Züge, in denen die frühere Schroffheit zur Großheit umgebildet erscheint — stimmen ganz mit dem Charakter dieser wunderbaren idealen Schöpfung überein. Spätere Versuche, diesen Ernst völlig in Anmuth aufzulösen, konnten nur in das Charakterlose fallen.

Die Modificationen solcher Gestalt hängen eng mit der Bekleidung zusammen.

Zu gruppenweisen Compositionen hat der bildenden Kunst Stoff gegeben: a) das Hervorgehen der geharnischten Jungfrau aus dem Haupte des Zeus — ein beliebter Gegenstand —; b) der am panathenäischen Peplos dargestellte Gigantenkampf, wobei die Göttin auf dem von ihr erfundenen Viergespanne fuhr; c) der Streit der Göttin mit Poseidon um die Schutzherrschaft von Attika; d) wie Athena durch Perseus (einen ihr eng verbundenen Dämon) die Gorgo, ihr grauenvolles Gegenbild, erlegt; e) ihr mystisches Verhältniß zum Erichthonius, durch welches die Göttin einen Zug von mütterlichem Wesen erhält, der mit ihrer jungfräulichen Strenge eine sehr interessante und reizende Mischung bildet.

Häufiger ſieht man die Pallas Athene bei Handlungen, wo ſie perſönlich weniger betheiligt iſt, als Organe bei Schiffsbau u. a. architektoniſchen Unternehmungen, ſo wie bei weiblichen Arbeiten rathend und helfend. Auch die Erfindung wie die Verſchmähung der Flöte iſt Gegenſtand ſinniger Compoſitionen. Als die allgemeine Helferin der Heroen, hat ſie in den Darſtellungen aus dieſen Mythenkreiſen überall ihre Stelle.

Wichtig ſind für die Kunſtſymbolik die Embleme Eule und Hahn, wovon jene, abgeſehen von der urſprünglichen Naturbeziehung (γλαυκῶπις), das ernſte Nachdenken, dieſer die rege Thätigkeit und Kampfrüſtigkeit der Göttin bezeichnet.«

Unter den erhaltenen Bildſäulen gilt die (1798) bei Velletri in Italien gefundene für die beſte.

Der Dienſt der Athena hat bei der Reinheit und Lauterkeit des Charakters, unter welcher man ſie ſich dachte, bei dem Umfange ihres Wirkungskreiſes und bei der Verbreitung des Cultes unbezweifelt ſehr viel beigetragen zur Erhaltung, Belebung und Veredlung des religiöſen Sinnes unter den Griechen, und eben ſo hat er gewiß energiſch in vieler Hinſicht eingewirkt auf das praktiſche Leben, auch auf die Steigerung der Kunſt zu rein gehaltenen, idealen Schöpfungen. Freilich, »wäre die Athena nie mehr als ein allgemeiner Begriff, wie Klugheit, Weisheit geweſen, wofür die alten Philoſophen und Interpreten ſie erklärten; hätte nicht eine concrete Anſchauung, die mit dem Namen Pallas bezeichnet wurde, in den Gemüthern der Griechen und insbeſondere der Athener gelebt: ſo hätte auch die Wirkung dieſer Idee auf das gemüthliche und thätige Leben nie ſo mächtig ſein können. In dieſer Beziehung gehört eine ſolche poſitive Idee nicht bloß der Religion und Mythologie, ſondern zugleich der ganzen Bildungsgeſchichte der Griechen an, da es wohl keinem Zweifel unterliegt, daß, wenn einerſeits der Stammcharakter der Athener ſehr viel zu den Zügen dieſes idealen Gebildes beigetragen hat, andrerſeits auch wieder ein ſolches Ideal mit großer Macht dahin wirkte, die Bildung und Thätigkeit des Volks in einer gewiſſen, ſtetigen Richtung zu erhalten. Jener Athener, der ſich ſeine Landesgöttin nahe und von ihren Fittigen geſchirmt glaubte, mußte in dieſer Vorſtellung ein Sporn zu beſonnener, kräftiger Thätigkeit, rüſtiger und aufgeweckter Uebung der Künſte, humaner und wohlwollender Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, beherzter Abwehr der Feinde des Vaterlandes erhalten.«

Den Römern ſchien ihre **Minerva** die Pallas der Griechen zu ſein: ſehr falſch, wie wir bei Darſtellung der römiſchen Religion zeigen werden.

2. Hermes.

Die Darstellung dieses Cultes hat ihre besonderen Schwierigkeiten. Einmal ist dem Namen etymologisch nicht so beizukommen, daß man auf sicherm Boden zu stehen glauben könnte, sodann ist der Wirkungskreis des Gottes so weit und so vielseitig, daß man nicht weiß alle Eigenschaften sofort zu übersehen und in naturgemäßer Ordnung, wie sie sich der Aehnlichkeit der Begriffe nach entwickelt haben möchten, aufzustellen. Wo soll man also anfangen? wo enden? Die schriftlichen Quellen sind für die Sache zu jung, schon ein Homer zu jung. Er schon läßt nicht mehr das Ursprüngliche klar erkennen. Und in den bisherigen Darstellungen herrscht eine solche Willkür, Verschiedenheit und Planlosigkeit, daß man sich auch da fast aller Hülfe baar sieht.

Zuverlässig hat der Cult auch dieses Gottes sich an etwas ganz Concretem, dem rohen Naturmenschen in die Sinne Fallendem, Auffallendem entwickelt. Was ist nun dieß? Der Name Hermes kommt — unter allen aufgestellten Etymologien dürfte diese die wahrscheinlichste sein — vielleicht von ἔρω, ἔρω (sero) her, ich füge Wörter zusammen, ich rede. Hermes heißt also der Redner und ist, als Gott gefaßt, zuerst und ursprünglich der Gott der menschlichen Rede gewesen, insofern dieselbe Vortheile bringt. Und das ist ein Gegenstand, der der menschlichen Reflexion als göttliche Gabe erscheinen konnte. Denn was ist wunderbarer als die menschliche Rede? und was mächtiger und wirksamer in der Menschenwelt? Zugleich ist noch zu erinnern, daß bei den Alten die Function eines Redners als Gesandten bei politischen Verhandlungen, bei Ausrichtung von öffentlichen Aufträgen u. s. w. höchst geehrt und geachtet war, etwas Ehrwürdiges, Heiliges an sich trug, das leicht zu göttlicher Anerkennung hinführen konnte oder vielmehr zur Annahme eines Gottes für die Sache. Ueberdem läßt sich hieran naturgemäß die ganze Reihe der Eigenschaften des Gottes knüpfen, was noch ein Beweis für die Richtigkeit unsrer Ansicht ist. Und wir haben so wirklich etwas Concretes, Naheliegendes, woran sich der Cultus entwickeln konnte.

Hermes nun, ursprünglich als der Gott, der den Menschen die Gabe der Rede, besonders der Ueberredung gegeben hat oder gibt, sie sei gut oder schlimm, wenn sie nur Vortheil bringt — der Grieche berechnete etwas der Art meist nur nach irdischen Vortheilen, vornehmlich im höhern Alterthume, wo das sittliche Gefühl noch nicht fein genug, die Reflexion noch nicht scharf genug war — sollte nach Hesiod's Dichtung in dieser Eigenschaft auf Zeus' Befehl die Gabe der Lüge, schmeichelnder Rede und verschlagenen Sinn der Pandora (dem Ideal eines verführerischen Weibes) mittheilen. Beredte und verschlagene Menschen hießen aus gleichem Grunde seine Söhne, und wer verstand Andere durch Worte zu bezaubern und zu berücken, zu etwas zu vermögen, der war der Mann des

Hermes, der war ſein Schüler oder Erzeugter, ſein Freund oder ſein Liebling.

Aber was der Gott Andere, die Menſchen, lehrte, das mußte er nach der Vorſtellung der Griechen natürlich am meiſten ſelbſt ſein. Er war alſo der Rede Meiſter (*λόγιος, λόγων, προφήτης*): er wußte vor Allem zu überreden, durch Worte Andere herumzubringen.

Der gewandte, liſtige, verſchlagene Redner ſchickt ſich aber am beſten zu geſandtſchaftlichen Sendungen, zu diplomatiſchen u. a. Aufträgen, welche, ſollen ſie gelingen, der geſchickten Worte bedürfen. Solche Leute ſtehen alſo unter ſeinem Schutze, ſind ſeine Leute: er geleitet ſie auf ihren Reiſen, er gibt ihnen die Worte ein, welche ſie ſprechen müſſen, um den Zweck ihrer Sendung zu erreichen; er fügt es bei der andern Partei, daß ſie ſolchen erreichen (*πομπός, πομπεύς, πομπαῖος*). Er ward daher zugleich Gott der Reiſenden, Gott der Wege, der jene beſchirmt und es ſtraft, »wenn ein Mann abweiſet den Pfad vermiſſenden Wanderer« (*εἰνόδιος, ἡγεμόνιος*), und ſeine Bilder ſtanden auf Wegen und an Pforten.

Andrerſeits iſt er aber auch das wieder ſelbſt: er iſt der kluge, verſchlagene Geſandte, und von wem anders als von den Göttern? namentlich vom Zeus an die Mitglieder des Göttervereines oder an die Menſchen, allein ja nicht bloßer Götterbote, der nur Aufträge bringt und einholt, ſondern der ſie meiſtens zugleich wirklich ausrichtet (*διάκτορος, ἄγγελος, τρόμις τοῦ Διός*). Inſofern unterſcheidet er ſich weſentlich von der Iris. Dieſe iſt nur zur bloßen Willensverkündigung der Götter beſtimmt, gleichſam ein bloßes blindes Werkzeug, während Hermes, der anſtellige Gott, regelmäßig zu ſolchen Aufträgen und Botſchaften gebraucht wird, bei denen zugleich ſelbſtige Klugheit und Geſchick anzuwenden iſt, um den Zweck zu erreichen.

Ein ſolch geſandtſchaftlicher Beruf war aber im Alterthume Sache der Herolde (*κήρυκες*). Dieſe ſtanden alſo überhaupt unter ſeiner Obhut: er wachte über ſie, daß ihnen nichts Uebles widerfuhr. Nun war er natürlich der Herold aller Herolde und der Herold der Götter. Als ſolcher verrichtet er auch wohl die niedrigen Dienſte eines Mundſchenken oder Wagenlenkers, nicht minder die eines Opferherolds, der die Opferthiere herbeiführt und für die Opfer der Götter ſorgt.

Auf der andern Seite iſt er indeſſen ſpeciell wieder der Geleiter der Träume (*ἡγήτωρ ὀνείρων, ὀνειροπομπός*), jener Botſchafter des Zeus an die Menſchen, zu denen er natürlich nun auch die Macht haben muß Schlaf zu erwecken: er iſt Einſchläferer (*ὑπνοδότης, ὕπνου προστάτης*). Er gilt nun nicht minder als Geleiter der menſchlichen Schatten nach der Unterwelt, die Zeus nach ſeinem ewigen Rathſchluſſe hat ſterben laſſen. Er beſucht und kennt ſo die unterirdiſchen Räume des Tartarus.

Aber da tritt er ein in die Reihe der chthoniſchen Götter und theilt mit dieſen manche ihrer Eigenſchaften.

Das iſt der Verlauf Eines Theiles ſeines Wirkungskreiſes. Wir kehren zum Erſtern zurück.

Als eine nothwendige Eigenschaft eines Abgeordneten und Sprechers im Alterthume galt, wie wir oben gesehen, die Verschlagenheit, die List, die durch Worte zu überreden vermag, wenn sie auch nicht moralisch ist, wenn sie nur zum Zwecke führt. Hermes ward daher überhaupt der Gott der List, der Verschmitztheit, der Verschlagenheit. Daher solche Leute ihm besonders angenehm waren. Aber er selbst war der Verschmitzteste, das Ideal der feinen List.

Freilich immer mehr in Bezug auf materiellen Vortheil: also des feinen Raffinements, der abgefeimtesten Ränke und Kniffe, um zu dem beabsichtigten Zwecke zu kommen. Hermes war also der Gott der Diebe und der Kaufleute, überhaupt der Menschen, welche auf dem Wege der Speculation und des Raffinirens zu einem Gewinne, zu einem Vortheile gelangen wollen oder gelangen. Hermes ward Handelsgott, und weil auf den Märkten Handel und Verkehr getrieben wird, so stand sein Bild gewöhnlich auf diesen Plätzen, und er hieß dann der Marktgott (*ἀγοραῖος, κερδῷος, δἑμπορος*).

Allein damit tritt er überhaupt in die Reihe derjenigen Götter ein, welche Gewinn, welche Reichthum, welche Segen gewähren, es sei wo es wolle, im Hause, auf dem Felde, bei der Heerde (*πλουτοδότης*), was sich der Mensch erwirbt durch seiner Hände Arbeit. Er ist Haus-, Feld-, Heerdengott (*ἐριούνιος, ἐρισθένιος, νόμιος*).

Aber auch was das Glück bescheert, gibt Hermes. Darum ist er Vorsteher des Würfelspieles. Loosende warfen ihm zu Ehren ein Oelblatt auf die Loose und zogen dieß zuerst hervor. Ein unerwarteter Fund ward ihm zugeschrieben, und darum hieß ein solch unverhofftes Glück *ἐν ρμία* oder *ἕρμαιον*, und wo wir in einem solchen Falle sagen würden: Halb Part! da sagte der Grieche: *Ἑρμῆς κοινός* (gemeinschaftlich Hermes). Und entstand in einer Gesellschaft plötzlich eine Stille, deren Grund man sich nicht erklären konnte, so hieß es, Hermes sei eingetreten (um das zufällig eingetretene Schweigen als einen göttlichen Zufall zu bezeichnen). Und so waren seine Bilder als Kopfstücke (von und nach ihm Hermen genannt) aufgestellt auf Straßen, Thüren, Pforten, damit er überall Segen bringe und spende (in Athen erst spät, seit Hipparch).

List war nöthig auch bei den gymnastischen Kämpfen und Wettspielen, um zum Siege zu gelangen. Hermes wurde daher nicht minder betrachtet und verehrt als Gott der Gymnasien und der Gymnastik, und sein Bild stand häufig bei oder in den Plätzen, die zu solchen Uebungen bestimmt waren. Endlich sind List und Erfindungsgabe verwandte Begriffe, und so konnte Hermes auch zum Erfinder von musicalischen Instrumenten, z. B. von der Syrinx, werden.

Das sei eine Uebersicht des Kreises der Eigenschaften, die man dem Hermes zugeschrieben. Sein Dienst muß sehr alt sein: ganz zuverlässig ist er ein vordorischer, ein pelasgischer Dienst; denn in Arcadien war er von jeher heimisch, und dieses Land hat bei der dorischen Wanderung bekanntlich seine Bewohner nicht gewechselt. Nicht minder sieht man aus Homer, daß derselbe alt, sehr alt schon zur Zeit des Dichters gewesen sein muß; denn was der von Hermes

erzählt, und wie er es erzählt, kann nicht von gestern hergerührt haben. Uebrigens zeigt auch das gewöhnliche Symbol des Gottes als Gottes der Fruchtbarkeit, des Segens, vermöge seiner Rohheit und thierischen Natürlichkeit ein höchstes Alter. Die Schriftsteller der Alten nennen dieß Symbol geradezu ein pelasgisches.

Dagegen läßt sich nicht angeben, wo etwa der Cultus seinen Anfang möchte genommen haben. Zum olympischen Götterkreise gehörte er zwar, und daraus läßt sich etwanig abnehmen, daß auch er aus dem nördlichen Theile von Hellas, aus Thessalien, hergerührt. Die Arcadier und die Schriftsteller der Alten nennen Arcadien als das Land der Entstehung. Allein wer kann und wird sich auf solche unkritische, mythische Nachrichten verlassen? Und wie kam Hermes sonst unter die Götterfamilie des Olympus, wenn sein Cult nicht in Thessalien den Ursprung genommen hätte?

Er war übrigens sehr verbreitet über Griechenland und seine Colonien, theils weil da überall Verkehr und Handel blühte, theils weil in manchen Gegenden viel Viehzucht getrieben wurde, theils weil Herolde überall gebraucht und die Beredsamkeit beliebt war. Hauptstätten desselben waren Theben, Athen, Argos (und daher auch Rhodus), Corinth, Sparta (und daher auch Thera und Cyrene), vornehmlich aber Arcadien, was man deßhalb eben schon im hohen Alterthume für das Geburtsland des Gottes ausgab. Bereits Homer kennt und erzählt die deßfallsige Legende.

Ueberhaupt mußte Hermes bei seinen vielen und interessanten Eigenschaften, bei seiner ganzen merkwürdigen Individualität vielen Stoff zu mythischen Dichtungen bieten. Zuerst genealogisirte man — ein arcadischer Mythus — Hermes sei der Sohn des höchsten Gottes Zeus und der Mäa (Mutter, d. i. wohl Himmelsmutter, Allmutter nach localem arcadischen Volksglauben, die man aber dann im allgemeinen Glauben zu einer Plejade umwandelte und eine Tochter des Atlas, des Himmelsträgers, oder der die Säulen hält, welche den Himmel und die Erde auseinander halten). Sie sollte ihn geboren haben in Arcadien, in einer Grotte des Berges Cyllene, auf welchem sein Tempel stand. Daher eben dieser Mythos so lautet. Höchst naiv und ergötzlich schildert der homerische Hymnus (wahrscheinlich nach älterer Legende) den neugebornen Knaben: wie er gleich nach der Geburt seinen klugen Erfindungsgeist und seinen verschmitzten Diebescharakter bewährt, wie er am ersten Mittage schon die Cither spielt und sofort aus der Wiege der Mutter entschlüpft, um Apollo's Rinder zu stehlen, auf dem Wege dahin die Laute erfindet (mit sieben Saiten die Schaale einer Schildkröte bespannt), diese an Apollo abtritt und dafür die Hirtenpfeife, die Syrinx entdeckt (als Gott der Heerden, der er im weidereichen Arcadien wohl sein konnte), von Apollo zum Heerdengotte und zum Herrn über alle Thiere des Erdbodens gemacht wird und das Amt bekömmt, die Seelen der Verstorbenen in den Hades zu geleiten. Und in wie viele andere Mythen ist er verwebt! Man konnte ihn ja in solchen Dichtungen prächtig anwenden als Vermittler einer Begebenheit,

als Unterhändler, als der, welcher den Knoten schürzen und lösen half. Sein Wesen, sein Charakter paßte vortrefflich.

Homer und Hesiod haben ihn vielfach und mit großem Vortheil für ihre Gedichte angewandt, namentlich der erstere. Bei ihnen erscheint Hermes folgender Maaßen gezeichnet: er ist seinem Wesen nach zunächst der behende, rasche (ταχύς) Herold, Bote, Gesandte der Götter. Diese lassen z. B. durch ihn den Aegisthus warnen, nicht den Agamemnon zu tödten; der Nymphe Calypso überbringt er den Befehl des Zeus, den Odysseus zu entlassen, und geleitet den Priamus heimlich in's griechische Lager, oder überhaupt alle Lieblinge der Götter, des Zeus, wenn sie sich auf gefahrvolle Wege begeben. Er schließt den Menschen die Augen nach Belieben zum Schlummer und weckt sie wieder; er führt die Träume ihnen zu. Darum bringt man ihm vor dem Schlafengehen ein Trankopfer. Er geleitet die Seelen, z. B. die des Herakles, in die Unterwelt, wo er allein Zutritt hat. Als gehorsamer Bote des Zeus hat er den hundertäugigen Argos getödtet und führt daher den Namen Argiphontes. Er ist sodann Gott der List und der Schlauheit, gewandt in Wort und That, nicht scheuend Lüge, Betrug und Diebstahl, wofern es nur mit Verschlagenheit und Feinheit geschieht. So befreiet er den Ares durch List aus dem Kerker der Aloiden; ihm wird, auch von den andern Unsterblichen, der Auftrag, aus dem Lager der Griechen den Leichnam Hectors zu stehlen. Listige Diebe und Betrüger, wie z. B. Autolycus, der Großvater des Odysseus, »hoch vor Menschen berühmt durch Verstellung und Schwur,« standen unter seiner Obhut, hatten von ihm diese Eigenschaft bekommen. Aus gleichem Grunde war er dem Odysseus, dem listigen und verschmitzten, gewogen und stand ihm, z. B. gegen die Zauberin Circe, bei. Der selbst mit Anmuth von Zeus Ausgerüstete, der Vielgewandte, Schmeichelworte-Ersinnende verleiht Anmuth und Preis allen menschlichen Werken, theilt auf Zeus' Befehl Schmeichelrede, Schlauheit, Betrug, schamlosen Sinn und hinterlistigen Charakter der Pandora mit und führt sie den Menschen zu als betrügliches Geschenk. Er liebt es, mit den Menschen zu verkehren, die Bitten der Flehenden zu erfüllen; er segnet sie, aber besonders ihre Heerden. Wer dergleichen Reichthum besaß, wie z. B. der Trojaner Phorbos (der Weidende), der war ein Liebling des Gottes. Er wird darum mit der Hekate (als Göttin des Segens) zusammen angerufen, oder ihm sammt den Nymphen geopfert; denn auch diese Halbgöttinnen wurden gedacht als förderlich dem Hirtensegen. Solcher vereinten Wirksamkeit ist es zuzuschreiben, wenn man sinnig erzählte (nach Homer), die Nymphe Polymele (mit vielen Schaafen Gesegnete) habe dem Hermes unter allen Begleiterinnen der Artemis am meisten gefallen und von ihm den Eudorus (Wohlbegabten) geboren. Es heißt der Gott wegen seines Wohlthuns an die Menschen der Segenspender, Nutzenbringer, Friedensstifter, Herz-Erfreuer *).

*) Ἐριούνιος, δώτωρ ἐάων, χαρμόφρων.

Er erſcheint den Sterblichen meiſt unter der Geſtalt eines ſchönen Jünglings; ſonſt wird er (als Herold) geſchildert als ein kräftiger Mann, verſehen als Götterherold mit jenem Stabe, durch deſſen Kraft er die Menſchen einſchläfert und wieder aufweckt. Dieß iſt der ſchöne, goldene, dreiblätterige, unvergängliche Stab des Glücks und des Reichthums, den Apollo ihm gegeben haben ſollte, und von welchem Hermes ſelbſt Chryſorrhapis (Goldſtabträger) heißt. Außerdem trägt er ein Paar ſchöne, goldne Sandalen, welche vermögen ihn mit Windeseile über Land und Meer durch die Lüfte dahin zu tragen.

Dieſe homeriſchen und heſiodiſchen Vorſtellungen haben ſich ſpäter wenig oder gar nicht verändert, außer daß man dem Gotte noch einen Reiſehut (πέτασος) gab als einem, der in Bewegung, gerade auf Reiſen wäre. Derſelbe war flach geſtaltet, verſehen mit breiter Krempe. Im Uebrigen bleibt Hermes der alte, und die Dichtkunſt ſowie der Mythus bedienen ſich ſeiner gewöhnlich, wo von Seiten der Götter, beſonders des Zeus, etwas geſchehen ſoll. So reinigt er nach ſpäterer Dichtung in Verbindung mit der Athene die mordbefleckten Danaiden auf Zeus' Befehl; er holt die Erinnyen herauf aus der Unterwelt zur Beſtrafung des Lycurgus; er geleitet den Perſeus, als er ſich aufmacht das Haupt der Meduſa (nach argiviſcher Sage) zu holen; den Dionyſos nimmt er aus den Flammen, die ihn verzehren könnten, oder Zeus gab ihm denſelben, um ihn zur Ino zu bringen, wie er den Ariſtäus zur Ge und zu den Horen trägt zur Erziehung.

Von ſeinem diebiſchen Benehmen erzählte man viele Geſchichten: man gefiel ſich ordentlich darin. Die Argonautenſage wußte zu berichten, daß der Argonauten-Herold, Aethalides, ein Sohn des Hermes (des Heroldsgotts) und der Eupolemia (Wohlkriegeriſchen) geweſen (alſo war er eigentlich Kriegsherold) und von ſeinem Vater die Gabe erhalten habe, nichts zu vergeſſen, eine Gabe, welche Rednern und Geſandten vor Allem nöthig iſt. Eben ſo werden die beiden Argonauten, Ergetus und Echion, erfahren in Liſten, Söhne des Hermes genannt, geſegnet an Habe.

Außerdem bemerken wir noch, daß man ihn zum Gotte der Zahlen, der Buchſtaben, des Maaßes, Gewichtes, der Muſik und der Sternkunde gemacht hat, daß man ihm (nach ſpäterer Anſicht) auch die Erfindung und Einrichtung der Opfer zuſchrieb; daß man ihn als Gott der Redner und der Beredſamkeit im Zeitalter dieſer Kunſt, und der Dialektik im Zeitalter der Philoſophie betrachtete.

Geopfert wurden ihm unter Andern (als Gott der Rede) die Zungen der Opferthiere.

Geweihet war ihm theils die Schildkröte (mit Bezug auf die Erfindung der Lyra), theils der Palmbaum (wegen der Gymnaſtik; ſeine Zweige ſchmückten die Sieger), theils der Fiſch Boax (der Rufer) oder Box (wegen des Heroldsamtes), der Hahn (als Kampf- oder Rufgott?), die Seemöve (wegen ihres raſchen Fluges) und die Myrte, das Symbol der Liebe und der Fruchtbarkeit (bei Homer).

Zusammengestellt findet er sich mit folgenden Göttern: a) als Gott der Fruchtbarkeit und des Segens auf Flur und in der Heerde theils mit Aphrodite (woraus sogar eine Vermengung dieses männlichen und weiblichen Principes in den Hermaphroditen hervorging), theils mit Hecate, theils mit Cadmus oder Cadmilus, einem sogenannten Cabiren, einer localen Gottheit der Fruchtbarkeit und des Segens bei den Thebanern und auf Samothracien, der nur insofern dem Hermes ähnlich, aber von den syncretisirenden Alten mit demselben innig verschwistert und sogar vermengt worden, allein eigentlich ein ganz verschiedener Gott ist; b) als gymnastischer Gott mit Herakles und Eros; c) als chthonischer Gott (wie nicht minder in Bezug auf Erndtesegen, Erdfruchtbarkeit) mit Dionysos, Demeter, Persephone; d) als Heerdengott und als musicalischer Gott mit Apollo.

Wir gehen jetzt die vornehmsten Stätten seines Cultes durch mit Bezug auf die Vor- und Darstellungen und Legenden von ihm. Zu Tanagra in Böotien ward er verehrt als Widderträger (κριοφόρος), weil ihm zu Ehren ein Widder um die Stadt an einem Tage von dem schönsten Jünglinge getragen wurde (eine Legende sagte, der Gott habe einst eine Seuche von der Stadt abgewendet). Ferner war er daselbst der Heroldsgott; denn ein Berg hieß den Tanagräern Kerykion (Heroldsberg), und man fabelte, Hermes sei auf demselben geboren. Außerdem kannten sie ihn noch als Vorkämpfer (πρόμαχος) in den Gymnasien. Eine schlechte Legende erklärte das ganz falsch. Es gab da endlich ein besonderes Heiligthum des Gottes, in welchem man die Reliquie eines Erdbeerbaumes — dieser war dem Hermes geheiligt, man weiß nicht aus welchem Grunde — bewahrte und sagte, der Gott wäre unter demselben erzogen worden. In Theben stand seine Bildsäule vor dem Heiligthume des ismenischen Apollo, und er hieß deßhalb Pronaos (der gleichsam den Tempel bewachte). Außerdem ward er hier Epimelios genannt (der Hort der Schaafe). Zu Coronea endlich hatte er einen Altar auf dem Markte, war also Marktgott.

Zu Athen hieß ein Gymnasium das des Hermes, und am Eingang in die Burg stand er als Propyläos (der Gott vor dem Thore, der solches behüte). Von besonderer Heiligkeit dünkte den Athenienser das Holzbild des Gottes in dem Tempel der Athene Polias, zu welcher Göttin er hier zu Lande in besonders enger Beziehung stand; denn beide Gottheiten trafen darin zusammen, daß sie daselbst den Segen des Feldes spenden und mehren sollten. Die Sage ließ dieß Bild von Cecrops geweiht sein, d. h. es war sehr alt. Merkwürdig! es war so mit Myrtenzweigen (die Myrte war dem Hermes heilig) bedeckt, daß man es selbst gar nicht sehen konnte. Sicher verhüllte es nichts anders, als den sinnlich-roh dargestellten Zeugegott. Aus gleicher Beziehung galt die sogenannte Tochter des Landesahnherrn Cecrops (hergenommen von dem cecropischen Demos), Herse (Thau, Thaugöttin), zu Athen für die Geliebte des Hermes, wie wir oben unter dem Artikel schon bemerkt haben, und als Frucht

dieſer Liebe ward Cephalos genannt (der vermeintliche Ahnherrn des cephaliſchen Demos). Die attiſchen Herolde (Opfer- und Feſtherolde, κήρηκες) — und ſie ſpielten in Athen eine ſehr bedeutende Rolle; in ihrer Familie war dieſe Würde erblich — meinten, ſie ſtammten von einem Urahnen Keryx her; der aber ſei ein Sohn des Hermes (des Gottes der Herolde) und der andern Tochter des Cecrops, der Aglauros. Endlich war der Gott hier in Athen, in der großen Handelsſtadt, Markt- und Handelsgott und der Diebesgott, wie aus Ariſtophanes hervorgeht und daraus, daß ein Markt-Hermes aus Erz am Wege nach der gemalten Halle ſtand.

Auf Samos, einer ioniſch-attiſchen Colonie, feierte man ihm als dem Freudengeber (χαριδότης, als ſegnendem Gotte; denn ſein Segen iſt erfreulich) ein Feſt, an welchem es nur erlaubt war zu ſtehlen. Die Legende meinte: darum, weil die Samier zufolge eines Orakelausſpruches nach dem gegenüber auf der Küſte von Kleinaſien gelegenen Mycale gewandert, dort zehn Jahre lang ſich von Stehlen und Rauben genährt hätten, bis ſie wieder heimgezogen wären; der wahre Grund aber war der, daß man glaubte, an dem Feſte den Diebesgott durch Diebereien ehren zu müſſen.

In Achaja bei Pellene ſtand Hermes in Hermenform als Dolios (Liſtiger), und man glaubte von ihm, er ſei als ſolcher willig, die Wünſche der Menſchen in Erfüllung zu bringen. In der Stadt ſelbſt wurde ihm ein Feſt gefeiert, ein Kampfſpiel. Zu Pharä ſtand ein marmorner Hermes mitten auf dem Markte, und dort ſollte der Gott Orakel ertheilen auf höchſt eigenthümliche, kindiſche Weiſe, und in der von der achäiſchen Colonie Croton gegründeten Colonie Metapontum in Großgriechenland oder Unteritalien ward Hermes als Paidokoros (Knabenaufſeher) verehrt in Bezug auf die Gymnaſtik. Eben dort ſoll er auch der Leichte, Heitere (εὔκολος) genannt worden ſein.

In Arcadien herrſchte, gemäß der Beſchaffenheit des Landes, der Cultus des Hermes als Heerdengott vor; doch fehlte auch nicht eine Vertretung der übrigen Eigenſchaften. In Tegea hatte er einen Tempel unter dem Titel Aepytos (der Hohe), wahrſcheinlich weil ſein Tempel hoch auf einem Berge lag. Auf dem Hügel Akakeſios, an deſſen Fuße die Stadt Akakeſion lag, ſtand ein Steinbild des Hermes, der darnach benannt war (Akakeſios). Zu Phigalea ſtand das Bild des Gottes im Gymnaſium; in Phaneos hatte er einen Tempel mit einer Statue von Stein, und es wurde ihm daſelbſt ein beſonderes Feſt gefeiert. Auch Nonakris hat Hermes-Cult gehabt.

In Argos opferte man ihm dreißig Tage nach jedem Sterbefalle als dem Pſychopompos (Geleiter der Seelen nach der Unterwelt), und im Bereiche des Heiligthums des (lyciſchen) Apollo ſtand ein Schnitzbild des Hermes und in dem Tempel ſelbſt ein Hermes, welcher die Schildkröte ergriffen hatte, um eine Laute daraus zu machen; in der argiviſchen Colonie Rhodus ward er verehrt als Handelsgott (ἐπιπολαῖος). Und ſo könnten wir noch von Laconien, Elis ſprechen.

Doch genug hiervon. Hermes erscheint da im Wesentlichen als derselbe.

Hinsichtlich seiner Nachkommenschaft dichtete man unter Anderm: Palästra (die personificirte Gymnastik) wäre seine Tochter (oder seine Geliebte). Den Prylis (den personificirten Waffentanz) nannte man seinen Sohn (in Bezug auf Kampf?).

Für die bildende Kunst war es eine schwierige Aufgabe, den Hermes würdig darzustellen: einmal wegen seiner vielen Eigenschaften, zweitens mußte es bei jeder Eigenschaft doch immer so geschehen, daß er der Eine war und blieb. Und es sind gerade die größten Künstler gewesen, die sich daran versucht haben: ein Phidias, Polyclet, Prariteles, Skopas, Calamis u. A. Da er vornehmlich in der Eigenschaft als Herold der Götter, insbesondere des Zeus, gedacht wurde, so erhielt er deßhalb zuerst und hauptsächlich **die** Gestalt, in der auch die ältere Poesie ihn uns darstellt, nehmlich die »eines tüchtigen, kräftigen Mannes mit starkem, zugespitztem Barte, langen Haarflechten, in einer zurückgeschlagenen Chlamys (dem für rasche Bewegung geeignetsten Kleide), mit einem Reisehut, mit Fußflügeln, in der Hand das oft einem Scepter ähnliche Kerykeion (caduceus). So zeigen ihn die ältern Kunstwerke durchgängig.« Eine interessante Figur! Lauter Bewegung, lauter Leben, mit größter Eile, mit größter Besonnenheit. Man sieht es dem Gotte an, er will etwas mit Klugheit, mit Pfiffigkeit ausführen, sich seines Auftrages auf geschickte Weise entledigen. »Als solcher Ausrichter höherer Befehle sieht man ihn dann wohl halb sitzend und halb schon wieder aufspringend, um davon zu eilen, bisweilen (in Bronze), sich keck durch die Lüfte schwingend; auch von langer Reise ausruhend, wobei er aber den Arm nur auf einen Pfeiler stützt, nicht über das Haupt schlägt: eine Bewegung, die für Hermes zu weich und nachlässig wäre.«

»Die höhere, ästhetisch-schönere Ausbildung der Hermesgestalt ging indessen von den Gymnasien aus. Sie wird wahrscheinlich erst der jüngern attischen Schule, nach dem peloponnesischen Kriege, verdankt. Jetzt wurde er der gymnastisch-vollendete Ephebos mit breiter ausgearbeiteter Brust, schlanken aber kräftigen Gliedmaaßen, welche besonders durch die Uebungen des Pentathlon (Lauf, Sprung Discus) ihre Ausbildung erhalten haben; seine Bekleidung, die der attischen Epheben, eine Chlamys, welche meist sehr zusammengezogen erscheint, und nicht selten der Petasos als Bedeckung des Kopfes, dessen Haar nach der Sitte der Jünglinge in diesem Alter kurz abgeschnitten und wenig gelockt erscheint. Die Züge des Gesichts geben einen ruhigen und feinen Verstand und ein freundliches Wohlwollen kund, welches sich auch in der leisen Neigung des Hauptes ausspricht: sie erstreben nicht das Edle und Stolze des Apollo, aber haben, bei breiteren und flacheren Formen, doch etwas ungemein Feines und Anmuthiges.«

»Unter den Statuen unterscheidet man erstens eine Classe, in wel-

cher das Hermes-Ideal sich offenbar am höchsten steigert: reife Jünglingsgestalten, voll gediegener Kraft, deren Ausdruck im Gesicht mit einem sanften Lächeln zusammenschmilzt, in fester, ruhiger Stellung, die Chlamys von dem Prachtbau der Glieder zurückgeworfen und um den linken Arm gewickelt: wo Hermes offenbar als Vorsteher gymnastischer Uebungen und Ertheiler leiblicher Kraft gefaßt ward, wie auch der Palmbaum daneben andeutet. Daran schließen sich ähnlich bekleidete Statuen, wo indeß der Gestus des erhabenen rechten Armes zeigt, daß Hermes als Gott der Redegewandtheit, als Hermes Logios zu fassen sei.«

»Der Beutel war in der spätern Zeit unleugbar ein Hauptattribut des Hermes.«

»Hermes den Opfermeister, den Beschützer des Viehes, besonders der Schafheerden, den Leier-Erfinder, endlich den Seelenführer und Wiederbeleber der Todten sieht man meist in Kunstwerken von geringerem Umfange.«

»Den kleinen Dieb (als Kind) aber hat ein Bildhauer mit derselben Schalkheit und schelmischen Freude an eigener Schlauheit auszustatten gewußt, die der homerische Hymnus so unübertrefflich schildert.«

»In seinen Liebesverhältnissen, wovon einige ausgezeichnete aber schwer zu erklärende Darstellungen auf uns gekommen sind, zeigt Hermes viel von der derbsinnlichen Art, die ihm von jeher eigen war.«

»Ueberall zu brauchen und stets dienstgefällig, ist Hermes auch in größern Compositionen, so selten er eine Hauptrolle spielt, als Führer, Geleitsmann, Ueberbringer (besonders von Säuglingen an ihre Nährerinnen), mitunter auch als scherzhafter und possierlicher Gesell, eine sehr gewöhnliche und immer angenehme Erscheinung.«

Es sind uns noch manche schöne antike Denkmäler von Hermes erhalten, z. B. eine treffliche Statue im Vatican, ein zu Herculanum gefundener sitzender — ein treffliches Werk! — zu Neapel ꝛc.

Hermes scheint das Glück gehabt zu haben, am wenigsten den schlechten und falschen Deutungen und Erklärungen der Philosophen und Exegeten anheim gefallen zu sein. Wenigstens ist uns keine besonders bemerkenswerthe bekannt. Doch meinten die Griechen in dem phönicischen oder ägyptischen Thaut oder Thot ihren Hermes wieder zu erkennen und trugen daher in späterer Zeit Manches auf diesen über, was eigentlich jenem allein zugehörte.

Die Römer fanden einseitig ihren Handelsgott **Mercurius** in dem griechischen Gotte wieder, der doch viel mehr war als bloßer Handelsgott.

Sollen wir ein Gesammturtheil über den Hermes-Cult abgeben, so war derselbe, von Seiten der Moralität aus betrachtet, nichts weniger denn zu billigen: er fiel sogar ins Rohe, Schmutzige. In religiöser Hinsicht ist anzuerkennen: er griff in sehr viele Verhältnisse ein, war reich an mannigfaltigen Vorstellungen und frommen Beziehungen. In artistischer Hinsicht war er ausgezeichnet sowohl

für die Dichter als für die bildenden Künstler durch Reichthum von Ideen, zu welchen er Veranlassung gab.

---

3. Die Musen (als die Göttinnen des Gesanges).

Der Name Muse (Μοῦσα) ist offenbar eigentlich nichts Andres als die feminine Form eines Particips (μών, μοῦσα, μόν) von einem Verbo μῶ, μεῖν, was nachmals im spätern Griechisch, wie solches uns in den noch vorhandenen Denkmälern der Schriftsprache vorliegt, als Verbum purum (μάω) erscheint, vornehmlich im dorischen Dialecte. Dieß heißt nun zu deutsch: ich denke nach, ich sinne. Μοῦσα ist also die Sinnende, und es nur zu erforschen und nachzuweisen, welch Substantiv dabei eigentlich zu ergänzen sei? Ἡ θεά (die Göttin) wäre zu allgemein. Es muß auch hier wieder etwas Concretes angenommen werden, was zur Entstehung des Cultus so wie des Namens Anlaß gegeben. Wer mit Creuzer's, Hermann's und Buttmann's Forschungen bekannt ist, dem kann nicht zweifelhaft erscheinen, daß ἡ Νύμφη zu suppliren ist, oder wenn wir Musen in der Mehrzahl nehmen (was noch annehmlicher, da offenbar der Grieche sofort sich mehrere Göttinnen der Art wird vorgestellt haben), αἱ Νύμφαι. Sicherlich nehmlich hat sich der Musen-Dienst aus dem Nymphen-Dienste entwickelt, wie aus den nachherigen Auseinandersetzungen hervorgehen wird, und diese hat man sich zuverlässig von Anfang an in der Mehrzahl gedacht, und darnach auch die Musen.

Ist dieses richtig, so gehörte freilich dieser ganze Cult eigentlich in diejenige Kategorie, welche wir weiter unten bei den Flußgöttern behandeln werden, unter die Wassergottheiten. Allein da derselbe sofort nach seiner Trennung ein ganz verschiedenes Wesen, einen ganz andern Charakter angenommen hat, auch in diesem seinem Ursprunge nicht bekannt genug ist, und darum seine Stellung unter die Nymphen auffallen würde: so haben wir ihn unter die gegenwärtige Rubrik genommen, unter die Culte, welche menschliche Zustände und Verhältnisse, menschliche Fertigkeiten und Künste betreffen.

Manchen Quellen schrieb man im Alterthume die Kraft der Begeisterung zu, und darum natürlich auch den Nymphen, die diesen Quellen vorstanden: jener Begeisterung nehmlich, die erforderlich ist zum Weissagen und darum auch zum Dichten und zum Singen; denn das Weissagen und Dichten, und das Dichten und Singen galt dem Alterthume für eins und dasselbe. Ja! da die Nymphen für Göttinnen gehalten wurden, die überall im Verborgenen sich aufhielten, einige in Quellen, andre in Bergen, andre in Bäumen: so glaubte man von ihrer geheimen Macht sogar alle diejenigen ergriffen, welche von irgend einem ungewohnten Triebe, dessen Ursache nicht in die Augen fiel, hingerissen schienen, und nannte sie

Nymphen-Beſeſſene (*νυμφολήπτους*). Alſo der Begriff des pſychiſchen Ergriffen-Seins war jenen Waſſergottheiten nicht fern. Nun! ſo konnten ſie auch angerufen werden von ſolchen, die begeiſtert ſein, die weiſſagen, die dichten und ſingen wollten. Und dazu finden wir die überzeugendſten Belege in mehreren noch vorhandenen Schriftſtellern. Und weil man ſich bewußt ward, daß man zur intellectuellen Erfaſſung deſſen, woran die Phantaſie oder das aufgeregte Gefühl im Menſchen voll iſt, des Einkehrens in ſich ſelbſt, des Nachdenkens, des Meditirens bedurfte: ſo nannte man die Nymphen ſelbſt, die ſolches ſchaffen und gewähren ſollten, die Nachdenkenden, Muſen.

Indeſſen erſchien doch dieſe Eigenſchaft der Waſſergöttinnen bald als ſo eigenthümlich, dem eigentlichen Weſen der Nymphen ſo fern, daß ſich der Begriff davon lostrennte, zu einem ſelbſtſtändigen erwuchs und, als gekettet an das urſprüngliche Beiwort oder Participium, dieſes zu einem Nomen proprium umgeſtaltete. Es wurden alſo die Nachdenkenden zu eigenen Weſen, zu eigenen Gottheiten mit dem beſondern Begriffe, daß ſie die Kraft hätten zu begeiſtern zu Geſängen; Dichter und Sänger wären ihre Schüler, ihre Lieb- und Günſtlinge, und, was ſie ſpendeten, verſtänden ſie natürlich im höchſten Grade ſelbſt.

Wo ſie das geworden? Doch wohl unter einem Volke, welches Geſang und Dichtkunſt liebte und übte, darin etwas Göttliches fand, weil dadurch das menſchliche Leben höher potenzirt wird an Heiterkeit und Fröhlichkeit, an Genuß und an Werth. Und als ein ſolches lernen wir in den Annalen der politiſchen und der Culturgeſchichte der Griechen die Thraker kennen, die urſprünglich in Pierien um den Olympus-Berg, in Theſſalien und Macedonien, ſeßhaft waren, ſich aber ſpäter, wenigſtens zum Theil, nach dem mittlern Hellas in das nachmals ſo genannte Böotien gezogen und um den Helicon und Parnaß niedergelaſſen hatten. Und in dieſen letztern Gegenden finden wir überall in hiſtoriſcher Zeit den Muſen-Dienſt heimiſch, und, hier locale, Nachrichten und Mythen wieſen den Urſprung deſſelben auf jene Thraker zurück. Allein wo wir ihn dort finden, da iſt er nicht entſtanden. Sie haben ihn mitgebracht. Er hat bereits ſeinen Urſprung in Pierien gewonnen, wo ja ſo Manches auch in der Mythologie der Muſen hinzeigt: Pierien ſollte ihr Vaterland ſein; dort ſollte Zeus ſie gezeugt haben; von da kommen ſie, nach Heſiod's Dichtung, zu ihrem Vater nach dem Olymp, wo ſie dann wohnen; ſie heißen davon die pieriſchen, die Pieriden; Pieros, der aus dem Namen des Landes gebildete, erdichtete Ahnherr der Pierier, heißt ein Sohn eines Thrakers und auch ein Macedonier und ſollte den Muſen-Dienſt am Helicon in Böotien gegründet haben; nach einer andern Sage war er König von Emathia (einer Landſchaft von Macedonien an der Grenze von Theſſalien) und ſeine Töchter die Emathiden, d. h. die Muſen. Auch werden ſelbige Pimpleïden genannt nach einem Berge und Quelle Pimplea unweit Dion in Pierien, desgleichen Libethriden nach einer Berggegend ebendaſelbſt. Und die Geburt ſo

wie das Leben und das Grab des berühmten thraciſchen Sängers, des Repräſentanten der geſangreichen Thraker, verſetzte die Sage gewöhnlich nach Pierien an den Olympus oder nach Dion oder nach Libethra in Macedonien, wo die Muſen ſelbſt den Sänger beerdigt und ihm den Grabgeſang geſungen haben ſollten. Hier befand ſich auch ein Schnitzbild des Sängers, und auf einer Steinſäule im Gebiete von Dion ſtand ſeine angebliche Graburne. Und der Pindus galt für einen der Muſen-Berge. Alles die trifftichſten Zeugniſſe für den Urſprung des Cultes in jenen Gegenden. Darum fanden die Muſen auch ihre Aufnahme in den Kreis der olympiſchen Götter, wie ſie bei Homer und Heſiod erſcheinen.

Von da wanderten ſie mit den Thrakern ſüdwärts nach dem eigentlichen Hellas, und hier gewann der Cultus mehrfache, ſehr berühmte Stätten, und ihre Beinamen eine reiche Vervielfältigung. Auf dem Helicon hatten ſie einen Hain, und die dortigen Quellen Aganippe und Hippocrene (Roßquell) waren ihnen heilig, wobei ſich offenbar ihre urſprüngliche Beziehung (als urſprüngliche Nymphen) wieder herausſtellt. Die letztere jener Quellen, dichtete man, wegen ihres Namens, als entſtanden durch den Hufſchlag eines Roſſes, und zwar nannte man dieſes Roß Pegaſus (Quellroß, von πηγή, die Quelle, wahrſcheinlich eben deßwegen ſo benannt, nicht, wie Schwenck will, als Sinnbild des Waſſers überhaupt; auch hier erfordert die Sache ein Concretes) und die Muſen hiernach Pegaſiden, ſo wie nach dem Berge ſelbſt Heliconiſche oder Heliconiden. Zwiefach ſtanden hier ihre Bildſäulen. Ihnen ſollten hier auf dem Berge zuerſt die Aloïden (pieriſche Heroen) geopfert haben. Auf dem Wege nach dem Muſenhain befand ſich das Bild der Eupheme (Wohlredenheit), welche in der Legende ſehr ſchön für die Amme der Muſen galt, und dieſer zunächſt ſtand eine Statue des (vermeintlichen) alten Sängers Linus, für ſolchen Platz allerdings auch ſehr wohl geeignet und die Bedeutung des Muſen-Dienſtes hierſelbſt ſattſam andeutend. Der Muſenhain war umwohnt. Dort feierten die anwohnenden Thespier das Feſt der Muſen und veranſtalteten dabei muſicaliſche Wettkämpfe, Muſeen genannt. In der Stadt Thespiä hatten die Göttinnen unweit des Marktes einen Tempel.

Eben ſo war der Parnaß in der Nähe von Delphi den Muſen (daher Parnaſſiden genannt) geheiligt, ingleichen ein Quell Caſtalia (nach welchem ſie die caſtaliſchen heißen), und bei demſelben hatten ſie einen Tempel, aus gleichem Grunde wie oben.

Von dieſer Gegend aus konnte ſich der Dienſt dann leicht weiter verbreiten: zuvörderſt nach Attika. Hier hatten ſie bei Athen am Ufer des Flüßchens Iliſſus — alſo hier wieder die Beziehung auf Waſſer und Nymphen; denn auch Nymphen wurden dabei verehrt — einen Altar, und ein Platz außerhalb Athen hieß der Muſenplatz (μουσεῖον), wahrſcheinlich weil man hier, wenigſtens in früheſter Zeit, muſicaliſche Wettſtreite hielt. Zu Corinth war ihnen die Quelle Pirene geweiht, und die corinthiſche Legende ließ ſelbige gleichfalls durch den Hufſchlag des Pegaſus hervorgebracht ſein; darum ihr Cult auch in

Ambracia. In Trözen opferte man ihnen zusammt dem Hypnos (Schlaf), was wegen der Träume geschehen sein muß, welche nehmlich ja auch durch die Thätigkeit der Phantasie hervorgebracht werden. Hier bringt sie ferner ein localer Mythus mit einem gewissen Ardalus (d. h. der Anheber, der Erheber eines Tones, der Bläser, von ἄρω, ἀΐρω), dem vermeintlichen Erfinder der Flöte (der deßhalb ein Sohn des Hephästos [des Gottes der künstlichen Werke] sein sollte), in Verbindung. In Sparta, wo sie Mohen (Μῶαι) hießen, opferte man ihnen vor der Schlacht, wahrscheinlich damit sie sollten die Flöte, unter deren Spiel man in den Kampf ging und den Schlachtgesang (den castoreischen Gesang) anstimmte, recht laut und schön erklingen machen, und somit die da so nothwendige Ordnung erhielten. Aber auch zu Sicyon finden wir den Cult, ingleichen in Megalopolis, auf Creta (wo sich ein Platz Museum fand und man fabelte, die Sirenen hätten daselbst mit den Musen gestritten), zu Metapont in Unteritalien, zu Stagira und — bei den Flöten spielenden, musicalischen Lydiern. Und, merkwürdig! hier erscheinen sie eben wieder als Nymphen, in ihrer ursprünglichen Wesenheit. Sie waren den Lydiern unbezweifelt durch die Jonier bekannt geworden, die ja nach der Sage durch die Musen, in Form eines Bienenschwarmes, sollten nach Kleinasien übergeleitet worden sein.

Wie erscheinen sie nun bei den Dichtern? in welcher Zahl? in welchem Charakter und Wesen?

Die Zahl der Musen, um mit dieser anzufangen, ist sehr verschieden angenommen: sie steigt von drei bis neun. Drei sollen es gewesen sein, die zuerst auf dem Helicon, angeblich von den Aloïden, Ephialtes und Otos, Verehrung gefunden, und zwar unter den Namen Melete (Nachdenken), Mneme (Gedächtniß, Erinnerung), Aöde (Gesang). Eine sinnreiche Nomenclatur! Eben so viele verehrte man auch in Sicyon, von denen eine aber Polymathia (Vielwissen) hieß. Auch nicht ohne Verstand! In Delphi nahm man (neben den dort verehrten neun Musen) gleichfalls drei an, die man nach den drei Saiten der Cither benannte. Nicht minder hat der Dichter Eumelus aus Corinth drei aufgeführt: Cephisso (hergenommen vom attischen Flusse Cephissus), Apollonis (die apollonische, wegen der Aehnlichkeit der Musen mit Apollo), Borysthenes (vom Flusse Borysthenes, welcher wegen der vielen Schwäne, jener gesangreichen Vögel, berühmt war). Andere zählten vier unter den Namen: Arche (Anfang, weil die Dichter öfter ihre Gesänge begannen: ich fange an zu singen [ἄρχω]), Melete, Thelxinoe (Bezauberin des Geistes), Aöde. Fünf schuf der Dichter Epicharmus und Myrtilus: die Nilo (vom Flusse Nil), Tritone (vom Fluß oder See Triton), Asopo (vom Flusse Asopus), Heptapora (Siebenmündung?), Acheloïs (vom Flusse Achelous), Tipoplo (?), Rhodia (?). Der Philosoph Crates nahm acht an, nach seinen (philosophischen) Ansichten, und so viele sollen auch zu Athen geglaubt worden sein, was aber beim Volke gewiß nicht der Fall war, sondern nur bei einigen Philosophen: gewiß beruht die Sache auf Plato's Annahme der sogenannten acht himmlischen Kreise, mit welchen dieser die Musen in Verbindung brachte. Die Zahl neun

kommt zwar bereits bei Homer vor (Od. XXIV, 60.), allein in einer Stelle, welche sich offenbar als späteres Einschiebsel kund gibt, sicher dagegen bei Hesiod.

Dem Homer sind die Musen bestimmt die Göttinnen des Gesanges: als solche lehren sie die sterblichen Sänger, und die rufen selbige beim Beginne ihres Singens an, entweder überhaupt oder statt aller wenigstens eine. Sie wohnen auf dem höchsten Gipfel des Olympus. Gewöhnlich erscheinen sie in Gesellschaft des Apollo (als Gottes der Kunst, die Cither zu spielen), zu dessen Spiele sie bei der Tafel der Götter — wie im Morgenlande bei irdischen Königen junge Mädchen — ihre Gesänge in Wechselchören erschallen lassen, wie sie denn aber auch um irdische Helden, z. B. um den gestorbenen Achilleus, Klaggesänge erheben. So sind sie lieblichen, gefälligen, heitern, wohlwollenden Charakters. Allein sie können auch zürnen und eifersüchtig werden, wie man das bei Apollo und den übrigen Göttern findet: wer ihnen übermüthig begegnet, der empfindet ihre Strafe. So wußte die Sage zu berichten, daß Thamyris, der sich einst durch Gesang und Saitenspiel ausgezeichnet hatte, von ihnen blind gemacht und seiner Kunst beraubt worden sei, weil er sich gerühmt, selbst die Musen darin besiegen zu wollen. Uebrigens nennt Homer sie Töchter des Zeus (d. h. er führt die schöne Kunst des Gesanges auf den höchsten Gott zurück) und (als ionisch-epischer Dichter) immer die olympischen.

Bei Hesiodus (dem böotischen Sänger) heißen sie die heliconischen, obwohl sie nach seiner Ansicht oder Dichtung auf dem Olympus geboren waren, und ihre Wohnungen wenig unter der höchsten Spitze des Berges, wo Zeus seinen Palast hat, liegen; von wo sie nur zu Zeiten nach dem Helicon gehen, in der Hippokrene sich baden und auf dem Gipfel dieses (böotischen) Gebirges um den Altar des Zeus ihre lieblichen Chortänze aufführen. In ihrer Nähe wohnen, nach einer lieblichen Allegorie, Himeros (das Liebesverlangen) und die Chariten (die Göttinnen des Liebreizes). Auch Hesiod kennt sie als Töchter des Zeus, nennt aber nicht minder ihre Mutter, nehmlich Mnemosyne (das Gedächtniß, Erinnerungsvermögen, was zu erklären ist aus dem Absingen der Gedichte im höhern Alterthume vor Erfindung der Buchstaben und Bekanntwerden der Schreibkunst; aus dem Grunde riefen auch die Dichter die Musen besonders dann an, wenn sie viele Eigennamen von Personen oder Ortschaften aufzählen wollten, wie Homer im Anfange seines Schiffscatalogs; darum sollen sie [nach Plutarch] an manchen Oertern den gemeinschaftlichen Namen Mniä [Erinnerungen] geführt haben), und ihre neun Namen lauten ihm: Clio (die Rühmende), Euterpe (die Wohlerfreuende), Thalia (die Blühende, mit besonderer Beziehung auf das blühende, d. i. das festliche, fröhliche Leben bei Gastmählern), Melpomene (die Singende), Terpsichore (die Chorfreude), Erato (die Liebliche), Polyhymnia (die Hymnen-Gesangreiche), Urania (die Himmlische), Calliope (die Schönstimmige). Das sind eigentlich lauter Beiwörter, die der Muse überhaupt zukommen, und darum nicht wohl geeignet zu Namen der verschie-

denen Musen, deren Wesen und Charakter im Einzelnen dadurch näher sollte bezeichnet sein. Die letzte nennt Hesiodus die vorzüglichste der Musen, als welche den ehrwürdigen Königen folge (nehmlich sie verherrlichend). Auch das ist nicht treffend und scharf. Apollo wird ebenfalls mit den Musen von ihm zusammengestellt und gesagt, daß von beiden die Sänger und Citherspieler auf Erden herkämen. Endlich heißt es von ihnen, sie hätten den Hesiodus, als er einst in einem Thale unterhalb des Helikon als Hirte die Schafe gehütet, und die Nacht bei den Heerden zubrachte, angetroffen und ihn den schönen Gesang gelehrt. Auch schreibt ihnen Hesiod die Kunst des Tanzens zu, welches ja im Alterthume mit dem Gesange und Saitenspiel verbunden zu sein pflegte. Im Ganzen aber spielen sie beim Hesiod wie beim Homer eine untergeordnete Rolle, weil man sie sich eben als Mädchen, d. h. als unselbstständige Personen, dachte, wie die Nymphen.

In den nächstfolgenden Zeiten blieben diese Vorstellungen so, außer daß verschiedene Dichter, je nach ihrer Ansicht und Meinung, die Abstammung der Musen verschieden darstellten. Die Dichter Alcman und Mimnermus nannten sie Töchter des Uranus oder des Aethers und der Gäa (Erde), auf welches Aelternpaar man sonst wohl Alles zurückführte, der Dichter Eumelus Töchter Apollo's (was darum nahe liegt, weil Apollo in so naher Verbindung mit ihnen gedacht und sogar zum Musagetes [Musenführer] gestempelt wurde, gleichsam zum Gesangdirector der Jungfrauen), Mnaseas und Aratus Töchter des Zeus und der Plusia (der Reichen, weil der Gesang nur die Festmahle der Reichen schmückt). Der Dichter Epicharmus entlehnte ihre Abkunft von der Geographie und machte sie zu Töchtern des Pierus und einer pimpleïschen Nymphe.

Von Mythen, die über sie gedichtet worden sind, merken wir besonders ihren angeblichen Wettstreit mit den Sirenen, den man gedichtet, um dichterisch nachzuweisen, wie die letztern zu Unholdinnen geworden; man ließ den Streit sogar damit endigen, daß man erzählte, die Musen hätten den Sirenen die Federn aus den Flügeln gerupft und sich damit das Haupt geschmückt. Nach einer andern Dichtung gingen die neun Töchter des in Pierien herrschenden Pierus einen gleichen Wettkampf mit ihnen ein, und die Folge davon sollte gewesen sein, daß jene in Vögel verwandelt worden wären von verschiedener Art. Im Wettkampfe zwischen Apollo und Marsyas sollten sie Schiedsrichterinnen gewesen sein. Auch ist ihr Wettstreit mit Philammon im Gesange bekannt, und der mit Thamyris ist schon oben erwähnt.

Berühmte Sänger des mythischen Alterthums heißen gewöhnlich ihre Söhne, obwohl sie im Allgemeinen als Jungfrauen gedacht wurden. So Linus ein Sohn des Amphiaraus und der Urania, oder des Apollo und der Calliope, oder Terpsichore, Orpheus Sohn der Calliope, oder der Clio, Thamyris Sohn der Erato u. s. w. Selbst die Sirenen (wegen ihres Gesanges) heißen irgendwo Töchter des Achelous (als Wassergottes) und der Melpomene oder Terpsichore.

Bei der Geburt berühmter Dichter ersetzen sie auch wohl die Stelle der Moiren und stehen der kreisenden Mutter bei und verleihen sofort dem Neugebornen die Gabe der Dichtkunst. Es ist eine herrliche Dichtung, wenn es in dieser Beziehung noch anderweitig heißt: sie hätten gesungen auf der Hochzeit des Meles und der Nymphe Cretheïs, weil aus dieser Ehe Homer hervorgegangen.

Die Sphinx bei Theben sollen sie, als Göttinnen der Dichtkunst und darum als (halbe) Göttinnen des Weissagens, das bekannte Räthsel gelehrt und den Aristäus sogar in der Weissagekunst und darum insbesondere auch in der Heilkunde, die ja ehemals zumeist in Orakeln bestand, unterrichtet haben. So treten sie noch näher zu Apollo und sogar nahe zu Asklepios hinzu.

Außer mit Apollo werden sie auch mit Hermes (als Erfinder musicalischer Instrumente) und mit den Chariten (zur Andeutung der Lieblichkeit des Gesanges) zusammengestellt. Euripides nennt diese letztere Gruppirung mit Recht die »angenehmste, lieblichste Sippschaft.«

Einen neuen Um- und Aufschwung erhielt der Musen-Dienst — nachdem er durch die Physiker Anaximander und Xenophanes insoweit etwas verkümmert und fälschlicher Weise aufgefaßt worden war, als diese Männer und Andere, die ihnen gefolgt, unter den neun Musen und Apollo die zehn Töne der menschlichen Stimme, oder wie Varro, der Römer, unter den drei Musen, die es nur gäbe, den Ton des Wassers, der Luft und der menschlichen Stimme verstanden — dadurch, daß er von den attischen Philosophen und deren Anhängern herangezogen wurde. Nehmlich ein Museum war zwar den Griechen ursprünglich ein bloßer Tempel der Musen gewesen; aber bei dergleichen Heiligthümern wurden auch heilige Feste begangen und durch Absingung von Gedichten unter Begleitung musicalischer Instrumente verherrlicht, auch wohl durch musicalische Wettstreite. Zu solchem Zwecke waren aber größere Räume nöthig, welche man wahrscheinlich begrenzte, mit Säulenhallen umgab, des Schattens wegen auch wohl mit Bäumen bepflanzte. Solchergestalt erweiterte sich der Begriff eines Museums: der praktische Zweck stellte sich mehr heraus, und es bedeutete nun einen Platz, mit schattigen Baumgruppen besetzt und mit Säulenhallen umgeben, bestimmt zu Vorträgen von Gesängen unter Begleitung von Saiteninstrumenten, neben welchem oder auf welchem dann ein Tempel der Musen stand. Manchmal scheinen aber auch ganz freie Plätze der Art den Namen Museum geführt zu haben, wie bei Athen und auf Creta. Weil dergleichen Räume wiederhallten von Gesang und Saitenspiel, so hießen oft bei Dichtern, wegen der Aehnlichkeit, Haine die Museen der Vögel, der Cicaden u. s. w.

Jene Räume aber, waren sie mit Bäumen besetzt, wurden außer der Zeit der Festfeier gewiß auch zu Zusammenkünften und zu musicalischem und anderm Unterrichte der Jugend benutzt, und nach Einführung der Dialogie seit Socrates zu gegenseitigen Gesprächen zwischen Jüngern und Erwachsenern. Ja! man wird zu solchem Behufe

gerade gern und eigens solche Räume gewählt haben, weil die Philosophen bald anfingen ihre Wissenschaft unter den Schutz und die Vorsteherschaft der Musen zu stellen, sie als einen Theil der Musik betrachteten, sie gar mit diesem Namen benannten. So wurden die Musen Göttinnen der höhern Ausbildung, vornehmlich der Dialogie, der Philosophie. Kein Wunder also, wenn nun auch Gymnasien, wie zu Athen, wo es keine solche Museen gab, insofern sie für Philosophen und ihre Zusammenkünfte dienten, unter den Schutz der Musen gestellt wurden, wenn z. B. Plato denselben in der Academie einen Tempel erbauen ließ, und man noch zu Pausanias' Zeit daselbst einen Altar der Musen zeigte. Nicht minder ward ihnen im Lyceo geopfert, und Theophrast besaß einen Garten mit mancherlei Gebäuden zum Behuf seines philosophischen Studiums und Unterrichts, und ganz in der Nähe davon einen Musentempel mit den Bildsäulen dieser Göttinnen. Und weil zu solchen Studien und Vorträgen Hülfsmittel nöthig waren, Sammlungen, so legte man dergleichen bei den Musentempeln an. Ein merkwürdiges Zeugniß hierfür gibt es ab, wenn Diogenes von Laerte uns erzählt, Theophrast habe bei jenem seinem Musentempel eine Halle besessen, in welcher er seine Landcharten aufzubewahren testamentarisch verordnete. Bücher, Bibliotheken werden auch nicht gemangelt haben. Und so begann sich an den Namen der Museen der Begriff gelehrter Sammlungen anzuknüpfen, und die Musen wurden Vorsteherinnen philosophischer und gelehrter Studien. In dieser Form ging der Cult nach Alexandria über in Aegypten. Hier bauete wahrscheinlich Ptolemäus Lagi schon, den Musen einen Tempel in der neuen Stadt, innerhalb der königlichen Burg, und gründete dabei jene Bibliothek, die zum Sprüchworte, und jene Anstalt, welche unter dem Namen des alexandrinischen Museums weltberühmt geworden ist. Ein ähnliches Museum ward später in Antiochia gestiftet. Darnach nennt man nun noch jetzt Sammlungen von Kunstdenkmälern, Alterthümern u. s. w. Museen. Und so greift der Musen-Dienst selbst in unsere Zeit herüber.

Aus der alexandrinischen Periode muß der sogenannte orphische Hymnus auf die Musen sein; denn er sagt, daß dieselben die Urheberinnen aller geistigen Bildung u. s. w. wären.

Auch dieser edle und hohe Dienst ist der gemeinen Behandlung nicht entgangen. Historische Pragmatiker haben später in den Göttinnen nichts weiter sehen wollen, als die neun sterblichen Töchter des Pierus mit den neun Namen der Musen; die wären wegen ihrer Gesangfertigkeit von der abergläubigen Vorwelt unter die Gottheiten erhoben worden.

Im Ganzen stellte man sie sich äußerlich vor als Mädchen mit goldenem Kopfputz (*χρυσάμπυκες*).

Anlangend ihre Darstellung durch die bildenden Künstler, so hatten die ältern derselben sich begnügt, sie »in der Dreizahl darzustellen und unter selbige die Hauptinstrumente der Musik (Lyra, Barbiton und Flöte) zu vertheilen. Erst als das jüngere Ideal des

Apollo Musagetes in dem Gewande der pythischen Musiker ausgebildet war, wurde die Neunzahl dieser ebenfalls meist in Bühnengewänder gekleideten Jungfrauen mit feinen sinnvollen Gesichtern, durch Ausdruck, Attribute, zum Theil auch durch die Stellung fein unterschieden, von mehreren berühmten Künstlern aufgestellt. Besonders scheint es zwei, von einander unabhängige Hauptgruppen gegeben zu haben, da bei mehreren Figuren, wie sie in Statuen, Reliefs und Gemälden vorkommen, zwei Hauptvorstellungen sich scheiden lassen; doch waren auch diese nicht so allgemein anerkannt, und überhaupt die Rollen der einzelnen Musen nicht so fest bestimmt, daß nicht auch daneben zahlreiche Abweichungen vorkommen könnten.

Die Federn auf den Häuptern werden aus dem Siege über die Sirenen erklärt.«

Der Vertheilung der verschiedenen Künste unter die neun Musen, welche im Cultus keine Geltung gefunden hat, erst spät geschehen und auch nie fest angenommen worden ist, folgte indeß die spätere Kunst. Ihr zu Folge galt Clio für die Muse der Geschichte (darum ward sie dargestellt mit offener Papierrolle bei offnem Bücherbehälter); Calliope, die Muse des Epos, hielt Wachstafel, Schreibgriffel und Papierrolle; Melpomene, als Muse der Tragödie, war mit Weinlaub bekränzt (weil die Tragödie dem Weingotte Dionysos geheiligt war) und gebildet mit Cothurnen, Schwerdt, Heldenmaske, Keule; Euterpe, als Muse der lyrischen Dichtung, hatte die Flöte, Terpsichore, die Muse der Chöre, die Lyra und das Plektrum, Erato, die Muse der erotischen Poesie, auch der Mimik, die Lyra, Urania, die Muse der Sternkunde, einen Globus und ein Stäbchen; Polymnia (Polyhymnia), die Muse der Hymnen, ward ernst-nachdenklich, und Thalia, die Muse des Lustspiels und der idyllischen Dichtung, mit dem Epheukranz, der komischen Maske und dem Hirtenstabe abgebildet.

Der Musen-Dienst bei den Römern war bloße Nachahmung des griechischen und ist nur Sache der Dichter und Gelehrten geblieben, nie oder nur wenig und spät in den Volksglauben übergegangen.

Aber was ist es doch im Allgemeinen für ein zarter, lieblicher Cultus! Welche Liebe setzt er voraus zum Schönen, zur Kunst, zur Musik und zum Gesange! Welche Abstraction zugleich, in dem Allen etwas Schönes zu finden, und welche Religiösität, darin ein göttliches Walten zu erkennen! Wie die Alten selbst schon darüber dachten, lehrt die einfach-schöne Dichtung bei Pindar (in den Fragmenten): Bei des Zeus Vermählung hätten die Götter, als Zeus gefragt, ob sie eines Dinges bedürften, sich's erbeten, daß er ihnen Götter schaffen sollte, welche die großen Schöpfungswerke der Welt hier und all die Pracht derselben doch mit Worten und mit der Kunde des Gesanges preisen würden. Gewiß nun fügte die Dichtung hier hinzu: die Götter hätten gezweifelt, solches selbst thun zu können. Und darauf hätte Zeus, der Bitte der Götter zu willfahren, den Apoll und — die Musen erzeugt.

4. Prometheus (als Hersteller des Feuers).

Das Feuer ist für den Menschen eine so unentbehrliche, so wohlthätige physische Kraft, daß man es mit Recht für eine göttliche Schöpfung hält. Es muß dem kindlich-naiven Naturſohne nur auffällig sein, daß es nicht zu Tage liegt, daß es verborgen ist, daß es erst von Seiten des Menschen der klugen künstlerischen Herstellung und dann der geschickten Unterhaltung bedarf, um es immer zur Hand zu haben und zur Anwendung bringen zu können. Solche menschliche Klugheit (προμήθεια) im Anmachen und Unterhalten des Feuers personificirte der Grieche zu einem höhern Wesen; und weil das Sache des kräftigen, klugen Mannes ihm zu sein schien: so ward ihm jener allgemeine Begriff nicht ein weibliches, sondern ein männliches Wesen (ὁ προμηθεύς). Prometheus dünkte also den Hellenen das höhere, übermenschliche, aber nicht göttliche, Wesen zu sein, welches vermöge seiner Klugheit den Menschen das Feuer hergestellt habe, und hatte anfänglich wohl den Begriff eines sittlichguten Wesens. Die Entstehung dieser Vorstellung ist in vordorischer Zeit unter den Joniern Attika's und des spätern Achaja's zu suchen.

Aber wenn der Mensch erst Kraftanstrengung, besonders geistige, vornehmlich Raffinement nöthig hat, um sich die Wohlthat des Feuers zu verschaffen; wenn es ihm nicht ohne Mühwaltung zu Theil geworden ist oder wird, so sahe darin der kindliche Verstand der alten Hellenen ein Vorenthalten von Seiten der Götter, in dessen Besitz natürlich das Feuer wäre, die es in Verwahrung hätten. Und das deuchte ihm eine Strafe zu sein*). Aber wofür?

Der Gutmüthigkeit und religiösen Gewissenhaftigkeit der Griechen — speciell der Jonier, auch im nachmaligen Achaja — ward es auffallend, daß die Sitte bei ihnen herrschte, bei den Opfern vom Opferfleische den größern und bessern Theil für sich zu nehmen und zu verschmausen und den Göttern den geringern Theil, oft nur Knochen in Festhaut eingewickelt, zu spenden. Das schien ein listiges Hintergehen, ein schlaues Bevortheilen zu sein. Die mythisirende Phantasie dichtete also Folgendes: Als nach Entthronung des Kronos und nach Antritt der neuen Weltherrschaft durch Zeus die Dinge so geordnet werden sollten, wie sie es nach der Vorstellung der Griechen doch waren, und die Götter und die Menschen sich gegenseitig auseinander zu setzen suchten über die beiderseitigen Verpflichtungen zu einander: so ward nun auch die heilige Sitte des Opferns eingesetzt. Als Repräsentant der Götter erscheint Zeus, als der der Menschen Prometheus, »und zwar als ihr Repräsentant im strengsten Sinne des Worts, so daß, was er will und thut, auch als von ihnen

*) Der Verfasser dieses hält nehmlich nicht mit Weiske (Prometheus S. 209.) die Feuerentwendung für den ältesten Theil der Prometheus-Sage.

gewollt und gethan betrachtet werden muß. Arglistig denkt dieser auf ein Mittel, um den Göttern den ihnen gebührenden Theil zu verkürzen: er legt auf die eine Seite das Fleisch und die Eingeweide des Opferstiers, mit der Haut umwickelt, auf die andere Seite die Knochen, mit gleißendem Fett lockend überdeckt, und heißt nun den Zeus wählen, welchen Theil er wolle, in der thörichten Hoffnung, daß dieser sich durch den Schein betrügen lassen werde. Zeus nimmt den schlechtern Theil, nicht als ob er sich *wirklich* hätte täuschen lassen, sondern weil er die frevelnde Arglist strafen und sie deßwegen sich ganz erfüllen lassen und ohne Ausrede überführen will.« In diesem Mythos erscheint Prometheus im schlechtern, im unmoralischen Sinne als der Repräsentant der menschlichen Klugheit und Verschmitztheit, die nur auf eignen Nutzen bedacht ist und dabei selbst die Ehrfurcht gegen die Götter aus den Augen setzt. Zeus straft nun die Menschen für jenen Frevel, den Prometheus in ihrem Namen und in ihrem Sinne vollbracht hat, dadurch, daß er ihnen das Feuer vorenthält.

Aber die Menschen haben es ja *doch*, wie die Wirklichkeit lehrt! Nur nicht als Gnadengeschenk von den Göttern, meint in Folge des Vorigen der Mythos, sondern Prometheus — und hier erscheint er wieder als der Repräsentant der menschlichen Klugheit und Schlauheit, und als der es nicht mit den Göttern hält, sondern mit den Menschen wohl meint — hat es ihnen auch wider den Willen des Zeus zu verschaffen gewußt: er hat es den Göttern heimlich *entwendet*. Darin liegt nichts Andres als die obige Vorstellung: der Mensch ist im Besitz der Fertigkeit, Feuer anzumachen, und diese Fertigkeit verdankt er seiner eignen Klugheit, deren Repräsentant Prometheus ist, diese personificirte Klugheit.

Der Mythos weiß das Gewebe noch weiter auszuspinnen, wie trotz dieser Klugheit und raffinirenden Schlauheit oder trotz der Vormundschaft des Prometheus die Menschen (d. h. die Männer) doch nicht glücklich geworden und nicht glücklich sind. Zeus sendet ihnen — es muß ein Weiberfeind gewesen sein, der dieses gedichtet — die Pandora (die Allbegabte, nehmlich mit allen Reizen der Verführung), die Repräsentantin des weiblichen Geschlechtes; die Menschen nehmen sie auf trotz der Abmahnung des Prometheus »und werden demnach für die Täuschung, die Prometheus, arglistig, aber fruchtlos gegen Zeus versucht hatte, auf entsprechende Weise durch eine Täuschung gestraft, der sich zu erwehren sie nicht weise genug sind. Prometheus aber, der Vertreter der Menschen, büßt seine That, an eine Säule gefesselt, wo ein Adler ihm die Leber zerfleischt, bis endlich ein sterblicher Held, Herakles, ihn erlöst.« Solcher Gestalt ist durch den Mythos und in diesem Mythos der Repräsentant der menschlichen Fertigkeit im Feueranmachen zu einer moralischen Person geworden.

So bei Hesiodus. Die nachfolgende Zeit weiß den Prometheus mythisch (als solchen Inhaber der höchsten Klugheit) zum Berather des Herakles zu machen, als dieser die goldenen Aepfel der Hesperiden holen soll, und (als einen Wohlthäter der Menschheit) zu einem Ka-

biräer und Freunde der kabiräischen Demeter, welche, ebenfalls als Wohlthäter der Menschen, in andrer Art nur, gedacht wurden.

Anders im Cultus: da lebte er in der ursprünglichen Idee als Gott des Feueranmachens und des Feuers fort. Seine Verehrung war aber und blieb beschränkt auf Attika. Hierselbst finden wir solche an zwei Plätzen: einmal in dem Flecken Colonus, sodann in der Stadt Athen. Dort war er Feuerträger (πυρφόρος), wie ihn Sophocles nennt, d. h. wahrscheinlich der dort so dargestellt war von der Kunst, wie er den Menschen das Feuer brächte; auch heißt er bei demselben Dichter Titan und ausdrücklich ein Gott. Hier, in Athen, waren zwei Stätten seines Cultus: einmal in der Academie, zweitens in dem Stadtviertel der Töpfer, im Ceramikus. An jener hatte er einen Altar mindestens, an dem Eingange in die Academie; dort war ein altes Bafament, worauf Prometheus als der ältere und vordere, Hephästos als der jüngere und zweite abgebildet war, also beide Götter als ähnlich in der Vorstellung: Prometheus als Gott des Feueranmachens, Hephästos als Gott der Künste, bei welchen man des Feuers bedarf. Von jenem Altare aus liefen diejenigen, welche einen Fackelwettlauf dem Prometheus und dem Hephästos zu Ehren hielten (offenbar in Bezug auf jenen Wirkungskreis der beiden Götter) an dem Feste, welches die Prometheen genannt wurde. Hier zündete man zugleich an dem sogenannten »heiligen Feuer« die Fackel an. Der Fackellauf ging nach dem Ceramikus, demjenigen Quartiere Athens, wo vornehmlich Feuer zu Thonarbeiten gebraucht wurde. Die Bewohner dieses Quartieres nahmen natürlich besondern Antheil an den Prometheen. Denn Prometheus ist der Geber des Feuers; als solchen ehrten ihn die Thon-Plastiker, um des Ofens willen, durch den ihre gemeinen und ihre edlen Gebilde der Terra cotta gehen mußten, und darum hießen die Töpfer Prometheusse, vom Brennofen, wie Lucian richtig bemerkt hat. »Die Folgerung ist unabweislich, daß auch der Fackellauf des Prometheus im Ceramikus diesen Entstehungsgrund und diese ursprüngliche Bedeutung habe. Hier stand nun ebenfalls Hephästos mit dem Prometheus im innigsten Bunde. Aber auch Pallas Athene fehlte darin nicht als die dritte; sie war ja auch Göttin der Töpfer und Plastiker in Thon und kluge Hüterin des Brennofens.«

Diese Verbindung des Prometheus aber mit der Thon-Plastik hat dem Mythos wieder Gelegenheit gegeben zur Dichtung, daß Prometheus Schöpfer, Bildner der ersten Menschen aus Thon wäre (schon vor oder seit Sappho). Nun ward er auch Vater des Deucalion (als des vermeintlichen Urahnen der Menschen); doch sollte er auch dessen Rathgeber gewesen sein, und hier erschiene er dann als Repräsentant der Klugheit. Auch Vater des Hellen sollte er sein, des vermeintlichen Urahnen der Hellenen, aus eben jenem Grunde, u. s. w.

Spätere Dichter (wie z. B. Aeschylus) und Philosophen (z. B. Plato) und Mythologen und Exegeten haben die Prometheus-Idee noch weiter ausgebildet und erweitert, ohne derselben gerade viel zu

nützen. Deuteleien haben sie sogar herabgesetzt oder verflüchtigt. Den Feuerraub setzte man nach Lemnos u. w. dergl. m. ist.

Kunstdarstellungen vom Prometheus sind uns nicht bekannt.

---

5. Hephästos (als den Gott der Bildnerei).

Der Name, so hellenisch er auch geformt ist, entzieht sich jeder etymologischen Auflösung und Deutung. Zu bemerken ist, daß die Form des Namens auf Inschriften (statt Ἥφαιστος) auch Ἅφιστος ist, was auf die Wurzel ἅφις, vis, ἵς, Kraft, Stärke, hinzudeuten scheint. Wir müssen uns bei der Darstellung dieses Gottes rein an die Ueberlieferungen halten. In denselben erscheint nun Hephästos sofort und immer, vor Allem als Vorstand der Kunst, Metall vermittelst des Feuers durch Guß und durch Schmieden zu künstlichen Werken zu formen. Es ist eine schiefe Ansicht, ihn sofort zum Gotte des Feuers zu machen: Hephästos bedient sich dessen eigentlich nur als Mittels zu seinem eigentlichen Berufsgeschäfte. Die Eigenschaft als Feuergott ist erst die secundäre. Der Grieche betrachtete ja das Feuer auch nicht als Gabe eines Gottes, sondern als einen Raub. Er hat nie ein Element wirklich angebetet. Man sehe nur die Stellen in den ältern Autoren schärfer an.

Uebrigens ist der Gott ein merkwürdiges Gebilde der Phantasie so, wie er uns schon entgegentritt in den homerischen Gedichten. Die Poesie daselbst »stellt ihn im Ganzen als tüchtigen und kunstreichen Schmidt dar, aber verwebt damit Züge einer seltsamen Symbolik, indem sie ihn ungeheuerlich, mißgestalt, hinkend und in seinem ganzen Wesen possirlich, als Hahnrei im Hause und Pikelhering im Olymp schildert.« Was ist hiervon Volksglaube? was bloßer Mythus? was hat Homer hinzugefügt? Das sind die Fragen, die sich uns hier aufdrängen, die aber schwerlich werden mit Schärfe gesondert, beantwortet werden können. So viel ist wohl richtig: was Homer gibt an Schilderungen und an Sagen, die nicht geradezu zu seinen Gedichten nothwendig gehören, sondern die er von Hephästos so einwebt, sind schon vor ihm, vielleicht schon lange vor ihm erdacht und in Schwang gebracht gewesen. Der erste Blick lehrt das. Nehmen wir solches zum Maaßstab, so fand der Dichter etwa Folgendes vor in Bezug auf den Glauben an diesen Gott:

Hephästos war der Gott der Sintier auf Lemnos, also ein Localgott eines vermuthlich thracischen, barbarischen (ἀγριόφωνοι) Volksstammes, der sich dort angebauet, und daselbst eine Stadt Hephästia gegründet hatte. Es dürfte zweifelhaft sein, ob der Name der Stadt von dem Namen des Gottes gebildet sei oder umgekehrt. Im letztern Falle wäre Hephästos so geschaffen von der Phantasie wie andere Stammherren anderer Städte. Diese Sintier müssen

ganz besonders die Kunst verstanden haben in Erz zu arbeiten; daher verehrten sie speciell einen solchen Gott der Arbeiten in Erz. Ob sie jene Kunst selbst erfunden haben? Kaum möchte man das von einem der rohen Thrakerstämme glauben. Es ist daher wahrscheinlich, daß sie selbige von einem fremden, gebildetern Volke überkommen haben. Und wer könnte dieß anders sein, als die Phönicier, die notorisch auf Thasos und der gegenüberliegenden Küste Thraciens Gold gesucht und gegraben *)? Höchst bemerkenswerth und für unsre Meinung wohl schlagend ist die Stelle bei Homer (Il. XXIII. 740 ff.), wo eines silbernen kunstvollen Bechers Erwähnung geschieht, den kunsterfahrne Sidonier geschaffen, aber phönicische Männer auf finstern Wogen gebracht, im Hafen (von Lemnos?) feil geboten und endlich dem Thoas (dem Könige von Lemnos) geschenkt. Eben so heißt es bei demselben Dichter an einer andern Stelle (VII, 473.): die Hellenen hätten für Erz und blinkendes Eisen Wein von den Lemniern erhandelt. Diese Metalle mußten also hier gesuchte Artikel sein, und sie waren es, weil sie hier verarbeitet wurden. Gehen wir von dieser Ansicht aus, dann ist's auch nicht unerklärlich, warum Hephästos in so wunderlich auffallender Gestalt gedacht und dargestellt worden ist. Die Phönicier verehrten bekanntlich jene Patäken, d. h. zwergartige Gottheiten, deren Füße wohl krumm waren. Jene brauchten ja auf ihren Schiffen für ihre weiten Reisen so kleine Schutzgötter. Eine Statue ähnlicher Art mögen die Sintier ihrem Gotte gesetzt haben. Die Griechen in vordorischer Zeit (z. B. die Minyer, welche bekanntlich sogar weite Seefahrten unternahmen, in Thessalien wohnhaft, nicht fern von Lemnos) haben zuverlässig Kunde von dem Gotte, seiner Form und seiner Bedeutung bekommen, sich vielleicht selbst mit eignen Augen überzeugt, und stark wie sie in der Phantasie und im Dichten waren und im Verknüpfen ihrer heimischen Vorstellungen mit den fremden, so nahmen sie den ihnen eigentlich fremden Gott in ihr Göttersystem auf, rechneten ihn sogar — die Minyer waren ja Thessalier — zu den olympischen Göttern, ohne ihn deßhalb gerade zu verehren. Darum eben finden wir den Cultus des Hephästos nirgends unter den Griechen in Griechenland selbst (über den attischen und seine Entstehung s. nachher) oder sonst häufig in seinen Colonien. Es existirte der Gott mithin anfangs bloß in der Phantasie und in der Sage der Griechen, die natürlich so Manches wird von den Vor- und Darstellungen der Sintier aufgenommen haben. So ist z. B. sehr wahrscheinlich, daß dieselben erzählten, ihr Gott sei (gleich einem Meteorsteine) vom Himmel gefallen; denn das ist ein öfter vorkommender Glaube oder Mythos. So hatten denn die Griechen vor Homer folgende Glaubenssätze und Legenden

*) Derselben Ansicht ist Rhode (res Lemnicae. 1829. pag. 30.), obwohl er sie nicht recht entwickelt hat. Aber das gefällt mir besonders, daß er die Meinung verwirft, der Dienst des Hephästos sei deßwegen auf Lemnos heimisch gewesen, weil die Insel vulkanisch. Diese Ansicht ist erst spätern Ursprungs.

über Hephästos: er sei zwar kräftig und stark von Körper, aber durchaus nicht schön, sondern lahm und im Gehen langsam und auf beiden Füßen hinkend *). Beim Gehen bediene er sich daher eines Stockes. Er ist der Gott der durch Hülfe des Feuers möglichen Bearbeitung der Metalle und als solcher natürlich darin selbst der Erfahrenste, der Kunstfertigste, der Geschickteste und Weit- und Hochberühmte **), kann seine Kunst auch Menschen mittheilen, die er liebt, und diese stehen unter seinem besondern Schutze. Lemnos ist sein Lieblingssitz: dort wird er ganz besonders verehrt von den Bewohnern, den Sintiern. So viel in Bezug auf Lemnos. Nun fügte der Grieche aus dem Kreise seines Glaubens Folgendes hinzu: er nahm unter die Glieder seines olympischen Götterreiches den Hephästos auf; der mußte mitwohnen auf dem Olymp; dort hätte er sich einen ehernen unvergänglichen, leuchtenden Palast erbauet, eines Gottes würdig; daselbst wäre seine Werkstätte, wo zwanzig künstliche Blasebälge auf seinen Befehl das Feuer anfachten. Er wäre der Sohn des Zeus und der Hera; aber weil er lahm geboren, so hätte ihn die Mutter aus dem Olymp wegzuschaffen beschlossen und aus dem Himmel geworfen, und er wäre ins Meer gefallen; dort hätten sich seiner angenommen die Meergöttinnen Eurynome und Thetis (die letztere hat vielleicht Homer hinzugefügt, um den weitern Verlauf seiner Iliade zu begründen). Nach neun Jahren wäre er indessen wieder auf den Olymp zurückgekehrt, ohne der unfreundlichen Mutter zu zürnen, der er sich sogar gern gefällig erwies, wo er nur konnte, einstmals sich ihrer selbst annahm gegen den erbitterten Gemahl. Da ergriff ihn dieser beim Fuße und schleuderte ihn zornig vom Himmel herab, daß er einen ganzen Tag lang fiel, bis er endlich halbtodt auf der Insel Lemnos niederfiel, wo die Sintier ihn aufhoben (diese Erzählung von einem doppelten Falle des Gottes ist wahrscheinlich ursprünglich ein doppelter Versuch [zwei verschiedener Legenden], einmal die Lahmheit des Gottes — der homerische Bericht anticipirt die Lahmheit fälschlicher Weise, um den Sturz zu veranlassen — zweitens die Sage der Sintier, daß ihr Gottesbild vom Himmel gefallen, und das Factum, daß sie gerade ihn nur verehrten, zu erklären). Wie er wieder in den Olymp kommt? davon in der Sage oder im Homer kein Wort: so etwas wird oft stillschweigend vorausgesetzt oder als unwesentlich übergangen. Genug! Homer bedient sich im Fortgange der Dichtung seiner so, wie er wieder ein gehöriges Mitglied des Göttervereines auf dem Olymp ist. Zur Gemahlin ist ihm gegeben in der Iliade die schöne Charis, in der Odyssee die Aphrodite (als Göttin äußerer Anmuth und Lieblichkeit). Beides hat ein und denselben Sinn: zu den Kunstwerken, die Hephästos schafft, gesellt er oder gesellt sich die äußere Schönheit:

*) Seine Beinamen der Art sind: *ἀμφιγυήεις, κυλλοποδίων.*

**) Daher *κλυτοτέχνης, κλυτοεργός, κλυτόμητις, πολύμητις, πολύφρων, τεχνήεις, χαλκεύς.*

eine vortreffliche ſinnige Allegorie, die uns doch wahrlich jeder Verwunderung überhebt, wie die ſchönſte der Göttin in der Vorſtellung der Griechen dem häßlichſten Gemahl anverlobt werden konnte!

Homer bedient ſich ſeiner Perſon in mehrfacher Beziehung zur Belebung und Verſchönerung der eigenen Gedichte. Einmal gebraucht er ihn, den willigen, gutmüthigen, dienſtfertigen, dazu, der Hera zuzureden ſich mit ihrem Gemahl zu verſöhnen, damit die Handlung in der Iliade ihren gehörigen Fortgang gewönne, und läßt ihn ſodann, um dem Gedichte auch ſcherzende Laune beizumiſchen, ihn, den lahmen, die übrigen Götter mit Wein bedienen und dabei im Götterſaal umher humpeln, daß die Unſterblichen in lautes Gelächter ausbrechen. Ferner muß Hephäſtos ſelbſt alle diejenigen Sachen verfertigt haben oder verfertigen, deren ſich die Götter und Helden in ſeinen Gedichten entweder bedienen, oder bedienen ſollen, weil der Dichter ſie als ausgezeichnet hinſtellen will. So werden dem Gotte denn die Paläſte der Götter, die wandelnden Dreifüße, die Aegis und das Scepter des Zeus, der goldne Henkelkrug für den Dionyſos, für den Hypnos (Schlafgott) der goldene Seſſel zugeſchrieben. Als er bei der Eurynome und Thetis im Schooße des Meeres weilt, »da ſchmiedet er mancherlei Kunſtwerke in der gewölbeten Grott': Spangen und Ring' und Ohrengehenk', Haarnadeln und Kettlein.« Und zur Unterſtützung ſeiner Perſon bei ſeinem ſchwerfälligen, unſichern Gange hat er ſich künſtlich zwei Dienerinnen aus Metall gefertigt, ihnen aber Rede und Bewegung verliehen, die ihm unter die Arme greifen. Einen Harniſch von ſeiner Arbeit trug Diomedes; einen kunſtreichen Schild verfertigte er dem Achilles. Sein Werk waren die goldenen und ſilbernen Hunde, welche den Palaſt des Phäakerfürſten Alcinous auf Scheria zu beiden Seiten bewachten. Und als Diomedes einſt im Kampfe mit den Troern gewaltig unter dieſen wüthete, und Idäus, der Sohn des Dares, in Gefahr iſt von ihm getödtet zu werden, läßt Homer ihn durch Hephäſtos, trotz dem, daß dieſer es mit den Achäern hält, gerettet werden, damit der alte Mann, der ſein Prieſter iſt, und deſſen andrer Sohn ſchon gefallen, nicht ganz kinderlos würde. Als endlich der Flußgott Xanthus ſeine Wogen mächtig anſchwellen ließ, um dem Achilles, der ſchon unzählige Troer gemordet, zu wehren, da muß ihn Hephäſtos (auf Antrieb ſeiner Mutter Hera) mit ſeinem Feuer bekämpfen.

Nicht ganz ſo erſcheint der Gott bei Heſiod. Der läßt ihn nur einen Sohn der Hera ſein, den ſie geboren aus Rachſucht und Eiferſucht gegen ihren Gemahl Zeus. Auch dieſem Dichter iſt Hephäſtos der vor Allen mit Kunſtfertigkeit gezierte Künſtler, der dem Herakles den berühmten Schild fertigt, welchen Heſiod, oder wer der Verfaſſer des Gedichtes iſt, mit ſo vieler Ueppigkeit ſchildert. Allein im Uebrigen läßt er den Gott, aus Erde und Waſſer zuſammengemiſcht die Pandora fertigen auf Zeus Befehl und ihr menſchliche Stimme und Lebenskraft einflößen und jungfräuliche Schönheit, den unſterblichen Göttinnen am Antlitz zu gleichen, ſo daß mithin Hephäſtos

hier als Thonkünſtler erſcheint. Entweder hat ſich nun der erſte Begriff, wie er ſich beim Homer findet, verallgemeinert, von einem Künſtler in Erz zu einem bildenden Künſtler überhaupt, oder unſere ganze obige Darſtellung iſt falſch, und Hephäſtos überhaupt gleich von Anfang an Gott der Bildnerei geweſen. Wir können aber nur dem Erſteren unſere Beiſtimmung geben, da ſich ja leicht und gewöhnlich der concrete Begriff in der Praxis der Menſchen verallgemeinert.

So war denn aus einem Gotte des Bildens in Erz ein Gott der Bildnerei überhaupt, alſo auch in Thon, geworden. Aber »als kunſtreicher Gott, der, wie Athene, auch den menſchlichen Künſtlern Geſchicklichkeit verleihet, ja! mit Athene den Menſchen überhaupt die Künſte lehrt, die das Leben erheitern und ſchmücken, tritt er mit dieſer Göttin in genauere Verbindung, ohne ſich jedoch ihrem erhabenen Charakter zu nähern. Solche Verbindung zeigt ſich nicht nur in mehreren Sagen, ſondern beſonders auch in dem attiſchen Cultus.« Und zu dieſem gehen wir jetzt über.

Nehmlich außer auf der Inſel Lemnos, wo Hephäſtos beſtimmt einen Tempel hatte und außer vielleicht (wie Münzen andeuten, in Folge der vulcaniſchen Natur der Inſel und in Folge deſſen, daß man ſpäter feuerſpeiende Berge und vulcaniſche Eilande mit dem Gotte und ſeiner Kunſt, in Erz zu arbeiten, in Verbindung brachte und ſie zu ſeinen Wohnplätzen oder Werkſtätten dichtete) auf der Inſel Lipara — aber da nur erſt in ganz ſpäter Zeit — findet ſich Hephäſtos-Cult nur in Athen. Hier aber iſt er ſehr heimiſch geweſen. Der Gott hatte hierſelbſt einen Tempel oberhalb des Ceramikus (Töpferviertels), alſo als Töpfergott oder Künſtler in Thon, wie ihn uns Heſiod hat kennen gelehrt; in ſelbigem ſtand ein Bild der Athene (wegen der engen Beziehung, in welche beide Gottheiten als Gottheiten der Kunſtgeſchicklichkeit zu einander getreten). Die Töpfer verehrten ihn als ihren Schutzpatron, ſo daß er als der Schutzgott ihres ganzen Viertels, des Ceramikus, galt. Ein attiſcher Demos (ſtädtiſche Gemeinde) führte den Namen der hephäſtiſchen, und neben ihm war ein andrer, der der Cerameis oder Töpfer, und beide gehörten zu einer und derſelben Phyle (Stadtviertel) Akamantis (der unermüdlichen, d. h. fleißigen, thätigen, weil ſie wohl hauptſächlich die fleißigen Handwerker umſchloß). Außerdem gab es ein Feſt, an welchem mit Fackeln nach einem Ziele gelaufen ward, und wo der, deſſen Fackel nicht ausging, oder nicht ausgegangen war, wenn er am Ziele erſchien — es lag darin eine Beziehung auf das Feuer als das Mittel bei der Ausübung der bildenden Künſte oder der Handwerker, der Töpfer und Schmiede — den Preis davontrug (λαμπαδοφορία), und dieſes Feſt hieß die Hephäſtieen. Es galt dem Hephäſtos ſammt dem Prometheus, als welcher das Feuer dem Menſchen verſchafft hätte, und welcher ja ebenfalls zum Horte der Töpfer geworden war. Ein andres beſondres Feſt aber, der Hephäſtiaden oder jener Schmiedeinnung, waren die Chalkeen oder das Feſt der Metallarbeiter (im October), und hier liegt wieder die Beziehung auf Metallbearbeitung

als eine Gabe des Hephästos vor Augen. Nach einer Nachricht sollte dieses Fest früher der Athene gegolten — also hier ebenfalls die Verbindung beider Gottheiten, die einander so ähnlich waren — und Athenäen oder Pandemos (Allvolksfest) geheißen haben, und mithin ein allgemeines Fest gewesen, später jedoch ganz dem Hephästos als Metallfest zugetheilt und nur von den betreffenden Handwerkern allein begangen worden sein. Gewiß ist diese Nachricht in Bezug auf den ersten Passus nicht ganz richtig, und Athene anfangs gemeinschaftlich mit Hephästos verehrt worden. Das scheint auch daraus hervorzugehen, daß an dem Feste Priesterinnen mit zwei der vier Errhephoren den heiligen Peplos der Athene zu weben anfingen. Außerdem stand am Hausheerde eines jeden Athenienfers ein thönerner Hephästos als Epistates (Vorstand, Hort) des Hauses. So trat er in nahe Beziehung zur Hestia, und das nun freilich als Gott des Feuers, so wie nicht minder zum Prometheus, als dem Titanen, der den Menschen das Feuer verschafft haben sollte.

Hephästos ist auch in attische Mythen verflochten worden, zusammen mit Athene und mit dem attischen, die Kunst des Pflügens repräsentirenden Landesheros Erechtheus oder Erichthonius, zu welchem er insofern nahe hinzutrat, als er, wie Athene das Holz, das Eisen am Pfluge fertigte. Dieses gegenseitige Verhältniß hat der Mythos auf sonderbare Weise dargestellt, die noch von ziemlicher Rohheit und darum von hohem Alter zeugt. Hephästos sollte sich in die jungfräuliche Athene verliebt und sie von Zeus zur Gattin begehrt oder wohl gar ihr haben Gewalt anthun wollen. Allein sie stieß ihn, auf jungfräuliche Reinheit haltend, zurück. Indessen ward ihm bei der Gelegenheit ein Knäblein geboren mit Schlangenfüßen (oder ganz Schlange); die Schlange aber ist das Symbol der Erde. Folglich hier Beziehung auf Ackerbau. Athene erzog den insgeheim, ließ ihn durch einen Drachen bewahren und gab ihn dann den Töchtern des Cecrops (oder Erechtheus), der Agraulos, Pandrosos und Herse (oder der Pandrosos allein) in einer Kiste zur Verwahrung u. s. w., wie wir das bereits bei den Culten der Thaugöttinnen und der Athene mit Mehrerem besprochen haben. Dieses von der Kunstgöttin Athene, von der Ländlichkeit und dem Thau erzogene Kind, das mittelst des Pfluges die Erde aufwühlt und fruchtbar macht, ist also ein Sohn des Hephästos; er verdankt das Instrument zum Pflügen und Fruchtbarmachen der Erde zunächst dem Gotte der Schmiedekunst. Spätere lassen übrigens den Erichthonius durch den Hephästos mit der Atthis (dem personificirten attischen Lande) erzeugt werden, was dieselbe Bedeutung hat. Attiker, z. B. Socrates (als Bildhauer) führte die Genealogie seiner Familie (in der die Bildhauerkunst wahrscheinlich erblich war) auf Dädalos und Hephästos zurück.

Hier entsteht nun die Frage, welche Verbindung hat zwischen Lemnos und Attika stattgefunden, daß der doch auf jeden Fall gleiche Cult von dem einen Orte nach dem andern hat übergehen können? und wirklich übergegangen ist? Ein unbekannter Gelehrter hat (in der Jen.-Lit. Zeit. 1825. Nr. 167.) die Meinung ausgesprochen: »als

Lemnos und Imbros (um Olymp. 67.) unter Athens Herrschaft geriethen, wurde der Cultus des Hephästos — — nach Athen verpflanzt.« Allein hiergegen ist zu erinnern: es ist nur zu unwahrscheinlich, daß jene Bezeichnung eines attischen Demos (Hephästias) erst spät eingeführt und nicht vielmehr, was früher einem einzelnen Stamme in der Getrenntheit angehört hätte, bei der Vereinigung aller Stämme Eigenthum der städtischen Gemeinde geworden sein sollte. Jener Name hat also zuverlässig schon vor der Anlegung Athens existirt, folglich auch der Cultus des Hephästos in Attika. In jener Beziehung ist es höchst bemerkenswerth, was mir bei einem, wenn auch sehr neuen, Schriftsteller ([Eratosth.] catast. 13.) lesen, daß es in Attika einen Ort gegeben hätte, der Hephästos genannt worden wäre. Hier scheint der Ort verstanden werden zu müssen, wo einstens, vor der Anlegung Athens, der Sitz der Hephästiaden-Gemeinde war. Mithin geht das Alter des Hephästos-Dienstes in Attika bis in die Urzeit hinauf: er scheint hier eben so heimisch zu sein wie auf Lemnos. Zwischen beiden Culten findet die merkwürdige Verschiedenheit statt, die sich auch in den beiden Dichtern, Homer und Hesiodus, herausstellt, nehmlich daß Hephästos das eine Mal bloß als Gott der Kunst der Erzbearbeitung, das andre Mal als solcher und zugleich als Gott des Arbeitens in Thon, also überhaupt als Gott der Bildnerei aus weichen und verhärtenden Massen erscheint. Ist nun aber das wahr, was wir oben bemerkt haben, daß der concretere Begriff der frühere zu sein pflegt, der höhere, abstractere der spätere, und ist wahr, wie wir oben die Vorstellung von dem Lahmsein des Hephästos begründet, so kann kein Zweifel darüber obwalten: der lemnische Dienst ist der ältere, der attische der spätere, ein Abzweig des erstern. Das Wie und Wann die Absenkung geschehen? vermögen wir nicht mehr nachzuweisen.

Gekannt und in einen localen Mythos verwebt war Hephästos auch in Trözen. Hier hatte ein Heros Ardalos (der Erheber der Stimme? des Tones?) als Erfinder der Flöte ein Heiligthum und galt für den Sohn des Hephästos, offenbar als des Gottes der Kunstfertigkeit. Als Gebieter des Feuers nannte man unsern Gott auch den Schöpfer warmer Quellen.

Die spätern Schriftsteller, besonders die Dichter und Mythologen, halten sich zumeist hinsichtlich ihrer Ansichten über den Gott an Homer. Bei Aeschylus z. B. erscheint er als Diener des Zeus, der ungern und bemitleidend, aber gehorsam dem Befehle seines Oberherrschers den Prometheus an den caucausischen Felsen schmiedet. Die Athener aber (als hauptsächliche Verehrer des Gottes) nennt er Kinder des Hephästos, die dem Apollo den Weg von Athen nach Delphi bahnten.

Dann aber hat der Cultus ebenfalls das Schicksal gehabt, vermengt mit andern, verfälscht und verdreht zu werden: einmal in Folge dessen, daß sich auf Lemnos Pelasger niedergelassen hatten, die, wahrscheinlich aus Böotien stammend und nach Attika gewandert, von dort nach der Insel übersetzten und damit den ihnen eigenthüm-

lichen Cabiren-Dienſt mitbrachten. Hephäſtos ward dadurch in der Vorſtellung und Sage dieſer neuen Bewohner entweder ſelbſt ein Cabire, der da heile den Wahnſinn, den Biß der Waſſerſchlangen, und den Blutfluß ſtille, und deſſen Prieſter auch verſtänden den Schlangenbiß zu heilen — zu welchem Glauben die »lemniſche Erde,« die man für ein derartiges Medicament hielt, ebenfalls ihren Antheil beitrug — oder der Vater der drei Cabiren von der (daher gebildeten Mutter) Cabiro, oder der Vater des Cadmilus und durch dieſen der Großvater der Cabiren. Sodann glaubten die Griechen, als ſich Aegypten ihnen öffnete, in dem dortigen Gotte Phtha (dem Gotte des Feuers?) ihren Hephäſtos zu erblicken, und ſo ward nun derſelbe, in der Vorſtellung der gelehrten Griechen wenigſtens, zum Sohne des Nils und — zum Gotte des Feuers. Das hatte denn wieder einen dreifachen Einfluß: erſtens daß man ihm zum Sitze und zu ſeinen Werkſtätten feuerſpeiende Berge und vulkaniſche Länder anwies, die Cyclopen zu ſeinen Gehülfen und Schmiedeknechten ſtempelte, und ihn da in viele oft nur locale Mythen hineinbrachte, zweitens daß ihm das ſpätere rationaliſtiſche Zeitalter für eine bloße Perſonification des Feuers nahm, und endlich, daß ihn die orphiſchen Weiſen, als den Repräſentanten dieſes Elementes, für das mächtigſte und höchſte Weſen, für das unbefleckte Licht, für gleich mit dem Aether nahmen.

Den Glauben von der Kunſtfertigkeit des Hephäſtos hat die Mythologie oder die Dichtkunſt häufig benutzt, um dieß oder jene, wirkliche oder gedachte Kunſtwerk, das irgend einmal irgendwo exiſtirt habe, von ihm herrühren zu laſſen, z. B. die feuerſchnaubenden, erzfüßigen Stiere des Aretes, das Schwert für den Peleus, die Halskette der Harmonia u. ſ. w. Und nach Pindar (in den Fragmenten) ſollte er die Sirenen, »die goldenen Zauberinnen,« an der Decke des (dritten) delphiſchen Tempels gemacht haben, ſo, daß ſie, gleich Lebenden, von da oben herabſangen.

»Die bildende Kunſt ſcheint ihn in frühern Zeitaltern in Zwerggeſtalt dargeſtellt zu haben,« was unſere obige Meinung beſtätigt. Ausgebildet indeß begnügte ſie ſich, einen kräftigen, werkthätigen Mann darzuſtellen, der, umgekehrt wie andere Götter, in der frühern Zeit meiſt jugendlich, ſpäter in der Regel als bärtiger und gereifter Mann gefaßt wurde. Die im Alterthume durch Alcamenes verfertigte Statue zu Athen, welche ihn ſtehend, bekleidet, das Hinken nur andeutend darſtellte, war ihrer Trefflichkeit wegen berühmt. Die Andeutung der Lahmheit entſtellte nicht die Figur, ſondern machte ſie nur um ſo intereſſanter; deutlicher erkennt man den Gott in den wenigen Kunſtwerken, die von ihm übrig ſind — in der Villa Borgheſe iſt eine Statue von ihm ohne großen Kunſtwerth, die einzige, die wir haben — an der Handwerker Cromis, der halb-eiförmigen Mütze, welche er wahrſcheinlich in Lemnos erhalten, und dem Schmiedegeräth.

»In größerer Verbindung erblickt man ihn unter Anderm in ſeiner Schmiede auf Gemmen, wo ihn Aphrodite beſucht, und mit den

Cyclopen zusammen auf Reliefs, wo er Prometheus' Fesseln schmiedet. Als gekränkter Ehemann sieht man ihn, bei dem Ehebruch der Aphrodite und des Ares, seine Schande selbst aufdecken. Besonders artige Kunstwerke, wovon aber nur Vasengemälde erhalten sind, hat der (späte) Mythus hervorgebracht, wie Ares ihn wegen der listigen Fesselung der Hera bekämpft und Dionysos den vom Olymp Geflohenen im Triumph wieder zurückholt.« Auch bei der Geburtsscene der Athena spielt er meist eine bedeutende Rolle.

Die Römer haben den hellenischen Hephästos mit ihrem Vulcan verwechselt.

Für die älteste Cultur- und speciell für die Kunstgeschichte der Griechen ist der eben behandelte Cultus von sehr bedeutender Wichtigkeit. Sie würden keinen derartigen Gott gekannt und verehrt haben, wenn sie nicht selbst jene Künste gekannt und geübt hätten, und zwar schon in vordorischer Zeit. Ja! diese Künste müssen damals bereits zu hoher Stufe von Vollkommenheit gediehen gewesen sein, da man in solcher ihrer Ausübung etwas Göttliches erkannte!

---

6. Die Chariten (Grazien), als die Göttinnen des Putzens und des körperlichen Schmuckes.

Wieder einer der lieblichsten und zartesten Culte, der nicht bloß von dem feinen religiösen Sinn der Griechen Kunde gibt, sondern auch von ihrer ausgezeichneten Liebe und Anerkennung des Schönen in jeder Gestalt. Er gibt sich insofern gleich von vorn herein als ächt hellenisch; denn unter welchem Volke nur fänden wir etwas der Art?

Ihm liegt das appellative Wort χάρις zum Grunde, was, herstammend von χάρω, χαίρω, zuerst das bedeutet, was Freude erweckt: Anmuth, Lieblichkeit, Schönheit, sowohl des objectiven Gegenstandes als des subjectiven Genusses. Das erschien dem Hellenen als eine Gabe höherer Wesen, wie es denn wirklich eine Gabe Gottes ist. Und so kam er auf den Gedanken, die Sache einer besondern Gottheit unterzulegen und bediente sich zu dem Zwecke des in der Sprache bereits vorhandenen Substantivs, das weiblichen Geschlechtes sein mochte schon darum, weil das Schöne, Liebliche dem weiblichen Wesen vor Allen zukommt. Aber nun ward auch die Gottheit, welche er sich in seiner Phantasie schuf, oder wurden die Gottheiten zu weiblichen, und zwar unter demselben Namen: was wieder Veranlassung gegeben, daß man, bei Dichtern namentlich, nicht unterscheiden kann, was wirklich religiöser Glaube, was symbolisch-dichterische Sprache ist. Und dieses Verschwimmen der religiösen und ästhetischen Vorstellungen gewährt eben bei dem besagten Culte einen so hohen Genuß. Das Eine hebt das Andere.

Wo der Cult angehoben? — So weit wir seine Geschichte rückwärts durch historische Nachrichten und wahrscheinliche Vermuthungen verfolgen können, sind wir zu der Antwort berechtigt: unbezweifelt unter den Minyern, und zwar damals, als sie noch in Thessalien in und um Iolcus seßhaft waren. So konnten nehmlich die Charites den Umwohnern des Berges Olymp bekannt und dem olympischen Götterkreis einverleibt werden, wofern sie nicht wie die Musen und mit den Musen, mit welchen die Charites so oft zusammengestellt werden, unter den gesangreichen Thrakern selbst, am Berge Olympus, ihre Entstehung gefunden haben, von denen sie dann zu den Minyern übergegangen wären. Mit der minyeïschen Colonie nach Böotien wanderte der Cultus dahin, namentlich an das Gestade des Cephissus, nach Orchomenus. Hier wurde den Göttinnen ein Tempel gebauet — es war unter allen dortigen der älteste — und eine Festfeier gestiftet, die Charisien oder Charitesien genannt, zu welchen die Umwohner von den Gaben ihres Gefildes reiche Geschenke sandten, und bei welchen musicalische und poetische Wettkämpfe der verschiedensten Art und nächtliche Tänze uralter Gebrauch waren. Noch Ein Zeugniß für das hohe Alter des Cultes ist, daß die alten Statuen der Göttinnen aus rohen Steinen bestanden haben, die da sollten vom Himmel gefallen sein (Meteorsteine?). Von dort konnte er sich leicht nach Attika, dem Nachbarlande, verbreiten. Hier aber verschmolz er uranfänglich mit dem Dienste der Horen. Welchen Gang er noch weiter genommen, ist schwer zu sagen: wir finden in unsern Quellen ihn namentlich genannt zu Hermione in Argolis, in Laconien bei Sparta und darum auch in Cyrene, sodann in Elis, in Arcadien, auf Creta (?), Delos, Paros und in Smyrna.

Ursprünglich ist nur Eine Charis geglaubt worden, die unmittelbar aus dem appellativen Worte hervorgegangen. Und sie kommt noch unter keinem besondern Namen bei Homer vor, wo sie so schön die Gemahlin des kunstfertigen göttlichen Erzschmiedes Hephästos genannt wird. An einer andern Stelle, wo der Dichter vielleicht einer andern Quelle oder einer andern Glaubensansicht folgte, führt er eine der jüngsten, die Pasithea, auf (die Allbeschaute, nicht, wie Andere übersetzen, die Allgöttin; denn wie sollte dieser allgemeine Begriff auf die Charis passen?). Selbst Pindar nennt, obwohl ihm sonst die Charites wohl bekannt sind, an einer Stelle Eine Charis, und zu Smyrna im Odeum wurde gleichfalls solche Eine Charis verehrt.

Nachmals hat man zwei unterschieden, so die Athenienser unter dem Namen Auxo (Wachsthumsförderin) und Hegemone, und Pausanias setzt seinem deßfallsigen Berichte die ausdrückliche Bemerkung bei: Manche wollten »fälschlicher Weise« noch eine dritte, die Karpo, hinzufügen. Socrates indessen fertigte drei an. Diese Zweizahl finden wir auch in Sparta; hier aber führten sie, wie derselbe unser Gewährsmann, Pausanias, ausdrücklich versichert, ihrem Begriffe völlig entsprechend die Namen Kleta (von καλέω, = die Geladene [vergl. Otfr. Müller's Dor. II. S. 277.] zum Opfermahle)

und Phaenna (die Scheinende, Glänzende, Schöne). Ursprünglich offenbar zwei Epitheta.

Die Dreizahl findet sich zuerst bei Hesiod, und hier führen sie die Benennungen: Aglaja (Glanzvolle, Schöne), Euphrosyne (Frohsinn), Thalia (Heiterkeit beim Mahle). Warum nun eine Dreizahl? Vielleicht weil man im Alterthume alle dämonische Wesen, welche höhern Gottheiten beigeordnet waren, unter eine gewisse bequeme und nahe liegende Zahl, wie die Drei ist, zu bringen pflegte. Man zählte gleicher Weise drei Horen, drei Moiren. Pausanias schreibt die Einführung solcher Dreizahl den Orchomeniern (dem mythischen Eteocles bei denselben) zu. Und sie hat sich, wahrscheinlich auf Auctorität des Hesiodus, am meisten geltend gemacht, obwohl späterhin der Dichter Hermesianax noch eine vierte, die Peitho (die bezaubernde Rede), hinzugerechnet. Jene Namen sind auch nicht durchaus stereotyp geblieben: Nonnus z. B. nennt die Peitho, Pasithea und Aglaja, und ein anderer Schriftsteller die Peitho, Aglaja, Euphrosyne.

Schwierig ist zu bestimmen, an welchem speciellen anmuthsvollen Gegenstande die Charis zuerst als etwas Göttliches erkannt worden ist und die Verehrung begonnen hat, ob an den Producten der Natur oder der Kunst. Denn etwas Specielles wird und muß es gewesen sein. Wäre das Erstere der Fall, dann gehörte der Dienst nicht unter diese gegenwärtige Rubrik, sondern dahin, wo etwa die Horen abgehandelt sind, oder wohl gar, weil den Chariten auch geheime Weihen gehalten worden, zu den Diensten der chthonischen Götter. Es ist aber doch wahrscheinlicher, daß der Mensch am Menschlichen das Göttliche der Anmuth und Schönheit erfaßt hat; das liegt ihm am nächsten. Auch ist jener attische Abzweig des Cultes, welcher die Farbe des Physischen trägt, ein bloß localer und nicht rein und unvermischt (mit dem Dienste der Horen). Wir halten demnach den letztern für einen secundären und beginnen unsre Darstellung des Wesens des Chariten-Dienstes mit der menschlichen Seite und haben ihr darum auch gegenwärtige Stelle auserwählt.

Die Charis also oder die Anmuth, die ästhetische Schönheit der Form, ist gewiß zuerst anerkannt worden als göttliches Geschenk an menschlichen Werken: zur Vollendung, zur bestmöglichsten Verschönerung derselben ward die vermeintliche Gottheit herbeigerufen, und war jene erfolgt, dann hatte sie geholfen, und ihr wurde es gedankt. Hierfür spricht der älteste Dichter Homer, wenn er die Charis überhaupt so sinnvoll zur Gemahlin des Hephästos macht. Nach demselben Dichter haben die Charites den schönen Schleier gewoben, welchen Aphrodite trägt. Was sollte dieß anders andeuten, als: der Dichter wollte ihn zeichnen als das schönste Kunstwerk? Sie sind geradezu die Schafferinnen alles dessen, was auf dem Olymp ist, was die Götter besitzen; denn von all dem läßt sich nicht die Idee der höchsten Schönheit trennen. Solche ästhetische Bedeutung haben die Göttinnen das ganze Alterthum hindurch. Alle wahrhaft schönen Kunstwerke, sagt Strabo, sind Werke der Chariten. Schöne Kleider und Stickereien rühren von ihnen her; sie sitzen (nach Hesiodus) bei dem

Gotte der Beredsamkeit und bei der Göttin der Ueberredung Peitho, d. h. sie geben den Worten ästhetische Form. Nach Pindar bauen die Dichter den Garten der Chariten an: aus demselben pflücken sie ihre Blumen. In gleichem Sinne nennt Hermesianax den Musäus einen Freund dieser Göttinnen, und Pindar seine Gedichte ein Geschenk derselben, so wie er u. A. dieselben um Verleihung der Gabe des Gesanges anrufen, nehmlich des anmuthigen, in seiner ästhetisch-schönen Form. So tritt die Vorstellung von ihnen nahe zu der heran von den Musen, mit welchen sie dann sogar öfter verwechselt werden. Hesiodus läßt beide neben einander wohnen, und andere Dichter stellen sie häufig zusammen. Dabei behalten die Chariten indessen immer ihren eigenthümlichen Charakter: die Musen sind es nur, die die Dichter begeistern zur Production; allein dem Geschaffenen (im Geiste) verleihen die Chariten die reizende äußere Form. Eben so bleibt jenen die eigentliche Schöpfung von Schauspielen vorbehalten; aber die Aufführung derselben, die künstlerische Darstellung durch die Schauspieler ordnen die Chariten an. Callimachus z. B. läßt einen siegreichen Chorführer auf dem Wagen derselben fahren. Natürlich steht ihnen nun auch Apollo nahe als Gott des Citherspieles und des Gesanges. Pindar singt: sie hätten ihre Sessel neben Apoll und verherrlichten durch ihre Gesänge den olympischen Vater Zeus. Und die Delier besaßen ein Standbild des Apollo, auf dessen einer Hand die drei Grazien standen: die eine aber hatte die Laute, die andere die Flöte und die mittlere die Syrinx, den Gott zu bezeichnen, der durch seine kunstvollen Töne die Welt erfreue. Von einem spätern Schriftsteller werden die Göttinnen gar zu Dienerinnen des Phöbus (Apollo) gemacht. Sollte nun diese Seite, die ästhetische, des Cultus nicht auch die eigentliche in den poetischen und musicalischen Wettstreiten zu Orchomenus gewesen sein? Ich bin der vollen Ueberzeugung.

Nicht minder finden wir die Chariten in der etwas niedern Sphäre, daß sie lebende Gestalten schmücken, weßhalb sie eben in der Vorstellung der Alten eine dienende Stellung (die gleichsam von Kammerjungfrauen) einnahmen. Hiernach verstehen sie es, durch äußern Schmuck die Reize von Göttinnen und von sterblichen Frauen zu erhöhen und assimiliren sich so den Horen, nur mit dem Unterschiede, daß die letztern mit Gaben der Natur, die erstern mit künstlichen Gegenständen zieren. So läßt Hesiodus sie die Pandora putzen mit goldenen Halsketten, während die Horen sie mit Frühlingsblumen schmücken. Die Aphrodite baden sie und salben sie mit ambrosischem Oele, das den Reiz der unsterblichen Glieder erhöht. Sie ziehen und putzen sie an. Gleiche Beziehung hat es, wenn das Standbild der Hera, der Brautgöttin, in ihrem berühmten Tempel bei Mycenä einen Kranz um das Haupt hatte, an welchem die Chariten und die Horen dargestellt waren: die Schönheit der Bräute pflegt noch durch äußere Zierrathen erhöht zu werden. Darum gesellt Plutarch die Chariten auch den Ehegottheiten Aphrodite und Hermes zu.

Nun konnte es aber auch heißen, daß die Reize der Natur, das Grünen, Blühen und Wachsen die Hervorbringung der Grazien wären. Aus ästhetischen Göttinnen wurden sie physische, sie wurden total zu Horen, sie traten ein in den Kreis der Gottheiten der Erde, der Fruchtbarkeit, des Garten- und Feldbaues, wurden verschwistert mit Demeter, Persephone u. A. Das geschah namentlich in Attika. Der eine Name der dort verehrten beiden Chariten, Auxo, war augenscheinlich der Name einer Hore. Nun konnte sie aber auch eine Charis heißen, und die beiden attischen Grazien walteten demnach, wenn sie gleich ursprünglich und ihrem Wesen nach von den Horen verschieden waren, doch insofern ihnen ähnlich, als sie den Segen der schönen Jahreszeit zugleich schön und erfreuend machten. Und die Athenienser unterließen nicht, sie als solche zu verehren. An den Thesmophorien, jenem bekannten großen Feste der Demeter, rief der Herold den öffentlichen Befehl aus, nächst der Demeter, Kora u. s. w. auch den Chariten zu opfern. Das können nur jene physisch-agrarischen Wesen sein. Ueberdem wurde ihnen bei dem Eingange in die Akropolis zu Athen eine heilige Geheimweihe gehalten. Nun wird man die Dichtung der orphischen Hymnen verstehen, nach welcher unter Andern auch die Chariten und Horen die Persephone jedes Frühjahr aus der Unterwelt heraufführen.

Aber was objectiv uns schön erscheint, das erweckt uns subjective Freude. So sind denn die Grazien überall, wo Lust und Fröhlichkeit herrscht, wo anmuthsvolle Heiterkeit waltet: in geselligen Kreisen, bei frohen Gelagen. Sie spenden solche Heiterkeit, solche Lust; sie verschönen solche Kreise; sie erhöhen die Freude durch gehöriges Maaß, durch geistigen Genuß. So werden sie zu Göttinnen reines, edles Vergnügens und streifen hinüber in das ethische Gebiet. Von da her nun sind jene beiden lakonischen Namen (Phaenna und Kleta) und die drei hesiodeischen (Aglaja, Euphrosyne und Thalia) genommen. Diese Seite hat der Namengeber hervorgehoben, allein berücksichtigt. Die Grazien in dem Sinne gesellen sich gern der Aphrodite zu und dem Dionysos; denn Liebe und Wein erhöhen die Fröhlichkeit. Wenn die Eleer den Dionysos anriefen zu erscheinen, so riefen sie, er solle in Gesellschaft der Chariten erscheinen, also Freude und Heiterkeit bringen, und die Chariten hatten mit dem Gotte in dem Altishain einen gemeinschaftlichen Altar. Bei jedem geselligen Mahle spendete man zuerst den Chariten, Horen und dem Dionysos; der zweite Becher galt der Aphrodite, und dem Dionysos noch einmal, endlich der dritte, zum Gegensatz, der Hybris (Uebermuth) und der Ate (Unglück). Zur Freude des Mahles oder geselliger Zusammenkünfte gehörte den Griechen als unentbehrlich der Gesang und der Tanz. Die Chariten lieben daher beides. Sie freuen sich der Lieder*), besonders der dithyrambischen, vor allen Thalia. Durch Tanz, dem Euphrosyne (nach Pindar) vornehmlich huldigt, verschönen

*) Sind ἐρασίμολποι, φιλησίμολποι.

sie besonders das Mahl und das Zusammensein der Götter. Als Apollo zum ersten Male das Saitenspiel rührte — so heißt es im homerischen Hymnus — da tanzten die schönlockigen Chariten sammt den Horen, der Hebe, Harmonia, Aphrodite auf dem Olympe. Um Aphrodite herum schlingen sie festliche Reigen und verscheuchen ihr den Kummer, den etwa der Tod eines Geliebten ihr verursacht, oder begleiten, ein luftiges Gefolge, in zierlichen Tänzen den Zauberwagen der Göttin (mit Cybele identificirt); nicht minder wird Eros darum mit ihnen gruppirt. In Elis hatten sie ein Heiligthum auf dem Markt mit Statuen, deren eine die Rose hielt (die Blume der Liebesgöttin), die mittlere den Würfel (das Spielzeug der Jugend), die dritte den Myrtenzweig (auch der Liebe geweiht), und zu ihrer Seite stand rechts Eros, der Liebesgott. Nie ziehen die Götter (nach Pindar) ohne der Chariten Geleit zu fröhlichen Reigen noch zum festlichen Mahle, und mit ihnen kehrt das Erfreuende Alles und das Liebliche bei den Sterblichen ein. Alles Thun auf dem Olymp steht unter ihrer Obhut und die Herrlichkeit und anmuthige Freude des festlichen Mahles und der Musik. Dahin gehören auch die nächtlichen Tänze an den orchomenischen Charitesien. An ihren Festen durften Kränze und Flötenspiel nicht fehlen: es war eine auffallende Sache, wenn solches (z. B. auf Paros) geschahe. Der Artemis zugesellt, finden wir sie als bloße Dienerinnen bei deren Jagdlust.

In Folge hiervon sind sie aber auch gedacht worden als thätig bei Allem, was Heiterkeit, Lust, Schönheit athmet und hoch und hehr erscheint und glänzend. So leuchtet bei Pindar der Sieger in den pythischen Kämpfen im Gewühle der Grazien, und in Arcadien war es Brauch, ihnen zugleich mit den Eumeniden zu opfern, allein zuverlässig nicht mit jenen furchtbaren, finsteren Rächerinnen des Mordes, sondern den gnädigen, versöhnlichen, die auf dem Wege von Megalopolis nach Messenien bei der sogenannten Ake (Heilort) einen Tempel hatten. Merkwürdig, daß man sie sogar anrief bei Schwüren! In welchem Sinne zwar das geschehen, ist bis jetzt noch nicht klar erkannt. Aber es geschah wohl eben bei heitrer Lust. Weise machten ihren Schülern zur Pflicht, mit der Weisheit äußere Anmuth zu verbinden oder, wie sich Socrates ausdrückt, den Grazien zu opfern, und ehrbaren Frauen geziemt solches, sagt Plutarch, ebenfalls, damit in ihrem Umgange nichts Unangenehmes und Anstößiges ist.

Wenn hier die Chariten geradezu als ethische Personen auftreten, so war das durch und durch der Fall, als man anfing im philosophischen Zeitalter mit dem Worte χάρις, χάριτες den Begriff der Wohlthätigkeit und der Dankbarkeit zu verbinden. Da wurden sie zu Göttinnen dieser Tugenden. Nun spendeten sie Wohlthaten und brachten für gespendete den gebührenden Dank oder sorgten dafür, daß solches unter den Menschen geschahe. Als die Chersonesiten durch die Hülfe der Athenienser gegen Philipps, des Macedoniers, Uebermacht und Angriffe gesichert worden waren, da wurde von denselben den Chariten, als Göttinnen der Erkenntlichkeit, ein Altar errichtet.

Was die Chariten darboten oder schufen, Schönheit, Fröhlichkeit, Heiterkeit, das mußten sie selbst in idealischem Sinne besitzen. Sie werden daher von Dichtern gezeichnet als liebliche frohe Wesen, von wahrer körperlichen Schönheit: z. B. schön gelockt, mit schön blickenden Augen, aus denen Glieder-lösendes Verlangen der Liebe träufelt.

Plastisch dargestellt sind sie worden als junge, blühende weibliche Wesen, anfangs in ziemlicher Kleidung, dann leicht bekleidet, oder gewöhnlicher noch ganz unverhüllt. Die Statuen von Bupalus zu Smyrna, die von Apelles gemalte Charis im Odeum daselbst, die Chariten im Schlafgemach des Königs Attalus zu Pergamum von demselben Bupalus, ingleichen die im dortigen sogenannten Pythium vom Parier Pythagoras gemalten, und die von Socrates gefertigten Standbilder in Athen waren bekleidet. Und so finden wir sie noch auf einem borghesischen Candelaber und auf einem Wandgemälde. Ihr Charakter ist im Allgemeinen mädchenhafte Unbefangenheit, jungfräuliche Heiterkeit, die sich auch schon in ihrer freundlichen Gesichtsbildung ausspricht.

Gewöhnlich stellte man sie gruppirt dar in der Dreizahl und zwar in tanzender Stellung wie die Horen und Nymphen (Xenoph. Symp. 7, 5.). Dann charakterisirt sie wechselseitiges Händegeben oder Umarmen. Dergleichen Antiken sind noch mehrere vorhanden.

Die Genealogie der Chariten ist sehr verschieden gedichtet: nach Hesiodus sind sie Töchter des höchsten Gottes Zeus und der Eurynome (der Weithinwaltenden). Andere nennen statt der letztern die Eurymeduſa in gleicher Bedeutung. Es liegt darin der schöne Sinn: die Anmuth, welche durch die ganze Natur herrscht, ist ein Geschenk des höchsten Wesens. Nach Andern war ihre Mutter Harmonia (die Gleichmäßigkeit, Harmonie, ohne welche es ja nichts Schönes gibt), oder Euanthe (die Schönblühende). Töchter des Helios und der Aegle (des Glanzes) nannte sie der Dichter Antimachus, nicht unästhetisch; denn Licht und Glanz sind die Bedingungen der Heiterkeit, der Fröhlichkeit. Nicht weniger passend werden sie von Manchem für Töchter des Weingottes Dionysos und der Aphrodite erklärt. In den orphischen Hymnen heißt ihre Mutter Eunomia (die Gesetzliche, die Maaßliebende, Wohlgeregelte). Ebenfalls wohl erdacht! Nach gleichfalls orphischer Lehre zeugte Hephästos mit der Aglaja vier Töchter: die Eukleia (Berühmtheit), Eustheneia (Wohlstarke), Eupheme (guten Ruf) und Philophrosyne (Freundlichkeit, Gefälligkeit, Wohlwollen), wodurch wohl soll gesagt sein, daß man durch ein angenehmes und maaßvolles Betragen sich diese Güter erwirbt.

Der Cultus hat gewiß auf die Griechen einen höchst vortheilhaften Einfluß gehabt: er lehrte sie das Schöne, Anmuthsvolle, Freudige in der Natur wie im Menschenleben anerkennen, anerkennen als etwas Göttliches; er gewöhnte sie, ihren Blick darauf zu richten, es zu lieben, demselben nachzustreben, es zu genießen und zwar mit angemessener Maaßhaltung, mit sittlicher Würde. Zur Ausbildung des ästhetischen Sinnes und der Kunst hat er unbedenklich das Seine

beigetragen. Zugleich muß er gelten als ein Zeichen jener edlen Heiterkeit, die der helleniſchen Religion ſchönſte Seite iſt.

Die Gratiae der Römer ſind nur eine Fortſetzung des griechiſchen Cultes.

7*). Herakles (als Heros oder Gott geſtählter Körperkraft oder der Athletik).

Ueber kein Weſen des religiöſen Glaubens bei den alten Griechen hat die Phantaſie ſo gewaltet als über den Herakles. Wie viele Sagen werden über ihn allein in den Schriften berichtet, die uns noch zugänglich ſind! Sie bilden einen großen weiten Kreis, den zu überſehen und im Einzelnen intellectuell zu durchdringen keine geringe Aufgabe iſt, aber eben darum auch eine anziehende. Zudem gehört der Cultus des Herakles zu den verbreitetſten: alle Völker, die in der ältern Culturgeſchichte zu Tage treten, theilen ſich gewiſſer Maaßen in denſelben, wollen Antheil daran haben. Faſt die ganze Umgebung des Mittelmeeres bis tief in manche Binnenländer hinein iſt voll der Thaten, Wunder, Wanderungen und — der Verehrung dieſes Heros oder Gottes. Wenn es bis jetzt, trotz mancher ſchätzbaren Einzelſchriften ſogar, noch nicht gelungen iſt, Licht über das Ganze zu verbreiten: ſo liegt unſers Erachtens der Fehler ganz beſonders darin, daß man ſofort das ſpätere, mächtige Material, einen wahren Knäuel der verſchiedenſten Nachrichten und Sagen, vor die Hand und den Blick genommen, nicht den eigentlichen richtigen, concreten, urſprünglichen (helleniſchen) Standpunct einzunehmen und von da aus genetiſch aufzufaſſen getrachtet hat. So ſoll es *hier* geſchehen. Aber unſere Abſicht iſt auch bei dieſem Theile, nicht *alle* Einzelheiten und unbedeutende Kleinigkeiten mitzunehmen: es ſoll genügen, nur die Hauptmomente zu geben, Ueberblicke zu gewähren. Und wir wählen *Hellas* zum Mittelpuncte unſerer Darſtellung: wir betrachten den Herakles-Cult als einen urſprünglich ächt helleniſchen. Die Wahrheit dieſer Annahme wird ſich in allen Einzelheiten und darum auch im Ganzen als ſicher herausſtellen.

Herakles iſt urſprünglich kein Heros, kein Gott geweſen, ſondern ein Sterblicher. Dieß geht hervor einmal aus dem Namen, der (aus einem bereits vorhandenen Götternamen und dem appellativen Worte κλέος) gebildet iſt wie Charikles, Diocles, Pithocles und gleichbedeutend mit Heraklitus. Zweitens läßt ſich hiſtoriſch

---

*) Die Nummern 7 — 11. umfaſſen den Kreis der Götter des Kampfes und des Krieges.

dieſes Mannes Heroiſirung und Apotheoſirung ſtufenweiſe verfolgen und die Urſachen davon nachweiſen. Auch liegt ja einem ſo bedeutenden Sagenkreiſe, wie der des Herakles iſt, offenbar eine hiſtoriſche Perſon zum Grunde, eben ſo wie der Alexander- oder Eskander-Sage der Morgenländer und der Karls-Sage in unſerm deutſchen Vaterlande. Endlich iſt man ſich bis auf Herodot, trotz der ausländiſchen Elemente, die ſich bereits hinzugeſellt, in Hellas immer nur eines helleniſchen Herakles bewußt geweſen.

Wo? unter welchem Volksſtamme nun hat derſelbe gelebt? Ohne Zweifel unter den Doriern (denen er deßhalb auch angehört), und zwar damals, als dieſelben noch in Theſſalien wohnten, alſo *vor* dem Einbruche der Theſſalier in dieſes Land, *vor* ihrer eigenen Wanderung nach dem Peloponnes. Es hat nichts Unwahrſcheinliches, daß der Mann bei ſeinen Lebzeiten ausgezeichnet durch Kraft geweſen iſt, ſich derſelben bedient hat zu Vollbringung mancher Thaten, die zur damaligen Zeit für beſonders wohlthätig gehalten wurden: als zu Erlegung wilder Thiere, zu Säuberung des Landes von Räubern u. dergl. Er wird als Menſch in ſich die Anlage getragen haben zu dem, was er ſpäterhin geworden iſt, zum Ideale eines durch Mühſale und Thaten gekräftigten, ausdauernden, für Andere ſich aufopfernden Menſchen, bei deſſen Erdenkung der ſchöne allgemeine Gedanke und das tief im Herzen wohnende Gefühl zum Grunde liegt, wie der Menſch hier auf Erden beſtimmt ſei zu kämpfen, und wie er nur dadurch die Glorie der Unſterlichkeit erreiche.

Sei es nun, daß Herakles ſelbſt aus fürſtlichem Geblüte war, oder daß er ſich durch ſeine Verdienſte dieſe Würde erworben — genug! ſeine Nachkommen unter dem Namen der Herakliden finden wir an der Spitze desjenigen Theiles der Dorier, welche nachmals nach dem Peloponnes zogen. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er ſchon in Theſſalien eines, wenn auch beſchränkten localen Cultes genoſſen hat. Eine ſpätere Legende ſagt, daß er gleich nach ſeiner Apotheoſe von ſeinen Freunden Heroen-Dienſt empfangen habe.

Als nun die Dorier unter Anführung der Herakliden im Jahre 1104 v. Chr. nach dem Süden auswanderten, da wanderte natürlich auch der Cultus oder wenigſtens die Vorſtellung von dem Ahnherrn ihrer Herrſcher mit, und je größer ihre Macht im Peloponnes wurde, je weiter namentlich der Einfluß der Spartaner ſich verbreitete, deſto mehr wuchs die hehre Vorſtellung von Herakles und ſeinen Thaten, deſto ausgedehnter wurde der Kreis der Sagen von ihm. Bald griff er ſogar hinüber in andere *nicht*-doriſche Länder. Es niſtete ſich ſein Cultus auch dort ein, z. B. in Attika, in Böotien. Nun hieß es wohl gar, er wäre im letztern Lande, in Theben, geboren.

Neuen Glanz, neue Verbreitung gewann der Dienſt und der Ruhm des Helden, als die Dorier kurz nachher auch Colonien nach Creta, Kleinaſien, nach Thera, Cyrene u. ſ. w. ſandten. Ueberall wanderte der Glaube da mit hin, und überall, wo der Heros Verehrung fand, wo ein Heraklide mit hin kam, wo ein Platz nach ihm

benannt ward, oder wo etwas Großes, Wichtiges, Ungeheures, Wohlthätiges geschehen sein mußte nach der Ansicht der neuen Ansiedler, da war es Herakles, der das gethan, der selbst an Ort und Stelle gewesen war, der die Anlage gemacht, den Opferdienst eingesetzt, das herrschende Geschlecht gezeugt hatte. So fand die mythisirende Phantasie ein reiches Feld, sich zu ergehen, und sie hat die Gelegenheit benutzt. Ja! selbst die eigentliche Kunst der Poesie muß sich frühzeitig, schon vor Homer, des Stoffes bemächtigt haben. »Insbesondere ist das Dasein von Epopöen über Herakles' Thaten durch viele ganz specielle Züge aus dem Leben desselben bei Homer festgestellt, die wie aus einem bekannten großen Ganzen herausgerissen erscheinen.« Sonderbar genug zeigt sich bei dem Dichter unser Held in doppelter Gestalt: einmal (nach der Odyssee) hat ihn, wie alle Sterblichen, die Todesgöttin ereilt, und sein Schattenbild, der dunkeln Nacht vergleichbar, wandelt mit gespanntem Bogen, und mit einem furchtbaren Wehrgehenke geschmückt, in der Unterwelt umher; andrerseits (nach der Iliade) weilt er selbst im Olymp unter den unsterblichen Göttern, vermählt mit der Hebe, des Zeus und der Hera blühender Tochter, dem Symbole der nun erlangten ewigen Jugend. Man kann das nur so genügend deuten, wenn man annimmt, daß Homer in jedem seiner Gedichte verschiedenen Vorgängern gefolgt ist, zu der Zeit sich noch nicht hinreichend die Vorstellung von Herakles als einen Vergötterten fixirt hatte und allgemein geworden war.

Bereits aber hat ihn der Mythos, das sehen wir aus Homer, zu einem gebornen Argiver gestempelt und außer zu einem Sohne des Amphitruo, eines alten mythischen Königs von Argos, zugleich auch zu einem Sohne, ja! zum liebsten Sohne des Zeus, dergestalt aber, daß doch all diese Verhältnisse sehr gezwungen ausgeglichen und zu dem vorgehabten Ende geführt werden, nehmlich daß soll gezeigt werden, Herakles und seine Nachkommen wären berechtigt gewesen in Argolis die Krone zu tragen; allein durch Hera's Intriguen — der Mythos kennt also schon den Charakter dieser Göttin als einer eifersüchtigen Ehegenossin und benutzt solchen zur Schürzung des Knotens — wäre er darum betrogen worden und hätte dem sogenannten Aelterbruder dienen, im Dienste desselben große Abenteuer bestehen und ritterliche Thaten unternehmen müssen, um sich den Himmel zu verdienen. Homer erzählt, wie er sich in Hellas und auf dem ägäischen Meere umhergetrieben habe, wie er bis nach Ilion gekommen und von da auf stürmischer See über Kos nach Argos zurückgesegelt sei. Damals war Ilion und Kos noch das fernste Ziel der mythischen Fahrten: der Mythos ist also noch ziemlich eng begrenzt, so wie der Kreis der Thaten des Helden. Uebrigens heißt er nun schon der zu Theben Geborne, zum sichern Zeichen, daß er daselbst bereits hohe Verehrung genoß. Auch erscheint er durchweg als jenes Ideal eines hellenischen Nationalhelden, dessen Hauptzug eine durch Anstrengung gestählte und bewährte Körperkraft ist. Aus dem Urahnen eines fürstlichen Geschlechtes ist also bereits ein

Held von allgemeiner Bedeutung geworden. Seine unbekannte Herkunft weiß der genealogisirende Mythos auf folgende sinnreiche Weise herzustellen: zu seiner, des Starken, Mutter dichtet er die Alcmene (Stärke), zu seinem (Stief-) Großvater den Alcäus (den Starken, mit welchem Beinamen Herakles auch oft selbst bezeichnet worden ist), zu seinem (Stief-) Bruder den Iphikles (den ob seiner Kraft Berühmten). Zugleich heißt er der Liebling der Pallas Athene (der Göttin der mit Klugheit verknüpften Thatkraft) und des Hermes (des Gottes der Verschmitztheit auch bei Kämpfen).

Auf gleiche Weise stellt Hesiodus den Helden dar: auch dem ist er der zu Theben Geborne, ferner der starke (ἄλκιμος; man bemerke das Wortspiel!) Sohn der Alcmene, der im Dienste und auf Geheiß des argivischen Herrschers Eurystheus auszieht auf ritterliche Thaten und nach Vollbringung der Arbeiten die Ehre genießt, auf dem Olymp der Gemahl der Hebe zu sein und dort zu wohnen »auf alle Zeiten unermattet und ohne zu altern.«

Bis daher hatte Herakles nun wohl zumeist nur bei und von den Herakliden Verehrung gehabt, und zwar als Gott der regierenden Familien und Häupter der Dorier. Er war ihnen ein specieller Familienheros. Bald sollte sich aber die Vorstellung verallgemeinern. Man fing etwa im achten Jahrhunderte vor Christo an, große allgemeine öffentliche Kampfspiele einzusetzen. In Folge dessen begann man viel auf tüchtige Körperkraft zu halten; es bildete sich die Athletik aus; man errichtete Gymnasien theils zur Vorübung für den Krieg, theils aber auch überhaupt zur Abhärtung und Stählung der körperlichen Kraft. Da sahe sich der religiöse Grieche nach einem Gotte um, der der Vorsteher dieses werde. Und wen konnte er dazu passender wählen als das schon vorhandene Ideal der Körperkraft, den Herakles? Den machte er also zum Vorstande der Kämpfer in den Kampfspielen und der Kampfspiele selbst. Zufolge der mannigfachsten und sichersten Zeugnisse galt Herakles den alten Griechen für den der Zeit nach ersten unter den Kämpfern, als das Haupt derselben, als ihr Muster, Hort und Schutzgott *), den sie anriefen um Beistand, wenn sie den Kampf begannen, den sie durch Weihgeschenke oder durch Tempel ehrten nach dem Siege, dem sie beim Austreten aus ihrem Stande ihre Waffen widmeten. Und aus gleichem Grunde ward er der Schirmgott der Ringplätze, der Gymnasien, deren viele ihm gerade geweiht waren, auf oder bei denen seine Bildsäule oder sein Altar oder Tempel neben denen der andern athletischen oder gymnastischen Gottheiten prangte. Er ward so der Vorsteher der Wettkämpfe überhaupt (ἐναγώνιος), dem viele unter den alten Schriftstellern die erste Einrichtung und Anordnung derselben bei den Griechen zuschreiben, namentlich die der olympischen. Um für dieses Alles nur einige specielle Facta und Data anzuführen, so stand

*) Er war ihnen πρῶτος ἀγωνιστής, πρόμαχος, παραστάτης, καλλίνικος, παλαίμων.

in dem Dromos oder der Laufbahn zu Sparta, wo auch Ringplätze waren, ein altes Standbild des Herakles. Diesem opferten die Sphäreer, d. h. diejenigen jungen Leute, welche aus dem Jünglings- in das Mannesverhältniß getreten waren. Und zu Olympia in Elis hatte Herakles einen Altar als Parastates und zu Elis selbst einen Altar im Gymnasium. Daher waren es auch sicherlich Kampfspiele, durch welche man ihn vornehmlich an besondern Festen zu ehren suchte, z. B. zu Marathon. Auch sagte ein Mythos, Herakles habe alle Palästren-Künste von einem gewissen Harpolycus oder Autolycus, einem vermeintlichen Sohne des Hermes (des Kampfgottes), gelernt. Ja! ihm ward selbst nächst dem Zeus vor einer Schlacht und nach dem Siege geopfert, so daß er sogar ein Kriegsgott erscheint. Nach bestimmtem Zeugniß des Livius waren Zeus, Apollo und er die Kriegsgötter der Achäer (in späterer Zeit). Vielleicht betrachtete man ihn aus gleichem Grunde auch als Grenzgott (ὅριος), der die Grenzen beschütze.

Da mußte aber Herakles nach der Vorstellungsweise der Griechen natürlich nun auch all das besorgt oder hergestellt haben, was die Kämpfer anging, was ihnen nothwendig war zur Ausübung ihrer Profession, als z. B. die natürlichen warmen Bäder oder Quellen. Nach ihren anstrengenden und höchst ermüdenden Uebungen nehmlich oder nach wirklichen Kämpfen pflegten die Athleten, theils um sich vom Oele, mit welchem sie zuvor den Körper bestrichen, und von dem Schweiße, Sande und Staube, mit welchem sie bedeckt worden, zu reinigen, theils um den nachtheiligen Folgen der heftigen, oft auch wohl übermäßigen Anstrengung zu begegnen, endlich auch um den Körper die nöthige Geschmeidigkeit und Gelenkigkeit zu erhalten, sich warm zu baden. Aus dieser Ursache waren in der Nähe von Gymnasien nicht selten warme Bäder angelegt oder auch umgekehrt Gymnasien bei warmen Quellen. Die natürlichen aber konnte kein Anderer angelegt, geschaffen haben, als entweder Herakles selbst, z. B. bei Trachis in Thessalien, bei den Thermopylen, bei der Stadt Aedepsus auf Euböa, bei Himera und Segesta auf Sicilien, bei der Stadt Heraklea (Erekli) in Vorderasien u. s. w., oder um seinetwillen andere Götter, z. B. Athene, die ja seine besondere Favoritin sein sollte, oder auf Bitten derselben die Nymphen (als Quellgöttinnen). Herakles ward also speciell zum Vorstande warmer Bäder und Quellen. So trat in nähere Verbindung mit Asklepios, dem Gotte der Arzneikunde und Chirurgie. Diese Ehre kann er nur erst nach Hesiod's Zeiten erlangt haben; dieser Dichter nehmlich verwirft noch die warmen Bäder als verweichlichend (Opp. et dies 753.).

Bald verallgemeinerte sich die Vorstellung von Herakles nach einer andern Seite hin. Da er gedacht wurde als ein Held, der, ausgezeichnet durch seine Stärke, diese angewandt habe zum Wohle der Menschen durch Vernichtung wilder Thiere, Ungeheuer, Räuber u. s. w., so ward er zu einem Unglücksabwender (ἀλεξίκακος, κηραμύντης, ἄλεξις) überhaupt und im Speciellen. In dieser Eigen-

ſchaft iſt er z. B. verehrt worden in der attiſchen Gemeinde Melite und bei den Coërn. Vornehmlich ſchrieb man ihm die Befreiung von ſchädlichen Thieren und von Landplagen zu. So hat er bei den Bewohnern der Stadt Oeta in Theſſalien der Heuſchreckenvertreiber (*χοροπίων*), zu Aliphera in Arcadien — denn wer ſollte anders der dortige Heros ſonſt ſein? — der Fliegenverjager (*μυίαγρος*), bei den Erythräern in Kleinaſien der Wurmtödter (*ἀποπτόνος*, weil er habe die Würmer getödtet, die ihre Weinſtöcke vernichteten) geheißen. Den Thaſiern iſt er überhaupt Retter (*σωτήρ*) geweſen. Nun läßt ſich's auch erklären, warum ihn die Bewohner des Fleckens Hyettus in Böotien als Heilenden bei ſich verehrten. Kranke, heißt es, fanden in ſeinem Tempel daſelbſt Heilung. In Tarent hieß Herakles Eridanetes (der reiche Geber). Beſonders riefen ihn aber als Helfer an diejenigen, welche einer ſchleunigen Hülfe bedurften. Inſofern ward er ſogar zum Horte der Schiffbrüchigen erwählt und von denſelben mit ſammt der Allmutter und den Dioscuren in der Noth angerufen. Alte Weiber erbaten ſich von ihm Amulete und Arzneimittel, nicht weil ſie glaubten, daß er magiſche Künſte verſtände, ſondern weil es natürlich erſchien, daß der während ſeines irdiſchen Lebens ſo wohlthätige Held auch ſonſt allen Nothleidenden ein kräftiger Hort ſein würde (Lobeck Aglaoph. p. 1172. sq.). Als Mittler und Fürbitter der Menſchen bei den Göttern erſcheint er bei Pindar. Da lag auch nahe, ihn zum orakelnden Weſen anzunehmen, der den Menſchen bevorſtehendes Unheil weiſſagte. Bei Bura z. B. in Achaja hatte er ein Orakel in einer Höhle, wo man mittelſt Würfel die Zukunft errathen wollte. Herakles hieß darum der Wahrſager (*μάντις*). Er weiſſagte auch durch Incubation oder durch Träume und ward deßhalb der Anzeigende (*μηνυτής*) genannt. Der Mythos dichtete daraus jenen merkwürdigen Dreifußraub, den die Kunſt zu manchen Darſtellungen benutzt hat.

Unter ſo bewandten Umſtänden iſt es denn leicht erklärlich, warum Herakles ſehr bald zu allgemeiner Verehrung gelangte, in den meiſten Gegenden als Heros, an manchen aber auch als Gott. Das letztere ſoll zuerſt geſchehen ſein bei den Athenienſern. Doch behaupten die Marathonier daſſelbe von ſich. Bald ſollen andere nachgefolgt ſein. So wird z. B. ausdrücklich von Pauſanias gemeldet in Bezug auf Sicyon: einſt ſei ein gewiſſer Phäſtus dahin gekommen und habe mit Befremden gefunden, daß man dem Herakles als Heros opfere, und er habe es abändern wollen, und die Sicyonier verehrten nun ſeitdem den Herakles theils als Heros noch, theils aber auch als Gott. Man wußte oft ſpäter nicht, wie man ſich deßhalb verhalten ſollte. Dem viel gereiſten Herodot (um 444 v. Chr.) erweiſen ſeine deßhalb eingezogenen Erkundigungen, daß »diejenigen Hellenen recht thäten, welche ſich zweierlei Tempel des Herakles bedienten, ſo daß ſie dem einen als einem Unſterblichen opferten (dem olympiſchen), dem andern Todtenfeier veranſtalteten als einem Heros. Es iſt der Herakles-Dienſt unter den Hellenen ſehr verbreitet geweſen, geradezu einer der verbreitetſten.

Was weiter Veranlaſſung gab, daß Herakles im Glauben der Griechen ſtieg, war ſeine Vermengung einmal mit dem Baal oder Bel der Phönicier in der Periode, wo die Inſeln des griechiſchen Archipelagus von den Hellenen beſetzt waren, von denen einige, z. B. Thaſos, von den Phöniciern früher bewohnt und mit dem betreffenden Cultus verſehen worden. In dieſem phöniciſchen Baal glaubten die Hellenen ihren Herakles (als den Vielgewanderten) wieder zu erkennen und ſtellten ſolchen an jenes Statt da her, wo jener verehrt worden war, als namentlich zu Thaſos. So wurde Herakles eben da ein Gott; denn Baal war den Morgenländern ein wirklicher, ſehr hoch gehaltener Gott. Ferner: als man mit den Lydiern in nähere Bekanntſchaft trat, fand man daſelbſt ebenfalls einen Heros ähnlicher Art. Von ihm leitete dort eine frühere Dynaſtie (zwiſchen den Atyaden und Mermnaden) und dann wieder die letzte (von welcher Cröſus ſtammte) ihren Urſprung ab, wie in den doriſchen Staaten die Herakliden von Herakles. Man nannte ihn im Lande ſelbſt Sandon. Auch den vermengte man mit dem helleniſchen Heros; denn als Lydien durch ſeine letzten Könige helleniſirt wurde, nahmen dieſe ihren Sandon für Herakles und nannten ſich gleichfalls Herakliden. Ja! als ſich Aegypten den Griechen öffnete (ſeit Pſammetich), fand man auch da einen Gott Som oder Dſom dem griechiſchen Heros ähnlich, und ſo konnte Herodot viel darüber grübeln, welcher der beſagten Herakles der ältere wäre. Nachmals wollten endlich die Aleuaden, jene bekannte Herrſcherfamilie in Theſſalien — wahrſcheinlich weil Homer den Theſſalus (den vermeintlichen Ahnherrn der Theſſaler) einen Sohn des Herakles genannt hatte — und die Könige von Macedonien Herakliden ſein, und je mächtiger und berühmter die letztern wurden, deſto anſehnlicher wurde der Cultus des Herakles. Und das gab wahrſcheinlich wieder Anlaß, daß ſeit Alexander's Zuge nach Indien man ſogar einen indiſchen Herakles (Dorſanes) herbeizog.

Von den griechiſchen Gottheiten ſelbſt wurden mit dem Heros in ſpäterer Zeit vermengt die idäiſchen Daktylen, oder vielmehr er zu dieſen gerechnet. Denn ſolchen, die zwar die (im Schmieden) kunſtfertigen Finger repräſentirten, aber Namen führten wie Damnameneus (der Bändiger, Bewältiger [des Metalls]), Akmon (der Amboßende, oder der Unermüdliche) und durch Beiwörter wie die Großen, Gewaltigen, Uebermächtigen, Kraftvollen, Unüberwindlichen bezeichnet ſind, konnte leicht ein Herakles beigeſellt werden, der gleiche Eigenſchaften beſeſſen. Dieſe Vermiſchung ging wohl von Creta aus, wo theils die Daktylen theils Herakles verehrt worden ſind, war alſo urſprünglich dort bloß local, blieb es aber nicht. Bald ſollten nun die cretiſchen Daktylen (weil Herakles zu ihnen gehörte), ſelbſt nach eleïſcher Sage, die Kampfſpiele in Elis zuerſt angeſtellt, und unter ihnen der Daktyl Herakles den Altar des olympiſchen Zeus gegründet haben. Zu ſolcher eleïſchen Legende mag vielleicht Clymenus Veranlaſſung gegeben haben, ein vermeintlicher Nachkomme des idäiſchen Herakles, der die olympiſchen Spiele von neuem ordnete, aber aus

Creta kam und ſeinen vermeintlichen Urahnen in Olympia einen Altar errichtet haben ſoll. Herodot kennt noch keinen daktyliſchen Herakles; der erſte, der ſolchen erwähnt, iſt Strabo (Lobeck a. a. O.). Zugleich wurde Herakles auch bisweilen mit der Demeter zuſammengeſtellt, vielleicht weil gefabelt wurde, er habe ſich in die Myſterien von Eleuſis aufnehmen laſſen, um in die Unterwelt gelangen und z. B. den Cerberus heraufholen zu können. Im heiligen Bezirk der größern Göttinnen zu Megalopolis ſtand Herakles bei Demeter. Aber er ſollte da auch der idäiſche Daktylus ſein!!

Aus dieſem Allem wird man abnehmen, wie ſich mit der Verbreitung der Idee vom Herakles auch der Kreis ſeiner Mythen ausdehnen konnte und mußte. Und zugleich mangelte es nicht an Dichtern, welche den reichen Stoff ergriffen und bearbeiteten, d. h. die zerſtreuten Sagen ſammelten, die unzuſammenhängenden ſo ungefähr zuſammenſtellten und in eine etwanige Verbindung brachten. Auffallend iſt es zwar, daß nicht gleich unmittelbar nach Homer ſchon der Heros, »an deſſen Namen die halbe Heroen-Mythologie der Griechen hängt, den durch ungeheure Thaten — weit über das Maaß der gegen Troja vereinigten Achäer-Helden — zu verherrlichen, alle Stämme der Griechen das Ihrige beigetragen haben, Herakles, durch kein ſeiner Größe entſprechendes Epos gefeiert worden war. Schon die beiden homeriſchen Epopöen laſſen indeß, wie wir bereits oben zu bemerken Gelegenheit fanden, den Umfang dieſes Sagenkreiſes ermeſſen und zugleich errathen, daß man gewohnt war, aus einzelnen Abenteuern des viel umhergetriebenen Helden kleinere Gedichte, Epyllien, zu machen, und ein ſolches war auch wohl die Einnahme von Oechalia, die Homer nach bekannter Tradition einem Gaſtfreunde Creophylus von Samos — — als Geſchenk überlaſſen haben ſoll. — — Andere Abtheilungen der Herakles-Sage hatten außer in den größern Gedichten von Heſiodus in den Eöen und Katalogen und in kleinern Epyllien ihre Stelle gefunden und manche früher wenig bekannte Sage mag der Lacedämonier Cinätho hervorgerufen haben.«

»Indeſſen fehlte dem Sagenkreiſe doch immer noch die rechte Totalanſchauung, die jeder heut zu Tage ſich bald aus Dichtern und Kunſtwerken vergegenwärtigt, wenn Herakles genannt wird. Dieſe Anſchauung konnte erſt hervortreten, als die Thierkämpfe des Helden aus den localen Mährchen, die davon, beſonders im Peloponnes, erzählt wurden, zuſammengeſtellt, mit allem Schmuck der Poeſie ausgeſtattet, und darnach auch die Geſtalt des Helden auf eine Weiſe ausgeprägt wurde, die ihn vor allen andern Heroen unterſcheidet. Das that der Dichter Piſander, ein Rhodier von Geburt, aus der Stadt Camirus (um etwa 640 v. Chr.). Seine Heraklea wird oft erwähnt, und was davon erwähnt wird, läßt ſich ziemlich Alles auf diejenigen Kämpfe beziehen, welche man als die eigentlichen Aufgaben betrachtete, die der Held vom Euryſtheus ſollte bekommen haben, und die man vorzugsweiſe die Thaten des Herakles (Ἡρακλέους ἆθλα) genannt. Ja! es wird ſehr wahrſcheinlich, daß die Zwölfzahl derſelben, welche von den ſpätern Schriftſtellern, wenn ſie auch

nicht immer genau dieſelben einzelnen Aufgaben nennen, doch durchgehends feſtgehalten wird, und die in der bildenden Kunſt wenigſtens ſchon zu Phidias' Zeit (am Tempel zu Olympia) feſtgeſtellt war, an Piſander ihren erſten Gewährsmann hatte. Zuerſt zwar kommen ſie erſt vor bei Theocrit im Herakliskus. Wenn die erſten unter dieſen Zwölfkämpfen einen gewiſſen ländlichen und an die Idylle ſtreifenden Charakter haben, ſo geben die ſpätern Veranlaſſung zu kühnen Phantaſiebildern und ſeltſamen Wundermährchen, welche Piſander wohl zu benutzen wußte, wie z. B. die Sage, daß Herakles (auf der Fahrt gegen Geryoneus) auf einem Becher der Sonne über den Oceanus ſich habe tragen laſſen, zuerſt aus Piſander's Gedicht angeführt wird« — eine Fabel oder ein Bild, das nicht bloß entlehnt iſt von der Höhlung des Trinkgefäßes, ſondern zugleich von der runden teller- oder taſſenartigen Form der Sonne (vergl. Weiske's Prometheus S. 486 ff.), weil das betreffende griechiſche Wort zugleich Becher und Kahn bedeutet.

Aehnliches that Steſichorus aus Himera († 560 v. Chr.). Mehrere ſeiner Gedichte waren aus dem Mythenkreiſe des Herakles entlehnt.

Was dieſe und andere Dichter nicht gekannt und aufgenommen hatten, das zogen noch herein und klittern das Ganze nun ſo ungefähr zuſammen die alexandriniſchen Schriftſteller, wie ein Apollodorus von Athen, ſo daß nunmehr »die Thaten des helleniſchen Herakles wie ein großes Gemälde erſcheinen, zu welchem Hellas die Idee nebſt Haupt- und Grundfarbe hergegeben, das Ausland aber gleichfalls einige Partien geliefert« hatte. Den Mittelpunct, den Kern des Ganzen bildeten jene zwölf Arbeiten (eine Zahl, die wohl den Dichtern vornehmlich als eine bequeme und volle mundete, wie es ja zwölf große Götter, zwölf Titanen u. ſ. w. gab). Es ſind folgende: 1) die Erlegung des nemeïſchen Löwen, 2) die Tödtung der lernäiſchen Hydra, 3) den erymantiſchen Eber (vom Gebirge zwiſchen Elis und Arcadien ſo genannt) einzufangen, 4) die Hirſchkuh von dem Berge Cerynea (zwiſchen Arcadien und Achaja) lebendig nach Mycenä zu bringen, 5) die Stymphaliden (einen Schwarm gefräßiger Vögel in einem arcadiſchen See) zu verjagen, 6) den Gürtel der Amazonen-Königin Hippolyte zu holen, 7) den Rinderſtall des Augias an Einem Tage zu reinigen, 8) den cretiſchen Stier einzufangen, 9) die Roſſe des biſtoniſchen Königs Diomedes aus Thracien zu holen, 10) die Rinder des Geryoneus aus Erythia (entweder Epirus oder ſpäterhin Spanien) herzuführen nach Argos, 11) den Cerberus aus der Unterwelt heraufzuholen, 12) die goldenen Aepfel der Heſperiden zu pflücken und zu bringen. Im Uebrigen aber iſt dieſe Reihe nicht ſo feſt, daß ſie nicht bei den verſchiedenen Schriftſtellern auch verſchieden erſchienen. Und in dem Ganzen erſcheint Herakles als ein Held, der anfangs im Olymp angefeindet und begünſtigt, aus unverdienter Knechtſchaft ſich emporarbeitet zu verdienter Hoheit, der hier ſchützend und beglückend, dort zerſtörend und vernichtend ſeine Bahn wandelt, bisweilen menſchlich fällt und ſich erniedrigt, nach dem Falle dann wieder aufſteht und ſich ermannt, der da ſün-

digt und wieder gesühnt wird, der endlich alles Irdische von sich streift und durch die Flamme des Scheiterhaufens zur Unsterblichkeit sich emporhebt. Das ist das Bild, was sich im Allgemeinen durch die Sagen und Sänger gebildet hatte. Herakles ist das Ideal eines vollkommenen Menschen, der alle Tugenden der Gesinnung und der Thatkraft, der Frömmigkeit und des Heldenmuthes im höchsten Grade vereinigt in sich trage. Und um das, was er sollte gethan, vollbringen zu können, mußte er große Fahrten und Reisen gemacht haben; er sollte zu den Hyperboreern, an den Kaukasus, zu den Indiern, durch Kleinasien, nach Phönicien, Aegypten, Libyen, Hesperien, Italien gekommen sein und überall Großes, Gewaltiges, Ungeheures vollbracht haben: an Erdrevolutionen, in der Thier- und Menschenwelt.

Da läuft nun freilich auch manches Sonderbare, sogar Närrische und Lächerliche mit unter. Der Charakter des Herakles ist nicht durchweg rein, hoch und hehr gehalten. Der Heros trägt nur zu oft das Gepräge des ächt Menschlichen, selbst ethischer Erniedrigung und Herabsetzung. Der Volkswitz und die den Griechen angeborne Lust zum Burlesken, zum Spaßmachen, zur Ausgelassenheit hatte sich dabei in Vielem Luft gemacht. Das hatten natürlich die Dichter beibehalten und haben es eben so erzählt und dargestellt. Ja! sie haben, wahrhaft mit einer gewissen Vorliebe, den Heros zum Gegenstande ihres Witzes gewählt und dem öffentlichen Gespött und Gelächter preis gegeben. Das ist vornehmlich geschehen im Satyrspiele und im komischen Drama, für welches allerdings nicht wenige Scenen aus dem mythischen Lebenskreise des Heros geeignet waren, als z. B. die Proben von seiner ungeheuren Trinklust und Trinkfertigkeit, von seinem übermäßigen Appetite*) u. dergl. Namentlich ist der Herakles der attischen Bühne keines Falles jener Ehrfurcht gebietende, durch die Summe und Größe seiner Heldenthaten ausgezeichnete, sich aufopfernde Wohlthäter der Menschen und kräftige Bekämpfer von Ungeheuern, sondern der lebensfrohe, genußsüchtige, höchst materielle Repräsentant der damaligen höchst rohsinnlichen, unthätigen und faulen Athleten, die vornehmlich ein Mann wie Aristophanes mit der scharfen Lauge seines Witzes unbarmherzig in der Person des alten Heros gegeißelt hat.

Die Tragiker dagegen hielten wieder denselben sehr hoch und die Philosophen trugen wieder dadurch, daß sie ihn zum Muster menschlicher Thatkraft und Ausdauer hinstellten, oder daß sie ihn zur Hauptperson moralischer Erzählungen machten, wie z. B. der Sophist Prodicus in der berühmten Allegorie: »Herkules am Scheidewege,« nicht wenig dazu bei, ihm die alte Achtung zu erhalten und zu sichern. Ein Aeschylus stellte ihn in seinem »gefesselten Prometheus« als das

*) Daher seine Beiwörter: φιλοπότης, bibax, παμφάγος, βουφάγος, βουθοίνας, γαστρίμαργος, ἀδηφάγος, ταυροφόνος, σφόδρα ἐδάς, βούλιμος.

Ideal männlicher, zum Wohle unglücklicher Wesen thätiger Kraft hin, so wie nicht minder ein Pindar.

Was nun die äußere Darstellung des Herakles anlangt, so erscheint er erstens von den Schriftstellern, namentlich von den Dichtern also gezeichnet: er ist ein starker, kräftiger Mann, geschmückt mit einem furchtbaren Wehrgehenke und bewaffnet mit gespanntem Bogen und mit einem Pfeile. Von den Dichtern nach Homer »wurde die Gestalt des Helden auf eine Weise ausgeprägt, die ihn von allen andern Heroen unterscheidet, indem er nun, ohne eines ehernen Helmes, Panzers und Schildes zu bedürfen, auch ohne die verschiedenen Angriffswaffen, die der heroische Krieg erfordert, allein auf die ungeheure Kraft seiner Glieder vertrauend, nur der alleinfachsten Waffe, einer Keule, sich bedienend und durch keine Rüstung geschirmt als das Fell des zuerst erlegten Löwen, eine Art Gymnastik an den zu erlegenden Unthieren ausübt, wobei bald mehr Schnelligkeit des Laufs und Sprunges, bald Ring- und Faustkampf im höchsten Maaße ihrer Kraftanstrengungen in Anspruch genommen werden. Der Dichter, der gerade auf die angegebene Weise die Vorstellung vom Herakles umbildete und dadurch gewiß die Monotonie der gewöhnlichen Heroenkämpfe auf das Erfreulichste unterbrach, war jener Pisander,« den wir schon im Vorhergehenden erwähnten. Er stattete den Helden mit nichts weiter aus, als mit der Löwenhaut, mit Keule und Bogen. Eben so that Stesichorus, und seitdem ward dieses stehender Typus, der auch in die bildende Kunst überging.

»Diese aber, welcher Herakles als das Heroen-Ideal in der höchsten Potenz entgegentrat, deutete in älterer Zeit als den Hauptzug in ihren deßfallsigen Darstellungen die durch Anstrengung gestählte und bewährte Kraft an, und die Künstler Myron und Leucippus entwickelten sie besonders zu einer Form, die nicht mehr überboten werden konnte. Schon in den oft überaus edlen und anmuthigen Bildungen des jugendlichen Herakles meldet sich diese zusammengedrängte Energie in der gewaltigen Stärke der Nackenmuskeln, den dichten kurzen Locken des kleinen Hauptes, den verhältnißmäßig kleinen Augen, der vorgedrängten mächtigen Unterstirn und der Form sämmtlicher Gliedmaßen. Deutlicher aber tritt der Charakter des Vollenders ungeheurer Kämpfe, des mühebeladenen Heros in der gereiften Gestalt hervor, wie sie Lysippus mit besonderer Liebe ausbildete, in den aufgehügelten, durch unendliche Arbeit hervorgetriebenen Muskellagen, den mächtigen Schenkeln, Schultern, Armen, Brust und Rücken, so wie in den ernsten Zügen des zusammengedrängten Antlitzes, in denen der Eindruck, welchen Mühe und Arbeit gemacht, auch durch eine vorübergehende Ruhe nicht aufgehoben wird. Beide Gestalten lassen sich nun in einem fast unübersehbaren Cyclus von Abenteuern und Kämpfen nachweisen, und die Entwickelung des Heros von dem schlangen-bändigenden Kinde aus durch alle Ereignisse des Lebens hindurch verfolgen. — — Die eigentlichen Kriegsthaten wurden weniger Gegenstand der bildenden Kunst als der ältern Poesie; daher auch nur in der ältesten Kunst Herakles das gewöhn-

liche Heldencoſtüm trug, wie er es bei Heſiod hat, und dagegen ſchon ſeit frühen Zeiten Löwenhaut, Keule, Bogen als die gewöhnliche Bewaffnung des Helden vorkommen.«

Beſonders häufig wurden die Zwölfkämpfe gebildet, deren Beſtand und Folge ſich zwar auch in der Kunſt nie völlig fixirten, aber doch eine gewiſſe früh ſanctionirte Ordnung durchblicken laſſen. Von der Unzahl ſeiner übrigen Thaten findet man die Erlegung der Giganten vornehmlich oft auf Vaſen alten Styles. Außerdem hat ſich die Kunſt aus dem Kreiſe der Sagen vom Herakles mit Vorliebe noch folgende Gegenſtände zu Sujets genommen: den Dienſt bei der Omphale (ein lydiſcher Mythus), gewiſſe Acte von Reinigungen und Sühnungen, deren der leicht in Wuth verſetzte oder in Wahnſinn gerathene Heros oft bedurft haben ſollte; der die Cither ſpielende Heros, meiſt in Verbindung mit Pallas Athene, mit Hermes und Dionyſos. Eine beſondere Reihe von Darſtellungen bietet die Scene der Verbrennung auf dem Oeta und die Apotheoſe: »man ſieht in ſchönen Vaſenbildern den Helden durch die ihn beſchützenden Götter auf einer Quadriga vom Scheiterhaufen empor nach dem Olympus geführt, gewöhnlich jugendlich, indem die Verjüngung zugleich mit der Apotheoſe eintritt, und auf dem Olympus mit der Jugendgöttin Hebe ſelbſt vermählt.«

Eine andere Vorſtellungsweiſe, und zwar jene ſcherzhafte, muthwillige, läßt den Helden als Trinker und Freund des Weines erſcheinen und ſo eintreten in den Kreis der Begleiter des Weingottes Dionyſos, und ſpielt mit dem Gegenſatze des gewaltigen und ungefügigen Heros und ſeinen muthwilligen Geſellen. Einen ſolchen, im behaglichen Zwiſchenzuſtande ausruhenden Herakles ſtellt auch das berühmte, noch vorhandene Meiſterwerk dar, der ſogenannte Torſo von Belvedere. Ja! den Spielen dionyſiſcher Feldluſt folgend, behandelte auch die Kunſt den Herakles gern komiſch: ſein Abenteuer mit den Pygmäen (Zwerggeſtalten) und Cercopen (Geſchwänzten, d. h. Affen) gaben dazu die beſte Veranlaſſung. Endlich ward auch wohl die Scene dargeſtellt, wie Herakles ohne Weiteres Jemandem Rinder vom Pfluge ſpannt, um ſie zu verzehren (nach dem Mythos, der gebildet iſt, um zu erweiſen, warum dem Heros Ackerſtiere geopfert wurden und als Heros vornehmlich das Fleiſch). Die allegoriſche Fabel vom Herakles am Scheidewege iſt für die Kunſt nur von geringem Belange geblieben.

Geweihet waren dem Heros die Silberpappel, der wilde Oelbaum, der Eppich, die Wachtel, und als dem Gefräßigen die Seemöve. Unter andern Thieren wurden ihm beſonders Eber geopfert; darum wird ſein Cultus auf Kunſtdenkmälern durch dieſes Thier bezeichnet, ſonſt aber auch durch den herakleïſchen Becher. Als dem Alexikakos (Unheil-Abwender) kommt ihm auch das Füllhorn zu, in welcher Beziehung er gern mit den niedern Land- und Feldgöttern zuſammengeſtellt wird, denen er auch in einer niedern Form ſeiner Bildung, wobei gerade das Derbe und Rauhe ſeines Weſens hervortritt, ziemlich nahe ſteht.

Im spätern alexandrinisch-römischen Zeitalter, wo man längst nicht mehr, ja! am allerwenigsten den eigentlichen Sinn der alten griechischen Religion erkannte und zu erfassen vermochte, und wo besonders die Astronomie und der Himmel mit seinen Sternbildern eine bedeutende Rolle spielte, deutelte man die zwölf Arbeiten des Herakles als die zwölf Sternbilder, durch welche sich der Sonnengott das Jahr über hindurcharbeiten müßte. So ward der Heros auf seinen alten Tagen noch zum Sonnengotte gestempelt, von welcher Würde sein eigentliches Wesen doch so himmelweit entfernt ist. Ja! in Folge dessen avancirte er bald auch, nach orphischer Lehre, zum Demiurg oder Weltschöpfer und ward zuletzt zu einem Magier (Lobeck. Aglaoph. p. 1310 sq.), oder auf der andern Seite bei den nur allzu nüchternen pragmatisirenden Historikern zu einem bloßen ehemaligen wirklichen Züchtiger von Räubern, zu denen auch die Cercopen gerechnet wurden.

Auf gutem Wege war man, als man mehrere Herkulesse annahm, einige Kritiker vier, andere (wie Cicero) sechs. Aber der Römer Varro gerieth auch hier auf Abwege: er soll nicht mehr wie vier und vierzig herausgebracht haben. Die christlichen Apologeten haben den Herakles-Cult heftig angegriffen und auf das Unedle, Lächerliche, Unsittliche, Inconsequente in demselben, so wie in den Mythen, hingewiesen. Dessen wird der unpartheiische Kritiker kein Hehl haben; aber er wird auch die mannigfachen guten und schönen Seiten nicht verkennen und — Dichtungen zu beurtheilen wissen. »Gern,« singt Pindar, »lenk ich zu Herakles mein Gemüth, wenn ich von reizender Tugend Zier verkünden alte Sagen will.« Die Art und Weise, wie Lucian mit dem Heros spielt, ist barok und unedel.

Vom Herakles haben eine Menge Namen von Oertern, Städten, Menschen ihren Ursprung im Alterthume erhalten. Seine Nachkommenschaft soll ebenfalls sehr groß gewesen sein: sie im Einzelnen durchzugehen, würde wenig die Mühe lohnen und steht unserm Plane fern.

So greift denn der Herakles-Cult nach vielen Seiten hin über. Er ist mit seinen Mythen ein gar merkwürdiges Gebilde, das sich nicht in Einen Rahmen fassen läßt. Man könnte ein besonderes Buch darüber schreiben.

---

8. Die Dioscuren:

Castor und Polydeukes (Pollux).

Der Name bedeutet des Zeus junge Bursche, Reisige, Knappen: ein Ausdruck, der zu allgemein ist, um einen Anhebepunct darzubieten. Und unsere Nachrichten über dieses Götterpaar sind so verworren

und dunkel, daß es der größten Vorsicht und der schärfsten Sichtung bedarf, wenn man hier aufs Reine kommen will. Auch kann man leicht durch falsche Ansichten, selbst der neuesten Mythologen, irre geführt werden, z. B. Otfried Müller's, daß der Dienst schon ein vordorischer wäre. Den Verfasser dieses hat unbefangenes Forschen zu folgenden Resultaten gelangen lassen:

Der Dienst der Dioscuren ist herzuleiten von den Doriern des Peloponnes: sein Mittelpunct ist Lacedämon, Sparta gewesen, dieß höchst wahrscheinlich auch die Stätte seines Ursprungs. Und der Charakter der Spartaner paßt trefflich dazu; nur ein kampflustiges kriegerisches Volk konnte solche Götter sich bilden. Die Dioscuren sind nehmlich ursprünglich Gottheiten des Kampfes und des Krieges.

In Sparta waren sie so heimisch, daß sie für die Obmänner (ταμίαι) des ganzes Staates, so wie der einzelnen Bewohner, galten, in letzterer Beziehung sogar den Hausgöttern (θεοῖς ἑφεστίοις) oder den römischen Penaten gleich geachtet wurden. Man schwur bei ihnen (ναὶ μὰ τὼ σιὼ oder ναὶ τὼ σιώ, d. h. θεώ, bei den beiden Göttern), feierte ihnen besondere Feste u. s. w. Was sie nun aber als besondere Götter charakterisirt, war das, daß sie Standbilder hatten am Anfang der Rennbahn als Schrankenhüter (ἀφεστήριοι θεοί), und daß stets der eine, der sogenannte ältere, Polydeukes, als ein tüchtiger Faustkämpfer (πὺξ ἀγαθός), der andere, jüngere, Castor, als das Ideal eines Reiters und Wagenführers (ἱππόδαμος, ἱππολίδης, ταχύπωλος) gegolten hat. Beide waren also die Vorstände gymnastischer Uebungen und Kämpfe: Polydeukes für den Faustkampf, Castor für den Rossekampf.

Anfangs, vielleicht als die letztere Kampfweise noch nicht eingeführt war — der Mythos von den Dioscuren deutet insofern hierauf hin, als er den Polydeukes den ältern Bruder nennt — ward nur Polydeukes verehrt. Der Name dieses Gottes ist ursprünglich bloßes Adjectiv und heißt »der Vielfüße.« Offenbar soll er im gegenwärtigen Falle nicht Andres andeuten, als den Gott, der den »vielfüßen« Sieg erstreiten läßt im Faustkampfe. Denn gewöhnlich gibt man ja dem Gotte die Eigenschaften, die eigentlich der Sache, der er vorsteht, zukommen. Es ist jenes Adjectiv eben so wahrscheinlich anfänglich nur ein Beiwort des Zeus gewesen, der ja ebenfalls für einen und zwar für den Hauptvorsteher der Kampfspiele galt, und aus dem Beiwort ist später, wie sonst öfter, ein besonderer Gott, ein besonderer Cultus geworden. Sonach war ursprünglich Polydeukes der Vorsteher des Faustkampfes, der den Muth des Kämpfenden stärkte, ihm den Sieg erringen ließ, dem dann später Castor erst zugesellt worden. Vielleicht war es indessen auch so, daß Polydeukes überhaupt der Gott des Wettkampfes war und erst dann, als Castor ihm beigefügt, für den besondern Faustkampf angenommen wurde: eine Ansicht, die sich in mancher Hinsicht noch mehr empfiehlt.

Die gymnastischen Uebungen waren eigentlich nur Vorübungen zum Krieg. Und so wurden die Dioscuren auch solche Götter, die

bei Manövres, als Vorbereitungen zum Kriege, in Verehrung gezogen wurden. Alljährlich zogen die spartanischen Jünglinge nach dem Ephebäum oder Phöbäum — die Lesart ist schwankend; die Sache spricht für das Erstere*) — unfern Therapne, auf welchem Wege zur Rechten ein Tempel des Polydeukes war und eine Quelle, die des Polydeukes geheißen, vielleicht eben aus dem Grunde, weil man in der ältesten Zeit nur ihm, noch nicht dem Castor huldigte. Dort nun, auf einem mit Gräben umringten Platze, kämpften jene mit einander in zwei einander gegenüberstehenden Schaaren, um sich für den wirklichen Krieg vorzuüben, wobei es oft sehr ernst hergegangen sein mag. Vorher aber opferte man im Ephebäum dem Enyalios (dem Kriegsgotte), und im Bereiche dieses Ephebäums befand sich ein Tempel der Dioscuren, denen man natürlich gewiß ebenfalls wird Opfer dargebracht haben. Sie standen mithin — das sieht man hieraus klar — mit Ares, Enyalios oder mit dem Kriege in besonderer Beziehung. Wir machen hierbei die Bemerkung, daß solche Scheinkriege auch auf Creta in den von den Doriern angelegten Colonien statt hatten, wo an bestimmten Tagen unter Flöten- und Lyraspiel, Schaar gegen Schaar im Kriegsschritte zum Kampfe auszog und sich gegenseitig Streiche versetzte mit der Faust, mit Knitteln, sogar mit eisernen Waffen. Offenbar eine Entlehnung von den Doriern des Peloponnes! Aber man hatte dabei keinen Cultus der Dioscuren, der auf Creta gar nicht scheint gewöhnlich gewesen zu sein. Hat also nicht vielleicht dieser Cult selbst in Sparta erst nach Anlegung der cretischen Colonien seinen Anfang genommen? Bei Homer kommen die Dioscuren ja noch als gewöhnliche Menschen vor! Ihr Cultus scheint also damals noch in der Entwickelung begriffen gewesen zu sein.

Im Kriege selbst werden sie natürlich nun eine um so bedeutsamere Rolle gespielt haben. Wenn es zur Schlacht ging, ward eine bestimmte Melodie auf der Flöte angestimmt, zu und nach welcher das Embaterion oder der Schlachtgesang (so genannt, weil man darnach marschirte, in gewissem Tacte nach anapästischem Maaße) gesungen wurde. Diese Melodie hieß die castorische (*νόμος Καστόρειος*) oder das Castoreum und war höchst wahrscheinlich so geheißen, weil sie ordnete (*κάδειν, κάζειν, κεκάσθαι*) oder in Ordnung die Schlachtreihe erhielt, gleichsam ein Ordner (*κάστωρ*) für das Heer war. Und daraus konnte man dann wohl ein eignes Wesen machen, das gleichsam dafür sorgte, daß die Armee nicht in Unordnung gerieth, woran ja der Sieg hing. Das ist mithin jedenfalls der Ursprung des Castor-Cultes gewesen. Vielleicht daß auch *κάστωρ* ursprünglich ein Beiwort des Zeus war. Nun ist es leicht zu erklären, warum man die Erfindung und Einführung jenes Waffentanzes, den die Spartaner die Pyrrhiche nannten, einer ächt spartanisch-dori-

*) Sollte es nicht auch daher kommen, daß man den Phöbus Apollon als Ephebe darstellte in der Kunst?

schen Einrichtung, dem Castor zuschrieben, und dem allein; eben so, warum man beide Dioscuren ἀμβούλιοι (von ἀμβολά, das Anstimmen eines Gesanges) nannte und sie unter dem Titel in Sparta eigens verehrte neben einem Zeus Ambulios und einer Athena Ambulia, welche Göttin wegen ihres kriegerischen Charakters ja besonders zu den Dioscuren paßte. Auch brachte die spätere Sage beide insofern noch außerdem in Verbindung, daß sie erzählte, die Athene (als Erfinderin der Flöte) habe den beiden Jünglingen zu ihren Waffentänzen die Flöte geblasen.

Wenn aber jene beiden Wesen, Castor und Polydeukes, einander selbst in der Vorstellung der Spartaner so nahe standen: so ist es kein Wunder, wenn sie als gleiche Wesen, als unzertrennlich, als Brüder gedacht und betrachtet wurden. Dieß bekundeten die Spartaner selbst im Aeußern. Sie hatten ein Bildwerk, die δόκανα, zwei aufgerichtete Balken von Holz, mit zwei querübergelegten, welche jene mit einander zusammenhielten. Die Anfertigung desselben gehört zuverlässig in die älteste Zeit der griechischen Culturgeschichte, in die Anfänge der bildenden Kunst unter den Doriern. Das waren den Spartanern die beiden Dioscuren, Castor und Pollux. Bei Feldzügen hatte man die Sitte, dieß Gebilde mitzunehmen als Hort im Kriege. Ja! man hat Beispiele, daß sie selbiges an andere Staaten zur Hülfe gesandt haben. Als z. B. bei einem Kriege der Locrer in Unteritalien mit den Crotoniaten jene die Unterstützung der Spartaner nachsuchten, versprachen die ihnen den Beistand dieser ihrer Kriegsgötter, der Dioscuren, und die Dokana sollen, nach der Sage, den Locrern den Sieg gebracht haben.

Aus dem Allen geht sonnenklar hervor: einmal daß die Dioscuren Kampf- und Kriegsgötter waren. Und das wird noch weiter bezeugt nicht bloß durch bestimmte deßfallsige Aeußerungen bei den Alten (z. B. Apollodor. III, 11, 1.), sondern auch durch die Darstellung der Dioscuren und durch die Mythen, von welchen weiterhin die Rede sein wird, zweitens daß Sparta für die Heimath derselben gelten kann und muß. Und nun wird man sich nicht wundern können — das wird die letzte Behauptung noch mehr bekräftigen — wenn es in Lacedämon selbst hieß, jene wären hier geboren oder doch wenigstens erzogen; wenn man in Sparta das Haus zeigte, wo sie gewohnt; wenn man dem Castor hier ein Denkmal gesetzt hatte, wie nach seinem irdischen Tode, und einen Tempel errichtet; wenn man glaubte, daß beide Dioscuren den Spartanern vornehmlich im Kriege (z. B. mit den Messeniern, wo sie plötzlich auf einem Baume erblickt worden wären [Pausan. IV, 6, 1.]) beigestanden; wenn man ihnen in der Nähe der Laufbahn einen eignen Tempel geweihet; wenn man sie zum Embleme der heimischen Münzen erkor; wenn man wähnte, daß sie vor Allen hier als Fremdlinge und gute Genien bei einzelnen Spartanern Besuche machten, nicht immer als hülfreiche Retter in der Noth und als Horte, sondern auch bloß als freundliche Gäste (z. B. Pausan. III, 16, 3.); wenn man ihnen hier wie in Agrigent, einer dorischen Colonie, woran auch Spartaner Theil genommen, ein be-

sonderes Fest der Götterbewirthung (Θεοξένια; denn nach der Vorstellung der Alten erschienen ja die Götter persönlich zu dem Feste, das ihnen bereitet ward, selbst mit ihren Angehörigen und Freunden, wie z. B. nach Pindar [der darin wohl einer ältern Sage folgte] mit Herakles, der als Gott der Athletik und der Kampfspiele ja auch zu den Dioscuren gehörte) feierte; wenn der Spartaner glaubte, daß sie vornehmlich im entscheidenden Augenblick erschienen und Hülfe brächten und die wankende Schlachtreihe durch ihren Zuruf ermuthigten oder durch ihre bloße Gegenwart: ein Aberglaube, dessen sich einst z. B. Archidamus, der Sohn des Agesilaus, zum Vortheile bedient haben soll (er sandte Nachts vor der Schlacht Reisige aus und gab dann vor, es wären die Dioscuren gewesen). Endlich wird man nun verstehen, wie die Athenienser (im peloponnesischen Kriege) die Dioscuren konnten Landsleute (πολίτας) der Spartaner nennen, und wie der Dichter Theognis in seinen Elegien den Castor und den Polydeukes anrufen konnte als »die im göttlichen Lacedämon wohnten beim Eurotas, dem lieblich rinnenden Flusse.« Und ihr Mythenkreis, der hauptsächlich in Laconien spielt, gibt gleichfalls noch einen sehr trifftigen Beweis.

Nehmlich nach laconischer Sage (bei Homer) sind die Dioscuren mythisch Söhne des Tyndareos (eines wahrscheinlich wirklichen, urgeschichtlichen Herrschers in Laconien; denn der Name läßt sich nicht etymologisch oder geographisch auflösen) und der Leda (auch ein Name, der nicht allgemein zu fassen ist), d. h. ihr Alter und ihr Ursprung wird in mythische Zeit zurückversetzt. Für ihre Schwester konnte demnach Clytämnestra und Helene gelten, weil diese eben als Töchter jenes alten Aelternpaares galten. Helene übrigens ist ein schwer zu erfassendes weibliches Wesen; denn diese ist in Laconien ebenfalls als Göttin verehrt worden: sie hatte einen Tempel in Sparta selbst, und in Therapne zeigte man ihr (als einheimischer Heroin) und des Menelaus Grab. Verdankte sie diese Zusammenstellung einer bloß äußerlichen Verbindung der beiderseitigen Genealogie, indem man beider Ursprung auf den alten Tyndareos zurückführte? oder bedeutet Helene (doch offenbar von ἑλεῖν) etwas dem Wesen der kriegerischen Dioscuren in der Vorstellung Analoges? Soll man an ἑλεῖν νίκας (den Sieg davon tragen?), ἑλεῖν Ἴσθμια u. dergl. denken? Der rhodische Dienst, der auf Naturdienst hinweist, gibt keinen Ausschluß. Genug aber: das Geschlecht der Dioscuren wurde mit dem der Helene verflochten, und das konnte nur in Sparta selbst geschehen. Andere, spätere Sagen melden ganz Andres.

Als Geburtsort der Dioscuren gilt mythisch theils Amyclä, theils der Taygetus, theils die Insel Pephnos bei Thalamä, theils Thalamä selbst; aber das Alles sind Oerter Laconiens. Eben so wurzelt der Mythus von ihrer Entführung der Leucippiden hier zu Lande, mag er auch von den verschiedenen Schriftstellern verschieden berichtet werden. Jene Leucippiden sollten Phöbe (die Reine) und Hilaïra (die Strahlende, Glänzende) gewesen sein. Offenbar Beinamen der Selene oder Mondgöttin oder auch nach späterer Ansicht der Artemis.

Sie ſollten Töchter der Leucippus (Weißroß) ſein: ein Name, der zuverläſſig auch aus einem Beinamen der Mondgöttin Leucippe — ſie ſollte nehmlich (wegen des matten Glanzes des Mondes) mit weißen Roſſen ihren Mondwagen fahren — gebildet iſt. Auch gab man ſie für Töchter des Apollo aus; die Beziehung liegt nahe, wenn man die enge Verbindung dieſes Gottes mit der Artemis bedenkt. Sie hatten unter dem Namen Phöbe und Hilaïra einen Tempel zu Sparta, wurden alſo förmlich als Göttinnen verehrt, und inſofern als die Dioscuren gewöhnlich auf weißen Pferden dargeſtellt wurden, hatten ſie mit jenen in der Vorſtellung Aehnlichkeit. Darum mögen beide durch den Mythus in Verbindung gebracht worden ſein.

Nicht minder ſpielt der Mythus von dem Kampfe der Dioscuren mit den Söhnen des Aphareus (Wegnehmers), dem Idas (Seher) und Lynkeus (Luchsauge), ſo verſchieden auch er erzählt wird, in Laconien: höchſt wahrſcheinlich hervorgegangen aus den gegenſeitigen Raubzügen der Laconier und Meſſenier in früheſter Zeit, vielleicht zur Zeit der erſten meſſeniſchen Kriege. Hierbei ſollte Caſtor ſeinen Tod gefunden haben.

Von Sparta aus hat ſich nun der Dioscuren-Dienſt zunächſt über andere Städte und Oerter Laconiens verbreitet. So finden wir ihn denn, außer an den ſchon oben erwähnten Plätzen, zu Therapne, zu Amyclä, zu Braſiä (mit der Athene zuſammen), bei Croceä (in den Steinbrüchen), bei Gytheum (die caſtoriſchen Päſſe). Aber von Laconien überhaupt ging er auch über in die ſpartaniſchen Colonien: nach Thera und von da nach Cyrene; nach Sicilien, nach Agrigent; nach Unteritalien: nach Locri Epizophyrii, Rhegium, Metapont, Tarent ꝛc., von da ſelbſt nach Rom. Ueberdem fand er ſich in dem benachbarten Argolis: bei Lerne, in der Nähe des Fluſſes Eraſinus, und in Argos ſelbſt (als Mixarchagetes, d. h. als ein halbgöttlicher Ahnherr der Stadt, was von großer Verehrung der Dioscuren daſelbſt zeugt), ferner in Corinth (und darum auch auf Corfu, was von Corinth coloniſirt worden war), in Meſſenien (an mehreren Stellen; ja die Meſſenier vindicirten ſogar in ſpäterer Zeit die Dioscuren als ihnen angehörig, nachdem Epaminondas Meſſene wieder hergeſtellt, Sparta gedemüthigt hatte), in Elis, in Mantinea in Arcadien, zu Pharä in Achaja, in Dioscorias (einer mileſiſchen Colonie in Colchis, nach den Göttern ſelbſt ſo benannt), in Conſtantinopel (wenn auch erſt ſeit Kaiſer Severus).

Lange blieb indeß der Cultus nicht rein und unvermiſcht. Als die Kunde von ihm nach Attika gelangte, hielt man hier die dort local verehrten »Anakes« oder «Anaktes« (Könige) für gleich mit den Dioscuren, und beide gewiß urſprünglich verſchiedene Gottheiten wurden der Vorſtellung nach mit einander vermengt *). So galten denn den Athenienſern ihre Anakes für die Dioscuren und ſelbſt im

*) Lobeck. Aglaoph. pag. 765 u. 1233 sq.

attiſchen Demos Cephalä hießen die dort verehrten ſogenannten »großen Götter« Dioscuren. Zu Amphiſſa in Phocis gab es Myſterien der Jünglinge Anakes, und auch dieſe deutete man zu den Dioscuren, obwohl man ſie nicht minder mit den Cureten oder Cabiren zuſammenſtellte. Wahrſcheinlich waren es allgemeine Horte, Helfer in der Noth, Retter. In Folge deſſen entwickelte ſich in Attika ſogar ein (localer) Mythos, nach welchem der mythiſche Theſeus (der Repräſentant der attiſchen Staatsverfaſſung) die Helene, die Schweſter der Dioscuren, aus Sparta entführt hätte. Drauf wären dieſe nach Attika gezogen und hätten die Schweſter befreit. Welcher Sage gewiß auch ein ſpäterer Krieg zwiſchen den Athenienſern und Lacedämoniern das Daſein gegeben hat. Jener Erzählung wird — um den Cultus der Dioscuren in Athen zu erklären — hinzugefügt, der Bruder des Theſeus, Mneſtheus, habe den Tyndariden die Thore von Athen geöffnet und Aphidnus (von der Stadt Aphidnä gebildet) ſie zu Söhnen angenommen, damit ſie als nahe Verwandte der Athener — nur ſolchen war die Aufnahme geſtattet — in die eleuſiniſchen Myſterien ihrem Wunſche gemäß eingeweihet werden könnten, bei welcher Gelegenheit ſie die Frucht der Demeter (das Getreide) bekommen und zuerſt nach dem Peloponnes gebracht hätten: ein Punct, der ſelbſt politiſch in der Folge (zur Zeit des peloponneſiſchen Krieges) nicht von den Athenienſern für unwerth erachtet wurde hervorgehoben zu werden, um ein Bündniß mit den Lacedämoniern einzuleiten (Xenoph. Hellen. VI, 3, 6.). Nächſt Herakles wären die Dioscuren die erſten Fremdlinge geweſen, die Triptolemus (der mythiſche Repräſentant des Getreidebaues) mit den Geheimniſſen der Demeter bekannt gemacht. Dieſer ſo gemiſchte Cultus war von Athen gewiß auch nach Milet übergegangen, das zuerſt Anaktoria ſoll geheißen haben, und von da nach der oben genannten mileſiſchen Colonie Dioscurias. Gleicher Weiſe findet ſich ein Anaktorion am ioniſchen Meere, eine Colonie von Corinth, wo die Dioscuren verehrt worden ſind, aber gewiß als Anaktes, wie auch zu Pharä in Theſſalien.

Eine zweite Vermengung trat ein, als — wohl in Folge der Ausbreitung der Macht der Lacedämonier während der perſiſchen und während des peloponneſiſchen und der folgenden Kriege, auch über die Inſeln des griechiſchen Archipelagus — die Kunde von den Dioscuren ſich erweiterte und bei der Gelegenheit auf Samothracien und einigen andern Puncten auf einen Cultus ſtieß, welcher gleichfalls eine Aehnlichkeit mit dem der Dioscuren zur Schau trug. Das waren die Cabiren, welche ohne Zweifel ebenfalls an gewiſſen Oertern, namentlich auf Samothracien, für Helfer, Retter, Horte in der Noth galten. Und weil den Bewohnern der dortigen Inſeln und Küſtenſtädte bei ihren Seefahrten nichts häufiger begegnete als Gefährlichkeiten zur See: ſo wurden die Cabiren namentlich als rettende Engel oder Genien für die Schiffenden betrachtet, und es war außerordentlich, welchen Ruf ſie alsbald als ſolche erhielten, mehr jedoch unter dem Namen der Dioscuren, wozu eben die Macht der Spartaner

zur See, ihre Seefahrten, Seekämpfe, Seesiege und Verluste zur See, als eigentlicher Inhaber jenes Cultes, nicht wenig mögen beigetragen haben. Horte im Landkriege und im gewöhnlichen Kampfe waren sie es den Lacedämoniern auch in den Seeschlachten, ja überhaupt auf der See, selbst schon im Kampfe mit dem wilden Elemente. Bei andern griechischen Stämmen, welche die Anakes damit vermengt haben, wie z. B. bei den Athenienfern, hatten sie wohl schon immer seither im Allgemeinen für Unglück abwehrende Gottheiten (*ἀλεξίκακοι*, Aristoph. eccles. 1069.) gegolten. Wie leicht war also auch hier der Uebergang eben vom Allgemeinen zum Speciellen. So fing man denn von ihnen an zu glauben, daß sie auf Seereisen günstigen Wind gäben, die Schiffe oft in Sturm und Ungewittern behüteten, vor dem Scheitern bewahrten und glücklich ans Land brächten. Wenn sie daher im Sturme von den Schiffenden angerufen, wenn ihnen dann weiße Lämmer gelobt wurden, dann eilten sie herzu und besänftigten die Wogen. So traten sie in nahen Verein mit Poseidon, der dasselbe vermochte, für dessen Diener sie daher auch von einigen Schriftstellern erklärt worden. Der älteste Schriftsteller aber, der solche Eigenschaft erwähnt, ist Euripides; denn die Zeit der Entstehung des homerischen Hymnus kennen wir nicht. Vornehmlich berühmt ward diese Seite des Cultes im römischen Zeitalter, wo die Schifffahrt auf dem griechischen Archipelagus so lebhaft war. Für ein sichtliches Zeichen der Erscheinung der Dioscuren in Seegefahren hielt man es, wenn ihr Gestirn, das Zwillingspaar, sich zeigte oder wenn an den Masten und Raen der Schiffe das sogenannte St. Elmsfeuer, jenes electrische Licht bei Sturmeswüthen, sichtbar wurde. Und Helene verdankte ihrer vermeintlichen Schwesterschaft, daß sie gleichfalls zu den helfenden Gottheiten der Schiffer gezählt wurde (*ναυτίλοις σωτηρία*).

Gezeichnet von den Schriftstellern werden die Dioscuren uns als Jünglinge, kräftig, rasch, behende, herzueilend, wohlwollend, gütig, helfend, rettend, zutraulich, freundlich, dankbar und zwar eben im Augenblicke der schwebendsten Gefahr *). Das markirendste Beispiel dieser Art ist die bekannte Geschichte von der Errettung des Dichters Simonides zu Cranon in Thessalien aus der Gefahr, vom einstürzenden Hause des Skopas mit den übrigen Theilnehmern des Gastmahles erschlagen zu werden. Doch spenden sie auch Wohlthaten ohne Bezug auf Gefahr, wofern selbige nur als plötzlich eingetreten gedacht werden, z. B. den Cyrenäern das bekannte Silphium, eine Pflanze, durch die diese Griechen reich geworden sind und die mit Einem Male gefunden worden sein soll. In Byzanz war ihnen ein Tempel, wo sogar körperlich Leidende von ihren Qualen sollten befreiet werden. Die Dioscuren greifen so selbst in das Gebiet der medicinischen Götter ein. Sie repräsentiren insofern geradezu unsere göttliche Vorsehung. Sie bekunden diese ihre Schnelligkeit und behende

*) *Σωτῆρες, βοήθοοι, ἀγαθοὶ παραστάται.*

Bereitwilligkeit zu helfen, vornehmlich in der Schlacht, in dem Augenblicke der Entscheidung: da erscheinen sie urplötzlich und gewähren den Sieg und, wenn sie noch mehr thun wollen, verkündigen sie sogar augenblicklich denselben den betreffenden Angehörigen selbst in weiter Ferne. Außerdem sind sie vornehmlich Schirmherren der Gastfreundschaft (*φιλόξεινοι*) und treten so ins Gebiet der ethischen Götter ein.

Man dachte sie sich dann meistens beritten, auf schönen weißen Rossen *), von denen die mythisirende Poesie erzählte, sie hießen entweder Phlogos (der Flammende) und Harpagos (der mit Windeseile Fortreißende) — und diese sollte ihnen Poseidon, der Rossegott, verehrt haben — oder Xanthos (der Braune) und Kyllaros (die Krabbe), welche ihnen von der Hera (Hippia) geschenkt worden wären. Sonst und eigentlich war es nur Castor, dem man die Eigenschaft des Reitens, des Rosselenkens zuschrieb. Eine ganz vereinzelte Dichtung berichtet aber auch, daß dem Polydeukes vom Hermes (dem Vorstande gymnastischer Spiele), aus besonderer Vorliebe für ihn, das thessalische Roß Dotor — Thessalien war im Alterthume berühmt wegen seiner Pferdezucht —, geschenkt worden sei. Andere nennen dieß Roß wieder Krolithos (Austummler).

Gewöhnlicher schildert man den Castor allein für sich als gepanzert und vorzugsweise mit einem Speere bewaffnet oder stehend auf goldenem Wagen, die Rosse lenkend **).

Weil beide im Alterthume als berufene Kämpfer galten, so hat die Poesie sie als solche vielfältig handelnd auftreten lassen. So sollte nach der Einsetzung der isthmischen Spiele Castor daselbst zuerst im Stadium und Polydeukes im Faustkampfe gesiegt haben; als Herakles in den Himmel erhoben worden, hätten sie die Vorsteherschaft über die olympischen Spiele bekommen; sie sollten Theil genommen an dem Argonautenzug und auf demselben Polydeukes durch Tüchtigkeit im Faustkampfe, Castor durch ritterliche Kunst sich ausgezeichnet haben. Eben so dichtete man sie zu Theilnehmern an der calydonischen Eberjagd. Und daher mag es gekommen sein, daß sie auch als tüchtige Jäger gefeiert wurden, die (nach Xenophon) in dieser Fertigkeit unterrichtet worden sein sollten durch Chiron, den Repräsentanten aller körperlichen Geschicklichkeit, und daß man eine Art guter Jagdhunde vorzugsweise die castorischen hieß. Nicht minder wußte der Mythos zu berichten, wie sie an der Bestürmung und Zerstörung der Stadt Jolcus in Thessalien durch Peleus Theil genommen hätten; denn auch das ist eine Expedition, die in der Vorstellung der Alten und den Sagen eine große Rolle spielte. Eine einfach dastehende Sage (bei Theocrit) macht den Castor zum Lehrer des Herakles im Kriegswesen, der denselben unterrichtet habe im

---

*) Ἱππεῖς, *εὐιππεῖς*, *λεύκιπποι*, *λευκόπωλοι*.

**) Χαλκεοθώραξ, *χαλκομίτρης*, *δορύσσοος*, *χρυσάρματος*.

Gebrauche des Schildes und des Speeres und den Kampf zu ordnen und zu lenken.

In Betreff ihrer Abstammung macht die spätere Sage sie zu Söhnen des Zeus und der Leda, theils um sie höher zu stellen, theils wohl auch aus Mißverstand des Namens Dioscuren (Zeus' Reisige), welchen sie offenbar ihrem Verhältnisse als untergeordnete Kampfgötter zum obersten Kampfgotte, dem Zeus, verdanken. In jenem genealogischen Mythus spielt eine große Rolle das Ei der Leda, ein noch unerklärtes Problem der griechischen Mythologie, so wie die Leda selbst ein solches Problem ist.

Eine besondere Berücksichtigung verdient noch der Mythus von der Apotheosirung und der Heteremerie (das abwechselnde Leben und Sterben) der beiden Dioscuren. Wir haben schon oben bemerkt, daß Polydeukes gewiß der Zeit des Ursprunges seines Cultus nach der ältere ist, Castor der jüngere. Darum wurde jener höher geachtet, für einen wirklichen Gott, der letztere für einen Halbgott oder wohl gar für einen Sterblichen, dessen Grab man selbst zeigte. Gleichwohl betrachtete man sie als unzertrennlich, als gleich, als Brüder. Es ist merkwürdig, wie die mythisirende Poesie sich hier gewunden hat, um das Problem zu lösen, das Unharmonische auszugleichen und zu vermitteln, und sie hat es, was die Heteremerie betrifft, zu einer herrlichen Schöpfung benutzt. Da sollte denn einmal Polydeukes ein Sohn des Zeus, und Castor ein Sohn des sterblichen Pyndareos sein, folglich ursprünglich auch ein Sterblicher. Sodann, als Castor im Kampfe mit den Apharëiden gefallen, da soll der liebende Polydeukes zum Vater Zeus gefleht haben, daß er ihm gewähren möchte mit dem geliebten Bruder zu sterben. Darauf habe ihm Zeus die Wahl gestellt, ob er, als sein unsterblicher Sohn, mit ihm auf dem Olymp unausgesetzt wohnen oder, das Geschick des Bruders theilend, mit ihm einen Tag im Olymp leben und den folgenden Tag darauf wiederum todt im Hades weilen wolle. Und der liebende Bruder wählte das Letztere. Im alexandrinisch-römischen Zeitalter ward ihnen ein besonderes Sternbild, die Zwillinge, geweihet, darüber auch Manches gefabelt.

Was ihre Darstellung durch die bildenden Künste anbelangt, so zeigte sie schon der Kasten des Cypselus: einer derselben war unbärtig gebildet. Erzbilder von ihnen von der Größe eines Fußes standen auf der Insel Pephnos, und andere Bilder aus Ebenholz von den Künstlern Dipoenus und Scyllis in Argos. Polygnot hatte sie für den Dioscurentempel in Athen gemalt. Ihnen, die immer sehr viel von ihrer göttlichen Natur behalten haben, kommt auf den noch vorhandenen Darstellungen »eine völlig tadellose Jugendschönheit, ein eben so schlanker wie kräftiger Wuchs und als ein fast nie fehlendes Attribut die Halb-Eiform der Hüte oder wenigstens ein auf dem Hinterhaupt anliegendes, um Stirn und Schläfe mit starken Locken hervortretendes Haar zu. — Die Unterscheidung des Faustkämpfers Polydeukes und des Castor im ritterlichen Costüm findet sich nur, wo sie in heroischer Umgebung, nicht wo sie als Gegen-

stände des Cultus, als die atheniſchen Anakes und als Genien ihres Geſtirns in ſeinem Auf- und Untergange (wodurch ſie auch eine Beziehung auf menſchliche Lebensſchickſale erhalten) dargeſtellt werden.«

Im Gegenſatze zu dem vorſtehend geſchilderten ſchönen Gebilde religiöſen Glaubens, der Poeſie und der bildenden Kunſt ſticht sehr ab die kalte und ſchale Deutung des Ganzen durch den pragmatiſirenden Rationalismus der römiſchen Periode, der in den Dioscuren nichts weiter fand als ehemalige Sterbliche, die zu Göttern erhoben worden wären entweder wegen ihrer gefälligen, dienſtfertigen Bereitwilligkeit Nothleidenden zu helfen (vergl. Diodor), oder weil ſie zuerſt weite Seefahrten angeſtellt (ſ. Strabo). So wenig verſtand eine abgeſtandene, eiſige ſpätere Zeit die warme Begeiſterung einer frühern aufzufaſſen und zu würdigen! Noch ſchlimmer faſt ſind manche Deuteleien von Philoſophen und Alterthümlern dieſer Periode.

---

9. Ares.

Der Name iſt ohne allen Zweifel verwandt mit dem Adjectiv ἄρρην, bedeutet alſo urſprünglich den Männlichen, Mannhaften, d. h. den Gott der Mannhaftigkeit, Tapferkeit und zwar der perſönlichen und körperlichen, wie ſie im höchſten Alterthume von den Hellenen beſonders beliebt und geachtet werden mußte, damals, wo ſelbige auf einer noch niedrigen Stufe der Intelligenz ſtanden und perſönlicher Muth und perſönliche Stärke und Kraft vor Allem geſchätzt wurde. Es iſt daher auch ſehr wahrſcheinlich, daß der Cultus ſchon früh begonnen hat und zwar unter den Griechen ſelbſt entſtanden iſt, wie ſchon der Name des Gottes bezeugt, und was nicht minder daraus abgenommen werden kann, daß die Griechen noch zu Homer's Zeiten perſönliche Tapferkeit vornehmlich achteten. Mithin war es für ſie ein Leichtes, und für uns iſt es ſehr erklärlich, wenn ſie in jener menſchlichen Eigenſchaft etwas Göttliches, ein göttliches Geſchenk erkannten und ſolches von einem beſondern Gotte herleiteten. Einer männlichen Beſchäftigung mußte aber natürlich eine männliche Gottheit vorſtehen.

Perſönliche Tapferkeit aber iſt die Haupttugend eines Mannes in der Schlacht, im Kriege. So ward denn Ares der Gott des Krieges, aber weniger Vorſteher der geordneten Kriegsführung, als Gott des Schlachtengetümmels und des lauten Lärmens beim Streite. Jenes war die Pallas Athene. Es iſt daraus erklärlich, warum in hiſtoriſcher Zeit der Cultus dieſes Gottes uns nicht häufig und oft entgegentritt; denn da war die klug angewandte Taktik mehr im Anſehen als bloße rohe perſönliche Tapferkeit. In älteſter vordoriſcher Zeit mag er ſehr gäng und gäbe geweſen ſein; nachmals finden wir nur gleichſam noch Rudera davon: wir treffen ihn nur an wenig

Stätten im eigentlichen Griechenland, nirgends in den Colonien, woraus hervorzugehen ſcheint, daß man nach der doriſchen Wanderung, wo die Coloniſation der meiſten ausheimiſchen Gegenden, die von Griechen ſpäterhin bewohnt waren, erfolgte, geſittet genug geworden, um nicht an jener, dem rohen Menſchen nur ziemenden Eigenſchaft und Werkthätigkeit länger Gefallen zu finden. Bei Homer iſt Ares einer der olympiſchen Gottheiten, woraus man wohl ſchließen darf, daß ſein Urſprung gleichfalls im nördlichen Griechenlande wurzelte.

Ares-Dienſt erſcheint zuerſt in Theben. Hier hatte er ein Heiligthum, und es war eine Quelle ihm bei der Stadt heilig, und ein hier localer Mythus ließ ihn den Ahnherrn der Thebaner ſein, deſſen Tochter Harmonia (friedliche Vereinigung) mit dem vermeintlichen Gründer von Theben, dem Cadmus (gebildet aus dem Namen der Burg Cadmea), vermählt geweſen. In Theben ward auch die Aphrodite als Ahnmutter betrachtet, und leicht kann hier die Legende entſtanden ſein, daß dieſe Göttin die Gemahlin oder Buhlerin des Ares geweſen. Weiter ward er verehrt in Athen. Hier hatte er einen Tempel mit einem von Alcamenes verfertigten Standbilde, mit zwei Statuen der Aphrodite, einer der Athene und der Enyo, welche beide letztere Göttinnen in naher Beziehung zum Kriegsgotte ſtehen. Zugleich zeugt der Name des berühmten Hügels, auf dem das berühmte Blutgericht, der Areopagus, abgehalten wurde, und die Legende, welche man über den Urſprung dieſer Benennung hatte, von dem Daſein dieſes Cultes in Attika. Weiter finden wir denſelben in Trözen mit Bezug auf theſeïſche Mythen. Bei den kriegeriſchen Spartanern durfte der Dienſt natürlich nicht fehlen. So hatte er zu Geronthrä in Laconien einen Tempel und einen Hain, und es ward ihm daſelbſt jährlich ein Feſt gefeiert, an welchem Frauen den Hain nicht betreten durften. Ferner war an dem Wege von Sparta nach Therapne links ein ſehr altes Heiligthum des Ares unter dem Beinamen Theritas (Jäger?). In Sparta ſelbſt ward er verehrt unter dem Namen Enyalios (w. m. ſ.), und man ſang ihm, dem Ares, während der Schlacht Schlachtgeſänge oder Päane (Otfr. Müller's Dor. I. S. 298.). In Olympia ſtand am Eingange des ſogenannten Embolos einerſeits ein Altar des Ares Hippios (Roſſe-Ares), andrerſeits einer der Athene Hippia (als zwei zu einander gehörender Gottheiten), mit welcher (als Kriegsgöttin) er auch ſonſt öfter zuſammengeſtellt wird, und den Bewohnern war er Stammgott (πατρῷος. Lobeck. Aglaoph. p. 277.). Zu Tegea in Arcadien hatte Ares ein Standbild auf dem Markte unter dem ſonderbaren Titel Gynäkothoinas (Frauenſchmauſer), wo die Frauen ihm, abgeſondert von den Männern, Siegesopfer darbrachten. Nicht weit von Tegea hatte er ein Heiligthum auf einem Hügel unter dem Beinamen Apharias (des Reichen, reichliche Nahrung Spendenden), über deſſen Entſtehung und Bedeutung auch die Legende keinen genügenden Aufſchluß gibt.

Homer ſchildert ihn als einen gewaltig großen Gott, deſſen Körper, wenn er auf die Erde fällt, ſieben Hufen Landes bedecke. Dem

Charakter nach ist er eisern, rasend, schrecklich, furchtbar, heftig, schnell, stürmisch, unheilbringend, verderblich, ein verwegener Kämpfer, unersättlich des Krieges, froh des Getümmels und des Niedermetzelns. Laut brüllt er im Streite, seine Lanze schwingend und Mauern erstürmend, Schilde durchbrechend und Männer mordend. Er ist ganz und allein nur Gott des wilden Krieges. Er begiebt sich gewöhnlich in den Kampf auf einem Streitwagen, bewaffnet mit einer mächtigen Lanze, in glänzender Rüstung. Eris, die Göttin der Zwietracht und die Erregerin des Streites, und Deimos (Furcht) und Phobos (Schrecken) begleiten ihn. Eine schöne Allegorie! Jene heißt seine Schwester, diese seine Söhne. Seiner goldgeschirrten Rosse sind zwei; später gab man ihm ein Viergespann und benannte die einzelnen Aethon (Feurige), Phlogios (Flammende), Konabos (Schlachtgetöse), Phobos (Furcht).

Frostig ist die Genealogie, nach welcher er ein Sohn des Zeus und der Hera sein sollte (nach Homer und Hesiod), besser die, daß er der Gemahl der Harmonia sei, obgleich auch hier der Contrast der Begriffe nicht wohl paßt. Seine Wohnung sollte er (nach der Odyssee) im wilden, rauhen Lande der kriegerischen Thracier haben.

Nach dieser homerischen Zeichnung haben sich die folgenden Dichter zumeist gerichtet. Ares bleibt da der furchtbare, rauhe, blutdürstige, grausame Kriegsgott, an dessen beklagenswerthen Thaten und Freveln nur ein ehernes Geschlecht der Menschen Wohlbehagen finden kann (Hesiod. opp. et d. 145 sq.); indessen tritt nachmals der Begriff des Menschen hinraffenden Verderbers noch stärker hervor, so daß er z. B. dem Sophocles der Verderber ist, der, waffenlos, auch durch Seuchen und Pest die Sterblichen verfolgt.

Hellenischer Synkretismus fand ihn besonders in einem Gotte der kriegerischen Thracier wieder, desgleichen bei den Scythen, in Colchis, endlich in Aegypten. Wir haben uns zu hüten, in dergleichen Vermischungen einzugehen.

Aber sie sind zum Theil nicht ohne Einwirkung auf die Mythologie des Ares geblieben. Denn außer den genannten Söhnen werden ihm noch andere, vornehmlich thracische, zugeschrieben. So heißt z. B. der mythische König der Bistonen, Diomedes, welcher die menschenfleisch-fressenden Rosse hatte und von Herakles deßwegen getödtet worden sein sollte, Sohn des Ares und der Cyrene, und den Tereus, den Gatten der Procris, von dem die Sage, daß er der Philomele Gewalt angethan, sollte er mit einer bistonischen Nymphe gezeugt haben, ja den Biston, den vermeintlichen Ahnherrn der Bistonen, jener thracischen Völkerschaft, mit Kallirrhoë (Schönfließenden).

Außerdem ist unter den Mythen von Ares der zu bemerken, welcher ihn zum Vater des Cyknus (Schwan) machte, eines gewaltigen Kriegers, der bei Iton von Herakles im Zweikampfe getödtet wurde, weßhalb Ares den Heros selbst angegriffen aber verwundet nach dem Olymp habe zurückkehren müssen, und daß er am Gigantenkampfe Theil genommen. Von seinen vermeintlichen Kindern von der Aphrodite ist unter diesem Artikel das Nöthige beigebracht wor-

den. Außerdem werden ihm gewöhnlich diejenigen zu Söhnen gegeben, welche die Dichter als besonders furchtbare Krieger habe darstellen wollen.

Ares ist seinem Wesen nach zu sehr bloßer Begriff oder zu sehr verhaßt dem menschlichen Geschlechte, um ein Hauptgegenstand der plastischen Kunst geworden zu sein. »Daher kommt es, daß, obgleich einige ausgezeichnete Statuen des Gottes, von Alcamenes und Skopas, erwähnt werden, doch über den plastischen Charakter des Gottes noch jetzt manche Zweifel obwalten. Jedoch scheinen durchgängig eine derbe und kräftige Musculatur, ein starker fleischiger Nacken und ein kurzgelocktes und gesträubtes Haar zur Vorstellung des Gottes zu gehören. Ares hat kleinere Augen, eine etwas stärker geöffnete Nase, eine weniger heitere Stirn als andere Zeus-Söhne. Dem Alter nach erscheint er männlicher denn Apollo und selbst denn Hermes, als ein jugendlicher Mann, den die ältere Kunst, wie fast alle Heroen, bärtig, die ausgebildete dagegen lieber ohne Bart bildete; doch wurde auch jene Bildung noch in manchen Gegenden und für manche Zwecke beibehalten. Die Bekleidung des Ares ist, wo er nicht ganz unbekleidet erscheint, eine Chlamys. Auf Reliefs des alten Styls erscheint er geharnischt, später behält er gewöhnlich nur den Helm. Gewöhnlich ist er stehend abgebildet; einen sitzenden bildete Skopas; ohne Zweifel wurde er dann als ausruhend, in milder Stimmung gedacht.«

Ein erweisliches Ideal seiner Darstellung ist nicht auf uns gekommen. Auf einem Candelaberfuße der Villa Borghese ist er mit dem Helm in der Rechten, Schild und Speer in der Linken und mit Schienen an den Beinen, während die Füße selbst entblößt sind, im alten Style dargestellt. Auf einem Candelaber des Vatican ist er nackt, den Helm auf dem Haupte, den Speer in der Linken, um welchen die vom Halse herabhängende Chlamys gelegt ist.

In Gruppirungen erscheint er selten als Kämpfer; »eben weil er selbst nichts als Krieg und Streit ist, gab er keine Gelegenheit, einzelne Heldenthaten von ihm zu preisen. Nur als Gigantentödter kommt er auf Gemmen vor. Dagegen sieht man ihn mit Aphrodite zusammen in Statuengruppen, die in Stellung der Körper und Wurf der Bekleidung auf ein berühmtes Original zurückweisen.«

Der Römer vermeinte seinen Mars im hellenischen Ares zu sehen.

10. Enyo.

Dem Namen etymologisch beizukommen, hat noch nicht gelingen wollen; bei Homer erscheint die Göttin als mordende Kriegsgöttin, als Städteverwüsterin, die sich mit Ares zugleich an Mord und an Schlachtgetümmel erfreut. Darum wird sie zusammengestellt mit

Ares und dem Kydoimos (dem personificirten Schlachtgeschrei) und von Hesiod zu den Gräen (Grauen, Greisinnen) gerechnet, also zur Schwester gemacht der Pephredo (der Entsetzlichen) und der Deino (der Furchtbaren) und zur Tochter des scheußlichen Meerungethümes Phorkys (des Grauen, des grauen Meeres) und der Ceto (Ketos ist im Griechischen der Name der großen Seeunthiere).

Wahrscheinlich war die Enyo nur eine Prosopopöie des Schlachtgeschreies; aus diesem Grunde, oder weil sie überhaupt eine schlimme Vorstellung gewährt, findet man sie mehr als ein gedachtes denn als ein verehrtes Wesen. Nur im böotischen Theben und Orchomenus treffen wir eine Spur ihrer Verehrung, aber nicht von ihr allein, sondern in Gemeinschaft mit Zeus, der Demeter und der Athene an dem Feste, welches Homoloïa hieß. In Athen, im Tempel des Ares, stand ihre Bildsäule, angefertigt von den Söhnen des Praxiteles. Ueber die Weise ihrer Darstellung finden wir in unsern Quellen nichts aufgezeichnet.

Den Römern galt ihre Bellona als gleich dieser griechischen Enyo, und Strabo vermengt sie sogar mit einer cappadocischen Göttin zu Comana, wahrscheinlich weil diese einen ähnlichen Cultus hatte.

Man erkennt hieraus, daß den Griechen dieser Dienst nur ein sehr untergeordneter gewesen ist, der wenig in den Volksglauben übergegangen zu sein scheint.

---

11. Enyalios.

Enyalios ist das Adjectiv, gebildet von Ἐννώ, und ursprünglich nur ein Beiwort des Ares, insofern derselbe gedacht wird als Lust habend am Schlachtengetümmel und am Niedermetzeln. So noch bei Homer, der das Wort aber oft auch ganz gleichbedeutend mit Ares gebraucht, wie nicht minder der Verfasser des Scutum Herculis (us. 371.). Ja! selbst dem Pindar ist es nur ein Beiwort des Ares, und vom Dichter Alcman wird uns ausdrücklich gemeldet, daß er den Enyalios bald für einen besondern Gott, bald für Ares genommen. Späterhin erscheint aber derselbe bestimmt als besonderes Wesen in jener oben angegebenen Bedeutung. So bereits bei Aristophanes, und so zeigt er sich auch im Volksglauben der Spartaner. Diese hatten in ihrer Stadt, dem Tempel des Hipposthenes (Rosse-Mächtigen, also wahrscheinlich des Poseidon) gegenüber, eine alte Bildsäule des Enyalios und zwar gefesselt (damit sie [d. h. der kriegerische Muth] den Spartanern nicht entlaufe), und im Phöbäon oder Ephebäon opferten ihm die spartanischen Jünglinge vor der Schlacht, und zwar einen jungen Hund (das streitlustige Thier dem streitlustigen Gotte).

Aus leicht begreiflichen Gründen machte man ihn zum Sohne

des Ares und der Enyo, Andere sehr frostig zu einem Sohne des Kronos und der Rhea.

Späterer Pragmatismus wollte in ihm ursprünglich einen Thracier erkennen, der nur den zu bewirthen geneigt gewesen, welcher ihn im Kampfe übertreffe. So habe er denn auch dem Ares einst die Aufnahme verweigert, sei aber von ihm erschlagen worden.

---

12. Pan.

Pan (von *πάω*, ich weide, dorische Participialform, wie *παιάν*) heißt der Weidende, ist also ursprünglich der Gott der Weiden, der Hirten (*νόμιος*), und als solcher kommt er häufig und meistentheils bei den alten Schriftstellern vor. Er erscheint da als Gott der wilden und zahmen Heerden, der sie vor Seuchen bewahrt, der ihre Fruchtbarkeit — in Heerdenreichthum bestand in der alten Zeit der Reichthum der Leute — mehrt. Nun konnte er aber leicht nicht minder der Gott der Bienenzucht (*μελισσοσόος*) werden; denn auch die Bienen gehören mit zu den Thieren, deren Erhaltung und Vermehrung der Landmann als Bienenvater wünschen muß. Ja! Pan ward zum Gotte der Jagd, der, wie er selbst jagen sollte, auch den Jägern Beute entweder gewährt oder versagt, und deßhalb den Beinamen des Jägers (*ἀγρεύς*) bekommen; er ward sogar zum Gotte des Fischfanges und führte darum den Beinamen des Küstengottes (*ἄκτιος*, *ἁλίπλαγκτος*, *αἰγιαλίτης*, *λιμενίτης*) und wurde betrachtet als Schutzgott der Jäger und Fischer.

Die Hirten waren auch, im Alterthume schon, musicalisch; sie hatten in Hellas ein besonderes Instrument, Syrinx genannt, oder die Hirtenflöte. Natürlich hieß es nun, daß Pan diese erfunden, sie meisterhaft spiele und nicht minder Andere darin unterrichte, die er liebe (d. h. die von Natur besonderes Talent dafür zeigten). Er galt demnach den Hellenen auch für einen musicalischen Gott, der zum Hermes in nahe Verbindung, als welcher auch die Syrinx, nach einer andern Dichtung, und die Lyra erfunden haben sollte.

Als Weiden-, Hirten- und Jagdgott dachte man ihn, wie die Hirten und Jäger, hausend in Wäldern und Grotten. Diese haben aber wegen ihrer Stille und Einsamkeit für den Menschen etwas Unheimliches, Schauervolles, Furcht- und Grauen-Erweckendes. Darum ward Pan zu einem Schreckensgotte, der einsamen Wanderern plötzliches Schrecken einjagt; woher die sprüchwörtliche Redensart »ein panischer Schrecken« für ein plötzliches Entsetzen, besonders in Folge einer unbekannten Ursache. Denn Pan's Erscheinen wäre immer überraschend. Das war nun wohl auch der Grund, warum man sich ihn als weissagerisch vorstellte und von ihm fabelte, er habe in dieser Kunst selbst den Apollo unterrichtet. In Trözen sollte er

einſt durch Träume Heilmittel gegen die Peſt angezeigt haben; darum verehrte man ihn dort eigens in dieſer Eigenſchaft (λυτήριος). Nicht minder dachte man ſich ihn als umherſchweifend auf Berggipfeln und Felſen und in Waldthälern (ὀρεσιφοίτης), entweder jagend oder — denn die Hirten lieben ja auch den Tanz — Chortänze aufführend (φιλόχορος, χορευτής, ὀρχηστής), und zwar mit denjenigen weiblichen Weſen, die nicht minder die Wälder und Thäler und den Geſang und Tanz lieben, den Nymphen. Man opferte ihm auch wegen ſolcher Aehnlichkeit der Vorſtellung gemeinſam mit den Nymphen und dichtete, dieſe hätten ihn erzogen.

Die Hirten liebten gewiß bei den Alten Scherze, Neckereien, Zufürchten-Machen, vornehmlich durch Verkleidungen und durch Verſtellungen des Geſichtes, durch Lärmen und Geſchrei. Was ſie in der Hinſicht thaten, das dichteten ſie nicht weniger ihrem Gotte an: ſie ſtellten ihn ſich vor und dar als gehörnt, bärtig, krumnaſig, rauh behaart, geſchwänzt, geißfüßig, ſchalkhaft lächelnd, als einen Schabernack, mit einer furchtbaren Schreckensſtimme, Lärmen liebend *). In letzterer Beziehung ward er ſogar zum Begleiter und Diener der Cybele (der phrygiſchen Göttin, deren Cultus beſonders lärmend abgehalten wurde) gleich den Corybanten und des Dionyſos gefabelt, und gedichtet, der letztere freue ſich, weil ja auch der mit großem Geräuſch und Toben verehrt zu werden pflegte, vornehmlich des Pan; in der voranſtehenden ſollte er ſogar Wahnſinn und andere furchtbare Krankheitszuſtände, ſelbſt das Alpdrücken, hervorbringen (Lobeck. Aglaoph. pag. 641.).

Pan iſt unbezweifelt ein ächt griechiſcher Gott, und wo ſein Cultus angehoben, das iſt kaum zweifelhaft. In Arcadien, als einem vornehmlichen Hirten- und Weidenlande, war er heimiſch, und es hat gar nichts Widerſprechendes oder Unwahrſcheinliches, daß er da ſeinen Urſprung gewonnen. Im nördlichen Hellas ſcheint derſelbe ſehr ſparſam geweſen zu ſein: wir finden ihn daſelbſt nur auf dem Berge Homolus oder Homole in Theſſalien, und am Parnaß war ihm die coryciſche Grotte geheiligt, und nicht Homer, nicht Heſiodus führen den Gott unter der Zahl der olympiſchen Götter auf: ſie nennen ihn nicht einmal. Dagegen ward er in Arcadien, den noch vorhandenen Nachrichten zufolge, verehrt: zu Acaceſium, wo in ſeinem Tempel merkwürdiger Weiſe ein immerwährendes Feuer brannte, in Heräa, als Nomios auf den Nomien (einem Gebirge, das daher wahrſcheinlich ſeinen Namen hatte), bei Melpea (Geſangplatz, von dem eine Legende fabelte, daß daſelbſt Pan die Schäferweiſen auf der Syrinx erfunden hätte), auf dem partheniſchen Berge (wo man die dort häufigen Schildkröten als dem Pan geweihet unangetaſtet ließ, gewiß weil der Gott daraus ſollte die Lyra's machen), zu Megalo-

*) Darauf beziehen ſich die Beinamen: δίκερως, κεροβάτης, αἰγοπόδης, αἰγιβότης, τραγόπους, ἀγλαέθειρος, αὐχμήεις, ἡδυγέλως, σινόεις, φιλόκροτος.

polis, woſelbſt im Heiligthum des lycäiſchen Zeus ein Steinbild des Pan ſtand unter dem Beinamen Sinoïs u. ſ. f. Die Arcadier ſollen ſeine Statue gepeitſcht haben, wenn ihnen der Gott keine Beute der Jagd gewährte. Sie verehrten ihn alſo namentlich auch als Wildgott.

In Attika war ihm bei Marathon ein Berg mit einer Grotte von engem Eingange, geweihet, mit Zellen, Bädern und ziegen-ähnlichen Felſen (Pan's Heerde genannt). Und als die Athener, ſo erzählt Herodot, im Jahre 492 v. Chr. bei Gelegenheit, wo die Perſer auf Attika gelandet waren und ihre Stadt bedrohten, den Schnellläufer Pheidippides nach Sparta ſandten, ſich Hülfe von da zu erbitten, und dieſer bei ſeiner Rückkehr erzählte, wie ihm Pan beim Berge Parthenium in Arcadien bei Namen gerufen und ihm aufgetragen habe, den Athenern zu ſagen, warum ſie ihn denn, der ihnen ſchon ſo manches Gute erwieſen hätte und ferner noch erweiſen würde, vernachläßigten, er werde die Feinde in Schrecken ſetzen; und nachdem die Athenienſer die Schlacht bei Marathon gewonnen hatten und glaubten, nur durch göttliche Hülfe von der Gefahr befreiet worden zu ſein: da baueten ſie ihm, als wieder Friede war, einen Tempel in Athen ſelbſt, unterhalb der Burg (wo auch eine ihm geweihte Grotte war) und verſöhnten ihn jährlich durch Opfer und Fackellauf. Wahrſcheinlich ward auch der vorher genannte Cultus bei Marathon erſt auf ſolche Veranlaſſung zugerichtet. Aus jenem Grunde wurde Pan vor der Schlacht bei Platää wieder um ſeine Hülfe gebeten.

Der Charakter des Pan wird hiernach als ſehr verſchieden gedacht: theils als wohlthätig und gütig und freundlich, theils als neckend, lächerlich, auch als rauh, aufbrauſend, zornig, furchtbar, ſchrecklich, und dann einmal wieder als verliebt, geckenhaft, geil.

Heilig war ihm unter den Bäumen die Steineiche und die Fichte.

Unter den Mythen, die von ihm im Schwange gingen, ſind bemerkenswerth die von ſeiner Liebe zur Syrinx, einem vermeintlichen Mädchen (erdichtet, um die Erfindung der Panflöte zu erklären), zur Echo (zwei der lieblichſten Dichtungen des Alterthums!), desgleichen zur Pitys (Fichte, gedichtet um nachzuweiſen, warum die Fichte ihm geheiligt wäre), zur Peitho, der Charis.

Seine Abſtammung iſt auf mannigfache Weiſe gedichtet worden: ein ziemlich ſpäter, ſogenannter homeriſcher Hymnus nennt ihn einen Sohn des Hermes (als Erfinder der Lyra und wohl auch zugleich als Weidegott) und der Tochter eines Dryops (Waldichts). Um ihn vornehmlich als arcadiſchen Gott zu bezeichnen, machte man ihn zum Bruder des Arcas (des erfundenen Landesheros) und zum Sohne der (arcadiſchen) Göttin Kalliſto und des Zeus. Etymologiſche Spielerei iſt es, wenn er (wegen der Namensähnlichkeit) der Sohn der Penelope und des Hermes oder des Odyſſeus oder, weil pan (von einem ganz andern Wortſtamme) auch Alles im Griechiſchen bedeutet, aller ihrer Freier. Der erwähnte homeriſche Hymnus, beide gleichlautende Wörter ebenfalls mit einander vermengend, ſagt, der Gott ſei Pan genannt worden, weil es alle Götter erfreuet, als Hermes ſeinen ſo ſonderbar geſtalteten Sohn nach ſeiner Geburt auf den Olymp

gebracht habe. Wegen ſolcher Namensähnlichkeit ward er auch gewiß in Panticapäum am Pontus Eurinus als Hauptgottheit verehrt.

Zweierlei hat auf den Pan-Cultus fremdartig eingewirkt: einmal daß der Gott mit einem ägyptiſchen (Mendes) vermengt worden iſt, zweitens daß man (wahrſcheinlich in Folge des acaceſiſchen Dienſtes in Arcadien, den wir oben berührten) ihn zum Feuergott und darum zum Alldämon und ſein anſpruchsloſes Spielen auf der Syrinx in Sphären-Harmonie verwandelt hat.

Im Alterthume haben ihn die großen Maler Zeuris und Protogenes gemalt; von der Art und Weiſe erfahren wir leider nichts. Nach noch vorhandenen bildenden Kunſtwerken zu urtheilen, wurde er anfangs und zwar gerade in dem heimathlichen Arcadien rein menſchlich abgebildet, nur durch die Hirtenpfeife, den Hirtenſtab, das geſträubte Haar und etwa auch durch keimende Hörnchen bezeichnet, nachmals jedoch, wahrſcheinlich durch die Schule des Praxiteles, die ziegenfüßige, gehörnte und krummnaſige Bildung die Regel. »In dieſer erſcheint Pan als munterer Springer und Tänzer, als der poſſirliche Luſtigmacher im Kreiſe des Dionyſos, der ungeſtüme Liebhaber von Nymphen, aber auch als der Lehrer des jungen Olympus (des Schülers des Flötenſpielers Marſyas) auf der Syrinx — Zuſammenſtellungen zarter Jugendſchönheit mit dem rauhen und herben Waldweſen, für welche die griechiſche Kunſt eine beſondere Liebe hegt.«

»Im höchſten Grade naiv ſind die Gruppen gedacht, in welchen ein gutmüthiger Paniſk einem Satyr (deren Geſchlecht als höher geartet ſich mit den Panen allerlei Scherze erlaubt) den Dorn aus dem Fuße zieht.« Eine derartige berühmte Gruppe findet ſich in Italien in der borgheſiſchen Sammlung von Antiken.

»Pan iſt aber auch, als Dämon eines dunkeln Grauns und paniſchen Schreckens, ein tapferer und ſiegreicher Feindebezwinger: in Athen gab die marathoniſche Schlacht beſondern Anlaß, ihn mit Trophäen darzuſtellen.

Als friedlicher Syrinxbläſer bewohnt er die ihm geheiligten Felsgrotten (Paneen), wo nicht ſelten ſeine Figur unter anmuthigen Nymphen in das lebendige Geſtein eingehauen gefunden wird.«

Jene ſpätere Um- und Mißdeutung, die wir oben erwähnt haben, und die ſehr verbreitet geweſen iſt, hat auch in der Kunſt Anwendung gefunden.

So hat auch dieſer, ſonſt unbedeutende Cultus der Poeſie und den bildenden Künſten manchen Stoff zu ſchönen Productionen geboten.

Der Gott ging unter gleichem Namen zu den Römern über.

Hier würde nun der Cult der Demeter, als Göttin des Ackerbaues, und des Dionyſos, als Weingottes, folgen, wofern nicht beide auch zu den chthoniſchen Gottheiten gehörten und beſſer unter dieſer Rubrik behandelt würden.

e) Erfolge menſchlicher Thätigkeiten.

1. Kronos (als der Gott der Aernte).

Der Name iſt offenbar entſproſſen dem Verbo κράνω, κραίνω und bedeutet als Appellativum das Vollenden, Vollbringen, Zeitigen, Reifen. Dieſe Etymologie, ſchon früher von mir aufgeſtellt, von Manchen zwar, z. B. ſelbſt von Otfr. Müller, bezweifelt, iſt ſicher und wird unter Anderm auch durch meine Erklärung der rhodiſchen Sage (bei Diodor): daß der (Mühlengott) Zeus die (Mahlgöttin) Himalia (die Segnerin des Mahlens) geehlicht und mit ihr den Spartäus (den Säer), den Kronius (den Zeitiger oder Reifer) und den Cytus (den Einſpeicherer) gezeugt habe, beglaubigt. Hier kann Kronius nicht anders, als wie es gegeben worden iſt, gefaßt werden: er ſteht zwiſchen Spartäus und Cytus inne, und Alles trifft in dem Mythos überein, die obige Meinung zu beſtätigen. Auch hat Preller — und dieſer Name hat unter den Mythologen unſerer Zeit keinen ſchlechten Klang — der Erklärung ſeine volle Anerkennung geſpendet. Und alles Sonſtige wird ſich im Weitern vereinigen, dieſelbe zu beſtätigen.

Kronos ward, den zuverläſſigſten Nachrichten aus der hiſtoriſchen Zeit zufolge, an mehreren Plätzen in Griechenland und in deſſen Colonien verehrt. Zuerſt in Böotien: einmal in Theben, wo ihm ſein Feſt, die Kronien, mit muſicaliſchen Wettkämpfen gefeiert wurden (Plutarch. vit. Hom.), und ſodann bei Lebadea. Am letztern Orte war unfern des Orakels des (Zeus) Trophonius ein Tempel des Königs Zeus, und in demſelben ſtand nebſt den Bildſäulen des Zeus und der Hera eine Bildſäule des Kronos, und wer das Orakel um Rath fragen wollte, mußte zuvor unter andern Göttern dem Kronos ein Opfer darbringen. Und wahrſcheinlich war er hier ebenfalls der, als welchen wir ihn oben bezeichnet haben, der Reifer der Saaten; denn Trophonius heißt der Nährende, Nahrung-Spendende. Ferner bekam die Demeter (unter dem Beinamen Europe, d. i. Erde) bei jener Gelegenheit ebenfalls Opfer, und offenbar iſt ſie hier Repräſentantin des breitgepflügten (εὐρώπης) Ackerfeldes. Ja! ſie heißt bekanntlich auch die Amme des Trophonius. Folglich hier überall Beziehungen auf Getreidebau, auf Saat, Aernte. Sodann war ein Hauptplatz der Verehrung des Kronos Attika, Athen. Hierſelbſt hatte er, zugleich mit der Rhea, am Fuße der Akropolis, im Bereiche des Heiligthums des olympiſchen Zeus, einen alten Tempel (vielleicht an der Stelle, wo ihm, der Sage nach, der mythiſche Cecrops einen Altar errichtet haben ſollte), von welchem Phylarch und Menander berichtet haben (d. h. Athenienſer), daß kein Weib, kein Hund und

keine Fliege in denſelben hineinkäme. Hierſelbſt ward ihm jährlich ein Feſt gefeiert, Kronia genannt, den 12. des Monats Hekatombäon (nach unſrer Zeitrechnung den 6. Juli), alſo wohl zu Ende der Aernte in Hellas, weßhalb jener Monat ſogar früher den Namen des kroniſchen (μὴν Κρόνιος) geführt haben ſoll. Außerdem wurde ihm am 15. des Monats Elaphebolion (am 31. März) ein jährliches Opfer dargebracht, d. h. am Anfange des Lenzes, zuverläſſig um den Gott zu bitten, er möge eine reiche Aernte gewähren. Ja! höchſt wahrſcheinlich ward ihm noch außerdem zu Ende des Jahres ein allgemeines (Aernte-) Dankfeſt gehalten, wie in Rom dem Saturn die Saturnalien. Dieſe Kronien waren Freudenfeſte: an denſelben ſchmauſete man fröhlich in Dörfern und Städten; ſelbſt die Sklaven nahmen daran Antheil. Sie hatten ja bei der Aernte mitgeholfen. Ein jeder Hausvater bediente dann dieſelben an ſeiner Tafel. Spiel und Tanz war in jenen Tagen die einzige Beſchäftigung der ſonſt ſo Gedrückten, mit Arbeit Belaſteten. Das waren goldene Tage für dieſe Armen. Man leſe nur einige Fragmente der attiſchen Komiker beim Athenäus. Alles Gewohnte hatte in dieſer feſtlichen Zeit ein Ende, ſelbſt, wie man ſich im Bewußtſein der Freude ausdrückte, die Regierung des Zeus: es herrſchte dann einzig und allein Kronos.

In Elis lag ein Hügel, der kroniſche geheißen, darum weil er dem Kronos heilig war. Die Sage erzählte: die Menſchen der ſeligen Vorwelt hätten ſchon dem Gotte daſelbſt einen Tempel gebauet — ein offenbares Zeugniß für das dortige einſtige Beſtehen des Cultus — ſpäterhin aber wäre er verſchwunden (verfallen?). Auf dem Gipfel dieſes Hügels nun brachten die ſogenannten Baſilä (eine Gattung hoher öffentlicher Beamte) zur Frühlingsnachtgleiche, im Monat Elaphius alſo, am 21. März, mithin auch zu Anfange des Lenzes, ein feierliches Opfer dar. Ingleichen war unter den ſechs Altären für die zweimal ſechs Götter auf der Ebene Olympia ein Altar für den Kronos und für die Rhea beſtimmt.

Auf Creta iſt Kronos beſtimmt auch verehrt worden. Hier fielen ihm Menſchenopfer, Kinder. Alſo glaubte man, um eine gute Aernte zu erlangen, das Theuerſte hingeben zu müſſen. Eben ſo war es auf der Nachbarinſel Rhodus. Hier opferte man dem Gotte jährlich einen Menſchen und zwar am 6. des Monats Metageitnion (am 30. Juli), alſo nach der Aernte, als Dankopfer dafür. Anfangs mochte man denſelben aus der Bürgergemeinde wählen; als indeſſen die geſteigerte Humanität ſich ſolcher unnatürlichen Opfer zu entledigen ſuchte, doch aber von Staats wegen nicht wagte, den alten Ritus ganz aufzugeben, da nahm man von denen, welche zum Tode verurtheilt waren, einen, bewahrte ihn auf bis zum Kronosfeſte, und wenn dieß erſchien, führte man das Opfer aus der Stadt hinaus und richtete ihn hin.

Auf Sicilien gab es mehrere Puncte unter den hochliegenden Gegenden, welche man Kronia nannte. Sollte alſo nicht auch hier

der Glaube an den Gott, der Cultus deſſelben ſtatt gefunden haben?

In Cyrene war der Cultus ebenfalls heimiſch. Hier ward dem Kronos ein Feſt begangen, an welchem man ſich mit friſchen Feigen bekränzte und ſich einander Kuchen ſchickte. Das Erſte zeigt offenbar auf Aernte hin, namentlich der Feigen, die höchſt wahrſcheinlich dort ſehr geſchätzt wurden. Auch ſagt Macrobius ganz ausdrücklich, die Cyrenäer hätten den Gott für den Erfinder (Schöpfer) des Honigs und der Früchte gehalten. Nun! auch Honig gehört mit zum Aerntefegen.

Endlich finden wir ſelbſt in (dem helleniſirten) Alexandria Kronos-Dienſt. Dort nehmlich feierte man das Feſt ſo, daß man eine Art Kuchen buk und ſelbigen in den Tempel des Gottes hinſetzte, ſo daß Jedermann davon eſſen konnte.

Der Kronos-Dienſt iſt alſo erweislicher Weiſe verbreitet genug geweſen, und der Gott *wirklich* von den Griechen verehrt worden, und es iſt darum eine durchaus falſche Behauptung, wenn Buttmann und ihm folgend manche andere Mythologen ſolches geläugnet haben. Wie er ſich indeſſen von Stätte zu Stätte fortgepflanzt, das läßt ſich nicht mehr nachweiſen. Aber ſicherlich hat er ſich von Hellas aus nach den Inſeln und Colonien, nicht umgekehrt, verbreitet. Dort iſt er entſtanden; es iſt ein ächt *helleniſcher* Cultus. Wo er beſtimmt ſeinen Urſprung gewonnen, das iſt freilich nicht mehr zu ermitteln. Da wir im *nördlichen* Hellas keine Spur davon finden: ſo gehörte er wohl eigentlich dem *ſüdlichen* an. Hier, wo der Ackerbau und die Baumzucht vornehmlich getrieben wurden, hier kann er entſtanden ſein. Und ſo wie es bei uns eine löbliche Sitte iſt, Aernte-Dankfeſte nach vollbrachter Einſammlung der Früchte des Feldes anzuſtellen und abzuhalten, ſo kann es auch dem Griechen nur zum Lobe angerechnet werden, wenn er gleiche Veranlaſſung nahm, ſeinen religiöſen Gefühlen Luft zu machen. Daß er bei der Gelegenheit Menſchenopfer einführte, iſt zwar verwerflich aber zu entſchuldigen durch eine im Alterthume ſehr häufig, faſt bei allen Völkern vorkommende Sitte. Jedenfalls iſt aber der Cultus ſehr alt, einer der älteſten, ein vordoriſcher, ein alt pelasgiſcher.

Unter den Stätten, wo er gäng und gäbe geweſen, iſt die bemerkenswertheſte Creta; denn hier hat ſich unbezweifelt derjenige Mythenkreis entwickelt, der von Kronos handelt, und er muß ſich frühzeitig geltend gemacht haben, weil wir ihn bereits bei den älteſten Schriftſtellern finden. Das iſt erſtens der Mythos von des Kronos Herkunft, zweitens von ſeiner Mißhandlung des Uranus und von der Uſurpation des Weltthrones, drittens von ſeiner eigenen Entthronung. Den erſten betreffend, ſo ſollte Kronos der Sohn des Uranus und der Gäa (des Himmels und der Erde) ſein, d. h. nach richtiger, naturphiloſophiſcher Reflexion: der Fruchtſegen iſt eine Folge des Zuſammenwirkens des Wetters und der Fruchtbarkeit in der Erde. Der Mythos von der Entſtellung des Uranus erklärt ſich aus der

in den ſüdlichen Gegenden ſo oft vorkommenden Verſchloſſenheit des Himmels, dem der Aernteſegen abgerungen, abgenöthigt werden muß, wenn wir es nicht mit Schömann (Aeſchyl. Prom. S. 36.) daher leiten wollen, daß Uranus, nachdem die Bedingungen der künftig werden ſollenden Welt vollſtändig vorhanden waren, nun nicht mehr zeugungsfähig zu ſein brauchte. Es iſt nur etwas unſauber ausgedrückt. Die Entthronung des Uranus hat ſchon oben (S. 118.) ihre Erledigung gefunden. Und ſo bleibt uns noch übrig nachzuweiſen, woher die ſo bekannte Dichtung von der Uſurpation des Zeus ihren Urſprung erhalten. Derſelbe muß nicht in accidentiellen, ſondern in eſſentiellen Verhältniſſen des Cultus geſucht werden, und iſt es durchaus falſch, wenn man behauptet hat, die Dichtung wäre daraus hervorgegangen, daß der Kronos-Dienſt im höchſten Alterthume allein oder hauptſächlich herrſchend geweſen, von dem ſpäter aufgekommenen Zeus-Dienſte aber gänzlich verdrängt worden wäre, wie, nach der Sage, Kronos von Zeus. Denn mit Recht hat man hiergegen geltend gemacht, einmal daß ja der Kronos-Dienſt gar nicht aufgehört ſondern das ganze griechiſche Alterthum hindurch gedauert hat, zweitens daß gerade der Zeus-Dienſt der ältere iſt. Höchſtens mag das geſchehen ſein, daß der im Süden von Hellas in uralter Vorzeit ſo gäng und gäbe geweſene Kronos-Dienſt durch den von Norden dahin ſich verbreiteten (olympiſchen) Zeus-Dienſt etwas verdunkelt worden iſt; daher eben der Kronos-Dienſt in hiſtoriſcher Zeit wenig hervortretend. Wir erklären uns vielmehr die Sache ſo: An den Kronien herrſchte, ſo drückte ſich das Volk im gewöhnlichen Leben aus, Kronos, d. h. an den wenigen bald vorübergehenden feſtlichen, ſeligen Tagen, wo Freiheit und Gleichheit herrſchte, wo es nur zu genießen, nichts zu arbeiten gab. Aber nur zu bald hörte das Vergnügen für die Gedrückten und Gepreßten auf: die Arbeit, die harte, die ermüdende, kehrte wieder, wie es die übrige Zeit war, oder mit andern Worten: Zeus herrſchte den größten Theil des Jahres; er ſtieß nur zu bald wieder den Kronos vom Thron. Dabei verband man auch wohl die Vorſtellung eines einfachen patriarchaliſchen Lebens, das man ja immer ſo weit als möglich in die Vergangenheit zurückverſetzt, den Gedanken an ein ehemaliges aber entſchwundenes goldenes Zeitalter, wo Kronos geherrſcht, das nun nicht mehr, das der Welt entriſſen wäre. Das Reich des Kronos und Kronos ſelbſt wurden alſo zum älteſten geſtempelt, zum frühern. Ein ſolches Verhältniß aber konnte nach altgriechiſcher Vorſtellung — gewiß herrſchte bei den Hellenen im höchſten Alterthume die Gewohnheit des Erbrechtes in Bezug auf die Regierung, und gewiß iſt dabei oft eine Uſurpation des väterlichen Thrones vorgekommen — nur ſtattfinden und entſtehen zwiſchen einem fürſtlichen Vater und Sohn. Und ſo ward Kronos nicht nur der Vorgänger des Zeus im Regimente der Welt, ſondern auch deſſen Vater, was ſonſt gar nicht erklärt werden kann. Denn welche deßfallſige Beziehung hätte es, wenn ſchlechthin geſagt wird: Zeus (der Aethergott)

iſt der Sohn des Zeitigers? des Gottes der Aernten? Umgekehrt gäbe es allenfalls einen vernünftigen Sinn. Nun mußte freilich nach Art eines hiſtoriſchen Pragmatismus nachgewieſen, d. h. erdacht werden, aus welchem Grunde die Entthronung erfolgt ſei? Und da entſtand denn jener Mythus vom Verſchlingen der Kinder, die er ſich habe zu Schulden gemacht, und von der Liſt der Gattin und des Zeus, welcher Mythos ſehr roh iſt und wenig Geſchmack verräth, daher nach hohem Alter ſchmeckt.

Aber wenn einmal die Genealogie gefunden war, Zeus wäre der Sohn des Kronos, dann war es den genealogiſirenden Mythologen leicht, auch die übrigen höhern Gottheiten, die mit Zeus in ziemlicher Parallele ſtanden, zu den Kindern deſſelben zu dichten, was eigentlich ſonſt auch wenig Sinn verräth. Rhea aber war zu ſeiner Gattin gefabelt worden, weil ſich zur Aernte der Segen der Ueberfluß gatten ſoll.

Was war nun indeß aus dem Kronos geworden? Was dichtete der Mythos weiter von ihm? Nach Homer iſt er ein Titan im Tartarus; denn der Dichter ſingt einmal, daß Hera einen Eid geſchworen bei allen Göttern unten im Tartarus, welche Titanen heißen und dort um den Kronos ſind. Demnach wäre er gedacht worden als der bedeutendſte. An einer andern Stelle aber ſagt derſelbe Dichter wieder, Japetos und Kronos hauſeten an den letzten Grenzen der Erde und des Meeres, wo ſie weder von den Strahlen der Sonne erquickt würden noch von Winden, ſondern wo der tiefe Tartarus um ſie wäre. Daß er von Zeus geſeſſelt worden, geht weder aus Homer, noch aus Heſiod hervor.

Aber das Wort Τίταν bezeichnet höchſt wahrſcheinlich einen Büßenden (für ſeine Frevel) in der Unterwelt, und das wäre ſomit ein ganz paſſender Ausdruck für ihn und für die andern Weſen, die ſich immer gegen die von Zeus angegebene Weltordnung auflehnen wollten.

Allein die deßfallſige, wahrſcheinlich cretiſche Localſage konnte auf keinen Fall in einem Lande wie Böotien, Attika ꝛc. anſprechen, wo Kronos eines ſo ehrenhaften, glänzenden Dienſtes genoß. Wer mag ſich alſo wundern, wenn die Legende ſich hier anders geſtaltete? Nicht in der Unterwelt, ſingt der Böoter Heſiodus in ſeinen Werken und Tagen, befindet ſich Kronos nach ſeiner Entthronung, ſondern auf den Inſeln der ſeligen Heroen am tiefen Ocean (im Weſten), wo drei Mal im Jahre die nährende Erde Frucht in Fülle hervorbringt. Pindar, gleichfalls ein Böoter, malt das noch weiter und reizender aus. Er läßt ſogar Zeus den Titanen die Feſſeln löſen und mit ſeinem Vater verſöhnt ſein, dieſen aber fortwährend auf den Inſeln des Oceanes über eine ſelige Vorwelt herrſchen. Und ſo wie an den Kronien ſelbſt die Sklaven eines glücklichern Looſes genießen, ſo ward Kronos nun überhaupt zum Herrſcher der einſtigen Welt, zu der Zeit nehmlich, wo die Menſchheit ſich noch glücklich fühlte, zum Herrſcher im goldenen Zeitalter. Solche Bevorzugung des Gottes trieben noch weiter die Orphiker. Sie wiſſen zu erzählen, wie Zeus

den entfeſſelten Kronos zu Hülfe ruft bei der Ordnung und zweckmäßigen Einrichtung des Weltgebäudes! In dieſen weniger anſtößigen Glauben geht auch Aeſchylus ein.

Mittler Weile waren die Griechen näher mit den ſemitiſchen Völkern (Phöniciern und Karthagern) bekannt geworden und vermeinten in deren Gotte Baal oder Bel — aus dem äußerlichen Grunde, weil auch dieſem Menſchenopfer dargebracht wurden — ihren Kronos zu finden, welche Vermengung auf Sicilien mindeſtens Berückſichtigung verdient.

Die Philoſophen haben ſich gefallen entweder in elenden etymologiſchen Deuteleien des Namens — unter denen die, daß Κρόνος = χρόνος (die Zeit) ſei, ſelbſt in unſern Zeiten Geltung erhalten hat, ohne alles Verdienſt und Würdigkeit — oder wie Crates im Euhemerismus, wonach Kronos einſtens ein König geweſen wäre von Sicilien, Italien und dem größern Theile von Afrika, der aber grauſam regiert habe und deßhalb von ſeinem Sohne Zeus vertrieben worden ſei u. ſ. w. Endlich ward Kronos noch mit dem Planeten Saturn verwechſelt und gedichtet zum Beherrſcher des nördlichen Oceans, der da verbannt wäre auf eine Inſel weit nördlich von Britannien, mitten im Eismeere, welches nach ihm das Meer des Kronos genannt wurde.

Die ſonſtigen Legenden, Mythen und Erklärungen ſind von keinem Belange.

Kronos ward gedacht oder abgebildet als ein ſitzender alter Mann mit eisgrauen Haaren, aber mit langem ſchwarzem Barte, bleich, dürre wie vertrocknet, mit bläulicher Hautfarbe, gekrümmt, finſter, mürriſch, mit einem bis über den Scheitel verhüllten Haupte und — damit der Aerntegott nicht entwiche — gefeſſelt mit wollenen Binden an den Füßen, in der rechten Hand die ſichelförmige Harpe oder das Drepanum haltend, d. h. eine Art langen Meſſers, aus deſſen Klinge ein Haken hervortritt, das alſo den doppelten Gebrauch des Stechens, wie des Aus- und Abſchneidens verſtattete.

In der Kunſtmythologie tritt unter den Titanen Kronos am bedeutendſten und kenntlichſten hervor durch die Verdeckung des halben Hauptes, oft auch durch das gerade herabhängende Haar und durch jenes Schneideinſtrument.

Nach römiſcher Anſicht ſollte dem italiſchen Saturnus der Kronos entſprechen, was indeſſen nicht ganz wahr iſt.

Der Cultus des Kronos hat mit zu den untergeordnetern in kirchlicher Hinſicht gehört; in mythologiſcher Hinſicht iſt er einer der bekannteſten und hervortretendſten.

2. Aristäus.

Aristäus (d. h. der Beste) ist offenbar ursprünglich nur der Beiname des Zeus und des Apollo (als Götter des Ertrages vom Felde, des Oel- und Weinbaues, der Heerden, der Bienen, der Jagd) gewesen und gelangte erst nachmals zu der Ehre, der Name eines besondern Gottes zu werden. Thessalien scheint die Stätte gewesen zu sein, wo er apotheosirt wurde. Aber wir finden den Cult sehr verbreitet: außer Thessalien in Böotien, Arcadien, auf Euböa, der Insel Ceos, auf Sicilien, Sardinien und in Cyrene. Wenn solches nicht immer ausdrücklich durch Zeugnisse bestätigt wird, so erhellt das aus den mannigfaltigen Sagen, welche den Aristäus zum Gegenstande haben.

In beiden aber erscheint der Gott zuvörderst als Schützer der Hirten und Heerden, des Weinbaues, der Oelerzeugung, der Bienenpflege, der Jagd, sodann auch als Gott der Heilkunde und der Weissagung. In Cyrene hatte er die Beinamen Agreus (der Jäger) und Nomios (der Weidende); auf Ceos, hieß es, erfand er den Honigbau und die Oelbereitung und gewährte Regen vom Zeus Ikmäos (Regengott). So bringt ihn die ceïsche Sage mit Zeus, die cyrenaïsche dagegen mit Apollo zusammen. Aber auch mit Bacchus wird er in Verbindung gesetzt. Seine Statue stand z. B. zu Syracus im Tempel des Bacchus, und er sollte der Erzieher dieses Gottes gewesen sein u. dergl. Woraus jenes Wesen des Gottes noch deutlicher erhellt. Ueberall, in allen oben angegebenen Situationen, erscheint er als wohlthätiger Gott. Darauf weist auch seine vermeintliche Nachkommenschaft hin: mit der Autonoe (der Selbstverständigkeit), der Schwester der Semele, zeugte er den Polydorus (Gabenreichen) und auf Sardinien den Charmos (Erfreuer) und Kallikarpos (Schönfrucht).

Er sollte der Sohn des Apollo sein, weil sein Cultus aus dessen Cult hervorgegangen war, und der Cyrene, der vermeintlichen Urheberin des Namens der gleichnamigen hellenischen Colonie (natürlich nach cyrenaïscher Sage). Um die verschiedenen Sagen von ihm und seiner Geburt auszugleichen, meinten Bacchylides u. A., es habe vier Aristäus gegeben: einen Sohn des Uranus und der Ge, einen Sohn des Apollo und der Cyrene, einen dritten (den Arzt) des Chiron (des erdichteten uranfänglichen Chirurgs) und einen vierten (nach euböischer Sage) des Caristes (des vermeintlichen Urhebers der Stadt gleiches Namens auf Euböa).

Die Kunst hat ihn dargestellt als jungen Hirten. Münzen zeigen ihn theils bärtig, theils unbärtig, zuweilen mit Strahlen um das Haupt (gewiß nach späterem Glauben, wo Apollo der Sonnengott sein sollte). Als Sinnbild aber ist ihm eine Schlange oder der Lorbeer gegeben.

3. Die Göttinnen des Segens beim Mahlen des Getreides.

Sie führten die Namen Noſtos (eigentl. das Einkommen, der Ertrag) oder Eunoſtos (Wohleinkommen) oder auf Rhodus Himalia (was nach Heſychius daſſelbe bedeutet). Der rhodiſche Mythus bringt daher die letztere mit Zeus (als Mahlgotte) in Verbindung und macht beide zu Aeltern des Spartäus (des Säenden), des Kronius (Reifenden) und des Cytus (des Einſpeichernden). Mehr iſt von dieſen Weſen uns nicht bekannt.

---

4. Rhea, Göttin des Ueberfluſſes, Segens überhaupt.

Der Name Rhea (Ῥέα oder Ῥεία) hat zur Wurzel unzweifelhaft das Verbum ῥέω, ich rinne, fließe, bedeutet mithin den Fluß, Ueberfluß, Segen. Und damit treffen die übrigen Vorſtellungen oder Erdichtungen von dem Weſen überein, was man ſich unter der Rhea dachte. Denn einmal hat ſie ein alter verſtändiger Genealogiſt zur Tochter des Himmels und der Erde (des Uranus und der Gäa) gemacht (aus dem Schooße und Vereine beider quillt Segen in der Natur), und ſodann zur Gemahlin des Kronos, des Gottes des Reifens, zu dem der Segen hinzutreten ſoll, damit es ein Aerntеſegen würde.

Im höhern Alterthume, und auch überhaupt, tritt Rhea im Cultus ſehr wenig hervor, mehr im Mythos, aber auch da nicht ſelbſtſtändig, ſondern als Gattin des Kronos und Mutter des Zeus. Es ſcheint, wie wenn ſie mehr in der Vorſtellung der Griechen als in der praktiſchen Religion gelebt hätte. Allerdings iſt der Begriff ſchon etwas abſtract und allgemein. Iſt alſo Rhea vielleicht nur eine gedachte Göttin? eine bloße Perſonification ohne Cultus geweſen? So könnte es faſt ſcheinen. Auch iſt die Zahl ihrer Cultusſtätten in hiſtoriſcher Zeit im eigentlichen Griechenland überaus dünn: im nördlichen Hellas finden wir gar keinen, und die wir im ſüdlichen und ſonſt antreffen, tragen alle mehr oder weniger den Charakter des Fremden, der Vermiſchung, der ſpätern Zeit. Nirgends begegnet uns eine urſprüngliche, reine, ächt helleniſche Vorſtellung, wie ſie ſich nach der älteſten Mythologie erwarten ließe.

Aber auch ſelbſt dieſe Mythologie, wie ſie uns im Homer und Heſiod entgegentritt, iſt nicht mehr die ungefärbte, die allgemeinhelleniſche: ſie iſt ſehr local, hat viele locale Färbung und dieſe Färbung augenſcheinlich auf der Inſel Creta erhalten, wo bekanntlich

mancherlei nicht-helleniſche Elemente der Religion und des Cultus exiſtirt haben, wie wir ſchon beim Zeus-Dienſte bemerkt, wo namentlich der Mythenkreis von Kronos, von Zeus' Geburt, Zeus' Uſurpation ſeinen Urſprung gewonnen hat. Und eben in dieſen Kreis iſt Rhea hauptſächlich verwebt worden. Daraus geht uns nun ſogleich ein Licht für den ganzen Rhea-Dienſt auf. Nehmlich auf Creta exiſtirten ſchon in vorgeſchichtlicher Zeit Elemente phrygiſcher Religion; dieſer iſt aber vor Allem eigenthümlich der Cultus der ſogenannten »großen Mutter.« Und ſo iſt bei den Niederlaſſungen der Griechen auf der Inſel unbezweifelt ſofort ein Synkretismus des helleniſchen und phrygiſchen göttlichen Weſens erfolgt, der ſich durch das ganze griechiſche Alterthum hindurchzieht und das urſprünglich und rein Helleniſche gar nicht mehr erkennen läßt. Derſelbe mußte um ſo größer werden, je näher die Griechen mit den Phrygiern in ihren kleinaſiatiſchen Wohnſitzen bekannt wurden, und das phrygiſche Element mußte das helleniſche um ſo mehr überflügeln und verdunkeln, je rauſchender und glänzender der phrygiſche Cult war, je ſtiller und unbedeutender der entſprechende griechiſche. So iſt es denn gekommen, daß bereits in der Periode zwiſchen Heſiodus und den Tragikern ſich der phrygiſche Dienſt der großen Mutter (auch unter den Namen Cybele, Cybebe, der diadymeniſchen, peſſinuntiſchen Göttin u. ſ. w. bekannt) im eigentlichen Griechenlande ſogar, in dem Glauben, in dem Cultus, in der Mythologie, in der Poeſie, in der bildenden Kunſt geltend gemacht hat, dergeſtalt daß Einheimiſches gar nicht mehr zu erkennen, und der ſogenannte Rhea-Cult nichts weiter iſt als jener fremde, phrygiſche, deſſen Erörterung alſo nicht uns obliegt, ſondern demjenigen, welcher ſich mit den Alterthümern des phrygiſchen Volkes abgibt.

Jenes Gemiſch der Vorſtellungen und des Cultus wurde noch größer, als man in den Dienſt der phrygiſchen Göttin auch den der Ge, der Demeter und weiterhin ſogar der Iſis hineinzog. Da war es denn nur die gelehrte Mythologie, Poeſie und Kunſt, welche vom Alten, Helleniſchen des eigentlichen Rhea-Cultes wußte und daſſelbe mitunter darſtellte, wiederholte; aber im Volksglauben wurzelte es nicht mehr. So exiſtirt ſelbſt jetzt noch ein Altar im capitoliniſchen Muſeum in Rom, deſſen vier Seiten in erhabener Arbeit zeigen: a) Rhea in Geburtswehen, b) wie ſie dem Kronos den Stein reicht, c) wie ſie neben dem von der Ziege geſäugten Zeus ſitzt, während zwei Cureten den Waffentanz aufführen, d) wie dem Zeus die Götter ihre Huldigung darbringen als ihrem neuen Gebieter.

Hier wäre die rechte Stelle für den Plutus (Reichthum), wenn ſich nur nachweiſen ließe, daß er nicht bloße dichteriſche oder künſtleriſche Idee, ſondern wirkliche Apotheoſe geweſen wäre, ſelbſt in der Stelle bei Philostr. imagg. II, 27., wo Wachsmuth (hellen. Alterthumsk. II, S. 532. der zweiten Ausg.) allzu zuverſichtlich eine wirkliche Verehrung in Rhodus annimmt.

5. Nike, die Siegesgöttin.

Wahrscheinlich ein erst später Cultus; denn Homer kennt noch keine Nike, selbst nicht einmal ein nur personificirtes Wesen der Art. Bei Hesiod dagegen erscheint sie bereits als ein solches: er genealogisirt nehmlich in Betreff derselben folgender Maaßen: die Styx (der personificirte Fluß gleiches Namens in Epirus), die Tochter des Oceanus (man hielt alle Ströme für Ausflüsse des Weltmeeres), zeugte mit dem Pallas (dem Schwinger, Werfer, Schläger, Schlagetod) den Zelos (Wetteifer, Eifersucht) und die Nike, dann wieder die rohe Kraft, den Kratos und die Gewaltthätigkeit (die Bia). Daraus geht hervor, daß der Anfertiger dieser Genealogie die Nike für etwas Schlimmes hielt; denn von der Styx (und dem Pallas) kann nichts Gutes abstammen, und eben so deuten die Geschwister darauf. Das Wort ist also hier im passiven Sinne genommen: es muß verstanden werden als das Besiegt-Werden.

Späterhin ward Nike wohl ein Beiwort der Pallas Athene, jener kriegerischen Göttin, die den Sieg verleihen kann, wie sie ja noch beim Sophocles vorkommt (Philoct. 134.), und wie Athene nicht bloß in Athen, sondern auch in Megara hieß. Darum hatte das Standbild der Pallas Parthenos (jungfräulichen) von Phidias in der erstern Stadt eine Nike (von einer Höhe von etwa vier Ellen!) auf der einen Hand. Aber es mochte sich schon der Nebenbegriff zum Hauptbegriffe geltend machen zur Zeit der Perserkriege, wo die Hellenen ja in so siegesfrohe, auch religiöse Stimmung versetzt wurden, folglich leicht ihre Siege einer besondern Gottheit — der Gottheit, die das appellative Wort selbst an die Hand gab — glauben konnten zu verdanken. Die erste Spur ist bei Herodot im Orakel des Bacis, wo es heißt, daß »Zeus und die liebliche Nike über Griechenland den freien Tag (die Freiheit) heraufführen werde.« Zu Athen hatte sie, sehr wahrscheinlich in Folge dessen, einen Tempel auf der Akropolis bei den Propyläen. Und zwar hieß man sie hier die »ungeflügelte,« d. h. man hatte sie ungeflügelt dargestellt, weil man wollte, daß sie nicht aus der Stadt entwiche. Aber auch so, d. h. als wirkliche Göttin, finden wir sie mit Athenen zusammengestellt aus dem oben angegebenen Grunde, z. B. in Olympia (und dort ebenfalls ungeflügelt) und in Sparta: hier waren sogar zwei Niken, getragen von Adlern, von Lysander in den Tempel der Athene Ergane geweihet worden. Zu Zeus gruppirt sie nicht bloß der oben erwähnte Orakelspruch; sondern ihr und dem höchsten der Götter, der ja ebenfalls den Sieg zu vergönnen vermag, wurden zu Athen gemeinschaftliche Opfer gebracht, und im Kriege nahm man beide Gottheiten (nach Xenophon Anab. I., 8, 16, wo offenbar nicht *νίκη*, sondern Νίκη zu schreiben ist) zur Parole.

Von weitern Nachrichten über bestimmten Cult der Nike an bestimmten Stätten finden wir nichts in unsern Quellen. Aber

einmal zur Göttin des Sieges erhoben, war sie solches nicht bloß im Kriege, in der Schlacht, sondern auch im Wettstreite (in den Gymnasien), in den Wettkämpfen und Festspielen, sogar in der Choregie, oder in der Aufführung von Dramen.

Für die idealische heitere Kunst der Griechen war kein Gegenstand ansprechender und begeisternder als die Freude gewährende, Ruhm bringende Nike. Die Dichter haben sie uns nicht eben besonders gezeichnet: Hesiodus nennt sie die Schönfüßige (*καλλίσφυρον*); der orphische Hymnus auf sie gibt nur Allgemeines. Was dagegen die bildende Kunst anbetrifft, so hatte Phidias sie wohl schon in seinen idealen Schöpfungen zu Olympia zum Gebilde der höchsten Schönheit in ihrer Art erhoben. Sie trug hier das Stirnband und den Siegeskranz. An dem Throne des Zeus waren vier Niken in tanzender Stellung angebracht. Nach Pausanias war sie auch einmal sitzend auf einem Siegeswagen abgebildet, neben ihr der Sieger (im Roßwettkampfe). Herrliche Allegorie! Bisweilen verkündet sie den Sterblichen auf der Erde oder den Himmlischen im Olymp den Sieg, den ein Sterblicher errungen.

Gewöhnlich erscheint sie als ein jugendlich, jungfräuliches Wesen, in lebhafter freudiger Bewegung, bald schwer, bald leicht bekleidet, seit dem Anfange der Perserkriege auch geflügelt und dann schwebend in den Lüften, wenn sie den Sieg verkündet, mit dem Heroldsstabe oder mit einem Siegeskranze in der Rechten, vielleicht auch selbst den Siegeskranz auf dem Haupte tragend; nicht minder Trophäen errichtend oder die Thaten des Sieges auf den Schild eingrabend. Auch Niken (in der Mehrzahl) kommen vor.

In der Victoria des die Welt überwindenden Römers gewann der Cultus einen neuen Aufschwung und noch höhern Glanz.

---

f) Körperliche Zustände.

1. Hypnos (der Schlaf).

Von demselben ist es gewiß, daß er verehrt worden ist. In Sparta hatte er eine Statue neben der des Thanatos, in Trözen einen Altar, wo ihm und den Musen gemeinsam geopfert wurde: worin wohl der Sinn lag: die Zeit des Schlafes (die Nacht) ist den poetischen Productionen der Träume förderlich. Und in Sicyon hatte er ein förmliches Standbild in dem Tempel des Asklepios unter dem Beinamen Epidotes (Spender), d. h. Schmerzenlinderer: er war dargestellt, wie er einen Löwen einschläferte: also er vermöchte selbst die heftigsten Schmerzen vergessen zu machen. Vortreffliche Symbolik!

Wie hier die Kunst so schön poetisch verfahren, so haben nicht minder die Dichter mit dem lieblichen Stoffe gewaltet. Bei Homer ist er der Zwillingsbruder des Thanatos oder des Todes, und Sohn der Nacht, die sich und den Hypnos in dunkle Wolken zu hüllen pflegt. Hypnos ist den Menschen erfreulich: er wandelt ruhig über die Erde und das weite Meer und spendet den Göttern und Menschen, über welche er gleich mächtig herrscht, friedliche und süße Ruhe. Darum heißt er der liebliche, ambrosische. Homer hat sich bei seinen schönen Dichtungen, um ihnen Belebung und Handlung zu geben, des Hypnos einige Mal mit glänzendem Erfolge bedient. Er erscheint dort als dienender Bruder. Bei Orpheus schläfert er mit ausgebreiteten goldenen Schwingen ein, beim Callimachus mit vergessen machendem Fittige. Die spätern römischen Dichter geben ihm einen einschläfernden Stab und dunkle Schwingen aus Mohn und ein Horn, aus welchem er den Schlummer gießt. Homer versetzt seinen Aufenthalt nach Lemnos (unbekannt, aus welchem Grunde), Ovid dagegen in das Land der Kimmerier (am Nordpole), wo ewige Nacht herrscht, in eine Berggrotte, in welche kein Lichtstrahl dringt, wo Mohn und andere einschläfernde Kräuter wachsen, aber kein lebendiges Wesen sich regt, kein Ton sich hören läßt. Da schläft er auf weichen Daunen, umringt von seinen Kindern, den Träumen, worunter die vorzüglichsten: Morpheus (der Gestalter, Träumebildner), Ikelos (der Bildner), Phobetor (der Erschrecker), Phantasus (der Erscheinungen sendet).

Von der bildenden Kunst auf noch vorhandenen Denkmälern finden wir ihn dargestellt gleich dem Tode als schlafenden Jüngling oder als Genius mit umgekehrter Fackel. Mohnköpfe, die bewachende Eidechse, das Kaninchen, das Horn sind seine Embleme.

Vom Oneiros (Traum) finden sich keine Spuren wirklicher Verehrung.

---

2. Hebe, die Göttin der Jugend.

Hebe ist die Göttin der Jugend geworden aus einer Personification und Apotheosirung des appellativen Begriffes, der durch ἡ ἥβη bei den Griechen bezeichnet war. Eben darum ist sie auch eine Göttin geworden, weil das ursprüngliche appellative Wort weiblichen Geschlechtes war. Für ihren Cultus finden wir nur Zeugnisse aus später Zeit. Bei Homer zwar ist sie aufgenommen in den Kreis der olympischen Götter, spielt aber eine untergeordnete Rolle, die einer Mundschenkin der übrigen Götter und Göttinnen, denen sie beim Mahle den Nectar einschenkt, die sie verpflegt, wenn sie verwundet sind (den Ares) und in schöne Gewänder kleidet. Es liegt darin die schöne Allegorie, daß die Unsterblichen einer ewigen Jugend genössen. Den-

ſelben Sinn hat es, wenn ſie der Mythos dem Herakles vermählt ſein läßt, nehmlich den: Herakles ſei ein Unſterblicher geworden.

Aus der ſchönen und edeln Rolle tritt ſie und wird zur bloßen Dienerin, wenn ſie der Hera den Wagen anſchirren hilft. Homer hat da ihr urſprüngliches Weſen nicht würdig feſtgehalten.

Als ihre Aeltern werden von dieſem Dichter, ſo wie von Heſiod, genannt Zeus (als der höchſte Gott) und Hera (als Ehegöttin) in dem Sinne: aus der Ehe entblühet immer eine neue Jugend.

Verehrt iſt ſie in der That worden in Athen, wo ſie in dem dem Herakles gewidmeten Gymnaſion Kynoſarges, einem bis auf Themiſtocles' Zeit für die nicht vollbürtige, nachmals für die athenienſiſche Jugend überhaupt beſtimmten Uebungsplatze, einen Altar neben dem des Herakles hatte. Die Bedeutung oder Beziehung liegt auf der Hand, hat aber ebenfalls überaus viel Gefälliges. Sodann fand Hebe Verehrung zu Phlius — daſelbſt befand ſich ihr Tempel auf der Burg und war »von Alters her der heiligſte« — und zu Sicyon in einem heiligen Haine, der ſogar für ein Aſyl galt. An dem erſtern Orte führte ſie auch die (urſprünglich nur poetiſchen) Beiwörter Dia (die Göttliche) und Ganymeda (auf Erheiterung [der Götter durch Einſchenken von Nectar] Sinnende).

Das ſind die einzigen uns bekannt gewordenen Stätten ihres Cultus. Bei ſo ſpärlicher Verehrung iſt es nun auch nicht zu verwundern, wenn wir nur wenige antike Darſtellungen von ihr kennen. Sie wird als eine jugendliche, doch aber nicht mehr ganz mädchenhafte Geſtalt dargeſtellt, entweder faſt unbekleidet oder bekleidet und auch beflügelt.

Vom Herakles werden ihr zwei Söhne gegeben: Alexiares (der Abwehrer des Ares) und Anicetus (der Unbeſiegliche), urſprünglich, wie man wohl ſieht, nur Beiwörter des Herakles. In der Schlacht bei Mycale war ſie die Parole der Griechen. Der Dienſt der römiſchen Juventus war eine Fortſetzung ihres Dienſtes.

---

3. Hygieia, die Göttin der Geſundheit.

Wer die Geſundheit als ein ſchätzbares Gut hat kennen lernen, der wird es den Griechen nicht verdenken, daß ſie dieſelbe als ein göttliches Geſchenk, freilich einer beſondern Gottheit betrachtet haben. Sie gaben aber dieſer Gottheit den obigen Namen, weil Hygieia die Geſundheit heißt. Das Wort iſt im Griechiſchen femininen Geſchlechtes; darum ward die Gottheit eine Göttin.

Der Dienſt kann nicht alt ſein: er kommt bei keinem der frühern Schriftſteller vor, und der ihn betreffende orphiſche Hymnus (66.) iſt offenbar ſpätern Urſprungs. Allein wir finden ihn ziemlich verbreitet: in Oropus in Böotien, ſodann in Athen, in Argolis (in Argos und in Böä und bei Epidaurus; dort wenigſtens bauete

der Kaiser Antonius Pius ihr einen Tempel), im Sicyonischen (zu Titane), in Corinth, in Arcadien (in Gortys, am Ladon und in Tegea), endlich zu Aegium in Achaja. Wo derselbe angehoben, ist unbekannt.

Sinniger Weise heißt die Göttin gemeinhin eine Tochter des Asklepios (des Gottes der Arzneikunde); der orphische Hymnus aber macht sie zu dessen Gemahlin, was weniger passend ist; ein späterer Philosoph sonderbarer Weise zur Tochter des Eros (Liebesgottes) und der Peitho (Schmeichelrede, Zauberrede).

Mit Asklepios wird sie auch von der Kunst zusammengruppirt. So stand in Argos und zu Aegium, ingleichen zu Gortys, in Corinth und in Titane das Standbild der Göttin im Tempel des erstern, bei Böä ihr Tempel neben dem Tempel des Aesculap und in Tegea beider Gottheiten Statuen neben der der Athene Alea. Nehmlich, wie wir oben gesehen haben, ward auch Athene als medicinische Gottheit betrachtet und verehrt, und so hatte Hygieia ebenfalls mit dieser enge Berührung. Das findet seine Bestätigung besonders in Athen, wo die Pallas Athene sogar selbst den Beinamen Hygieia oder Päonia (die Heilende) führte. Ja! man könnte dadurch in Versuchung kommen, den Hygieia-Dienst als einen Abzweig des Athene-Cultes zu betrachten. Im Tempel des Amphiaraus (eines localen orakelnden Heros in Oropus, bei dem, wie sonst bei ähnlichen Gottheiten, auch Kranke sich Raths erholten) waren an dem Altare zusammengruppirt Aphrodite, die Panacea (Allheilende), Jaso (Heilende) und die Athene Päonia auf dem vierten Felde; auf dem ersten aber Herakles, Zeus und Apollo Päonios, gleichfalls lauter Gottheiten, welche der Gesundheit der Menschen vorstanden. Aus solchem Grunde ließ der oben erwähnte Antonin eben zu Epidaurus neben dem Tempel der Hygieia auch dem Aesculap und dem Apollo ein Heiligthum errichten.

Weil die Gymnasien dazu auch dienen sollten, die Gesundheit der Jugend zu fördern, so befand sich zu Corinth ihre Bildsäule in dem neben dem dortigen Gymnasium stehenden Aesculaps-Tempel. Nicht minder brachte man beide Heilgötter, den Aesculap und die Hygieia, in Verbindung mit der Artemis, der Göttin der Gesundheit der Frauen, namentlich des jüngern weiblichen Geschlechts. Doch ward Hygieia in dieser letztern Beziehung auch allein verehrt. Zu Titane z. B. war es Sitte der Jungfrauen, ihr das Haupthaar darzubringen, nehmlich wohl bei der Verheirathung, aus welchem Grunde zu Pausanias' Zeiten das Standbild der Göttin daselbst von dergleichen Haaren ganz überdeckt war.

Große Künstler hatten, im blühendsten Zeitalter der Kunst, die Hygieia dargestellt: Skopas eine Bildsäule gefertigt für Gortys, für Aegium Damophon, für Corinth Xenophilus und Strato.

Sie ward verschleiert gebildet, als zarte Jungfrau von besonders blühenden Formen, geschmückt mit dem Diadem; meistentheils läßt sie eine Schlange aus einer Schale, die sie in der linken Hand hält, trinken — das Symbol der geschehenden Genesung.

Hygieia findet theils sich einzeln dargestellt, theils aber auch gruppirt mit Asklepios und dem kleinen vermummten Dämon verborgener Lebenskraft, dem Telesphoros (dem zum Ziele Führenden).

Es sind noch ziemlich viel Denkmäler von ihr aus dem Alterthum übrig; doch die schönste (sitzende) Statue findet sich in Rom, eine andere treffliche in Cassel. Der Gegenstand ist von der Art, daß sich wohl die trefflichsten aller Künstler an ihm versuchen mochten.

Des Römers **Salus** — eine bloße Uebersetzung des griechischen appellativen Wortes — ist eine Fortsetzung dieses Dienstes.

---

4. Asklepios.

Dem Namen so beizukommen, daß seine Bedeutung mit der Bedeutung des Gottes mindestens einige Aehnlichkeit zeigte, scheint unmöglich; doch ist es ein hellenisches Wort. Aber zuverlässig gehört er jener (pelasgischen) Zeit an, wo die hellenische Sprache noch andere Wurzeln und Wortformen zeigte als in und nach ihrer Ausbildung die uns vorliegende Schriftsprache. Asklepios tritt uns überall, in den directen Nachrichten über ihn wie in den Mythen, als Gott der Heilkunde entgegen und zwar im weitern Sinne, wo selbige auch die Chirurgie umfaßt. Die einzig wahrscheinliche Etymologie wäre demnach das in der lateinischen Sprache sibillirend erhaltene Verbum γλάφω, γλάπω, **scalpo** (mit vorgefügtem euphonischen A-Laut), woher **scalper, scalprum, scalpellum**, welcher Wörter Bedeutungen auf Chirurgie hinweisen, als von welcher doch ohne Zweifel der Asklepios-Dienst ausgegangen ist. Im Cultus ist Asklepios ein Gott, in der Poesie ein Heros.

Sein Vaterland ist unbezweifelt Thessalien, die Zeit, welche ihn geschaffen, das vordorische, sogenannte pelasgische Zeitalter. In Tessalien nehmlich hatte der Gott ein uraltes Heiligthum in Tricca, und alte Legenden weisen darauf hin, daß der Cultus dort entstanden wäre. Andere Nachrichten lehren ferner, daß der Dienst im Peloponnes zu Epidaurus von jenem thessalischen abstamme. Und so haben wir mithin den erwünschten localen Anfangspunct. Die Verpflanzung aber nach der südlichen Halbinsel von Hellas kann nicht in dorischer Zeit geschehen sein; denn der Asklepios-Dienst ist nicht ein dem dorischen Stamme eigenthümlicher. So haben wir denn auch einen ungefähren Anfangspunct der Zeit.

Wir finden den Cult fast durch ganz Hellas verbreitet, keiner Provinz einzig eigenthümlich. Aber besonders häufig treffen wir ihn im Peloponnes an. Es ist nicht unser Zweck, alle Oerter trocken aufzuzählen, wo sich Asklepios-Cult aus unsern Quellen nachweisen läßt. Wir wollen indessen an einem Beispiele zeigen, wie er sich immer von Ort zu Ort durch Colonien, namentlich in nachdorischer

Zeit, verbreitet habe. Von Tricca also scheint er ausgegangen zu sein, und außer nach Gerenia, wo der Tempel des Asklepios eine Nachbildung des tricciſchen war, iſt er von da insbeſondere nach Epidaurus gewandert. Hier beſtand er ohne Zweifel, als die Dorier dahin kamen und ſich in Beſitz der Gegend ſetzten. Sie werden ſich denſelben angeeignet haben. Von da mag er nach Laconien verbreitet worden ſein, und ſo finden wir ihn denn in Sparta, in Böä, Leuctra, bei Las, in Braſiä, bei Hypſes, in Epidaurus Limera u. Eben daher ward er nach Aegina, dann nach Cos, Cnidus, Rhodus (von da nach Agrigent auf Sicilien) und von Sparta aus, auf einer andern Straße, nach Cyrene in Afrika verbreitet. Damit ſei nur der doriſche Zweig nachgewieſen. Aber von Epidaurus aus ſoll er auch unmittelbar nach Athen, ferner nach Balagrä in der Landſchaft Cyrene gekommen ſein, und dem cyreniſchen Heiligthume war das zu Lebena auf Creta wieder nachgebildet. Nach Pergamus brachte denſelben der in Epidaurus geheilte Archias, und von da kam er nach Smyrna.

Veranlaſſung zur Begründung des Dienſtes konnten aber nächſtdem nicht minder örtliche Verhältniſſe geben, z. B. Geſundbrunnen, Heilquellen. Bei Epidaurus zeigt man heut zu Tage noch warme Quellen. Xenophon (Memor. Socr. VI., 3.) ſcheint anzudeuten, daß der athenienſiſche Tempel eine warme Quelle enthalten habe; in Kenchreä bei Corinth floß neben dem Tempel des Gottes aus einem Felſen ſalziges Waſſer, welches ſo warm war, als ob es auf dem Feuer geſtanden. Die Quelle Lerne in Corinth ſelbſt war ihres friſchen Waſſers wegen beliebt, und an ihr ſtand das Gymnaſium und daneben der Tempel des Asklepios. Bei Corone am meſſeniſchen Meerbuſen, neben der Platanen-Quelle, ſtand ein Asklepieum, welches beſonders wegen ſeiner heilenden Kräfte berühmt geweſen iſt.

Eben ſo hatten die Tempel dieſes Gottes meiſt eine geſunde und angenehme Lage. Den Tempel zu Epidaurus, fünf und zwanzig Stadien vom Strande entfernt, umgaben waldige Hügel von allen Seiten; der von Cyllene am Vorgebirge Hermina in Elis war in einer der fruchtbarſten und herrlichſten Gegenden des Peloponneſes. Dann lagen die Heiligthümer wohl auch in einem heiligen Haine, der die Luft kühlte und reinigte. Wo Waldungen fehlten, legte man Gärten an: ſie umgaben gewöhnlich die Asklepieën. Auch baute man ſolche Tempel gern auf die Spitze hoher Berge, damit die Bergluft ſie umwehte. Der Tempel zu Megalopolis in Arcadien lag in einem heiligen Haine auf der Oſtſeite eines Berges. Alſo ſelbſt auf die Himmelsgegend hatte man, in Bezug auf die geſunde Lage, Rückſicht genommen. Aus gleichem Grunde hat man die Tempel des Gottes außerhalb der Städte an freien und erhabenen Plätzen gebauet. So lag der Tempel zu Cos in der Vorſtadt und der zu Klitorea in einer ebenen Fläche, mit Hügeln umgeben. Die äußere Lage ſollte ſchon zur Geneſung der ſich einſtellenden Kranken mitwirken.

Denn zu dieſen Tempeln wallfahrteten, welche Geneſung ſuch-

ten, theils wohl um ſich längere Zeit da aufzuhalten, theils um von den Prieſtern oder vielmehr (nach dem Volksglauben) vom Gotte ſelbſt ſich Raths zu erholen. Und der Gott ertheilte gewöhnlich ſo Hülfe, daß er dem Kranken, welcher ſich in oder bei ſeinem Tempel ſchlafen legte, im Traume erſchien und das Heilmittel angab. Wer ſo durch den Gott geſund ward, der hängte in dem Tempel eine Weih- und Votivtafel auf mit der Angabe des Uebels, von dem er, und des Mittels, durch welches er geneſen war.

Das Prieſterthum war bei dieſen Tempeln, wenigſtens bei den Haupttempeln in Tricca, zu Epidaurus, auf Cos, Rhodus, erblich, und die Prieſterfamilien nannten ſich dort Herakliden, d. h. ſie führten ihre Genealogie mythiſch auf den Gott ſelbſt zurück. Wie dieß und Andres im Culte Veranlaſſung geworden zum Anbau der Arzneiwiſſenſchaft, mag man des Weitern in der Geſchichte der Medicin leſen; hier genüge es im Allgemeinen auf die deßfallſige Wichtigkeit des Asklepios-Dienſtes hingewieſen zu haben.

Im Ganzen iſt die Bedeutung des Gottes ſtereotyp geblieben als des Gottes der innern und äußern Heilkunde; an manchen Plätzen ſeiner Verehrung hat er nur ſpecielle Beinamen erhalten. So hieß er z. B. in Laconien Kotyleus oder der eine Wunde in der Hüfte (κοτύλη) geheilt habe, in Meſſenien Aulonius nach dem Thal (αὐλών), in welchem er ſeinen Tempel hatte, Agnitas in Sparta, weil dort ſeine Bildſäule aus Keuſchlamm gefertigt war, Stadtgründer (ἀρχαγέτης) bei Tithorea in Phocis, weil ihm die Gründung der Stadt zugeſchrieben wurde. Außerdem ſind ihm die Beinamen: Volksfreund (φιλόλαος), Unheilabwender (ἀπαλεξίκακος), der Glanzvolle (ἀγλαόπης, αἰγλαής, αἰγλήεις) wegen ſeiner Heilungen gegeben.

Geopfert wurden ihm vornehmlich Hähne, dann auch hin und wieder Ziegen. Der Hahn, als Bild der Wachſamkeit, deutet an, daß der Arzt aufmerkſam auf jede Symptome der Krankheit ſein muß. Heilig war dem Gotte der Lorbeer, die Zirbelnuß, der Hund (gleichfalls als Bild der Wachſamkeit), die Eule, vor allen aber die Schlange als das Symbol theils der ſich verjüngenden Lebenskraft, theils des ärztlichen Scharfblicks. Sein gewöhnliches Attribut iſt ein knotiger Stab mit einer Schlange und die Schaale, aus welcher dieſe trinkt.

Die Mythologie iſt über ihn, der im Alterthume ſo heilig verehrt ward und die Aufmerkſamkeit der Welt in ſo hohem Grade erregt hat, nicht ſtumm geblieben. Was zuerſt ſeine Genealogie anbetrifft, ſo hat man gefabelt, er wäre der Sohn des Apollo (des Heilgottes) und der Tochter des Lapithen Phlegyas (des vermeintlichen Stammvaters des Volksſtammes der Phlegyer in Theſſalien, wo ja Asklepios zuerſt ſeine Verehrung gefunden), Namens Coronis (gebildet aus dem Namen der Stadt Corone in Meſſenien [denn die Meſſenier machten gleichfalls auf die erſte Bildung des Asklepios-Dienſtes Anſpruch], oder aus dem Stadtnamen Coronea in Phthiotis, nach Steph. Byz.). Es iſt bemerkenswerth, wie verſchiedenartig der Mythus die Geburt ſchildert; aber immer iſt es Theſſalien, was als

das Land der Geburt bezeichnet wird. Daß eine andere (ebenfalls theſſaliſche) Angabe ihn zum Sohne des Lapithes (des vermeintlichen Ahnen der theſſaliſchen Völkerſchaft der Lapithen), der ein Sohn des Apollo (welcher Gott ebenfalls in Theſſalien viel verehrt wurde) ſein ſollte, iſt nicht weſentlich; denn Asklepios bleibt dadurch ein theſſaliſcher Gott. Die Meſſenier, als gleich eifrige Verehrer des Gottes, eigneten ſich ihn zu als den Sohn des Apollo und der Arſinoe (Rechtdenkenden; der Arzt muß recht denken), die zu Sparta einen Tempel hatte, und nannten einen öden Ort in ihrem Lande Tricca, wo der Gott geboren ſein ſollte. Und weil Epidaurus in Argolis eine der berühmteſten Stätten ſeines Cultes war, ſo ſollte er auch da das Licht der Welt erblickt haben, und dem Mythus war die Aufgabe nicht zu ſchwer, dieß zu bewerkſtelligen: er ließ den Phlegyas als einen gewaltthätigen und beuteſüchtigen Mann aus Theſſalien ausziehen und auch in den Peloponnes kommen, vorgeblich um das Land zu ſehen, und mit ihm ſeine Tochter Coronis. Dieſe habe hier im Gebiet von Epidaurus den Gott geboren. Ja! es gab ſelbſt eine arcadiſche Legende, die wieder ſeine Geburt nach Arcadien verſetzte, weil auch hier der Gott eifrige Verehrung genoß.

Damit man wüßte, woher er ſeine Heilkunde habe, läßt ein Mythus ihn beim Chiron (dem Handmann, von χείρ, die Hand, der perſonificirten Geſchicklichkeit in der Hand, auch in der Heilkunde, alſo der perſonificirten Chirurgie) erzogen, ein andrer ihn durch eine Schlange mit einem wunderbaren, die Todten wieder erweckenden Kraute bekannt werden. Noch Andere knüpfen ſeine Kunſt an die weiſe Pallas Athene, die ja eben auch als Göttin des Heilens verehrt wurde, und berichten, dieſe habe ihm das Blut der Gorgo gegeben, und er habe mit dem aus den rechten Adern, die Todten erweckt.

Die Todtenerweckung war nun dem Mythus, als die Phantaſie anſprechend, höchſt willkommen, und er weiß eine Menge herzunennen, welche Asklepios dem Tode geraubt haben ſoll. Aber er weiß auch zu berichten, wie Hades ſich beim Zeus darüber beſchwert und wie Zeus den Todtenerwecker dafür beſtraft habe. Spätere Dichtung läßt den Asklepios durch den Zeus, dem Apollo zur Liebe, mit ſeiner Schlange als Schlangenträger unter die Sterne verſetzt werden.

Was ſeine Nachkommenſchaft anbelangt, ſo macht ihn die homeriſche Dichtung zum Vater der beiden Aerzte, welche die Griechen nach Troja begleitet und die Schaaren von Tricca, Ithome und Oechalia aus Theſſalien geführt haben ſollen, des Podalirius und Machaon. Woher Homer dieſe Namen hat und ob ſie in Verbindung geſtanden mit der Heilkunde, ob ihre Bedeutung eine allgemeine geweſen, die ſich auf ſolche Kunſt bezogen, das hat ſich noch nicht darthun laſſen. Bemerkenswerth aber iſt, daß ſie aus Theſſalien kommen müſſen, dem Lande des Urſprunges der Heilkunde und des Heilgottes. Spätere Zeiten wiſſen von dieſen beiden Asklepiaden viel zu erzählen und ſie nach den verſchiedenſten entlegenſten Oertern zu bringen. Asklepios ſollte (nach ſpäterer Angabe) ſie mit Epione (der Linden, Milden; ſie iſt das perſonificirte Lindern der Schmerzen einer Krankheit) oder

mit Coronis — die also hier zu seiner Gemahlin wird — den Machaon und mit Arsinoe den Podalirius gezeugt haben. Außerdem gab man ihm auch die Lampetie (Leuchtende) zur Gattin, den Glanz und Ruhm des Heilgottes anzudeuten. Ein orphischer Hymnus gesellt ihm die Hygieia (Gesundheit) zu, welche sonst seine Tochter heißt. Als seine Söhne werden noch aufgeführt Alexanor (Menschenhelfer, wahrscheinlich ursprünglich ein Beiwort des Gottes), Janiscus (der Heilende) und Aratus, als Töchter nebst der Hygieia die Aegle (der Glanz), Jaso (Heilerin) und Panakeia (Allheilung).

Asklepios hat bei der Würde und Achtung, in welcher er seit der frühesten Zeit gestanden — Homer nennt ihn schon den untadeligen Arzt (ἀμύμων ἰατρός) — im Alterthume Darstellungen von den ausgezeichnetsten Künstlern erfahren. Sein Bild in Epidaurus war aus Elfenbein und Gold, vom Parier Thrasymedes, halb so groß als der olympische Zeus zu Athen. Er saß auf einem Throne, den Stab in der einen Hand, die andere auf den Kopf der Schlange gelegt, und neben ihm lag ein Hund. Sein Standbild zu Gortys in Arcadien war von Skopas. In Sicyon sahe man ihn, von Calamis gebildet, in der einen Hand den Stab, in der andern eine reife Pinie haltend; sein Gesicht war bartlos. Außerdem haben sich an ihm versucht ein Phidias, Praxiteles, Alkamenes, Colotes ꝛc. und der Maler Sarrates. Durch sie erhielt er denn die herrschende Form der Darstellung: die »eines reifen Mannes von Zeus-ähnlichem, nur weniger erhabenem Antlitz, mit mildem, freundlichem Ausdrucke, das volle Haar mit einer Binde umwunden, in stehender, zur Hülfe bereiter Stellung, das Himation um den linken Arm unter der Brust herumgenommen und straff angezogen, den von einer Schlange umwundenen Stab in der rechten Hand. Daneben erhielten sich indeß auch andere Vorstellungen, auch die eines jugendlich unbärtigen Asklepios, die früher gewöhnlicher gewesen war.« Es giebt der Standbilder noch viele von Asklepios, besonders in Italien. Als Apollo's Sohn ist er mit Lorbeer bekränzt.

Zusammengestellt worden ist der Gott im Alterthume theils mit der Hygieia und dem Telesphoros, theils mit der Artemis (als der Heilenden und Tod bringenden), theils mit dem Schlaf- (ἐπιδώτης genannt) und dem Traumgotte (als welcher den Kranken die Heilmittel angeben sollte), theils mit seiner Mutter Coronis, theils endlich mit seinen Kindern.

Späterer flacher Rationalismus (z. B. des Galen) erblickte in Asklepios den ersten Menschen, welcher die Heilkunde aus bloßer Empirie zu einer wirklichen Wissenschaft erhoben hätte. Man wollte sogar bestimmen, wann, in welchem Jahre dieser Sterbliche unter die Götter aufgenommen worden wäre.

Nach Rom verpflanzte sich der Cult in Folge einer daselbst im Jahre 293 v. Chr. grassirenden Pest und eines Orakels des delphischen Apollo.

Der Asklepios-Dienst hat etwas Heiliges und Ehrwürdiges, insofern er lehrt, daß die Hellenen für das Gut der wiedererlangten

Gesundheit dankbar gegen die Gottheit sich zeigten. Außerdem hat er nicht wenig zur Ausbildung der betreffenden Wissenschaft beigetragen. Und dem Mythos und der bildenden Kunst hat er ein sehr würdiges Sujet in dem Gotte geliefert, den selbige auch mit aller Idealität zu würdigen Schöpfungen benutzt hat. Insofern gehört der Asklepios-Dienst mit zu den interessantesten Erscheinungen des griechischen Alterthums, der auch in der Geschichte der Medicin und der Kunst nicht vermißt werden darf.

Synkretismus der spätern Zeit wollte den griechischen Gott mit dem phönicischen Sydyk oder ägyptischen Esmun vermischen.

---

5. Artemis (und Hekate), ursprünglich die Göttin der Lebenserhaltung.

Der Name ist ächt griechisch: er wurzelt in dem Stamme ἄρω, ich füge zusammen, mache ganz; davon ἄρτιος (ganz, vollkommen, unversehrt) und davon ἀρτεμής (unversehrt, heil). Artemis ist folglich ursprünglich: die Heil- oder Gesund-Erhaltende. Eine Etymologie, welche sich schon bei Plato und Strabo findet, und der in neuester Zeit ein Buttmann, ein Otfr. Müller mit vollem Rechte ihren Beifall gespendet haben. Sie gewährt uns den richtigen festen Anfangspunct, das Wesen der Göttin gehörig aufzufassen und zu beurtheilen.

Der Artemis-Dienst hat hiernach von Hause aus eine heitere Seite.

Artemis ist aber eine weibliche Gottheit, weil sie ursprünglich und vornehmlich dem weiblichen Geschlechte gilt, diesem Heil bringt und spendet. Das wird durch ausdrückliche Zeugnisse in den Schriften der Alten uns bestätigt. Sie heißt vorzugsweise die Erhalterin der Gesundheit der Frauen (Strab. XIV. p. 635.) und führte insofern den Beinamen der Heilenden (οὐλία). Sie steht besonders den Kreisenden bei, ist λοχεία oder λοχία, sorgt für die Erhaltung derselben in und nach dem Wochenbette. Daraus erhellt zugleich der Grund der Entstehung dieses Cultes. Das weibliche Geschlecht wird am meisten geprüft bei Niederkunften: von diesen hängt zumeist Gesundheit und Erhaltung des Lebens bei Frauen ab. So ist es denn sehr natürlich, daß man in solchen entscheidenden Momenten, wo der Mensch meistens nichts oder wenig thun kann, im Gefühle seiner Ohnmacht sich mit seinen Bitten und Gebeten an ein höhres Wesen wendet, das da hülfreich herzueile. Und da mußte es in der Vorstellung der Griechen freilich auch eine Göttin sein. Natürlich stand sie insofern in nächster Beziehung zur Hygieia und zur Eileithyia. Ihr Begriff ward insofern sogar gesteigert zum allgemeinen einer Erhalterin (σώτειρα) überhaupt oder Unheil-Abwehrenden (ἀποτρόπαιος).

Zugleich wurde sie als wohlthätig gedacht in Bezug auf das

neugeborne Kind. Sie bringt es nicht nur glücklich zur Welt, sie nimmt sich seiner auch sofort an, hat die Wartung und Pflege der kleinen Säuglinge erfunden und die Menschen gelehrt, gibt Gedeihen zu ihrem Wachsthum und liebt die Jugend. Vor Allem nimmt sie sich der Jungfrauen an, gibt ihnen hohen, schönen Wuchs und tritt ihnen auch bei der Verheirathung zur Seite, wird hochzeitliche Göttin*).

Aber wie sie so die Menschen schützt, in gleichem Maaße ist ihr Verhalten gegen die Thiere, namentlich des Feldes. »Schützerin ist sie,« singt Aeschylus, »den säugenden Jungen von allem auf Bergen wandelnden Wilde.« Das große Thieropfer zu Paträ in Achaja, was ihr galt, bezeichnete sie als solche Schützerin der Thiere. Auch war ihr wohl in gleichem Sinne die Pferdezucht anvertraut.

Allein wenn sie vermag das Leben zu erhalten, so gebietet sie überhaupt über das Leben, so kann sie es eben so gut auch nehmen. So zuvörderst den Thieren, den Thieren des Feldes. Da sollte sie denn nach gewöhnlichem Volksglauben die Jagd erfunden, und die Menschen gelehrt haben, die Thiere zu erlegen. Aber was sie die Menschen gelehrt, das mußte sie selbst am besten verstehen: sie mußte die beste und höchste Jägerin sein; sie mußte die Jagd lieben und als solche Bogen und Pfeile führen, gern im Freien sich herumtummeln. Da kam sie denn in der Vorstellung der Menschen in nähere Berührung mit den Nymphen, die auch im Freien weilten, in Wäldern, an Flüssen und Seen, und mit den Horen, welche ebenfalls das Leben in der schönen Natur liebten, und mit den Grazien, welche das Anmuthige der freien Natur darstellten. Die Verehrung und die Cultusplätze der Artemis als solcher Göttin waren daher gern meist bei Seen und Flüssen. Darum muß sie aber noch keine Wassergöttin, wie manche Neuere angenommen, oder eine Nymphe gewesen sein!

Eine solche Vernichterin mußte sie nun auch für das weibliche Geschlecht werden. So hieß es denn von ihr: sie tödte die Frauen, die im Wochenbette stürben, ja! überhaupt die Frauen, sie möchten nun eines plötzlichen — aber in solchem Falle sollte das vornehmlich eine That der Artemis sein — oder eines Altertodes sterben. Das Bild von Bogen und Pfeil behielt man hier bei und dichtete, wie Artemis solche Frauen mit ihren Geschossen erlegte, mit sanften die ruhig und sanft sterbenden, mit bittern, scharfen, zürnenden die urplötzlich vom Tode dahin gerafften. Und wem sie zürnte und nicht den Tod sendete, dem schickte sie wenigstens Krankheiten.

Artemis ward so zu einer schlimmen, gefährlichen Göttin. Da war sie aber dem Apollo an Charakter gleich. Und so wurde sie als dessen Schwester gedacht, und die finstere, unfreundliche, Tod bringende Göttin mußte wie dieser von der Göttin der finstern Verborgenheit, von der Leto geboren sein. Zu ihrem Vater aber machte man den Zeus, auf welchen man zuletzt Alles zurückführte, der alle

---

*) Sie ist φωσφόρος, κουροτρόφος oder παιδοτρόφος, φιλομείραξ, ὑμνία, auch κορυθαλλία und τελεία.

Dinge in der Welt geordnet hätte, und eine Jungfrau blieb sie, eine reine keusche Jungfrau, weil sie ursprünglich Göttin der Jungfrauen gewesen.

Wo der Dienst angehoben, wissen wir nicht mit Bestimmtheit anzugeben; wahrscheinlich aber ist die Wiege desselben auch das nördliche Griechenland. Denn Artemis gehört dem Homer zum Kreise der Götter des Berges Olymp, und ihr Cultus läßt sich in historischer Zeit in Thessalien noch nachweisen, ohne daß man behaupten könnte, er wäre von Süden da hingekommen. Uebrigens ist er sehr verbreitet gewesen: mit den Wanderungen der hellenischen Volksstämme war er vielfältig mitgewandert.

Auf dem Festlande von Hellas gehörte er gewiß zumeist dem vordorischen Zeitalter an, als z. B. in Arcadien. Nirgends hat die Göttin wohl so viele Heiligthümer besessen als hier: sie war hieselbst wahrhaft National-Gottheit geworden, die besonders unter dem Namen Hymnia (Hochzeitlichen) — sie war also hier namentlich in den speciellen Wirkungskreis der Ehegottheiten getreten — seit uralter Zeit von allen Stämmen geehrt und entweder Megisto (die Größte, Mächtigste) oder Kallisto (die Schöne) genannt und unter letzterm Namen selbst den vaterländischen mythischen Genealogien eingereihet und die Tochter des Lycaon (ein vom Berge Lycäum gebildeter Name eines mythischen Ahnherrn des Landes) und Mutter des Arcas (des vermeintlichen Urahnen des Volkes) genannt wurde. »Denn daß Kallisto nur der wenig umgewandelte Name der Artemis Kallisto (der Schönen) ist, geht daraus hervor, daß das Grab der Heroine (dieses Namens) im Tempel der Göttin gezeigt wurde, und daraus, daß Kallisto in eine Bärin verwandelt sein sollte, die das Symbol der arcadischen Artemis,« und die als Gestirn unter dem Namen Kallisto schon dem Hesiod bekannt war. Einen großen Kreis localer Sagen wußte die mythische Poesie aus dem Allem zu schaffen. Aber daß Artemis hier hauptsächlich als Jägerin verehrt wurde, geht hervor einmal daraus, daß die Legende die Kallisto zu einer Jägerin im Gefolge der Artemis macht, zweitens daß ihr der Bär, ein reißendes Thier, das dem Wilde schadet, gewidmet war, in Arcadien wenigstens, wo auch der Name des Landes etymologisch an den Bären erinnern mochte (ἄρκτος an Ἀρκαδία). Merkwürdig, daß der attische Dienst der Artemis Munychia oder der Brauronischen damit einige Aehnlichkeit hatte: in Athen hießen die Jungfrauen, welche vom fünften bis zum zehnten Jahr der Göttin daselbst geweihet wurden, Bärinnen und das Weihen selbst: sie zu Bärinnen machen. Alle fünf Jahre ward zu Brauron das Fest von attischen Frauen gefeiert. Aus dem Grunde ist wahrscheinlich, daß der attische Cult aus Arcadien stammte, oder wenigstens beide mit einander verwandt und aus Einer Quelle geflossen sind. Die Göttin selbst aber tritt in den attischen Sagen als eine Menschenblut fordernde Bärin auf, zum Zeugniß, daß der Lebens- und Todesgöttin zur Sühnung vorzugsweise in alter Zeit Menschenopfer dargebracht worden sind, was wir auch andern, bestimmten Nachrichten ent-

nehmen können. In Attika z. B., hieß es in spätern Sagen, wäre Iphigenia — das ist aber auch ein Epitheton der Artemis und zwar derjenigen, welcher Menschenopfer fielen — von Taurien gekommen, zu Brauron gelandet und hätte das alte Schnitzbild der Göttin da zurückgelassen. »Als die Jonier von Athen nach Asien zogen, brachten sie die Verehrung der (munychischen) Göttin nach Milet und Cycicus und nach der erstern Stadt den damit verwandten Cult der Artemis Chitone als Geburtsgöttin, deren Holzbilder aus fruchtreichen Hölzern bestanden,« ferner nach Samos, und die Samier wieder nach Cydonia in Creta. Auf dem Wege aber nach Asien besetzten sie ohne Zweifel die Insel Delos und weiheten dieselbe, auf jeden Fall jetzt wenigstens, zu einem Hauptplatze des Cultus der beiden Geschwister, des Apollo und der Artemis. Denn die Verbindung beider ähnlichen Gottheiten ward auch im Cultus bald sehr gewöhnlich. Und so finden wir sie denn in historischer Zeit an vielen Oertern gemeinschaftlich verehrt.

Wir haben die Verbreitung des Artemis-Dienstes nur an einigen Beispielen nachgewiesen. Man kann sie eben so bei den Aeoliern und bei den Doriern auf mehreren Puncten nachweisen. Allein das Angeführte möge für unsern allgemeinen Zweck genügen; das Weitere bleibe speciellern Forschungen aufgehoben.

In den Gedichten des Homer und des Hesiodus tritt uns Artemis in folgender Gestalt und in folgenden Eigenschaften und Sagen entgegen: sie ist die den Bogen Tragende, der goldenen Pfeile sich Erfreuende, die fernhin Treffende, Hirsche Durchbohrende, Lärm und Geschrei liebende Jägerin, welche auch sterbliche Jäger lehrt, jegliches Wild des Bergwaldes zu treffen. Wem sie zürnt, dem sendet sie als solche Herrin des Wildes wilde Thiere zu, welche die Länder eines solchen verwüsten, wie z. B. dem Könige Oeneus einen wilden Eber, bis Meleager ihn erlegte; allein auch dieser fiel der Rache der beleidigten Göttin durch seine eigene Mutter Althäa. Ihren Pfeilen erliegen nicht minder Menschen, sowohl Männer (z. B. Orion auf der Insel Ortygia, d. i. Delos) als ganz vornehmlich Frauen. Ihre sanften Geschosse treffen diejenigen, welche eines sanften Todes sterben sollen; aber wen plötzlicher Tod hinrafft, den hat ihr zürnender Pfeil erreicht, z. B. die sechs Töchter der übermüthigen Niobe — eine der schönsten Mythen des griechischen Alterthumes, ursprünglich in Theben local. Artemis ist auch dem Homer Jungfrau, keusch und züchtig, schön und hoch gewachsen im Aeußern. Niemals von Liebe besiegt, erfreuet sie sich der Jagd und der Reigentänze, die sie hält auf Bergen und in schattigen Wäldern in Begleitung ihres Gefolges von Nymphen, und nach dem homerischen Hymnus begiebt sie sich wohl auch, von den Musen und Chariten begleitet, zu ihrem Bruder nach Delphi, legt dort Bogen und Pfeile ab und führt mit jenen schöne Reigentänze auf, wobei sie das Lob der Mutter Leto mit hell tönender Stimme singen. Oder sie ergreift auch wohl die goldenen Zügel und fährt in goldenem Wagen nach Claros zum Apollo, der freudig die geliebte Schwester dort erwartet. Geboren ist

sie auf der Insel Ortygia oder Delos, ist des Zeus und der Leto Tochter.

Diesen Grundtypus ihres Aeußern und ihres Charakters behielt sie in den folgenden Zeiten im Ganzen bei. Indessen dehnte sich doch ihr Wirkungskreis nach mehreren Zeiten hin aus. Einmal ward sie in vielen Städten, wo sie zur Hauptgöttin erkoren wurde, Stadtbeschützerin, z. B. in Smyrna, Mytilene, Byzanz, Messene, Syracus, Neapolis, Cumä u. a., vornehmlich in See- und Hafenstädten, wie die Münzen derselben zeigen, und so hieß sie namentlich vom Hafen Munychia die munychische. Der Grund ist nicht, wie Schwenck will, weil Artemis eine Wassergöttin gewesen, sondern weil die Griechen, die Colonisten, die den Artemis-Dienst mitbrachten, ihre Niederlassungen meist an der See und an Häfen gründeten. Auf dem Festlande von Hellas selbst war sie solche Landesschutzgöttin bereits zu Theben (*γαιάοχος*) und zu Sicyon (*πατρώα*). Zweitens wurden ihr, weil sie Jagdgöttin war, eine Menge Berge, Vorgebirge, Höhen, Quellen, Flüsse, Seen, Gewässer geweihet und auf oder an denselben Heiligthümer gebauet, nach denen sie dann gewöhnlich Beinamen erhielt. Ja! sie ward sogar zur Vorsteherin einer warmen Quelle (*θερμαία*) auf Lesbos und kam so dem Herakles nahe. Feuchte, wasserreiche, gebirgige Gegenden waren daher angefüllt mit Artemisien, d. h. Tempeln der Artemis, neben Nymphäen u. dergl. Drittens: weil sie in stetem Vereine mit Apollo gedacht wurde, sogar im Bruderverhältnisse: so gingen mehrere Vorstellungen von diesem auf sie über. Sie fing nun auch an die Ton- und Dichtkunst zu lieben; man findet sie an der Spitze der Musen und Grazien, zuweilen ist sie sogar mit der Lyra abgebildet; sie wird wie Apollo orakelnde Göttin, gibt guten Rath den um die Zukunft Besorgten; sie wurde hingestellt vor das Thor oder die Thür des Hauses, wie Apollo als *ἀγυιεύς* auf der Straße stand*). Dazu kam viertens, daß die Hellenen bei ihrer Verbreitung in Folge der dorischen Wanderung an mehreren Flecken bereits auf Göttinnen stießen, die sie für ihre Artemis hielten und darum so nannten, und beide Dienste mit einander verschmolzen. Das geschahe zuerst auf Creta, wo die Britomartis (ein fremder, nicht griechischer Name, der auch semitisch nicht zu fassen ist; er soll bedeuten die süße oder segensreiche Göttin) ihnen als ein solches Wesen entgegentrat. Dieselbe führte hier den Beinamen Dictynna, und weil man selbigen — ob mit Recht oder mit Unrecht, ist nicht zu bestimmen — mit *δίκτη* (das Netz) in Verbindung brachte, so wurde Artemis sogar zu einer Netz- oder Fischgöttin, was um so weniger auffallen darf, als man sie eben an vielen Seen und Flüssen verehrte, und als das Fischfangen dem Wildfangen ziemlich gleich ist. In Kleinasien zu Ephesus und in Phrygien und in der Stadt Leukophrys trafen die Jonier eine Naturgöttin, von der man glaubte und dichtete, sie nähre an ihren

*) Ist *βουλαία, εὔβουλος, ἀριστοβούλη, προθυραία.*

Brüſten, was da lebe, und man nahm ſie gleichfalls in die Vorſtellung von der Artemis auf. Als endlich drittens die Griechen nach dem Pontus Eurinus, nach der tauriſchen Halbinſel kamen, da fanden ſie höchſt wahrſcheinlich die Verehrung einer Göttin durch Menſchenopfer vor. Und weil ſolches eine Göttin war, und weil ſie auf ſolche Weiſe verehrt wurde, wie in Griechenland Artemis: ſo hielt man ſelbige auch für die griechiſche Göttin, identificirte beide.

Ja! nun begann auch die mythiſirende Dichtkunſt auf mannigfache Weiſe ſich zu regen und den mannigfaltigen neu aufgefundenen Stoff zu ihren Productionen zu benutzen. Als z. B. in Folge von Gründung griechiſcher Colonien am ſchwarzen Meere von da her und weiter Opfergaben nach Delos kamen, hieß es, die Hyperboreer ſendeten dieſelben, und das gab Anlaß zu einer ziemlich weitläufigen Dichtung, durch welche der Ruhm des göttlichen Geſchwiſterpaares bedeutend in der Vorſtellung geſteigert wurde. Zu welcher ſchönen poetiſchen Production gab der Dienſt der Artemis Tauropolos auf der tauriſchen Halbinſel Gelegenheit! Eine andere treffliche Dichtung erzeugte der Cultus der Artemis in Syracus in Verbindung mit dem zu Olympia in Elis. Und ſo war faſt keine ihrer Cultusſtätten, wo nicht eine Legende geſchaffen wurde. Zu der Verbreitung des Artemis-Dienſtes geſellte ſich Anſehen, und die Göttin ward eine der gefeiertſten des helleniſchen Heidenthumes. Manche Stätten wurden weltberühmt, als z. B. zu Epheſus, deſſen eigenthümlicher Dienſt ſich unter dem Namen der epheſiſchen Artemis weithin, ſelbſt nach Griechenland rück verbreitete. Und bei dem Hange der Griechen in ſpäterer Zeit zu Myſterien wurde Artemis nach einer Geheimlehre, gewiß zwar ohne daß der Volksglaube daran Antheil nahm, mit Perſephone in Verbindung gebracht und ſogar für eine Tochter der Demeter ausgegeben. Letzteres hat ſchon Aeſchylus ausgeſprochen, und das ſollte nun wieder eine ägyptiſche Lehre ſein nach Herodot, dem die ägyptiſchen Prieſter weiß machen wollten, daß ihre Bubaſtis die griechiſche Artemis wäre, Leto ſei nur die Pflegerin des helleniſchen Geſchwiſterpaares geweſen. Allein ägyptiſch brauchte das nicht zu ſein: Artemis als Hekate war der Perſephone ſo nahe in der Vorſtellung der Griechen getreten, daß es nur eines kleinen Schrittes bedurfte, um beide zu identificiren.

Im Laufe der Zeit bei zunehmender Humanität wurden die Menſchenopfer beim Artemis-Dienſte abgeſchafft. So in Aulis, auf der tauriſchen Halbinſel, in Sparta, und Legenden ſuchten gewöhnlich auf dem Wege der Poeſie die Umänderung zu erklären oder zu rechtfertigen. Die harte unfreundliche Göttin ward da oft zu einer verſöhnten, milden. Andrerſeits freilich bezeichnete mancher Mythus bereits, z. B. der von Oeneus, Actäon, Ariadne, ſie wieder als rachſüchtig, ſtrafend. Allein ſpäter wurden ihre Strafen doch mehr als eine Folge ihrer Gerechtigkeitsliebe als der Rachſucht dargeſtellt und die Guten von ihr eben ſo belohnt als die Böſen beſtraft.

Bei ſolcher Vielgeſtaltigkeit des Weſens wie des Cultes der Artemis war es ſchwer für die bildende Kunſt oder vielmehr unmög-

lich, Alles in ein einziges Bild zusammenzufassen. Man hat bei Erörterung der Kunstdarstellungen der Göttin nothwendig auch hier die Einzelheiten und Verschiedenheiten der Zeit und des Ortes zu trennen.

Da das Wesen der Artemis, wie wir oben gezeigt haben, sofort zwei Seiten bekundet, indem sie bald mehr als eine Leben gebende und Licht bringende Göttin — Vorstellungen, die in griechischer Symbolik sehr eng zusammenhängen — als eine Spenderin von frischem, blühendem Naturleben für Vieh und Menschen, bald mehr als eine kämpfende, erlegende Gottheit — welche Thätigkeit indessen in der gewöhnlichen Auffassung immer mehr auf das Geschäft der Jagd beschränkt wurde — gedacht wird, so waren Fackel und Bogen, die Symbole von Leben und Licht, schon bei den ältesten Artemis-Bildern die gewöhnlichen Attribute. »Bei weiterer Entwickelung des Artemis-Ideals legte die Kunst die Vorstellung jugendlicher Kräftigkeit und Lebensfrische zum Grunde, und in dem ältern Style, wo Artemis durchgängig lang und zierlich bekleidet erscheint, geht das Streben besonders dahin, auch durch das Gewand die vollen blühenden und kräftigen Formen hindurchschimmern zu lassen. Später, als Skopas, Praxiteles, Timotheus u. A. das Ideal ausgebildet hatten, wird Artemis wie Apollo schlank und leichtfüßig gebildet, Hüften und Brust ohne weibliche Fülle; die noch unentwickelten Formen beider Geschlechter vor der Pubertät erscheinen hier gleichsam festgehalten und zu größerm Umfang ausgebildet. Das Gesicht ist das des Apollo, nur von weniger vortretenden Formen, zarter und rundlicher; das Haar ist häufig über der Stirn zu einem Korymbos (Krobylos) aufgebunden, noch öfter aber am Hinterkopf oder auf dem Wirbel nach einer Weise, die besonders bei den Doriern gebräuchlich war, in einen Busch zusammengefaßt; nicht selten findet sich auch beides zusammen. Die Kleidung ist ein dorischer Chiton, entweder hoch geschürzt oder auf die Füße herabwallend, oft auch als Hemidiploidion übergeschlagen; die Schuhe der Jägerin sind die den Fuß rings herum schützenden cretischen.«

Als Hegerin und Pflegerin des Wildes erscheint Artemis oft, eine heilige Hirschkuh an sich heranziehend; auch ist in einem interessanten Bilde ihre Krone aus Rehböcken gebildet. Ist sie als eine kämpfende Gottheit zu denken, so wird sie in vorzüglichen Statuen theils in dem Momente dargestellt, wo sie den Pfeil aus dem Köcher nimmt, um ihn abzusenden, theils auf dem Puncte, ihn in besonders lebhafter Bewegung abzuschießen. »Wenn sie im langen Gewande die Hand nach dem Köcher bewegt, ohne Zeichen von heftiger Bewegung, sanfte Anmuth in den Mienen, liegt die Vorstellung näher, daß sie ihn schließen als daß sie ihn öffnen wolle, und man darf mit Wahrscheinlichkeit den Namen einer Helferin auf eine solche Artemis anwenden. Geschlossen sieht man den Köcher und den Bogen auf den Rücken zurückgeworfen in Reliefs, wo Artemis als Leben und Licht verleihende Göttin, mit Fackeln in beiden Händen, einherschreitet. In Tempelbildern trug nicht selten Artemis

ſowohl den Bogen und die Fackel in der Hand, Licht und Tod zugleich gebend«.

Von ihren Standbildern aus den Händen der höchſten Künſtler des Alterthumes hat ſich keines, eben ſo wenig das Gemälde des Apelles, der ſie unter ihren mit dem Opfer beſchäftigten Nymphen dargeſtellt hatte, doch ganz gute Copien erhalten, ſo z. B. eine ſchöne Statue im Vatican in der Bewegung des Bogenſchießens, die Niobe-Kinder erlegend, und eine andere ebendaſelbſt mit einer Fackel in jeder Hand.

Als Beſchützerin des epheſiſchen Heiligthums erſcheint Artemis in einem aſiatiſchen Amazonen-Coſtüm, weil die Amazonen ſolches gegründet haben ſollten.

In größerer Verbindung iſt man gewohnt Artemis mit Mutter und Bruder zu ſehen, dann im Kampfe mit Giganten, auch in der Darſtellung des Mythus von Actäon.

Die weite Verbreitung und die Berühmtheit des Artemis-Dienſtes iſt Urſache geworden, daß eine ziemliche Anzahl von Namen von Oertern, Menſchen u. ſ. w. von dem Namen der Göttin gebildet wurden, z. B. Artemiſium, Artemiſia, Artemidorus.

Den Römern deuchte ſie fälſchlicher Weiſe ihre **Diana** zu ſein.

Der Dienſt der Hekate iſt nichts weiter als ein Abzweig des Artemis-Dienſtes, ſo wie der Name Ἑκάτη urſprünglich nichts iſt als ein Epitheton der Artemis, die fern Treffende, von fern Schießende bezeichnend, gleichwie Apollo ἕκατος, ἑκατηβόλος genannt wird. Jener Beiname weiſt alſo auf die Eigenſchaft der Göttin hin, vermöge welcher ſie tödtet, vornehmlich Menſchen, ſie in die Unterwelt fördert. Es iſt daher kein Wunder, wenn ſie als ſolche Hekate zu einer chthoniſchen Göttin geworden und mit der Perſephone vermiſcht worden, ohne darüber gerade ihren eigenthümlichen Charakter ganz zu verlieren. Nehmlich trotz dieſer Vermengung wird ihr ſehr häufig zugeſchrieben, was ſonſt beſtimmt der Artemis beigelegt und umgekehrt. Beide Vorſtellungen ſind mithin im Volksglauben nie völlig getrennt geweſen, und nur im römiſchen Zeitalter iſt aus zufälligen Urſachen Name und Cult der Hekate vorzugsweiſe an die Tagesordnung gekommen, und Hekate bisweilen zu einer beſondern Göttin geſtempelt worden. Zwar kommt ſie ſo ſchon in der Theogonie des Heſiodus (vs. 411—52.) vor; allein dieſe Stelle iſt offenbar ein ſpäteres Einſchiebſel, gefloſſen aus orphiſcher Lehre. Eben ſo ſind einige derartige Notizen in einem homeriſchen Hymnus gleichfalls neuern Urſprungs. Erſt bei den Tragikern tritt das Weſen der Hekate ſichtbar hervor und zwar hauptſächlich folgender Geſtalt: einmal als Abwenderin des Böſen und Spenderin des Guten in den Privathäuſern und Familien, ſo wie an Orten der Volksverſammlungen und auf Pfaden und Scheidewegen, auf Reiſen zu Lande wie zur See. Man betrachtete ſie daher als Aufſeherin der

Häfen, die den Schiffenden Schutz gewähren *). Sie trat insofern auf Samothracien nahe zu den Cabiren und zur Tyche oder Glücksgöttin hin, mit der sie sogar auch vermengt worden ist. Zweitens ward sie durch die später so gäng und gäbe gewordenen Mysterien, in die sie als vermeintliche Gefährtin und Dienerin der Persephone gezogen wurde, eine unterweltliche (χθονία) Göttin. Da beglückt sie theils mit Hermes zugleich die Seelen der Frommen, theils ist sie furchtbar, gewaltig, mächtig und herrschend über die Schatten, gebiert als solche dem Phorcus (dem Grauen, dem Symbole des Scheußlichen) das Ungeheuer, die Scylla (nach besonderer Dichtung); stygische Hunde (hergenommen von der Jagdgöttin Artemis und zum grausigen Bilde der Nacht dienend) begleiten sie; auch ist sie Göttin der Reinigungen und Sühnungen, und die größte Mondhöhle, wo nach der Lehre der Mysterien die bereits Genien (δαίμονες) gewordenen Seelen Strafe leiden oder Genugthuung empfangen, heißt Hekate's Gemach. Bei nächtlicher Weile schwärmt sie in Begleitung der Seelen der Verstorbenen über Gräber (τυμβιδία) umher, und die erschrockenen irdischen Hunde verkündigen ihre Anwesenheit oder Nähe durch Geheul und Winseln. Drittens ist sie eine Zaubergöttin, welche Zaubermittel lehrt und kräftigt, auf Kreuzwegen weilt und verehrt wird (weil Kreuzwege etwas Unheimliches, Berückendes, Verführerisches, Zauberhaftes haben). Sie spukt vorzüglich den Reisenden, und zu dem Zwecke sendet sie wohl auch das Gespenst Empusa (statt Ἐμπουσία). Ihr ganzes Wesen hat die Natur des Gespenstischen, Nicht-Geheuren, Erschreckenden, Dämonischen. Weiterhin deutete man die Fackeln, welche Artemis und folglich auch Hekate als Geburtsgöttin trug, auf den Mond (auch wohl deßwegen, weil der Mond die Zauberkräfte zu verstärken schien); aber eine liebliche Selene ward sie nicht, sondern behielt auch als solche Mondgöttin ihr unheimliches, grauenhaftes Wesen, der von Zauberinnen und Giftmischerinnen nächtliche Feier und Beschwörungen gefeiert wurden. Noch später ward sie mit dem ägyptischen Sarapis an die Spitze der bösen Geister gestellt, auch mit der thracischen, aber selbst in Attika eingebürgerten Göttin Bendis und der phrygischen »großen Mutter« (Erdmutter), der ägyptischen Isis u. s. f. vermengt.

Als diejenigen Plätze, wo die Hekate unter diesem ihrem Namen bestimmt bei den Griechen Verehrung genossen, werden uns genannt: Samothracien, Lemnos, Aegina, Böotien, Athen, Argos ꝛc. Man widmete ihr eben so öffentlichen wie Geheimdienst. Auf Aegina ward sie unter den Göttern, nach des Pausanias' Meldung, am meisten geehrt. In Athen gab es viele Hekatäen (Hekate-Säulen) auf den Kreuzwegen vor und in den Häusern. Am Schlusse jedes Monats setzte man ihr nebst andern Unglück abwendenden Göttern Speisen an den Scheidewegen aus. Geopfert wurden ihr Hunde und als

*) Προθυραία, ἐνοδία, τριοδῖτις, trivia, ἐπωπίς, φύλαξ, ἄγασσα, λιμενοσκόπος.

einer furchtbaren unterirdiſchen Gottheit, die man verſöhnen müſſe, Honig und ſchwarze (weibliche) Lämmer. Sie ward den Erinnyen ähnlich und ihnen auch beigeſellt. Und weil man ſie ſich ſo verſchieden dachte und darſtellte von der, welche ſie urſprünglich geweſen war, von der Artemis, ſo dichtete man von ihr andere, als die frühere, Genealogien: man machte ſie entweder (als Göttin des Mondes) zur Tochter des Perſes oder Perſäus (dem Repräſentanten des Oſtens, wo die Perſer wohnten) und der Aſteria (der Geſtirnten, d. i. des Sternhimmels), einer vermeintlichen Schweſter der Leto und Enkelin der Phöbe, oder zur Tochter des Zeus und der Hera (ziemlich froſtig), oder zur Tochter der Nacht, oder zum Kinde des Tartarus.

Bei ſothaner Vieldeutigkeit der Göttin iſt es kein Wunder, wenn die ſpätern Mythologen und Philoſophen eine Menge, mitunter ſehr alberner Erklärungen und Deutungen aufgeſtellt haben, die aufzuzählen hier nicht am Orte ſein würde. Die ſchwülſtige und dabei ſo froſtige Gelehrſamkeit konnte ſich dabei ſo recht ergehen.

Die Kunſt hat ſie im Alterthume bald eingeſtaltig gebildet gehabt (ſo Myron, Skopas, Polyclet u. A.), theils, und zwar ſchon ſeit Alcamenes, für den Cultusbedarf dreigeſtaltig *). Nehmlich ihr Bild, das auf Dreiwege geſtellt wurde, ſollte zuverläſſig von allen Seiten ſichtbar ſein. Aus dem Grunde ward ihr die Seebarbe (wegen ihres auf Drei hindeutenden griechiſchen Namens Trigle) geheiligt. In Rom iſt auf dem Capitol ein Erzbild der Art: ſeine drei Figuren ſind mit dem Rücken an eine Säule gelehnt, ihre Embleme aber ſehr verſchiedenartig, ſo daß man daraus auf den Synkretismus in ſpätern Zeiten, in Bezug auf den Dienſt der Hekate, einen Schluß machen kann.

Der Cultus der Artemis überhaupt und auch als Hekate, hat eben nichts Hervorſtechendes. Er zeugt im Ganzen von dem Drange im Menſchen, die eigene Ohnmacht und die Abhängigkeit von einem höhern Weſen anzuerkennen. Es iſt Schade, daß derſelbe, anfangs und urſprünglich ſo liebreich, klar und heiter, in lärmendes Jagdgetümmel und weiterhin in das Dumpfe, Myſtiſche, Geſpenſtiſche der Myſterien umſchlagen mußte. Die Phantaſie der ſpätern Zeit hat ſich wahrhaft gefallen, das Bild der Artemis, als Hekate, ſo grauſig als nur möglich auszumalen; aber ein in ſich vollendetes wahrhaft äſthetiſches Bild iſt daſſelbe nicht geworden, ſondern mehr ein Zerrbild. Es macht daher das vielgeſtaltige Weſen im Ganzen keinen angenehmen Eindruck. Ganz anders iſt es, wenn wir die homeriſche Artemis in ihrer helleniſchen Lauterkeit und Ungefärbtheit betrachten. Iſt alſo bei der Beurtheilung dieſes Dienſtes etwas zu beobachten, ſo iſt es das Scheiden der Zeiten.

---

*) Ihre deßfallſigen Epitheta: *τρίμορφος, τρισσοκέφαλος, τρεπρόσωπος, τριαύχην.*

6. Thanatos (der Tod).

Der Zuſtand, welchen wir Tod nennen, das Leblos-Sein ſelbſt und an ſich, kann kein Gegenſtand zu menſchlicher Perſonification und folglich eben ſo wenig zu antiker Apotheoſirung ſein. Denn das Perſönliche iſt lebendig. Erſt wenn man ſich den Tod als Tod bringend oder verurſachend, als wirkend in ſeiner Art denkt; erſt dann kann er als ein ſolches Weſen gedacht, perſonificirt und auch wohl vergöttlicht werden.

Die Griechen hatten für den Begriff des Todes das Wort θάνατος; aber es bezeichnete ihnen wohl mehr den Uebergang aus dem Leben in den Tod als den ſchon eingetretenen Zuſtand der Lebloſigkeit. Darum finden wir ihn bereits bei Homer und Heſiodus mindeſtens perſonificirt und der Apotheoſirung ganz nahe. Er iſt dort nach ſchöner lieblicher Dichtung ein Sohn der Nacht und der Zwillingsbruder des Schlafes. Er hat einen ehernen Sinn und in der Bruſt ein eiſernes Herz; wen von den Sterblichen er einmal ergriffen hat, den hält er feſt. Er vernichtet das Leben und bringt ſchweren und langen Todesſchlummer. Nachtumhüllt iſt er ſelbſt den unſterblichen Göttern verhaßt. Sein Wohnſitz iſt für gewöhnlich der Erebos oder die Unterwelt. Uebrigens ſpielt er eine untergeordnete, dienende Rolle, indem z. B. in der Iliade es heißt, Apollo habe auf Zeus' Befehl ſeinen gefallenen Sohn Sarpedon den Zwillingsbrüdern, dem Tod und dem Schlafe, den raſchen Boten, übergeben, ihn nach Lycien zu tragen, und das vollziehen ſie auch ohne Zögern. Homer nennt ihn, bezeichnend für ſein Weſen, den Purpurrothen (auf dem Schlachtfelde), den Laughinſtreckenden, den Hartbettenden. Sophocles läßt den Ajax im Augenblicke, wo derſelbe im Begriff iſt, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen, den Thanatos anrufen zu erſcheinen. Bei Euripides tritt er (in der Alceſtis) als Opferprieſter auf und will ſich nicht beſänftigen laſſen, die Alceſtis zu ſchonen: ſie ſtirbt. Da erſcheint Herakles und ringt ſie ihm ab.

Hier kann man nicht unterſcheiden, ob das Ganze bloße Perſonification ſei oder wirkliche Apotheoſirung. Von der letztern, daß ihm geopfert worden, finden wir erſt im ſpätern, römiſchen Zeitalter Spuren.

Solcher Geſtalt konnte aber Thanatos ſelbſt Gegenſtand der Kunſt werden; denn nur der todte Leib hört auf Ausdruck des Lebens und eben dadurch Gegenſtand künſtleriſcher Darſtellung zu ſein. Schon am Kaſten des Cypſelus war ein Weib dargeſtellt (die Nacht), welche in der Rechten einen weißen ſchlafenden Knaben (den Schlaf), in der Linken einen ſchwarzen, wie ſchlafend ausſehenden Knaben hielt, den Thanatos. Und in Sparta gab es eine Bildſäule des Todes nebſt der des Schlafes, wie uns Pauſanias meldet. Uebrigens ward Thanatos ſchwarzgeflügelt dargeſtellt, und auf Vaſen finden wir ihn zugleich bärtig.

7. Die Ker und die Keren.

Die Ker (κήρ) bedeutet ursprünglich den Tod, er mag durch äußere Gewalt, oder durch Krankheit, oder aus unbekannter Ursache erfolgen; als Personification ist sie das Wesen, welches mit dem Tode, er sei welcher Art er wolle, behaftet, d. h. bestraft; denn der Tod deucht dem gewöhnlichen Menschen eine Strafe. Natürlich galten so die Ker oder (wegen der verschiedenartigen Todesarten, die es gibt) die Keren im Plural für dunkle, verderbliche Wesen, die den Menschen stets bedrohen, und denen keiner für immer entgehen kann, wenn auch Einer vielleicht ein Mal auf einige Zeit dem drohenden Todesgeschick entrinnt, oder der Wille der Götter (denn Zeus und die Götter gebieten ihr oder ihnen) es von Menschen abhält, so wie er es ihm senden kann.

Bei Homer ist es oft zweifelhaft, ob er die Sache selbst oder die Personification derselben, die im Moment des Todes wirksame Gewalten, meint. Die Persönlichkeit der Ker tritt nur in der Beschreibung eines Bildwerkes auf dem Schilde des Achilles hervor. Um so mehr kann bei dem Dichter noch von keiner Göttlichkeit die bestimmte Rede sein.

Bei Hesiod sind die Keren Rächerinnen von Uebertretungen der Menschen und Götter (treten also aus der Reihe der physischen in die Reihe der moralischen Wesen), und hier werden sie ausdrücklich Göttinnen genannt und zugleich Schwestern der Moiren (weil sie mit diesen ihrem Wesen nach in naher Berührung stehen) und (als feindselige Wesen) Töchter der Nacht.

Von Homer wird die Ker zusammengestellt mit der Eris (Streit) und dem Kydömos (Getümmel), ihr Gewand blutigroth von Männerblut und groß ihre Lust in der Schlacht, von Hesiodus sie selbst schwarz, mit weißen Zähnen knirschend, fürchterlich von Ansehen, blutig, um Gefallene streitend, gierig schwarzes Blut zu trinken, geschildert.

Von solchen furchtbaren Vorstellungen konnten die nachmaligen Tragiker wohl Gebrauch machen, und sie haben es gethan, besonders Aeschylus, nachmals auch der alexandrinische Dichter Apollonius der Rhodier. Der erstere stellt sie mit den Erinnyen zusammen oder vielmehr er nennt die Erinnyen, welche das Haus des Oedipus in seinen Söhnen zerstören, Keren-Erinnyen. Denselben Begriff der listigen unaufhörlichen Verfolgung mag es haben, wenn Pindar die quälenden Sorgen Keren nennt. Endlich werden von Spätern auch Seuchen (als strafende Todesgöttinnen) Keren genannt.

Durch die bildende Kunst hat, so viel wir wissen, die grausige tragische Idee nur ein Mal im Alterthume eine Darstellung erfahren. Auf dem sogenannten Kasten des Cypselus war eine Ker abgebildet hinter dem auf's Knie niedergesunkenen Oedipus-Sohne Polynices, gegen den der Bruder Eteocles andringt: sie hatte

Zähne gleich einem wilden Thiere und krumme Nägelkrallen an den Händen.

Von einer wirklichen Verehrung der Keren findet sich keine Nachricht vor.

---

8. Apollo.

Ohne uns auf eine specielle Widerlegung aller der Ansichten einzulassen, die im Alterthume und in neuerer Zeit über diesen Gott aufgestellt worden sind — schon ihre Verschiedenartigkeit muß bedenklich machen, der Mangel einer festen und sichern Basis aber bei den meisten abstoßen — wollen wir sogleich zur Sache selbst gehen, eine sichere Grundlage und ein sicheres naturgemäßes Fortschreiten für die beste Widerlegung haltend.

Apollo ist ursprünglich und eigentlich der Verderber (ὁ ἀπόλλων sc. θεός) nach einer Etymologie, die ganz unzweifelhaft erscheinen muß, weil sie nicht bloß sprachlich sich rechtfertigen läßt, sondern die Bedeutung des Wortes auch im Cultus selbst zu Tage tritt, und man von derselben aus alle übrigen Eigenschaften des Gottes auf eine natürliche Weise abzuleiten im Stande ist. Und wenn es bei den Thessaliern, zufolge eines Zeugnisses bei Plato und auf Inschriften, eine Form Aplun gegeben hat, so beweist das nur, was wir auch anderwärts her wissen, daß dieser Volksstamm ein halb barbarischer war, der bei seinem Einbruche in Thessalien die griechischen Namen nach seiner Art wird gemodelt und — gerädbrecht haben. Daß es hiernach eine ächt hellenische Gottheit sei, bedarf wohl keines weitern Beweises.

Die Grundbedeutung des Gottes ist natürlich eine dunkle, finstere: er wurde zuerst gedacht als der, welcher das Leben aufhebt und zerstört, zunächst bei den Menschen selbst, sodann aber auch bei den Thieren, vornehmlich den wilden, und bei den Pflanzen, zumal insofern beide dem Menschen zugehören, also bei den Heerden und bei den Saaten. Er ist es mithin, der unter die Menschen wie unter die Thiere Pest und Sterben sendet und bei dem Getreide z. B. den Brand (ἐρυσίβη) verursacht *). Hauptsächlich ist es das unerklärliche, unerwartete, urplötzliche, unabwendbare Sterben oder Vernichten, was Apollo repräsentirt, und zwar bei Menschen und den zahmen Thieren der natürliche Tod, nicht der gewaltsame. Um solcher Eigenschaft willen gab ihm gewiß schon das höchste Alterthum sofort bei oder nach seiner Apotheosirung als Symbol den Bogen und den Pfeil, jene verderbende und oft plötzlich und unerwartet kommende und treffende Waffe, deren sich von jeher bereits die ältesten und rohesten Völker be-

*) Er heißt darum z. B. λοίμιος, ἐρυσίβιος.

dient haben. Der Mensch aber, in jenem Falle seine Ohnmacht fühlend dem Uebel Einhalt zu thun, das Verderben aufzuhalten und ihm ein Ende zu setzen und sich abhängig erkennend von einer höhern Macht, konnte wohl da ein besonderes Walten einer besondern Gottheit sehen. Und weil vornehmlich der Mann es sein mochte, der sich und seine Angelegenheiten dabei vor Augen hatte, so ward die Gottheit eine männliche, die ja auch am meisten und vor Allem der Bogen zierte. So hat denn die Vergöttlichung des Apollo der religiösen Reflexion und Glaubensthätigkeit der Hellenen sehr nahe gelegen, und so haben wir hier wieder etwas ganz Concretes, was zu einem Gottescult Veranlassung gegeben hat. Und das ist auch im vorliegenden Falle ein sicherer Beweis der Gültigkeit unserer Ableitung und Annahme.

Allein der Gott, der vernichten kann, muß eben so gut gedacht werden können als der erhaltende: er darf nur seine Gewalt nicht ausüben wollen oder das Böse vernichten. So ward denn Apollo das entgegengesetzte, gute Princip: er ward der Unglück-Abwendende, der das Verderben vom Menschen, vom Thiere, von der Pflanzenwelt fern hält, der den Kranken genesen macht, der den Todesstoß abwehrt, der die Pest aufhören läßt, der den Brand von Waizen entfernt u. s. w. Und so empfing der Gott die freundliche Charakterseite: die eines heilenden, rettenden, Unheil abwehrenden, erbarmenden, gütigen, sorglichen Wesens *), dessen Bild man späterhin vor die Thüren, auf die Straßen (θυραῖος, ἀγυιεύς) stellte, damit er über die Bewohner der Häuser wachte.

Doch spaltete sich in beiderlei Rücksicht die Vorstellung, insofern der Gott, wie oben erwähnt, gedacht wurde entweder in Bezug auf die Menschen oder in Bezug auf die Thiere, namentlich auf die, die den Menschen angehören, und in Bezug auf die Früchte des Ackers. Apollo wurde nehmlich zum Vernichter **und** zum Nährer und Beschützer erstens des Wildes (Pindar. Pyth. IX, 67. [114.], Apollon. Arg. II, 678.) und als solcher von den Jägern angerufen, sodann der Heerden, des Getreides **), trat also ein in die Reihe der Götter materieller Besitzthümer der agrarischen, Hirten-Götter und in die der Götter menschlicher Gesundheit. In letzterer Beziehung kam er nahe der Hygieia und dem Asklepios, ferner der Artemis, mit deren Begriffe sein Wesen am meisten auch im bösen Sinne übereinstimmt, obgleich der Cultus derselben gerade den entgegengesetzten Anfang gehabt hat, nehmlich, wie wir oben gesehen, vom Begriffe des Heilens ausgegangen ist. Asklepios wurde später sogar zum Sohne des Apollo, und die Asklepiaden zu seinen Schülern. In ersterer Beziehung aber wurde weiterhin sein Wirkungskreis so ausgedehnt,

---

*) Seine deßfallsigen Beinamen sind: ἀλεξίκακος, ἀποτρόπαιος, οὔλιος ἀκέστωρ, σωτήρ, ἐπικούριος, παιὰν oder παιών, ἀκέσιος.

**) Daher seine Beinamen: ἀγρεύς, νόμιος, ἔναγρος, ἔπαγρος, ἐπιμήλιος, ποίμνιος, ὀπάων μήλων.

daß man von ihm ſagte, er ſchenke Reichthum, Glück, Friede, Sieg und Ueberfluß dem menſchlichen Geſchlechte.

In manchen dieſer Hinſichten konnte er beides zu gleicher Zeit ſein, der böſe und ein guter Gott. So z. B. konnte er die Wölfe tödten, war Wolfstödter (λυκοκτόνος) und dadurch die Schaafheerden erhalten. Ganz unbezweifelt iſt darauf ſein Beiname Wolfs-Apollo (λυκεῖος) zu beziehen, nichts weniger denn ſofort auf Lycien, wie Otfr. Müller gethan hat, oder auf Licht (lux!), wie Andere gefabelt. Die letztere Anſicht ſchreibt ſich erſt aus ganz ſpäter Zeit her, wo man den einfachen Culten des höchſten Alterthumes mit ſeinen Gedanken zu fern ſtand, um ſie richtig aufzufaſſen und zu verſtehen, aus dem Zeitalter faſelnder Deuteleien, und die erſtere gründet ſich auf die zufällige Aehnlichkeit der griechiſchen Namen des Landes Lycien (Λυκία) und des Wolfs-Apollo's (λυκεῖος). Eben ſo verhält ſich's mit Apoll als dem Vertilger oder Abwehrer von Heuſchrecken (σαρανόπιος) und von Würmern, die dem Weinſtocke ſchadeten (ἀποκτόνος).

Aus jener Grundanſicht laſſen ſich die übrigen Eigenſchaften des Gottes ohne große Mühe ableiten. Apollo erſcheint nehmlich auch als Orakelgott: er iſt das im Alterthume eine geraume Zeit hindurch vor allen Göttern geweſen: der angeſehenſte, der geſuchteſte, der berühmteſte, deſſen Cult auf Privat- wie auf öffentliche Verhältniſſe, ſogar auf das Schickſal der Welt — man denke z. B. an Cröſus und Cyrus — den wichtigſten Einfluß gehabt hat. Apollo iſt das auf folgende Weiſe geworden: ſendet er Verderben, dann muß er auch beurtheilen können und wiſſen, dachte man, wie das abzuwenden iſt (ἰατρόμαντις). Er muß es dem Menſchen verkündigen können, wenn er will, und wenn und inſoweit es ihm erlaubt iſt. Es käme nur darauf an, ihn hierzu zu vermögen und die dunkeln Winke zu verſtehen, welche die Götter zu geben pflegten. Solches vermochten aber nach der Anſicht der frühern Zeiten nur Auserwählte, Prieſter oder Prieſterinnen. Und ſo wurden ordentliche Anſtalten errichtet, wo Apollo den Menſchen durch beſtimmte Perſonen die Zukunft eröffnen, ihnen ſagen ſollte, was ſie in dem oder jenem Falle zu thun oder zu laſſen hätten. Apoll (λοξίας) trat ſo in den Kreis der orakelnden Gottheiten, nahe insbeſondere zu Zeus, als dem Schickſalsordner, und zu den Moiren, deren Führer (μοιραγέτης) er ward. Viele Stätten ſeines Cultes zeigten ihn als ſolchen Orakelgott. Weiſſager galten für ſeine Diener oder Schüler. In ſpäterer (zu Euripides') Zeit ward er ſogar zum Verwalter der göttlichen Gerechtigkeit, alſo mit der Dike und Nemeſis zuſammengruppirt.

Die Weiſſagungen aber wurden im Alterthum in Verſen ertheilt, vielleicht ſelbſt abgeſungen unter Begleitung der Zither (?), wie ja denn überhaupt Poeſie, Geſang und Zitherſpiel ehemals Eine Kunſt nur war. Daher iſt es nun gekommen, daß Apollo auch zum Gotte der Dichtkunſt *) und der Inſtrumentalmuſik geworden iſt. Eine ho-

*) Homer's Darſtellung kann, als eine individuelle, hier keinen Eintrag thun;

merische Stelle (Odyss. VIII, 488.) zeugt für diesen Uebergang. Auch galt die Begeisterung des Wahrsagers und die des Dichters in alter Zeit für gleich, und die Heilkunst stand in nächster Verbindung mit Zauberei, selbst mit der Wahrsagerkunst. So überkam der Gott die Obhut über zwei der edelsten und schönsten Künste, die das Leben zieren und schmücken, und Apollo trat ein in die Reihe der artistischen Gottheiten, insbesondere in ein nahes Verhältniß zu den Musen, für deren Führer (μουσαγέτης) er sogar gegolten. Dadurch erhielt der Cultus eine ganz neue Farbe: es verwischte sich die zweideutige Seite eines verderbenden und erhaltenden und eines Orakelgottes, und das Ganze bekam eine sinnige, heitere, fröhliche, ästhetisch-liebliche Seite. Wie jene Künste, so verherrlichte Apoll nun das Leben der Götter und Menschen, und ihm wurden die Grazien zugetheilt. Musiker sind seine Diener. Als sogenannten Erfinder eines musicalischen Instrumentes, der Zither, vereinigte ihn die Vorstellung mit Hermes.

So weit hatte sich der Apollo-Cultus ganz unbezweifelt ausgebildet in pelasgischer Zeit, **vor** der dorischen Wanderung. Entstanden war er zuverlässig auch im nördlichen Hellas, im spätern Thessalien, um den Olymp; deßhalb war er aufgenommen in den Kreis der olympischen Götter, und so fand ihn Homer vor. Und noch in spätern Zeiten fand sich der Dienst in Thessalien, der sich nicht wird von Süden nach Norden verbreitet haben. Im Gegentheil wird er auch den schon in vordorischer Zeit vielfach nach Süden zu wandernden griechischen Volksstämmen gefolgt und verpflanzt worden sein nach Phocis, Böotien, Attika u. s. w. Wir haben nehmlich keinen Grund, mit Otfr. Müller den Apollo einen bloß dorischen Gott zu nennen und die Verbreitung seines Cultes der betreffenden Wanderung erst zuzuschreiben. In Delphi hat derselbe gewiß schon früher bestanden, hatte bereits einen hohen Grad von Berühmtheit erlangt: wodurch eben die Dorier und die vielen Colonisten veranlaßt wurden, das Orakel daselbst zu befragen und dadurch noch berühmter zu machen. In Böotien, z. B. in Theben, war der Apollo-Dienst gewiß sehr alt. In Attika finden wir solche Spuren seiner vordorischen Einbürgerung, daß man an dieselbe nicht zweifeln kann. Der Apollo patrous (Stammgott), »von dem zwar in Athen's ältern Mythen keine Spur ist,« war doch so verwachsen mit der Staatseinrichtung, daß man sich ihn nur als einen Gott denken kann, an den man gleich bei der Bildung des Staatskörpers die betreffenden vielfachen und merkwürdigen Gebräuche geknüpft hat. Und wenn im Monate Thargelion daselbst in älterer Zeit die Apollofeier, um durch seine Versöhnung das Land zu reinigen und Verderben abzuwenden, mittelst Menschenopfer geschahe, so weiset dieser Gebrauch, von welchem freilich das historische Zeitalter keine Anwendung mehr gemacht hat

---

die nachfolgenden Schriftsteller bestätigen den obigen Satz. Auch glaube ich nicht, daß man bei Homer (mit Otfr. Müller) so scharf trennen darf, eben so wenig wie bei Hesiod (Theog. 94 sq.), wo von den Musen und Apollo gemeinsam die Sänger und Zitherspieler abgeleitet werden.

— man führte später bloß zwei Männer, Pharmakoi (Heiler) genannt, oder einen Mann und eine Frau als Scheinopfer aus der Stadt hinaus — auf ein sehr hohes Alterthum hin, das gewiß nicht diesseit der dorischen Wanderung liegt. Noch mehr! in Achaja war gleichfalls Apollo-Dienst gäng und gäbe. Entweder nun werden die Achäer bei ihrer Einwanderung denselben vorgefunden und sich angeeignet oder ihn mitgebracht, aber auf keinen Fall von ihren Feinden, den Doriern, angenommen haben. Endlich war derselbe auch in Arcadien heimisch; aber wem ist nicht bekannt, daß dieser Theil des Peloponneses seine Einwohner nicht gewechselt hat?

Als nun die dorische Wanderung geschahe, und als nächste Folge derselben eine der größten Umwälzungen der griechischen, auch der kirchlichen Verhältnisse, da wird nicht minder der Apollo-Cult sich vervielfältigt und besonders mittelst der neuen Ansiedelungen sich weithin verbreitet haben. Man kann ihn mehrfach von Colonie zu Colonie verfolgen. Von dem amyclaischen Gau aus zogen z. B., etwa um's Jahr 60 nachher, Dorier nach der Insel Creta und verpflanzten dahin zuverlässig den Cult, und »wie Radien aus einem Mittelpuncte, gehen apollonische Colonien von der Nordküste Creta's nach allen Richtungen aus und bringen überall hin die Sühngebräuche und Orakel des Cultus.« Eben so wanderte er von Argos nach Rhodus, von Sparta über Thera nach Cyrene u. s. w.

Aber die meisten jener Wanderungen und Ansiedelungen geschahen auf Befragung des Apollo in Delphi, der darum eben der pythische (πύθιος von πύθω = πυνθάνω, ich frage) hieß. Er erhielt in Folge dessen den Beinamen des Gründers der neuen Colonien*). Sein Wirkungskreis ward also, und zwar in politischer Beziehung, erweitert, damit aber auch sein Ansehen, sein Einfluß bedeutend erhöhet und selbst über die Grenzen der Länder, wo Griechen wohnten, verbreitet. Der Apollo-Cult wurde gleichsam »hellenische Nationalgottheit. Dieß bewirkte besonders das Ansehen Delphi's, welches durch jene Wanderung ungemein gehoben worden sein muß. Es tritt in der That seit dieser Zeit mit einer wahrhaft imponirenden Kraft auf, wie kaum ein Institut nach ihm. Der Gott schaltet mit den Völkern nach seinem Willen, sendet sie in die Nähe und in die Ferne, nöthigt sie, ungeachtet ihres Widerstrebens, zu weiten Zügen, weist ihnen mit bestimmten Worten ihre Wohnsitze an.« Die Griechen ergreift eine Wanderluft: sie wagen sich auf's Meer, über das Meer, selbst über weite Meere; sie besetzen die Inseln ihres Archipelagus, die Küsten des gegenüberliegenden Kleinasien's, Sicilien's, Unteritalien's. Selbst nach Africa gehen sie über. Und — überall wohin sie kommen, bringen sie griechischen Sinn, griechisches Leben, griechische Bildung hin. Der Hellene wird beweglicher, rafflnirter, regsamer, denkender, freier, aufstrebender. Apollo hat diesen Geist geweckt. Und als die Staaten sich constituirten, da war es Apollo, der den Gesetzgebern die Weis-

*) Ἀρχηγέτης, δωματίτης, οἰκιστής, κτιστής.

heit des Gesetze-Gebens lehrte, wie man glaubte, und die neuen Bestimmungen begutachtete und bestätigte, und wenn ein Gottesdienst eingerichtet oder gemodelt werden sollte — Apollo mußte seine Zustimmung geben, und zwar vor allen der delphische Apollo. An Auctorität übertraf der jetzt selbst den Zeus.

Doch hoben sich zu der Zeit auch noch andere Stätten seines Cultes: als zuerst Delos, besetzt wohl von Attika aus. Hier gewann der Apollo- und Artemis-Dienst — beide müssen früh als Geschwister zusammengedacht worden sein — bald eine solche Geltung, daß man die Insel für den Geburtsort beider Gottheiten erklärte. Natürlich mußte man ihnen nun auch Aeltern geben, wofern man nicht schon früher über sie genealogisirt hatte: als furchtbare, leicht zu beleidigende, Tod und Verderben sendende Götter dichtete man sie zu Kindern der Leto (der Verborgenheit) wobei wohl namentlich in Betracht genommen wurde, wie die beiden Gottheiten aus dem Dunkel der Verborgenheit wirksam wären (z. B. bei plötzlichen Todesfällen). Sodann war es Didyma bei Milet, also doch wohl eine ionische Stiftung, wo ein Orakel des Apollo angelegt und besonders von den Joniern und Aeolern in Kleinasien befragt wurde. Die Branchiden-Familie, so genannt wahrscheinlich von der heisern, fistulirten Stimme (*βράγχος*), mit welcher sie ihre Orakel zu verkünden pflegte, besaß dieses Orakel erblich, und es gelangte zu hohem Ansehen. Drittens war zu Clarus bei der ionischen Stadt Colophon ein Orakel Apollo's in einem heiligen Haine, der gewöhnlichen Sage nach von der Manto (Wahrsagerin) gegründet, d. h. man wußte später nicht, wer es angelegt hatte. Der Wolfs- oder lycische Apollo mußte, besonders wegen der Aehnlichkeit der Namen, im kleinasiatischen Lycien willige Aufnahme finden und dort sogar zum heimischen Gotte werden.

Wir ermüden unsre Leser nicht weiter mit einer Aufzählung aller Cultusstätten und der dortigen Beinamen und Local-Legenden des Apollo: es sind deren eine zu große Menge. Die Beinamen des Gottes reduciren sich meistens alle auf die oben aufgeführten allgemeinen. Das müssen wir jedoch bemerken, daß in der Zeit nach der dorischen Wanderung der Apollo-Dienst in Delphi noch dadurch neuen Glanz erhielt, daß sich daselbst eine Amphiktyonie von den umwohnenden Stämmen constituirte, welche es sich zur Aufgabe setzte, das delphische Heiligthum gegen jede Unbill zu sichern, über die dortigen Schätze zu wachen und vorkommende Frevel zu bestrafen, auch unter sich Friede und Eintracht zu erhalten. Ueberdem wurden Wettspiele zu Ehren Apollo's eingeführt, die sogenannten pythischen, bestehend in musicalischen und gymnastischen Wettkämpfen. Zur Belohnung der Sieger ward ein Lorbeerkranz gegeben und daher dieser Baum zum Gotte in besondere Beziehung gebracht. Apollo ward somit hier Vorstand der Kampfspiele (*ἐναγώνιος*) und nicht selten als solcher höchlich gefeiert. Er stellte sich solcher Gestalt gleich den übrigen enagonischen Göttern: dem Hermes, dem Herakles, dem Zeus u. s. w.

Mittler Weile war der Mythos über Apollo geschäftig gewesen

oder noch geschäftig und hatte bereits gefördert oder förderte noch manche schöne Frucht zu Tage, wozu der reiche Wirkungskreis und die Berühmtheit des Gottes und sein Charakter den schönsten Anlaß gaben. Wir machen nur aufmerksam auf den Mythos von seiner Geburt auf Delos (oder in Lycien), von der Dienstbarkeit des Heerdengottes als Hirte beim Admet, beim Laomedon und bei Adrastus, von seiner Liebe zur Daphne, von seiner Besitznahme des delphischen Orakels, von dem Morde der Schlange Pytho (der Fragenden, gedichtet aus dem Orakelinstitute), von seiner Rache an Niobe, Laocoon, Amphion u. s. f. Und eben davon hatten Homer und Hesiodus gesungen und so die Vorstellungen der Griechen von Apollo festgestellt.

Bei diesen Dichtern, vornehmlich aber beim Homer, erscheint er folgender Maaßen gezeichnet: Apollo ist der Sohn des Zeus und der Leto und entweder in Lycien oder auf der Insel Delos geboren. Er ist ein gewaltiger, hehrer (φοῖβος) Gott, ein berühmter Bogenschütze, weithin wirkend, fernhin sicher treffend; der Bogen silbern. Auch die Sterblichen hat er die Kunst des Bogenschießens gelehrt, und von einem trefflichen Schützen, wie z. B. vom Lycier Pandarus, heißt es, er habe seinen Bogen von Apoll geschenkt erhalten, und wer einen entscheidenden Schuß thun will, der gelobt, wie Pandarus, dem Gotte eine Hekatombe erstgeborner Lämmer zu opfern. Apollo ist zuerst Verderben bringender Gott: er sendet mittelst seiner scharfen Pfeile Pest und Tod unter die Menschen, und Homer macht in seiner Iliade einen vortrefflichen Gebrauch von dieser Eigenschaft, um den Knoten in seinem Gedichte zu schürzen. Auch wenn er mit lindem Geschosse schießt, ist er doch der verderbende Todesgott; denn »es ist jeglicher Tod grauenvoll den elenden Menschen.« Indessen straft der Gott meist nur die Uebermüthigen, wie z. B. einen Otos und Ephialtes, und eine Niobe, die sich ihrer zahlreichen Kinder gerühmt hat. Auf der andern Seite thut er, versöhnt, der Pest Einhalt. Auch heilt er Verwundete. Durch und unter seiner Pflege und Obhut wächst die männliche Jugend heran (Hom. Od. 19, 86.; Hesiod. Theog. 347.). Von ihm als Hirtengotte wird jener Mythos berührt, daß er ein Jahr lang auf dem Berge Ida die Rinder des Laomedon geweidet, und in Pierien die Rosse des Adrastus. Der Dichter kennt ihn aber auch als Weissagegott, der zu Pytho (Delphi) das berühmte Orakel inne hat, von dem weissagende Sterbliche, wie z. B. Calchas, die Kunst des Wahrsagens bekommen haben, und der den Namen Smintheus (Mäusegott) führt (weil die Mäuse eine gewisse Gabe besitzen sollten, einbrechende Uebel zu ahnen und vorher anzudeuten). Auch kennt er ihn bereits als Kampfgott und zwar als Spender des Sieges im Faustkampfe (Il. XXIII, 660. f.). Es müssen ihm folglich schon damals die pythischen Spiele geweiht gewesen sein.

Diese Vorstellungen von Apollo blieben unverfälscht bis ins 6. und 5. Jahrhundert v. Chr., wo sich Aegypten den Hellenen öffnete. Dort fanden selbige einen Gott, den sie für ihren Apollo hielten. Es war Horus, der Sonnengott. Zu der Zeit nehmlich hatten die Physiker in Hellas angefangen, die Götter des bloßen Glaubens,

wie Apollo einer war, zu materiellen Kräften umzudeuten. Und da sprach man den Satz aus: Apollo sei die Sonne. Deutlich hat das freilich erst Euripides gethan (Fragm. Phaëth. II, 11.), solche Meinung jedoch von jenen Philosophen überkommen. Allgemeiner wurde dieselbe zur Zeit der alexandrinischen Gelehrten und endlich so allgemein, daß man sie sogar den frühern Zeiten unterlegte und Erklärer des Homer in dem die Seuche ins griechische Lager sendenden Apollo nichts weiter zu erkennen glaubten, als die Gluth verbreitenden und dadurch Pestilenz erzeugenden Strahlen der Sonne. So wenig verstand der frostige Rationalismus der spätern Zeiten auch hier die religiösen und dichterischen Schöpfungen des frühern Alterthums zu erfassen und richtig zu würdigen. Thucydides und Aeschines schrieben noch dem Gotte die Entstehung von Pestkrankheiten zu.

Erhöhte Bildung und Aufklärung, ein deutlicheres Erkennen, daß man von der Zukunft nichts Sicheres wisse und auch durch die Orakel nichts erfahre, Ueberhandnehmen der Frivolität und Bestechlichkeit sogar des pythischen Orakels im vierten und folgenden vorchristlichen Jahrhunderte stürzten das Ansehen des Apollo-Dienstes, und die christlichen Apologeten machten die Orakel überhaupt lächerlich. Daher kam der ganze Dienst in Mißcredit, in Abnahme, bis er mit dem Heidenthume verschwand.

Wir übergehen sonstige Deuteleien und falsche spätere Attributionen, wie z. B. die Erfindung der Syrinx (die eigentlich dem Pan zugehört), der Flöte, und wenden uns zu den Darstellungen der Kunst, nachdem wir zuvor noch mit wenigen Worten erwähnen wollen: a) daß dem Gotte als Attribute, außer Bogen und Köcher und Zither, der Hirtenstab (der ihm als Hirtengotte) und der Dreifuß (der ihm als Gott des delphischen Orakels zukam), unter den geweihten Thieren und Pflanzen der Wolf (als Wolfs-Apollo), der Schwan (als Gotte des Gesanges), die Cicade (aus gleichem Grunde), die Schlange (als heilendem Gotte), der Hirsch (als Gotte der Jagd), der Lorbeer und die Palme (als Kampf- und Siegesgotte) zugehörten; b) daß unter den Mythen, die von ihm im Schwange gingen, außer den schon erwähnten, von der Kunst vornehmlich folgende zwei berücksichtigt worden sind: der Kampf mit Herakles um den Dreifuß, der Streit mit dem Flötenspieler Marsyas (eine phrygische Legende).

Apollo künstlerisch aufzufassen und darzustellen war, bei der Verschiedenheit seiner Eigenschaften, keine kleine Aufgabe, ihm einen einzigen Charakter aufzudrücken unmöglich. »In ältester Zeit genügte, um an die schützende und heilbringende Macht des Gottes zu erinnern, ein konischer Pfeiler auf die Straße gestellt und Apollon Agyieus (Straßen-Apoll) genannt. Eine sinnvolle Symbolik, die besonders auf dem Gegensatze der Waffen und der Zither (welche bei den Griechen an eine friedliche Stimmung der Seele erinnerte) und unter den Waffen wieder besonders des gespannten und des schlaffen Bogens, des offenen und geschlossenen Köchers beruhte, machte es schon der werdenden Kunst möglich, die verschiedenen Seiten der Vorstellung des Apollo auszudrücken. Rüstete man ein

alterthümliches Pfeilerbild mit Waffen aus, wie es ungefähr am amyclaïschen Apollo geschah, so überwog die Vorstellung des furchtbaren, strafenden, rächenden Gottes — —; gewiß wurde aber auch frühzeitig die Zither, als Sinnbild des beruhigten oder beruhigenden Gottes, an alte Holzbilder angehängt, und aus der cretischen Schule, welche sich besonders durch Darstellungen des Apollo berühmt gemacht, ging der delphische Apollo-Coloß hervor, der die Chariten mit musischen Instrumenten: Lyra, Flöte und Syrinx, auf der Hand trug.«

»Apollo war ein Lieblingsgegenstand der großen Künstler, welche Phidias zunächst vorhergingen, unter denen Onatas den Gott als einen zum Jüngling reifenden Knaben von großartiger Schönheit darstellte. Im Ganzen wurde indeß Apollon damals reifer, männlicher gebildet als später: die Glieder stärker, breiter, das Gesicht runder, kürzer; der Ausdruck mehr ernst und streng als lieblich und reizend; meist unbekleidet, wenn er nicht als der pythische Kitharöd gefaßt wurde. — Der Lorbeerkranz und das gescheitelte, längs der Stirn zur Seite gestrichene, gewöhnlich im Nacken herabwallende, bisweilen indeß auch aufgenommene und zusammengesteckte Haar dienen hier besonders zur Bezeichnung des Gottes.«

»Den schlankern Wuchs, das länglichere Oval des Kopfes und den belebtern Ausdruck erhielt Apollo ohne Zweifel besonders durch die jüngere attische Schule. — Der Gott wird jetzt durchaus jünger gefaßt, ohne Zeichen männlicher Reife, als ein noch nicht zum Manne ausgebildeter Jüngling, in dessen Formen indeß die Zartheit der Jugend wunderbar mit einer gediegenen Kraft verschmolzen erscheint. Das länglich ovale Gesicht, welches der Krobylus über der Stirn häufig noch verlängert und der ganzen hochstrebenden Gestalt zum Gipfel dient, hat dabei eine sanfte Fülle und gediegene Festigkeit: in allen Zügen verkündet sich ein erhabener, stolzer und klarer Sinn, wie auch immer die Modificationen sein mögen. Die Formen des Körpers sind schlank und svelt; die Hüften hoch, die Schenkel länglich; die Muskeln, ohne einzeln hervorzutreten, vielmehr in einander gegossen, sind doch so bezeichnet, daß das Rasche, Hurtige der Gestalt, das Kräftige der Bewegung einleuchtet.«

Otfr. Müller, mit dessen eigenen schönen Worten wir das Obige gegeben haben, um es auf keine Weise zu verschnörkeln, theilt diejenigen Kunstdarstellungen des Gottes, welche eine eigenthümliche Bedeutung haben, in Darstellungen des kämpfenden und in solche des besänftigten und ruhenden Gottes, und unterscheidet dann a) einen Apollo Kallinikos (Siegsgekrönten), der mit noch nicht ganz besänftigtem Kampfzorn und edlem Siegerstolz von dem überwundenen Gegner (Python, Tityos oder sonst wem) hinwegschreitet; b) den vom Kampfe ausruhenden, welcher den rechten Arm über das Haupt schlägt und den Köcher mit zugemachtem Deckel neben sich hängen hat; c) den zitherspielenden Apollo, welcher mannigfach costümirt erscheint, doch herrscht hier eine vollständige Umhüllung mit der Chlamys vor; d) den pythischen Agonisten oder Kämpfer in den pythischen Spielen,

in welchem diese Bekleidung zu dem feierlich prächtigen Costüm der pythischen Stola vervollständigt wird.

Wir haben noch manche Bilder des Apollo, die zu den herrlichsten Producten der antiken Kunst gehören, als z. B. einen ganz jugendlichen Gott aus Marmor an einen Stamm gelehnt, an welchem sein Köcher hängt, den rechten Arm auf den Kopf gelegt, den linken Ellbogen mit herabhängendem Vorderarm auf den Stamm gestützt (bekannt unter dem Namen Apellino, in Florenz), insbesondere aber den sogenannten Apoll von Belvedere im Vatican, der in der Linken den abgebrochenen Bogen, die Rechte etwas zur Seite abwärts gestreckt an einem Stamme, mit Sandalen an den Füßen, das leichte Gewand hinten hängen läßt und um den linken Arm gelegt hat, als einer, der eben den Pfeil abgeschossen.

Was die gruppirten Darstellungen anbelangt, so zerfallen sie in solche, welche seine Erscheinung an seinen Cultusörtern feiern, wie wenn er auf dem schwanenbeschwingten Wagen von den Hyperboreern nach Delphi oder von einem Schwan getragen nach Delos kommt, und in Kampfscenen theils mit dem Drachen Python, theils mit Herakles (um den Dreifuß streitend). An diese reihen sich die Sühnungen, bei denen der Lorbeer nicht fehlen darf. Die musicalische Meisterschaft des Gottes verherrlicht sein Kampf mit Marsyas.

Was seine vermeintlichen Liebschaften und Abkömmlinge betrifft, so lassen sie sich in folgende Classen eintheilen: in solche, welche sich beziehen a) auf seine Heilkunst (Asklepios), b) auf seine Wahrsagekunst, wie z. B. Cassandra, Evadne und Jamus (nach olympischer Sage), c) auf sein Vorsteheramt über die Musik und Dichtkunst (die vermeintlichen oder wahren Sänger Philammon, Orpheus, Hymenäus [Vorstand des Hochzeitgesanges], Jalemus [des Klaggesanges], Linus [des Klaggesanges dieses Namens], die neun Corybanten u. dergl. m.), d) auf seinen Wirkungskreis als Stifter von Colonien, besonders solcher, wo er selbst Verehrung genoß. So sollte z. B. Miletus, der vermeintliche Erbauer von Milet, sein Sohn sein von der Akakallis, der Tochter des cretischen Minos, und die Chäroneer dichteten ihren vermeintlichen Ahnherrn Chäron zum Abkömmlinge Apollo's ꝛc.

In Rom werden wir den Apollo wiederfinden und zwar den ächten, hellenischen, seinen dortigen Cult nur als einen Abzweig.

Wir überlassen unsern Lesern, das Ganze des Apollo-Cultes noch einmal zu überschauen und das Merkwürdige, Wichtige, Interessante und Herrliche darin selbst wahrzunehmen. Nur darauf wollen wir hingewiesen haben, wie sich namentlich an ihm erkennen lasse, welches religiöse Leben vor Homer und vor der dorischen Wanderung bereits gewesen sein müsse, und wie der Dienst, dem Charakter des Gottes gemäß, gehalten und gemäßigt, nicht lärmend, nicht zügellos, aber auch nicht düster und traurig und kopfhängerisch aufgetreten ist, sondern mehr die freundliche, gedämpfte, also eine ächt hellenische Seite zur Schau getragen hat.

Vom Apollo sind nicht wenige Namen von Städten und Menschen entlehnt worden.

g) Moraliſche Eigenſchaften.

Moraliſche Eigenſchaften waren dem Hellenen in älteſter Zeit viel zu abſtract und bloß, als daß er ſie hätte zu Gottheiten erheben können. Ja! ſelbſt in hiſtoriſcher Zeit finden wir nur wenige derartige Beiſpiele. In Athen war der Aidos (Schamhaftigkeit) ein Altar errichtet und dem Gegentheile, der Anaidia (Schamloſigkeit) und der Hybris (Uebermuth) ſogar ein Tempel, wie es hieß, den letztern auf den Rath des Creters Epimenides (welchen man von Staats wegen einſt herbei gerufen hatte, um den cyloniſchen Gräuel zu ſühnen), in der Abſicht, um die nachtheiligen Wirkungen der Schamloſigkeit und des Uebermuthes von der Stadt abzuwehren. Moraliſch betrachtet, kein ſo übler Gedanke! Auch in Laconien wird eine Bildſäule der Aidos erwähnt.

Außerdem weiß Pauſanias (im römiſchen Zeitalter) noch von einem Altare des Eleos (Erbarmens, Mitleides) zu melden, ſo wie von einem der Pheme (des guten Rufes) und der Horme (des Eifers). Aber das iſt auch Alles, was ſich in dieſer Beziehung anführen läßt. Es iſt das nicht etwa ein Beweis von Mangel an Immoralität oder von zu geringer Anerkennung des Göttlichen, was im Sittlichen liegt. Der Grund iſt im Aeſthetiſchen zu ſuchen.

II.

Die Gottheiten der Unterwelt.

1. Nyx (Nachtgöttin)

ist zwar mehr bloße dichterische Personification der Nacht (und daher eben ein weibliches Wesen) und in der Phantasie der Dichter ruhende theisirte Schöpfung gewesen, aber so wenig entfernt von wahrer Verehrung im Volke, daß wir sie nicht übergehen können. Auch wird sie in einem orphischen Hymnus wirklich Göttin genannt, und ein Standbild (von Rhöcus) der Nacht befand sich im Bereiche des Tempels der Artemis zu Ephesus, woraus erhellt, daß sie wenigstens zu den göttlichen Wesen gezählt worden. Auch spielt sie in der Theogonie und Kosmogonie der alten Griechen eine solche gewichtige und hervortretende Rolle, daß man aus dem Grunde kaum zweifeln kann, daß sie göttliche Verehrung genossen.

Ihr Sitz ist das Dunkel der Unterwelt, weil in der Erde es dunkel ist, und weil man glaubte, daß im Gegensatze zur Himmelshöhe, von welcher die Tageshelle kommt, aus oder von der Erde die Dunkelheit käme. Der Himmel (Uranus) führt sie herauf. Aber an einem Puncte im Westen begegnet sie sich immer mit der Hemera (dem Tage), wo die letztere immer hineingehen will, während die Nacht hervorkömmt, in den Händen haltend den Hypnos, den leiblichen Bruder des Todes, umhüllt mit nebliger Wolke. Homer nennt sie, offenbar in Bezug auf den alles bewältigenden Schlaf, in den sie die Welt versenkt, die Bändigerin der Götter und Menschen. Sie heißt bei demselben Dichter die Schnell-Kommende, und Zeus, erzürnt eines Tages auf den Schlafgott, der vor ihm flieht und sich zur Nacht rettet, scheuet sich, dieselbe »zu betrüben«: in solcher Achtung und Ehrfurcht stehend bei den übrigen Göttern ward sie gedacht oder dargestellt vom Dichter, weil die Nacht für uns etwas Furchtbares, Scheu-Erweckendes hat.

In der alten Kosmogonie bei Hesiod hat die speculative Reflexion sie, nicht ohne Geist, zur unmittelbaren Tochter des Chaos, zur Schwester und Gemahlin des Erebos, und von diesem zur Mutter des Aethers und der Hemera gemacht. Denn wie auf die Nacht der Tag folgt, so geht dieser gleichsam aus jener hervor; darum konnte man sagen: die Nacht ist die Mutter des Tages und des Aethers (der hellen Atmosphäre). Aber dann ist die Nacht gleichsam

das minder Edle, das Chaotischere, das Unausgebildetere. Und so konnte die philosophisch-physische Speculation sie zur Tochter des Chaos (der noch nicht geordneten Welt) dichten.

Nach der Kosmogonie der Orphiker war sie Tochter des Eros (des schaffenden Weltgeistes).

Spätern Dichtern ist sie meist bloße Personification der Nachtzeit, d. h. des am abendlichen Himmel heraufziehenden Dunkels, und wird bald geschildert als geflügelte Göttin, bald als mit einem Wagen und mit Rossen fahrend, nach Art des Helios, Selene und Eos, in dunkeln Peplos gehüllt, von den Gestirnen begleitet.

Sie hatte übrigens als Göttin der Nacht, die den Müden Ruhe, aber den Menschen auch Böses gewährt, eine Doppelnatur: eine gute und eine schlimme. Das erhellt insbesondere aus den Kindern, die man ihr gibt: Sie soll geboren haben den Moros (das blinde vernichtende Schicksal), die Ker (Göttin des plötzlichen unerwarteten Todesverhängnisses), den Thanatos (Tod), den Momus (Spott, Tadel), den schmerzvollen Oïzys (Jammer), die Moiren, die Nemesis, »das Unheil für sterbliche Menschen,« den Betrug und die schmeichelnde Liebesberückung und das häßliche Greisenalter und die hartherzige Eris (Zanksucht). In der Beziehung heißt sie bei Hesiod immer die verderbliche (ὀλή). Sonst führt sie immer den allgemeinen Beinamen der schwarzen (μέλαινα).

Andrerseits (als gute Göttin) gebiert sie den Schlaf (Hypnos) und das Heer der Träume. So erscheint sie besonders im orphischen Hymnus: alle ihre Epitheta daselbst zeigen auf diese Seite hin.

Wenn auch die Hesperiden, welche die goldenen Aepfel jenseit des Oceanus bewachen, ihre Töchter genannt werden, so kann nur die Beziehung die sein, daß jene am Ende der Erde wohnen, wo es in die Unterwelt geht, in den Sitz der Nacht. Hesiod hat in seiner Genealogie das Verschiedenartigste ohne besondere Wahl und Ordnung zusammengestellt.

Was die Darstellung der Nyx anlangt, so besitzen wir meines Wissens keine antike. Im Alterthume war sie am Kasten des Cypselus angebracht, den Schlaf und den Tod als Knaben auf den Armen tragend.

So schön und geistreich manche der obigen Phantasien der Griechen sind, so wundert man sich doch, warum die Nacht, ein so romantischer Gegenstand, nicht noch mehr von den alten Dichtern und Künstlern behandelt ist.

---

2. Leto.

Wir nehmen diese Göttin hier mit, als verwandt mit der Nacht.

»Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß sie die Dunkele und Verborgene sei, nicht eben als physische Macht, wie Manche (im Alterthume) erklären, sondern als noch ruhende, unsichtbare Gottheit.

Davon überzeugt sowohl die Etymologie (von λαθεῖν, latere) als die hesiodeische Theogonie.« So Otfr. Müller, und wir stimmen mit ihm im Ganzen überein. Nur was die letztere, die Theogonie des Hesiod's anbetrifft, glauben wir die Sache noch schärfer bestimmen zu können. Nach dem Genealogisten, dem der Dichter gefolgt ist, sollte Leto die Tochter des Koios und der Phöbe sein. Jenes ist unbezweifelt die Personification des Hohlen, der hohlen Räumlichkeit in der physischen Welt, die Alles umschließt, von χέω, χείω, ich spalte, mache auseinander (verwandt mit κοῖλος, coelum, hohl). Der Verborgenheit konnte doch wohl ein solcher Vater gegeben werden? In Uebereinstimmung damit nennt sie Hesiodus die Göttin »im dunkeln Gewande« (κυανόπεπλον), wie nur die Verborgenheit, personificirt, zu ihrem Wesen passend gedacht und dargestellt werden mag. Sie ist nicht, wie die Nacht, fürchterlich, entsetzlich, sondern »stets mild, liebreich den Menschen und den unsterblichen Göttern« (ebenfalls dem Wesen der matten Dunkelheit angemessen). Doch ward sie bisweilen auch zornig und strafend gedichtet, z. B. in Bezug auf die Niobe und auf die Lycier. Ihre Schwester ist Asteria, die Sternige, d. h. der gestirnte Himmel, bei dessen Glanze es wohl dunkel, aber nicht finster zu sein pflegt. Aus gleichem Grunde ist ihre Mutter Phöbe, die Reine, Helle. Diese bringt mit dem Koios die Verborgenheit, Dunkelheit hervor. In dem Allem liegt Nachdenken und Poesie.

Eine besondere Verehrung als Göttin hat Leto in Griechenland ursprünglich nicht genossen: dazu ist die Idee zu abstract: sie verdankt ihre Apotheosirung und ihre Berühmtheit nur der Berühmtheit der Culte des Apollo und der Artemis. Diese sollten nehmlich ihre Kinder sein. Sie sind dazu geworden, weil man sich zwar beide Gottheiten als tödtende, aber doch dabei meist als mild tödtende dachte. Wäre jenes der Fall gewesen, so hätte man sie zu Kindern der Nacht machen müssen, wie die Ker. Aber so hat die griechische Phantasie lieblich und fein, wie immer, sie zu Kindern der Verborgenheit, der sanften Dunkelheit gedichtet. Zur Vaterschaft ward Zeus der Allvater bestellt.

Dieß Letztere schien der mythisirenden Phantasie auffällig und aufgeklärt werden zu müssen, und selbe benutzte zugleich die Gelegenheit, nachzuweisen, warum Delos der Hauptsitz der Verehrung des Apollo und der Artemis wäre, benutzte sie zur Erschaffung eines weitläufigen, schönen Mythos, wo Hera vermöge ihres (d. h. ihr angedichteten) eifersüchtigen Charakters den Knoten schürzen mußte.

Solcher ehrenden Mutterschaft und solcher Mythologie verdankt nun Leto, daß sie wirklich hin und wieder in Griechenland als Göttin verehrt worden ist, aber meist mit ihren vermeintlichen Kindern zugleich, z. B. zu Delos (wo sie indessen doch einen eignen Tempel (Λητῷον) hatte, mit einer hölzernen sehr häßlichen Bildsäule — ein Zeugniß für das Alter des Cultes — so daß man sich des Lachens darüber nicht enthalten konnte), zu Delphi, zu Zoster in Attika und zu Megara, wo ihre Bildsäule im Tempel des Apollo stand, in Mantinea, zu Sparta. Als Stätten eines besondern Cultes derselben wer-

den erwähnt: in Macedonien unfern der Stadt Lete (wegen der Aehnlichkeit ihres Namens mit diesem Namen hier zur Stadtgöttin erwählt), Argos (da hatte sie einen Tempel mit einer Bildsäule von Praxiteles; neben ihr die Statue der Chloris [die Blühende], die auch Meliböa geheißen [die Süßnährende], was auf eine Verehrung der Leto als Naturgöttin, als Förderin der Pflanzenwelt hindeutet), in Elis zu Amphigenia, in Lycien am Xanthus, desgleichen mehrere in Karien. Als Phytia (Zeugerin; diesen Beinamen führte auch Artemis) ward sie zu Phästos auf Creta verehrt: man feierte ihr daselbst ein Fest Ekdysia (das Auszichefest), was sich auf einen Gebrauch bei Hochzeiten bezog. Der Grund mochte hier sein, weil Leto für die Mutter der Artemis galt, der man eigentlich das zuzuschreiben pflegte, was im vorliegenden Falle der Leto zugeschrieben wird. Eben so nennt sie Theocrit »Kinder nährend« (κουροτρόφος), wie sonst Artemis heißt, und bei ihm wünscht der Chor spartanischer Jungfrauen der Helene und dem Menelaos bei ihrer Vermählung, daß ihnen diese Kinder nährende Leto Kindersegen spenden möchte. Der böotische Mythos von der Vermählung des Zeus und der Hera stellt sie dar als wirklich »verbergende« Gottheit. (Vergl. oben S. 211.)

Praxiteles mag die Göttin wohl in idealer Schönheit dargestellt haben. Leider erfahren wir nicht, wie. Und Statuen und Bilder sind nicht auf uns gekommen.

Späterer Synkretismus vermengte sie mit einer ägyptischen Göttin, weßhalb es bei manchen Schriftstellern der letzten Periode heißt, sie wäre auch in diesem Lande verehrt worden. Aus dem, was von der ägyptischen Leto, die besonders zu Buto heilig gehalten war, Herodot erzählt, erhellt, daß selbige eine orakelnde Göttin gewesen. Darf man davon einen Schluß auf die griechische »Verborgene« machen?

---

3. Ge oder Gäa (die Göttin der Erde).

Ge oder Gäa ist ursprünglich das Gesammte der festen steinigen Theile, aus welchem unser Erdball besteht und welche die Bedingung des Entstehens und Wachsens aller Pflanzen und Thiere sind. Auf das letzte Merkmal weiset die Etymologie des Wortes hin; denn γαῖα, γάα kommt her von γάω, γέω (γένω, γίνω, γίγνω), ich bringe hervor, lasse entstehen. So ist denn Ge die Alles erzeugende Erde. Daraus erhellt wie sie zur Verehrung kommen konnte. Man sahe aus ihrem Schooße das hervorgehen, was sie trägt, und was die Menschen und Thiere nährt. Diese Wohlthat erkannte man als die Gabe einer höhern Kraft an, und diese Kraft schrieb man der Gottheit zu, welche die Erde repräsentirte, im vorliegenden Fall einer

Göttin, weil das Wort Ge im Griechischen femininen Geschlechtes von Hause aus war und bereits existirte. Die Sprache war eher als der Cultus. So betrachtete und verehrte man sie denn als die Allgeberin (παυδώρα), Gabenspenderin (ἀνησιδώρα), als die Fruchtgeberin (ζείδωρος), als die Allmutter (παμμήτειρα) und nannte sie die Glorreiche (ἐρικύδης). Der Mythos weiß von ihr zu erzählen, wie sie der Hera zu deren Vermählung die goldenen Aepfel gebracht, d. h. geschaffen; wie sie zum Andenken an den Liebling des Apollo die Blume Hyacinthus aus ihrem Schooße habe hervorgehen lassen, wie sie die Daphne in einen Lorbeerbaum und A. in andere Pflanzen verwandelt habe. Sie macht also zuvörderst alle Pflanzen wachsen. In dieser Beziehung hatte sie in Athen Tempel und Altar gemeinschaftlich mit der Alles grün machenden Demeter (Δ. χλοίη) unmittelbar bei den Propyläen, sodann mit dem Kronos und der Rhea (den Gottheiten des Segens beim Aernten) als »olympische Ge,« und endlich auf der Burg eine Statue, die den Zeus um Regen anflehte. Eben so besaß sie in der attischen Gemeinde Phlya, unter dem Namen der großen Göttin, einen Altar neben dem Blumen spendenden Dionysos und den Nymphen des Flusses Ismenus.

Aber dann nährt sie auch. Die Ge gehörte in Athen mit zu denjenigen Gottheiten, die man an den Thesmophorien verehrte: der Herold befahl an denselben immer unter Andern auch zur Ge zu flehen, und zwar unter dem Namen Kurotrophos (der Kinder-Ernährerin, welche zum Aufziehen kräftiger Kinder die nöthige Nahrung spendete). In Sparta war ihr, außer dem sogenannten Gaseptum, ein Tempel auf dem Markte neben dem des Marktgottes Zeus und der Marktgöttin Athene, wahrscheinlich als Geberin der Früchte zum Verkauf auf dem Markte, errichtet. In Tegea hatte sie einen Altar beim Tempel der Göttin der Geburten Eileithyia, ohne Zweifel in der Bedeutung, daß sie für das neugeborne Kind Milch gäbe, und in Paträ in Achaja eine Bildsäule im Tempel der Demeter.

Nicht minder ward sie gedacht als die Kraft, Thiere und Menschen hervorzubringen. Sie schafft (zwar nach späterer Dichtung) aus dem Blute des Achelous die Sirenen. Vornehmlich sind alle Autochthonen ihre Kinder, z. B. Cecrops in Attika, Erechtheus, der erste Pflüger ebendaselbst, Hyllus, der vermeintliche Stammvater der Hylleer in den dorischen Staaten u. s. w. »Der Autochthon ist ein Gewächs des Erdbodens, auf welchem seine Nachkommen ihre Wohnsitze haben: er ist demselben entsprossen, eben so wie die Bäume und Pflanzen ihm jährlich entsprießen.«

Dann lag es aber nahe, die Ge, bei solcher selbstständigen schöpferischen Kraft, auch zur Urmutter des Göttergeschlechtes zu machen. In der Theogonie des Hesiodus spielt sie darum eine bedeutende Rolle. Selbst nach dem Chaos geboren, habe sie zuerst den Himmel gezeugt, dann die Gebirge und den Pontus (das Meer, Mittelmeer), mit dem Himmel den Ocean (den Weltstrom, der die Erde und das [Mittel-] Meer umgibt), das Hohle (Koios), das Mächtige (Kreios), den Hyperion (das oben am Himmel Hinwandeln),

den Japetus (das Herabfallen), die Thoa (das Laufen oder Fließen), die Themis (das Maaßgeben) u. ſ. w. Nach Sappho ſchon, und wahrſcheinlich auch nach philoſophiſcher, orphiſcher Lehre ſollte auch Eros, die Bedingniß der Naturbildungen und der ganzen Schöpfung, ihr und des Uranus Sohn ſein. Endlich hießen die Titanen, d. h. blind und regellos auf der Erde waltende, unbändige phyſiſche und moraliſche Potenzen, ihre Söhne, ſo wie die Giganten, Cyclopen u. A.

Weil es im Innern der Erde finſter iſt, und man in ſie im höhern Alterthume die Todten begrub, knüpfte ſich an die Ge zugleich der Begriff des Schauerlichen, Furchtbaren, Unheimlichen, Myſteriöſen und das Andenken an die Verſtorbenen. Ihr opferte man für die Todten an deren Todestagen ſowohl, als an den Geburtstagen. Aus ihrem Schooße ſollte ſie nun auch manches Furchtbare geboren haben: die Erinnyen, das Gerücht, die Charybdis, die Harpyien, den Typhon, Antäus, Tityos u. A.

Sie, aus deren Tiefen die zur Weiſſagung begeiſternden Dämpfe emporſtiegen, mußte ferner ſelbſt weiſſagen können. Das delphiſche Orakel ſollte darum, ſo fabelte man, zuerſt ihr geweſen ſein (auf der Seite des apolliniſchen Tempels war daher noch ſpät ein Heiligthum der Ge); ſie ſoll dem Kronos, dem Zeus geweiſſagt haben; ſie verſteht ſich ſelbſt auf Heilmittel und heilende Kräuter. Darum: wo man die Macht und die Hülfe unterirdiſcher Mächte bedarf, wird ſie angerufen: z. B. bei Schatzgräbereien, bei Eidſchwüren (zur Beſtätigung und Verſtärkung des Eides). Und (nach Hippocrates) wurde ſie bei böſen Anzeichen des Himmels nebſt den Heroen (als chthoniſchen Dämonen) als Unheil abwendende Göttin angeflehet. Aus ſolchem Grunde wurden ihr ſchwarze Lämmer geopfert. Schwarze Farben geziemten ſich überhaupt für das Schwarze, Dunkle, Unheimliche der Erde.

Von ihrer äußern Geſtalt nannte man ſie (als Erdoberfläche) die Breitbrüſtige (εὐρύστερνος), wie ſie in Achaja, unweit des Fluſſes Crathis, verehrt wurde, oder auch die mit dem breiten Antlitz (εὐρώπη). Ja! unter letzterer Benennung kommt ſie ſogar als beſondere Göttin vor: einmal in Böotien in Teumeſſus, unweit Theben, wo ſie der ganzen Gegend den Namen gab, der ſich nachmals über den ganzen Erdtheil verbreitet hat, und ſodann auf Creta, wo der Mythos mit ihr und dem dort heimiſchen Zeus ſo lieblich geſpielt.

Kunſtdarſtellungen von der Ge waren nicht zahlreich, und die ſehr wenigen, deren Pauſanias erwähnt, werden keinem berühmten Künſtler zugeſchrieben. Es ſind auch keine auf uns gekommen. Die Urſache war eines Theils, daß die Erde ein ſo großes abſtractes Ding iſt, die ſich nicht wohl als menſchliche Geſtalt darſtellen läßt, ſodann daß die Ge vielfach mit der Demeter und der phrygiſchen Gottesmutter, verwechſelt und vermiſcht worden iſt, ſo daß man wohl ſchon im Alterthume beide nicht unterſcheiden konnte.

4. Hades oder Aïdoneus.

Der Name bedeutet den Unsichtbaren (ἀ — ἰδής) und drückt passend die Beschaffenheit des Ortes aus, wo derselbe waltet, und wo die in die Erde geborgenen und dadurch unsichtbar gewordenen Verstorbenen als Schatten weilen sollten. Er ist auch activ genommen worden, als der unsichtbar Machende. Er nimmt die Seelen der Todten, die ihm Hermes bringt, in sein Reich auf, dessen Thore er so fest verschlossen hält, daß keiner wieder auf die lichte Welt zurückkehren kann und darf. Er spricht den Neuankommenden ihr Urtheil (als männlicher Gott wohl zunächst den Männern), was nicht abgeändert werden darf, entweder selbst oder durch seine Richter, den Minos, Radamanthys, Aeacus, zu denen Spätere auch den Triptolemus (nach eleusinisch-orphischer Legende) fügen, und herrscht über sie mit unbeugsamer Strenge. Er heißt darum unerbittlich hart, der Gewaltige, Furchtbare, Entsetzliche, der den Sterblichen Verhaßteste unter den Göttern und speciell der Schattenfürst oder im Gegensatze zur Oberwelt der unterirdische Zeus *). Weil dieß sein Reich ein besonderer Theil des Weltreiches schien, gleich dem Oberreiche und der Herrschaft über das Meer, so wußte die mythisirende Phantasie zu dichten, wie ihm solches durchs Loos bei Vertheilung der Weltherrschaft nach Kronos' Entthronung zugefallen wäre, und er ward zum Sohne dieses Vorgängers und der Rhea und zum Bruder des Zeus und des Poseidon. Als Richter und Herrscher weilt er in einem Palaste in der Unterwelt, wo er Lager und Thron mit der ihm gleichen und neben ihm herrschenden Persephone theilt. Diese seine Behausung ist fürchterlich, dumpf, voll Schreckens, so daß selbst den obern Göttern davor grauet. Er vernimmt und, den Erinnyen gleich, vollzieht er die Flüche der Sterblichen. Er wird in seinem Aeußern gezeichnet als mürrisch, düster, furchtbar anzuschauen. Wenn man ihn anrief, schlug man mit den Händen auf die Erde (in welcher er ja hausen sollte). Gemäß diesem ganzen Wesen opferte man ihm schwarze männliche Schaafe, wobei der Opfernde das Gesicht wegwand. Es liegt in der Vorstellung etwas Tragisches, Poesiereiches, und der poetische Geist der Alten hat auch nicht selten davon sehr effectvollen Gebrauch gemacht. Und selbst in ethischer Hinsicht ist sie nicht ohne Werth gewesen: sie mag manchen zum Bösen Geneigten von Uebelthaten abgeschreckt haben. Wo und wann der Cultus entstanden ist, läßt sich nicht ermitteln. Im Ganzen war derselbe sehr spärlich unter den Hellenen.

Mit der Vorstellung von ihm ging dieselbe Umwandlung vor wie mit der von der Persephone, als diese zur Kora, zur Tochter

*) Ἀμείλιχος, ἀδάμαστος, ἴφθιμος, πελώριος, κρατερός, πυλάρτης, ἄναξ ἐνέρων, Ζεὺς καταχθόνιος.

der Demeter wurde und Hades zum Gatten derselben (die er geraubt hätte). So erscheint er schon bei Hesiod. Er ist von nun an bloß noch furchtbar insofern, als durch künstlerisches Herkommen in ihm die Schrecken des Todes personificirt sind. Die jüngere Theologie ist bestrebt, die harte Grundbedeutung auch durch angenehmere Namen zu mildern, als: Pluto (der Bereicherer, theils insofern die Erde, in deren Innern er weilt, in ihrem Schooße Metallreichthum hegt, theils insofern sie Getreide spendet, den Segen der Fluren, welcher bei den Griechen als die vornehmste Quelle des häuslichen Wohlstandes angesehen ward), Klymenus (der Herrliche, wohl erst dann, als sich durch die Mysterien eine tröstlichere Hoffnung vom Zustande nach dem Tode bildete), Eubuleus (der Wohlberathende, als Gemahl der mit Hekate vermengten Persephone, die da guten Rath gibt).

Der Mythos hat von ihm nicht so häufig Gebrauch gemacht; in der Geschichte von der Kora, die spätere Dichter leider nur zu einer bloßen Liebesaffaire umgedichtet, spielt er indessen eine besonders hervorstechende Rolle. Eben so ist es mit der bildenden Kunst. Hier markirt sich der Herrscher des Schattenreiches durch stärkere Kleidung — ausgenommen, wenn er als Räuber der Kora in rascher Thätigkeit erscheint — ferner durch das in die Stirn hereinhängende Haar und sein düstres Ansehen und unterscheidet sich dadurch genugsam von seinen Brüdern. Gewöhnlich thront neben ihm die stygische Hera, Persephone, mit entsprechendem Charakter. »Darstellungen dieser Gottheiten und der gesammten Unterwelt sind auf Vasen, Todtenurnen und Sarkophagen nicht so häufig, als man erwarten sollte: das Alterthum liebt, durch Scenen aus ganz andern Mythenkreisen heitere Vorstellungen vom jenseitigen Leben und Hoffnungen einer Palingenesie zu erwecken.«

5. Demeter.

All die verschiedenen Versuche, die bisher gemacht worden sind, um den Namen etymologisch aufzulösen und seine Bedeutung mit dem Wesen der Göttin in Uebereinstimmung zu bringen, sind vergeblich gewesen. Selbst die in letzter Zeit von Otfr. Müller mehrfach aufgestellte und mit Wärme vertheidigte Etymologie (δᾶ = γᾶ, also Δημήτηρ, die Erdmutter, mütterliche Erde) hat ihre Beseitigung durch Preller, Ahrens und Schömann erfahren. Und sie war noch besser, als die von δῖα μήτηρ oder δηὼ μήτηρ u. s. w. Von dieser Seite ist also dem ursprünglichen Begriffe nicht beizukommen: wir müssen uns an die Nachrichten in den schriftlichen Quellen halten. Das Wort μήτηρ scheint indeß sicher darin angenommen werden zu

können. Daraus ist zuvörderst zu erklären, warum es eine Göttin geworden.

Es erscheint nun Demeter zuvörderst als Göttin des Getreidebaues und der Ackergeschäfte, als die Urheberin und Fürsorgerin der milden Frucht des Feldes, welche nach der Göttin gewöhnlich Demeter's, nach der Ordnung und Milderung des menschlichen Lebens, zu welcher sie Anlaß gegeben, die entwilderte Frucht (ἥμεροι καρποί) genannt worden ist. So liegt denn diesem Culte der Ackerbau nach allen seinen merkwürdigen Seiten hin, mit allen seinen Wundern und Segnungen, nach seiner mysteriösen Eigenthümlichkeit wie nach seiner welthistorischen Bedeutsamkeit, zum Grunde. Und wenn der Grieche darin etwas Großes, etwas Höheres, etwas Göttliches erkannt und anerkannt hat, so können wir nur seinen Scharfblick und sein religiöses Gefühl loben. Verstehen wir daneben auch noch das ästhetische Element, was sich vielfach gerade bei diesem Culte ausgesprochen, das Poesiereiche zu würdigen, was den Mythen von der Demeter eigen ist: so muß uns derselbe, trotz einiger Auswüchse in ethischer Hinsicht, doch höchst achtungswerth und merkwürdig vorkommen.

Demeter's nächste Sorge erstreckte sich demnach auf die Bestellung des Ackers, auf das Pflügen, Säen, Eggen. Das hatte sie erfunden, das hatte sie die Menschen gelehrt. Sie hatte an die Sterblichen, die sich ihrer Gunst erfreuten, die ersten Samenkörner verschenkt und zwar zunächst von denjenigen beiden Getreidearten, welche vorzugsweise in Hellas gebauet wurden: von dem Waizen und der Gerste. Als Vorsteherin des Baues des erstern führte sie verschiedene Beinamen *). Allein der Waizen, obschon bei Homer etwas Allgemeines, ist doch nur in einzelnen Gegenden von Griechenland mit Erfolg gebauet worden: im Ganzen bedurfte es davon der Einfuhr von außen. Somit war seit ältester Zeit die Gerste die wichtigste Frucht der Demeter. Diese gab das gewöhnlichste Nationalgericht (ἄλφιτα) und zu den Opfern das heilige Mehl (χριθαί, οὐλαι, οὐλοχύται).

Aber nicht bloß dem Geschäfte des Ackerns bis zum Säen stand sie vor, sie beschützte auch das Getreide auf dem Felde, hatte das Aernten, Einspeichern, Dreschen, Mahlen, Verbacken gelehrt **). Und nicht allein jene beiden Getreidearten, nein! nicht minder den Mohn, die Hülsenfrüchte, namentlich die Bohne, die Küchen- und Gartengewächse, die Gemüse, die Baumzucht, den Obstbau umfaßte der Kreis ihrer Wirksamkeit, mindestens in einzelnen Landschaften. So wollten die Phytaliden (sogenannte Nachkommen des erdichteten

*) Φιλόπυρος, εὔπυρος, πυροφόρος, σπερμώ.

**) Daher die Beiwörter: ἀμαία (Mäherin), ἀμαλλοτόκος, ἀμαλλοφόρος, ἰουλώ, ἐπόγμιος, ἀλῶας, εὐαλωσία, ἰμαλία, ἰμαλὶς oder σιμαλίς, σιτώ, μεγάλαρτος, μεγαλόμαξος, ἀζηία, σπερμείη, σωρῖτις, ἀλιτηρία.

Phytalos, d. i. Gärtners, die ſich mit dem Bau der Feigen abgaben) in Attika aus ihrer Hand die erſte Feige erhalten haben. Demeter iſt im weitern Sinne ſo Spenderin des vegetabiliſchen Segens überhaupt *). Sie kommt inſofern nahe dem Kreiſe des Waltens des Dionyſos, der, wie wir ſehen werden, auch aus dem ſpeciellen Weingotte zum Horte der veredelten Baumfrucht und der ſaftigen Nahrung, des Obſtes, und der derartigen Bäume geworden iſt. In mehreren Einzelheiten theilte ſie wieder mit andern Gottheiten das Gebiet ihrer Wirkſamkeit: als z. B. mit dem Zeus (*φύτιος, φυτάλμιος, φυτουργός, γεωργός, ἐπικάρπιος, ἐπιδώτης, μυλεύς, μυλάρτειος*) in Bezug auf allgemeine Fruchtbarkeit und die ſpecielle der Früchte, des Segens auf dem Felde und in der Mühle, mit dem Apollo, der den Brand im Getreide ſenden und abhalten kann (*ἐρυθίβιος*), mit dem heiße und milde Strahlen ſendenden Helios. Denn auch ſie iſt es, welche mittelſt der Sonnenſtrahlen die jungen Aehren zur Reiſe bringt, den ſchädlichen Mehlthau von ihnen abwehrt **). Ferner ward neben ihr, in Bezug auf das Reifen des Getreides, ein beſonderer Dämon verehrt, Hadreus (der Reifende), in Bezug auf das Mahlen die Göttin Noſſos oder Eunoſtos oder Himalis. Sonderbar, daß weder der Cultus, noch der Mythos ſie mit dem Gotte Kronos in Verbindung gebracht hat. Es kann dieß nur zufällig ſein. Aber den Nymphen ſtand ſie nahe, inſofern ſelbige ebenfalls, aber durch Feuchtigkeit und Näſſe, die Fruchtbarkeit der Gewächſe fördern. In dieſer Rückſicht hieß Demeter *ὀμπνία*, ſo wie die Nymphen.

Hiernach wurden ihr mehrere betreffende Feſte gefeiert: die Procroſien (beim Beginn der Ackerzeit), die Epiſkaphia (beim Eineggen des Getreides), die Chloen (beim Grünen der Saat), die Haloen (das Tennenfeſt) und die Thalyſien (beim erſten Brodbacken).

Dieß der eigentliche, der engere Wirkungskreis der Göttin. Weiterhin erhielt ſie dazu, als damit verwandt, die Obmacht über die Schaafzucht und trat mithin in Gemeinſchaft mit Hermes (Nomios oder Epimelios), mit Pan, mit Apollo (Nomios und Epimelios), mit Ariſtäus, oder auch hier mit Zeus (Meloſoos) und mit den Nymphen (Epimelides).

Im Allgemeinen ſtellt ſich Demeter ſo als eine wohlwollende, liebliche, freundliche Göttin dar, die denen, welchen ſie wohl will, die ſie mit Freundlichkeit und Zuvorkommenheit und Achtung behandeln, mit reicher Aernte, mit Ueberfluß ſegnet. Doch konnte ſie auch zürnen und hieß dann (bei den Arkadiern) Erinnys. Sie gab dieß Zürnen kund durch Mißwachs, oder durch Erweckung des Heißhungers in den betreffenden Individuen, z. B. beim Triopas oder Ery-

---

*) Εὔκαρπος, *πολύκαρπος, καρποφορος, ἀγλαόκαρπος, παμπανώ, σταχυητρόφος.*

**) Ὡρηφόρος, *χλόη, ἐλήγηρις, καῦστις, ἐρυσίβη, ἴγλοος, γλοηφόρος.*

sichthon, oder des Ekels vor jeder Speise. Den deßfallsigen Mythen lag gewiß etwas Wahres zum Grunde, nehmlich daß gewisse Menschen wirklich etwas dieser Art betroffen hat, was man dann für eine Strafe der Göttin ansahe.

Weil die Früchte des Feldes den Menschen nähren, ihm Kraft geben, und insbesondere das Mittel zum Wachsthum der Jugend sind, so ist auch Demeter die Freundin der Kinder (παιδοφίλης) und die Ernäherin der Jugend (κουροτρόφος) und Pflegerin derselben zu kräftigem Gedeihen. Auf diese Eigenschaft bezog sich manch kirchlicher Gebrauch. Z. B. die neugebornen Kinder legte man in die Wurfschaufel (das Symbol der Demeter-Nahrung) oder gab den Wiegen die Form eines solchen Instrumentes: man glaubte ihnen dadurch ein besseres Gedeihen, ein kräftigeres Wachsthum zu sichern. Aus derselben Veranlassung wurden die eleusinischen Gottheiten häufig als Heilgötter verehrt und mit Asklepios zusammengestellt. So hilft Demeter einst einem Fieberkranken. Und ein Gesundbrunnen zu Paträ war der Demeter heilig.

Die Aernte und dann wieder das Säen ist an bestimmte Zeiten gebunden und die Arbeiten des Landmannes bedingen die übrigen Verhältnisse: die politischen, die häuslichen, die ehelichen. So kommt Gesetzlichkeit, Ordnung ins menschliche Leben. Die Geschäfte des Feldes geben (φέρειν) insofern gleichsam Gesetze (θεσμούς), folglich auch Demeter, die Urheberin des Ackerbaues. Sie ward daher als Thesmophoros (Gesetze gebende, Gesetzlichkeit und Ordnung gestaltende Göttin) betrachtet und verehrt. Mit Recht macht Preller in dieser Beziehung auf folgende Umstände aufmerksam: »Aristoteles sagt, die ältesten Landversammlungen seien nach der Aernte gehalten worden, so wie es meistens in Gegenden, wo der Ackerbau vornehmlichste Beschäftigung ist, zu geschehen pflegte. Wenn das Korn eingefahren ist, hat der Landmann freie Stunden. — — Daraus erklärt sich die Zeit der meisten National-Versammlungen und National-Spiele in griechischen Landschaften: Olympien, Nemeen, Panathenäen: sie fallen alle gegen Anfang unsres Juli, wenn die Aernte vollendet zu sein pflegte. Wahrscheinlich wurden sie mit Opfern an die Demeter eröffnet. Wirklich ihr geheiligt, ihr und dem Zeus (der dann des Rathes Vorsteher ist) waren die achäischen National-Versammlungen zu Aegium und die böotischen Homoloen. Am deutlichsten aber tritt dieses ganze Verhältniß hervor bei den herbstlichen (ursprünglich wohl einzigen) Versammlungen der phocischen Amphiktyonie, die unter den Schutz der Demeter Pyläa gestellt war und mit Opfern an dieselbe angefangen wurde.« Auch anderwärts ist Demeter eine solche Göttin der Versammlung, z. B. bei den Triopien der Dorier in Kleinasien, und sonst mancher Communal-Versammlungen.

Hieran hat sich gewiß der Sinn für gesetzliche Ordnung überhaupt entwickelt. Man lernte das Gute, das Wohlthätige, das Göttliche derselben erkennen und schätzen. Die Folge davon war, daß man selbe ebenfalls als eine Anordnung der Demeter betrachtete, diese unter gleichem Namen (θεσμοφόρος), aber in weiterm, allgemei-

nerm Sinne verehrte, dergeſtalt, daß ſie zu einer ſittlich-politiſchen Göttin emporſtieg, doch ſo, daß man das Alles an die Vorſtellung vom Ackerbau anknüpfte, und nicht mit Unrecht. Denn »der Ackerbau iſt das fruchtbarſte Princip der Humanität, ein Anfang allſeitiger Veredlung, die Grenze zwiſchen dem unſtäten, allen Zufällen menſchlicher Laune und natürlicher Regelloſigkeit hingegebenen Leben der Nomaden und zwiſchen dem auf feſten Sitz und geſetzliche Vereinigung und Beſchirmung der Einzelnen begründeten Wohlſtande des Volkes. Dieſes iſt eine der gewöhnlichſten geſchichtlichen Erfahrungen, welche auch die Griechen frühzeitig an ſich gemacht und eben in dem Culte der Demeter Thesmophoros niedergelegt hatten.« Aber es zeugt doch immer von erhöhtem Denken, von allgemeiner Abſtraction, und iſt darum kein gewöhnliches Moment in der Culturgeſchichte eines Volkes. Ja! es wurde dieſes Moment ſogar bei dem Cultus der Demeter in Anwendung gebracht. Diodor von Sicilien meldet, daß man in Syracus beim Feſte der Göttin, die dort mit beſonderer Andacht verehrt wurde, durch mimiſche Darſtellung das anfängliche hülfloſe Leben der Menſchen vor dem Genuſſe der Demeterfrucht und der Erfindung des Ackerbaues zur Anſchauung gebracht habe. Eben ſo ward beim gymniſchen Wettſpiel in Eleuſis an die Freude der über den erſten Genuß der Cultur-Frucht geſtärkten und erhobenen Menſchen erinnert, und bei Hochzeiten ſogar wurden in einer Schale Eicheln, die gewöhnlich als älteſte Nahrung der in Wäldern und als Nomaden lebenden Völker angegeben werden, neben der Demeter-Frucht in der Geſellſchaft herumgereicht zur Erinnerung an die kümmerliche Armuth der Zeit *vor*, und an die Segnungen der Zeit *nach* Ankunft der Demeter, d. h. *nach* der Einführung des Ackerbaues.

Das führt uns zu einer anderweitigen verwandten Idee hinüber, die ſich ebenfalls an den Demeter-Dienſt, auch ſchon in ſeiner Urſprünglichkeit, anſchließt, logiſch indeſſen mit jener näher verbunden iſt, nehmlich daß die Göttin als dasjenige höhere Weſen betrachtet ward, welches Geſetzliches ins ehelich-geſellſchaftliche Leben gebracht, welches Einen Mann an Ein Weib bindet, welches ebenbürtige Kinder erzeugen heißt, die unordentliche, ungeſetzliche, wilde Ehe haſſen lehrt, Untreue in der Ehe meiden heißt. Einen beſtimmten Gebrauch (θεσμὸν) der Art lernen wir aus Plutarch, wenn er Neuvermählte an die altväterliche Satzung erinnert, die ihnen die Prieſterin der Demeter eingeſchärft habe, wahrſcheinlich nichts Andres, als Ermahnung zu ehelicher Keuſchheit und zur Erfüllung des Zweckes der Ehe; denn dieſes Beides war überhaupt die nächſte Wirkſamkeit der thesmophoriſchen Demeter in jener eingeſchränkteren Beziehung: einmal Fruchtbarkeit, und Zeugung und Geburt und Zucht der Kinder, ſodann wirkliche feſte Verbindung und treues Zuſammenleben mit dem Ehegenoſſen, als der Anfang und die allgemeine Bedingung des civiliſirten Lebens in der menſchlichen Geſellſchaft. »Nicht Liebe überhaupt erregte und förderte ſie gleich der Aphrodite: nur die treue Turteltaube war ihr angenehm; nur die Liebe des ehelich verbundenen Paares erfreute ſich ihrer Segnungen.« Darum bittet bei Alciphron ein

Mädchen die Demeter um einen Gatten; bei den eleusinischen Göttinnen ward eheliche Treue beschworen. Die Göttin tritt hier ganz nahe zur Hera heran; diese ist indessen zumeist bloß und ursprünglich die Göttin der Hochzeitfeier, der äußern ehelichen Zucht. Demeter ist mehr das warme innere Gefühl reiner stiller, aber doch dabei thätiger und pflichttreuer weiblicher Passivität. Sie ist durchaus Mutter (ἡ μήτηρ) im eigentlichsten Sinne des Wortes, repräsentirt das mütterlich-weibliche Geschlecht nach seinem ganzen Kreise von Pflichten und Passivitäten. Dieß ganze Verhältniß hat etwas so Ansprechendes, so Anziehendes, so Liebliches, so Wohlthuendes; es liegt in dieser Resignation, verbunden mit Thatkraft und Regsamkeit des von Pflichtgefühl getriebenen Willens so viel Hohes, Schönes, Göttliches, daß man glauben möchte: hier wäre der Anfangspunct des Cultes der Demeter zu suchen. Könnte man nur nachweisen, daß die Vorsylbe Δη vielleicht nichts weiter wäre als τη = η (der Artikel femininen Geschlechtes). Wie schön würde dazu passen η κόρα! Jene würde das mütterliche Verhältniß, dieses das der Tochter zur Mutter überhaupt darstellen unter den Menschen! Und daß diese Idee mit der ersten, der agrarischen, auf das engste zusammen hängt, geht — so erinnert mit Recht Preller — aus mehreren Ausdrücken für die Bearbeitung des Feldes hervor, die im Griechischen im übergetragenen Sinne von dem oben angegebenen Verhältnisse der Menschen gebraucht werden.

Daraus leuchtet nun zugleich die Entstehung der Demeter-Mysterien ein. Der Trieb zur Ehe, der Zweck der Ehe, das Eingehen derselben ist ein Mysterium an sich selbst. Wir haben es uns nicht selbst zur Pflicht gemacht, sondern es liegt in uns von Hause aus, entsteht ohne unser Zuthun. Das Ganze hat etwas Geheimnißvolles und soll nach der göttlichen Anordnung auch etwas Geheimnißvolles bleiben; daher die Keuschheit, die Züchtigkeit, Schamhaftigkeit den Menschen, besonders dem weiblichen Geschlechte, von Natur gegeben ist, die dergleichen Dinge mit Zurückhaltung behandelt und mit verschwiegener Verborgenheit. Auch ist es der menschlichen Natur ganz angemessen, sich über derlei Sachen nicht ausführlich und des Breiten belehren, sondern durch Symbole nur darauf hinweisen zu lassen. Schweigsam sein, keine Worte machen ist hier ganz an rechter Stelle. Es ist also wohl zu erklären, wie der Grieche von selbst — er hat die Mysterien nehmlich selbst erdacht; sie sind in Griechenland selbst entstanden; er hat sie nicht erst von auswärts entlehnt — darauf gekommen ist, darauf hat kommen können, Institute der Art zu begründen, so zu begründen, wie sie uns sich zeigen. Und weil sie mit der Religion in Verbindung gebracht worden sind, so muß man auch dafür halten, daß diese Mysterien ursprünglich wirklich etwas Heiliges, etwas Hehres, etwas Achtung und Scheu Erweckendes gehabt haben, daß selbst das Vorzeigen von Symbolen, die wir für unanständig halten — was notorisch stattgefunden — erwachsenen und wohl meist verehelichten Personen mehr eine Anre-

gung zur Erfüllung ihrer Pflichten als eine bloße Anregung zu sinnlicher Lust gewesen ist.

Dabei hielt man aber immer das agrarische Element fest. Es war ja der innigste Zusammenhang, die größte Aehnlichkeit zwischen dessen und den menschlichen Verhältnissen. Auch liegt ja im Keimen und Wachsen und Befruchten der Gewächse ebenfalls etwas höchst Geheimnißvolles. So kann man sich's denn erklären, warum im Demeter-Cult und namentlich in den Mysterien derselben beide Elemente, das physische wie das humane, gleiche Geltung haben, beide sich so durchflochten und durchdrungen haben, daß keines ohne das andere gedacht worden ist. Das thut sich kund im Cultus wie in den Mythen: im Cultus, insofern Freudenfeste, der Demeter zu Ehren, zu Anfang des Frühlings gefeiert wurden, wenn der Frühling die Saaten aus der Erde hervorsprießen machte, und Trauerfeste, wenn im Herbste der Samen in die Erde geborgen ward und die Fruchtbarkeit in der Natur verschwand. Einer griechischen Mutter erschien das ein Bild ihres eigenen Verhältnisses, wenn sie eine Tochter (κόραν) groß gezogen hatte, und diese ihr, nach heimischer Sitte, durch einen Liebenden geraubt wurde. Dann suchte sie sie wohl ängstlich und trostlos und traurig, bis sie sie wieder gefunden, bis sie wüßte, wo sie geblieben, wem sie zu Theil geworden. Hier ist Kora noch von ganz unbestimmter Bedeutung: sie repräsentirt das jungfräuliche, zur Ehe reife Geschlecht, das die Mutter (repräsentirt von der Demeter) groß gezogen.

Andrerseits kommt dem Bergen des Samens in die Erde das Beerdigen der Todten im menschlichen Leben gleich; denn bei den ältesten Griechen war dieses, noch nicht das Verbrennen, im Gebrauch. So brachte denn die poetische Combinationsgabe der Griechen auch das mit einander in Verbindung. Jene Trauerfeste über das Verschwinden der Fruchtbarkeit und der Zeugungskraft der Erde wurden nun zugleich zu Beerdigungs- oder Todtenfesten, an welchen man sich des Sterbens überhaupt erinnerte, an welchen man die mordende Göttin (Περσεφόνη von πέρθειν, vernichten, und φένειν, tödten) und den Gott der Unterwelt, den Unsichtbaren (Hades oder Aïdoneus), versöhnen müßte, um nicht bald ein Opfer ihres Zornes und ein Bewohner der Unterwelt zu werden. Und an jenen Freuden- oder Frühlingsfesten glaubte man, wie oben das Verlorene wiedergefunden, so hier das Todte wieder lebendig geworden, und es knüpfte sich daran die, wenn auch entfernte, Hoffnung auf ein zweites, auf ein fröhlicheres, seligeres Leben nach dem Tode. Solche Vorstellungen gingen natürlich in den Cultus der Demeter, vornehmlich in die Mysterien über; denn auch die Vorstellungen von einem andern Leben haben bei der Ungewißheit desselben etwas Mysteriöses, auch in der Mythologie. Und so wurde die freundliche, jungfräuliche, bräutliche, zur Ehe eben reife Kora zur düstern, unfreundlichen Gattin des Herrschers des unterweltlichen Todtenreiches, zur Persephone, und Persephone natürlich zur Tochter der Demeter, die selbige vom Zeus (als dem höchsten Gotte

oder dem Förderer der allgemeinen Fruchtbarkeit in der Natur) geboren habe. So wird sie denn zur unterirdischen (χθονία), wie sie namentlich zu Hermione in Argolis hieß, von wo derselbe Cult nach Sparta gewandert war. Wenn wir diese Eigenschaft der Demeter hier zuletzt aufführen: so darf man nicht denken, daß sie die *späteste* ist, daß sie erst in *letzter* Zeit entstanden. Sie hängt dessenungeachtet mit den übrigen so zusammen, daß man nicht irrt, wenn man sie der Zeit nach mit jenen zugleich entwickelt denkt. Hier kam es nur darauf an, die Eigenschaften der Demeter erst in logischer Folge zu entwickeln. Sie war Göttin des Todes so sehr, daß man zu Athen die Todten sogar die Demetrischen nannte; bei Leichenbegängnissen wurde ihr zu Athen, zu Sparta u. a. O. regelmäßig ein Opfer gebracht. »Die Todten erscheinen dabei offenbar als etwas dem Erdboden wie eine Aussaat Anvertrautes, und Demeter wird gedacht nicht wie die bloße Ackergöttin, sondern wie die Macht der bergenden Tiefe, welche bewirken kann, daß dem Begrabenen die Erde leicht und die Stätte ruhig sei, oder auch nicht.« Sie konnte auch hier zürnen, Erinnys sein. Darum brachte man ihr Todtenopfer, Sühnopfer für sich und die Seinigen hinsichtlich eines ruhigen Todtenschlafes und für Erreichung eines seligen Zustandes nach dem Sterben. So war die Demeter ganz und gar in den Kreis der chthonischen Gottheiten eingetreten: sie stand mit der Persephone, dem Hades auf einer und derselben Stufe. Sie vernichtet eben sowohl das Leben der Menschen wie die Vegetation in der Natur, als sie jenes schafft und aus der Erde emporsendet, und der chthonische Zeus, jetzt *eigentlich* **ihr** Begleiter, ist nun ebenfalls zur abstracten Naturregel geworden, daß zu einer bestimmten Zeit die Pflanzenwelt absterben müsse, um zu einer andern wieder emporzukeimen. Aber auch der Erdgöttin (Ge), die Aeschylus gleichfalls eine chthonische nennt, insofern sie die Todten birgt, war sie nahe befreundet.

Fragen wir nun, wo in Hellas der Demeter-Cult möchte seinen Anfang genommen haben, so dient zur Antwort: gewiß nicht im oberen, nördlichen, gebirgigen, zum Ackerbau nicht wohl geeigneten; weßhalb auch die Demeter so wenig der epischen Poesie, selbst noch nach der dorischen Wanderung bekannt ist. Homer muß hier als Repräsentant gelten, und von dem wird die Göttin nur wenig genannt. Sie spielte also in dem Kreise der olympischen Götter, der sich im Norden von Griechenland gebildet, eine sehr zurückgezogene Rolle. Vielleicht kam dazu auch das etwas finstere Wesen der Göttin, wie sie einerseits gedacht wurde, das den des Ergötzens befliſſenen Dichtern und ihrem Publikum weniger zusagte. Der Demeter-Dienst ist also wahrscheinlich in dem Süden von Griechenland entstanden, wo es viele Ackerflächen gab, wo der Landbau vorzugsweise betrieben wurde, vorausgesetzt, daß er daraus sich unmittelbar hervorgebildet. Freilich eine *bestimmte* Stätte läßt sich nicht angeben: selbst Attika, selbst Eleusis dürfte es nicht sein, wenn auch die Sage beide als solche Plätze bezeichnet.

Fragen wir nach der *Zeit*, *wann* der Dienst wohl entstanden?

so kann es nach dem Zeugnisse eines Herodot und nach den darauf gebauten schönen Forschungen eines Otfr. Müller's, Preller's keinem Zweifel unterliegen: schon in sogenannter pelasgischer Zeit, vor der dorischen Wanderung. Meldet doch der erstere ausdrücklich von einer Weihe der Demeter Thesmophoros in Argolis, welche angeblich die Töchter des Danaus gestiftet hätten: daß, als die frühern Bewohner von den Doriern vertrieben wurden, die Weihe unterging, und nur die übriggebliebenen Peloponnesier und die nicht vertriebenen Arcadier setzten sie fort. Die kriegerischen Dorier hatten anfänglich gewiß keinen rechten Sinn für Ackerbau und für die Feier des betreffenden Cultes. Nachmals haben sie ihn aber doch auch angenommen, als er sich wieder empor raffte und geltend machte. Nun wurden sie selbst zu Trägern dieses Dienstes nach Kleinasien (man denke an die Triopien der dorischen Hexapolis), nach Sicilien u. s. w. An einzelnen Stätten, wie z. B. in Megara, scheint er auch von der dorischen Bevölkerung von Anfang an nicht vernachlässigt, sondern mit sorglicher Pflege gehegt worden zu sein. Unter den Joniern in Attika war er damals schon förmlich heimisch, namentlich müssen die eleusinischen Mysterien schon geblühet haben; denn sie wanderten mit nach den kleinasiatischen Colonien.

Aber den rechten Aufschwung, seine Glanzperiode gewann der Dienst nach dieser Zeit. Da trat er nicht bloß wieder hervor an's Licht in den Gegenden, wo er zurückgestellt und verdunkelt worden war, sondern er erhielt auch in manchen Colonien der Griechen, z. B. auf Sicilien, wo der Ackerbau zu solcher Blüthe gedieh, einen ungewöhnlichen Namen. Seitdem finden wir Demeter-Dienst fast überall, wo Hellenen wohnen. Und nun beginnt auch der Mythos mehr und mehr über das Ganze zu walten und vortreffliche Producte hervorzubringen. Es liegen ja in dem Ganzen so viel herrliche poetische Elemente, die nur angebauet, ausgesponnen, entwickelt zu werden durften, um wahrhafte Kunstwerke abzugeben.

Zwar bei Homer erscheint die Mythologie der Demeter noch sehr dürftig und dünn, zum Verwundern dünn. Er gedenkt der Göttin nur gelegentlich, bloß in der Einen Eigenschaft als Ackergöttin, so daß man mit Sicherheit behaupten kann, er habe sie nur von dieser Seite gekannt. »Im frischen Acker buhlt sie auf Creta mit dem Geliebten; unter den Aerntenden legt sie selbst die rüstige Hand an; die Getreidespeise ist ihre Speise, die Waizenstadt ihre Stadt, sie also immer nur die Urheberin und Vorsteherin der jährlichen Geschäfte des hellenischen Landmannes.« Alles sehr nackt und fast zu kahl für das reiche dichterische Material. Vom Raube der Kora noch kein Wort, keine Andeutung des mysteriösen Elementes im Cultus. »Zwar heißt Demeter die Geliebte des Zeus und Persephone die Tochter des Zeus; allein worauf es doch ankommt, daß Persephone bestimmt auch die Tochter der Demeter genannt werde, dieses findet sich nicht.« Und überdieß führt die homerische Persephone diesen ihren Namen (= Würgerin, Vernichterin, durch den Tod Verderben Bringende) in der That: sie ist dem Dichter völlig und ohne Neben-

bedeutung das, wonach sie benannt ist. Wo bleibt also da die Kora?

Mehr weiß der böotische Sänger vom hellenischen Festlande, Hesiodus. Er erzählte bereits (Fragm. 154. Göttl.), daß die eleusinische Demeter die von Salamis vertriebene kychreïdische Schlange (das Symbol der Erde) bei sich aufgenommen und zu ihrer Dienerin erhoben habe. Ferner: In seinen Vorschriften für den Landmann gebietet er diesem, wenn er pflüge, zum chthonischen Zeus und der hehren Demeter zu beten, daß sie ihm die Flur segnen möchten. Und dieser chthonische Zeus ist kein anderer als der Aïdoneus, von welchem er in der Theogonie singt: »Zeus nahte dem Lager der Allernäherin Demeter, und sie gebar ihm die schöne Persephone, die Aïdoneus der Mutter hinwegraubte.« Das ist das Grundthema vom Raube der Kora. Und Hesiodus wird es nicht erst erdacht: er wird es schon vorgefunden und als ein Vorgefundenes behandelt haben. Uebrigens findet man auch bei ihm die der Natur der Demeter ganz entsprechende Genealogie, daß die Göttin die Tochter des Kronos (des Reifers) und der Rhea (des Segens) sein sollte, d. h. ihr Dienst war veranlaßt worden durch den Aerntesegen.

In der darauf folgenden Zeit waren es besonders die Eleusinien, welche einen außerordentlichen Glanz, eine außerordentliche Berühmtheit erlangten. So wurden sie natürlich auch und dieser ihr Cultus der hauptsächlichste Gegenstand der Demeter-Mythologie. In dem homerischen Hymnus liegen uns die wahrscheinlich ältesten Nachrichten darüber bereits in einer Weise vor, die uns zeigt, wie die poetische Natur der Griechen dergleichen schöne Stoffe nicht bloß zu erfinden, sondern auch würdig auszuschmücken und des Weitern darzustellen vermochte. Das mag uns Veranlassung sein, über dieß merkwürdige und unter allen Festen seines Gleichen gefeiertste Institut in möglichster Kürze zu berichten.

Die Eleusinien haben ihren Namen von dem Orte in Attika Eleusis, der diesen Namen wahrscheinlich von dem Kommen oder Gehen oder Ziehen (ἔλευσις von ἐλεύθω) der Athenienser nach dem Orte zur Begehung der religiösen Weihen daselbst führte. Er lag an einer Meeresbucht nördlich über Salamis. Die fruchtbaren Ebenen in seiner Nähe, die kleinere, rarische nordwestlich, die größere, thriasische östlich, hatten gewiß schon frühzeitig zum Ackerbau Anlaß gegeben und wegen seiner Ergiebigkeit zur Verehrung der chthonischen Gottheiten, namentlich der Demeter und der Persephone, zu welchen nachmals, wegen des ebenfalls eingeführten Wein- und Obst- und Gartenbaues, Dionysos unter dem Namen Jakchos hinzukam. Es ist nur zu wahrscheinlich, daß seit der Gründung Athens die betreffenden Verhältnisse zwischen dieser Stadt als Metropolis und Eleusis statt fanden. Jene Etymologie des letztern Namens zeigt das deutlich, und die Sage von einem eleusinischen Kriege und einer in Folge dessen geschehenen Auseinandersetzung dürfte nur aus den spätern, durch Observanz, Tradition und Gesetze bestimmten Rechten der verschiedenen bei der Festfeier fungirenden Priester hervorgegangen

sein. Alle Jahre nun — so wenigstens seit Herodot's Zeiten — feierte man ein solennes Fest, die großen Eleusinien — so genannt zum Unterschiede von den kleinen, die man in Athen selbst beging, und zwar im Frühjahre zur Freude über die Rückkehr des Frühlings und damit der Fruchtbarkeit in der Natur — im Spätjahre, im Monate Boëdromion, vom 15. dieses Monats an, länger als eine Woche: durch Vorbereitungen, Opfer, Reinigungen und Sühnungen, Tänze, Lieder, Umzüge, nächtliche Orgiasmen, Einweihungen. Am merkwürdigsten dabei war die solenne Procession von Athen nach Eleusis (am 6. Tage nach Preller's Ansicht). Viele Tausende nahmen an derselben Theil. Priester, Obrigkeiten, die Schaar der Eingeweihten, mit Myrte und Eppich bekränzt, führten Aehren und Ackergeräth und Fackeln in der Hand; denn der Zug scheint gegen Abend von Athen ausgegangen zu sein, so daß man mit einbrechender Dunkelheit anlangte. Wahrscheinlich nahm derselbe seinen Anfang bei dem Eleusinium in Athen, ging durch »das heilige Thor« (Dipylon) auf »der heiligen Straße« den vier Stunden langen Weg, wobei unterwegs, namentlich bei der Brücke über den Cephissus bei Athen allerhand Mummenschanz und Possen getrieben, auch wohl Zoten gerissen wurden, wie sie bei den Dionysos- und Demeter-Festen durchgängig üblich waren und gleichsam nothwendig zur Feier erschienen. An Ort und Stelle (der thriasischen Ebene?) angelangt, blieb man die ganze Nacht wach und feierte wohl diese und auch die folgenden Nächte mit Fasten und mit Suchen und Trauern um die verschwindende oder verschwundene Fruchtbarkeit (symbolisch: mit Darstellungen des Suchens der Demeter nach der verschwundenen Tochter). Daneben oder darnach wieder allerhand Possen und Neckereien, die auch wohl unanständiger Art waren. Endlich geschah der Genuß des Mischtrankes, bestehend aus Mehl, Wasser und Polei: er bildet den Uebergang vom Fasten zum gewöhnlichen Essen wieder, »von der Trauer zur Freude, vom Suchen zum Finden, von dem Affecte des wilden Schmerzes, den die Eingeweihten der suchenden Deo oder Demeter noch empfanden, zu denen des Genusses und der seligen Anschauung, da die Göttin ja nun die Tochter wiedergefunden habe, aus dem Dunkel ihrer Verborgenheit wieder an's Licht zurückkehre, den Aeckern ihren Segen und den Menschen die tröstende Anschauung ihrer Mysterien spende. So werden wir uns denn auch die nun noch folgenden Gebräuche im Allgemeinen als den früheren entgegengesetzt, heitern und freudigen Charakters zu denken haben, vielleicht am besten so, daß die Längst-Eingeweihten, die Epopten, nun jene beseligenden Eindrücke empfinden, von welchen so oft die Rede ist, die übrigen Mysten aber die wiedergefundene Persephone, den Triptolemus und seine Stiftungen feierten. Das Ganze schloß mit einer Wasserspende, welche aus eigenthümlichen Gefäßen dargebracht wurde, von denen man mit dem einen gegen Aufgang, mit dem andern gegen Niedergang libirte.«

Der Mittelpunct des Festes in Eleusis selbst war ohne Zweifel der dortige Tempel der Demeter, und der damit verbundene um-

friedigte, mit Gebäuden beſetzte Hof (ὁ μυστικὸς σηκός, τελεστήριον, μέγαρον, ἀνάκτορον), ſeit Pericles' Zeiten ein Gebäude von bedeutender Größe, das ſpäter wohl noch anderweitig vergrößert wurde. Hierſelbſt wurden den eigentlichen Eingeweihten, Epopten (Anſchauern), hauptſächlich Anſchauungen gewährt, als z. B. das heilige Drama, welches mit größter Pracht und höchſtem Glanze dargeſtellt ward. Dieſe Weihen oder Feſtlichkeiten dauerten mehrere Tage: es war eine Darſtellung mimiſch-ſymboliſcher Art, ein myſteriöſes Drama, eine Vorſtellung der ganzen heiligen Geſchichte von der Demeter und Perſephone und Jakchos dadurch, daß man dabei theils agirte, theils Dinge vorzeigte, theils ſprach, welches letztere indeſſen nur als liturgiſche Ausrufungen, Hymnengeſang und dergleichen und als ein Sprechen während des Agirens und bei demſelben aufzufaſſen iſt, nicht als ſelbſtſtändige ununterbrochene Vorträge. Die Aufführungen geſchahen durch verſchiedene dabei angeſtellte Beamte: durch den Hierophanten (eigentl. Vorzeiger der Heiligthümer), Daduchen (Fackelträger) und den Hierokeryx (heiligen Herold). Es werden beſonders ſchöne Melodien und Geſänge erwähnt, welche der Hierophant zu beſorgen hatte: d. i. Ausrufungen, Hymnen, Liturgien, Klaggeſänge der Göttin über den Verluſt ihrer Tochter. Denn die Geſchichte mit dem Raube der Kora ward hier förmlich gegeben. Dann wird aber immer ein plötzlicher Uebergang vom Dunkeln zum Hellen, von der Angſt zur Freude, von der beklemmendſten Aufregung zur ſeligſten Anſchauung und Beruhigung und zur froheſten Hoffnung, ſelbſt nach dem irdiſchen Leben, hervorgehoben. Einigen Andeutungen zufolge bei einigen alten Schriftſtellern ſcheint es, wie wenn die Eingeweihten, welche ſchauen *durſten*, durch die Schreckniſſe des Tartarus in's Elyſium geführt wurden. Womit noch eine Art von Weihe verbunden geweſen zu ſein ſchien, die Uebergabe von Myſterien, d. h. gewiſſer heiliger Gegenſtände, die man nicht nennen und ausplaudern durfte, welche theils Symbole der Segnungen und Geheimniſſe der eleuſiniſchen Gottheiten, theils eine Art Reliquien waren. Sie wurden den Einzuweihenden oder den Eingeweihten des erſtern Grades, den Myſten, bei der Einweihung gezeigt, von ihnen berührt, geküßt u. ſ. w. Es muß zugeſtanden werden, daß jene Gebräuche keineswegs bloße äußere Gebräuche geweſen ſeien, daß ſie einen Sinn hatten, daß ſie mächtigen Eindruck auf die Sinne und dadurch auch energiſche Wirkung auf Geiſt und Gemüth mögen geäußert, manches religiöſe Herz erhoben, erbauet, gekräftigt, auch wohl durch die Reinigungen und Sühnungen und Ausweiſungen über der Aufzunehmenden Moralität ſelbſt ethiſchen Einfluß gehabt haben. Daraus läßt ſich erklären, wie das Inſtitut ſo in Aufnahme kommen, ſo berühmt werden konnte nicht bloß im In- ſondern auch im Auslande, daß nachmals ſelbſt Fürſten und vornehme Römer es nicht für einen Raub hielten, Theilnehmer zu werden, daß ſich die Eleuſinien weithin über Griechenland und ſeine Colonien verbreiteten und andern Myſterien ebenfalls aufhalfen und eine größere Weihe gaben, indem man dieſes oder jenes von ihnen darauf übertrug.

Andrerseits ist aber auch nicht zu vergessen, daß die Feier zu lange währte, zu viel Zeit, Geldaufwand erforderte, wie er gar nicht im Verhältniß zur Sache stand, daß viele Spielereien dabei vorkamen, Dinge selbst gezeigt und gegeben und gethan wurden, von denen sich die Schamhaftigkeit und ein gesunder Sinn unmuthig hinweg wendet, daß das Gepränge doch im Ganzen viel zu äußerlich war, mit der Zeit auch wohl seine eigentliche Bedeutung verlor und zur leeren Form hinabsank. So konnte denn schon Alcibiades und seine frivolen Genossen diese Mysterien verspotten, und was er that, war gewiß nicht bloß seine einige Ansicht, sondern überhaupt der Gebildetern, Aufgeklärtern. Darum war es vornehmlich einer der Haupt-Puncte, auf welchen späterhin die christlichen Apologeten ihre Angriffe lenkten, und mit Recht lenken konnten.

Wir kehren zum eigentlichen Gegenstande zurück! Bei jener Berühmtheit der eleusinischen Mysterien mußte sich insbesondere die Mythologie dieses Gegenstandes bemächtigen und ihn um so vielfältiger anbauen, je berühmter er war, je mehr er hervorstach. Der Kreis der eleusinischen Sagen in Bezug auf Demeter ist daher sehr groß. Es treten besonders folgende Personen dahinein: Triptolemus (d. i. der Trescher von τρίβω, das personificirte Dreschen; er hatte nehmlich in der Nähe von Eleusis eine Tenne; darum ist diese Erklärung der andern vorzuziehen, wonach er sollte vom dreimal gepflügten Acker [τρίπολος ἄρουρα] benannt worden sein), der nachmals, als die eleusinische Sage ein Glaubensartikel für ganz Attika geworden war, für den Urheber des ganzen attischen Ackerbaues galt, noch später für denjenigen, der von da aus die Wohlthaten desselben über die ganze Erde verbreitet haben sollte; Keleos, ein vermeintlicher König, ein Sohn des Autochthonen Eleusis (gedichtet nach dem Flecken Keleä im Phliasischen im Peloponnes); Eumolpus (der Schönsänger), der vermeintliche Stammvater der Eumolpiden, jenes angesehenen Priestergeschlechtes in Athen, bei welchem die Hierophantie in Eleusis erblich war, und dem es oblag, in den Mysterien zu singen; darum auch mythisch mit dem Erzsänger Orpheus, dem Thraker, in Verbindung gebracht und daher die ganze Verbindung der Eleusinier mit diesem Volke; Keryx, Dysaules, Buzyges (Stieranspanner) u. A. wie sie meist schon im Hymnus auf die Demeter vorkommen.

Der Glaube, in Bezug auf unsre Göttin, blieb auch nicht frei von mancherlei fremden Färbungen und Schattirungen im Laufe der Zeit. Zuerst ward sie mit der Ge oder der Erde vermischt, obwohl diese eigentlich nur den Erdkörper, das Material vorstellte, nicht wie Demeter die specielle Fruchtbarkeit zum Wachsthum der veredelten Pflanze, zweitens bei näherer Bekanntschaft mit den Phrygiern und bei kräftigerm Hervortreten der Orphiker, welche dieser Vermischung besonders huldigten, mit der Rhea-Cybele, so daß Demeter mehr und mehr zu dieser, somit zur Bergmutter, zur allgemeinen Mutter Natur ward. Und als Aegypten den Griechen sich öffnete, da fand man die dortige Isis der Demeter entsprechend, und wenn auch die beiderseitigen Culte sich immer fern geblieben, so haben doch die Vor-

stellungen von der letztern auf einige Vorstellungen von der Demeter, besonders auf einige theogonische Combinationen influirt. Mindestens ist dieser Synkretismus — wohl seit Herodot — historisch zu bemerken.

Seitdem sich das rationalistische Studium der Philosophen, Exegeten u. s. w. der Religion zuwandte, hat man sich fast in etymologischen, rhetorischen, allegorischen, philosophischen Deutungen des Namens, so wie des Wesens der Demeter erschöpft. Nirgends ist etwas Erkleckliches zu Tage gekommen: man hat auch hier nicht verstanden, das Object antiquarisch, historisch, philosophisch, sprachlich aufzufassen und zu durchdringen, vom allgemeinen religiösen und, was die Mythen anbetrifft, vom ästhetisch-poetischen Standpuncte aus zu beurtheilen.

Uebrigens hat der Demeter-Dienst sehr lange vorgehalten, besonders der eleusinische, ungeachtet man von Seiten der Christen auf denselben mit kräftigen Waffen losging und besonders das Thörichte, Lächerliche, Unschickliche in den Mysterien angriff. Die Eleusinien haben wahrscheinlich bis Theodosius gedauert, bis dahin, wo das Heidenthum überhaupt mit aller Macht unterdrückt wurde.

Die künstlerischen Darstellungen der Demeter anlangend: so haben die Dichter und Schriftsteller sie gezeichnet, von Homer an, im Aeußern als: blond, wohlgelockt, mit schönem Haar, mit schönen Füßen, mit dunklem Gewande, schön bekränzt, heilig und ehrwürdig in ihrem Charakter und Wesen, besonders wegen der herrlichen Gaben, die sie den Sterblichen verliehen. Als Symbol führt sie eine goldene Sichel. Ein Scholion nennt sie die Mutter des Pluto's (Reichthums).

Die bildende Kunst hat sie als nährende Mutter der veredelten Pflanzenwelt und Versorgerin der Menschen und im Verhältniß zu einem Kinde aufgefaßt, dessen Verlust und Wiedergewinnung ganz geeignet ist, alle Seiten des mütterlichen Gefühles zu entfalten. »Diesen Charakter und dieses Verhältniß, auf rein menschliche Weise gefaßt, legte die ausgebildete Kunst ihren deßfallsigen Darstellungen zum Grunde, nachdem die frühere versucht hatte, mystische Vorstellungen von Naturverhältnissen in zum Theil sehr seltsamen Bildern auszudrücken. Obgleich auch in Sicilien berühmte Bilder der Göttin waren, gebührt doch die Ausbildung des Ideals der Mutter und der Tochter wohl größtentheils der attischen, zum Theil erst der praxitelischen Kunstschule.« Denn dieser große Meister, so wie Sthenis, hatten sie gebildet. Die erhaltenen Statuen sind meist ergänzt. In Basreliefs, auf Sarkophagen, Münzen, Vasen erscheint sie öfter. Ihre Gestalt ist da matronaler noch und mütterlicher als Hera's; der Ausdruck des Gesichts, welches nach hinten durch das Oberkleid oder im Schleier verhüllt wird, ist weicher und milder; die Gestalt erscheint in vollständig umhüllender Kleidung breiter und voller, wie es der Allmutter ziemt. Der Aehrenkranz, Mohn, Aehren in den Händen, die Fackeln, der Fruchtkorb, auch das Schwein neben ihr — Schweine wurden ihr gewöhnlich geopfert — sind die sichersten Kennzeichen. Nicht selten sieht man die Gottheit allein oder mit

ihrer Tochter thronen; doch ist man eben so gewohnt, die fruchtspendende Göttin über die Erde hin schreiten zu sehen.

In Compositionen erscheint sie je nach dem Verhältnisse, in welchem sie gerade zu ihrer Tochter gedacht wird. »Beim Raube der Kora wird sie als eine erzürnte, schwer gekränkte Gottheit gefaßt, welche den Räuber mit Fackeln in den Händen, das Gewand fliegend, auf einem, seltner mit Rossen, gewöhnlicher mit Drachen bespannten Wagen verfolgt. Von diesem gewaltsamen Raube ist die alljährlich sich erneuernde Herabführung der Persephone und ihr Abschied von der Mutter zu unterscheiden. Gegenüber steht diesen Scenen das Emporsteigen der Kora aus der Erde und ihre Hinaufführung zum Olymp, gemeiniglich in Begleitung der Frühlings-Hora. Mit dem Emporsteigen der Kora wird die Ertheilung der Segnungen der Demeter als gleichzeitig und eng verbunden gedacht. Triptolemus ist es, der sie von der nun versöhnten und huldreichen Göttin empfängt und auf seinem Drachenwagen durch die Länder verbreitet. Auch der dem Triptolemus nahe verwandte Heros des Ackerbaues, Buzyges, erscheint mit der Göttin.«

Von dem Namen der Demeter sind manche andre, für Personen und Oerter, abgeleitet worden.

Der Römer erblickte in seiner **Ceres** die griechische Demeter, mit welchem Rechte? werden wir bei der Religion dieses Volkes sehen.

---

6. Persephone (und Kora).

Beide Gottheiten sind ursprünglich ganz verschiedene Wesen und erst spät zu Einer verschmolzen. Der Name der erstern bedeutet unbezweifelt die durch Mord Verderbende, Vernichtende, die Mordende, Mörderin. Entweder ist dieser Name ursprünglich ein Beiwort irgend einer andern Göttin (der Demeter?) gewesen und darum weiblichen Geschlechtes und weiblicher Endung und darum eben auch die Gottheit ein Weib, oder man hat von Anfang an neben dem Hades, als dem Gotte der todten Männer, auch für die Frauen eine besondere Gottheit erdacht und diese Persephone genannt. Die andern Namen Perseph*o*neia, Pherseph*o*ne, Persephatta, Pherseph*a*tta u. s. w. sind wohl nur mundartliche und dichterische Umbildungen.

Als solche Würgerin, Mörderin der Menschen wohnt sie unter der Erde, in der Unterwelt, wo alles Schreckliche und Traurige hauset und wohin man ja die Todten beerdigt; denn dem Menschen ist das Leben lieb und der Tod gemeinhin schrecklich. Ihre Macht ist gewaltig und groß, indem sie ja die Gewalt hat, den Menschen das Leben zu nehmen. Darum stellte man sie thronend dar. Aber dann war sie zugleich die Genossin, die Gemahlin des Hades, mit dem sie die Gewalt, die Herrschaft theilte. Und worüber könnte sie

dann zunächſt gebieten, als über die, welchen ſie das Leben geraubt? über die Schatten der Frauen? oder mit ihrem Gatten über die abgeſchiedenen Seelen allzumal? Als ſolche unterirdiſche Todesgöttin, Schattenbeherrſcherin im Dunkel der Erde empfängt ſie die Verſtorbenen und entſcheidet über ihr Verhältniß und Schickſal in der Unterwelt, ſtraft die Sündigen, belohnt die Verdienten. Als ſolche ferner gilt ſie für die Tochter des Zeus und der Styx (gebildet aus dem Namen des ſogenannten Höllenfluſſes). Bei Homer heißt ſie gewöhnlich die Schreckliche, dann auch wohl die Heilige, die Erhabene. Sie iſt ernſt und furchtbar; ſie führt ihren Namen mit der That; ſie iſt völlig und ohne Nebenbedeutung das grauſame Weſen, wonach ſie benannt iſt. Flüche vollziehen und Verwünſchungen vollſtrecken, todeswürdige Verbrechen beſtrafen, das iſt ihr Geſchäft. Dazu ſind ihr die grauſen Erinnyen als Dienerinnen zugeſellt; den ſterblichen Menſchen aber und den heitern auf dem lichten Olympe waltenden Himmliſchen iſt ſie ein Gräuel. Sie iſt grauſam und unerbittlich im Allgemeinen; aber in einzelnen Fällen, z. B. gegen die Alceſtis, doch auch mild und menſchenfreundlich. Ihre heiligen Haine ſind am Weſtrande der Erde an den Grenzen des Schattenreiches. Doch heißt auch die Schattenwelt ſelbſt das Haus der Perſephoneia.

Dieſen finſtern, ſtrengen Charakter behält Perſephone das ganze Alterthume hindurch bei, inſofern ſie als Gemahlin des Hades, als Herrin der Unterwelt, gleichſam als die ſtygiſche Hera gedacht oder dargeſtellt wird. Es iſt nicht mehr zu ermitteln, wo und wann ſolcher ihr Cult zuerſt entſtanden iſt. Aber gewiß gehört er ſehr frühen Zeiten an: er iſt ganz den Begriffen und Anſchauungen von einfachen Naturmenſchen angemeſſen. Dagegen nahm ſie ein ganz andres Weſen an, nachdem ſie und die Tochter der Demeter, die Kora, deren Cult und Mythologie, ganz für ſich, ſich entwickelt und ausgebildet haben muß, mit einander verſchmolzen wurden. Das kann nur ſo gekommen ſein, daß man die Kora, die Repräſentantin des Samenkorns, was in die Erde geſcharrt wird, als weilend eine Zeit lang in der Unterwelt und als wirkliche Göttin, abſtammend von Zeus und der Göttin Demeter dachte und ſie in der Unterwelt als ſolche unterbringen mußte. Da ward das liebliche Mädchen mit der ſtrengen Schattenherrſcherin Eins, ohne damit ihren eigentlichen ſanften, milden, zarten Charakter zu verlieren. Perſephone wurde das Schmerzenskind der Demeter, der es geraubt worden wäre, und nahm ſo ſelbſt das Mitleid und die Theilnahme für ſich in Anſpruch, wie ſie als Perſephone ſolcher nicht fähig gedacht wurde. Es liegt in dieſer Verwickelung der entgegengeſetzteſten Verhältniſſe ein herrliches tragiſch-poetiſches Moment. Perſephone mußte nun vom Hades geraubt ſein; die Mutter mußte ſie geſucht, endlich entdeckt und den Zeus gebeten, ſie ihr wiederzugeben; allein ſie mußte bereits etwas gethan haben, wodurch ſie wenigſtens für die Hälfte des Jahres dem Orcus verfallen wäre. Die lebendige Phantaſie der Griechen hat das zu einem wunderlieblichen Ganzen zuſammenzufügen

gewußt, das ein Dichter wie Schiller zu würdigen verſtanden hat. Veranlaſſung, Zeit, Ort, alle nähern Umſtände werden mit dem größten Scheine der Wirklichkeit gedichtet. Perſephone wird ſomit, was Kora war, das apotheoſirte Verbergen des Samenkorns in die Erde zur Zeit der Winterſaat im Herbſte und das Hervorſproſſen deſſelben im Lenze. So tritt denn Perſephone in den Kreis der myſtiſchen Gottheiten ein, wird Gegenſtand der Verehrung in den Myſterien, wird ſogar zum Symbol der menſchlichen Unſterblichkeit, wird chthoniſche Göttin, und die eigentliche urſprüngliche Eigenſchaft der finſtern, tödtlichen Furchtbarkeit erhält die milde, liebliche der vegetativen Fruchtbarkeit; der Tod, den ſie als Perſephone repräſentirt, erſtreckt ſich nun auf die ganze Natur, nicht auf die Menſchenwelt allein, iſt die Vergänglichkeit des Irdiſchen überhaupt. Durch die Verbindung dieſer Vorſtellungen wird Perſephone zu einer ſegensvollen Göttin und iſt nicht mehr »ein Gräuel für Götter und Menſchen,« ſondern ein Troſt, eine Beruhigung, eine Hoffnung auf ein neues, nach dem Tode fortdauerndes, ſeligeres Leben. In Folge der Combination ſolcher Ideen bleibt auch die Unterwelt nicht mehr ein Ort des Schreckens, was ſie bei Homer iſt, noch iſt ſie der bloße Ausgangspunct und die Bedingniß der Fruchtbarkeit und des Segens, wie in der mythiſchen Naturphiloſophie der Orphiker und in der reflectirenden der Philoſophen, ſondern ein unklares Mittelding zwiſchen beiden.

Als ſolche wird Perſephone nun ähnlich der Hekate, der Artemis, der Ge, der Rhea, der Cybele, der Iſis u. ſ. f. und, von den Orphikern namentlich, mit ihnen vermiſcht. Sie wird da ſogar zur Mutter des Dionyſos (Jakchos) vom Zeus, ja! ſteigt empor zur allwaltenden Naturgottheit, die Alles eben ſowohl hervorbringt als tödtet. Die Deuteleien der Philoſophen, Exegeten, Mythologen ihres Namens und ihrer Mythen gehen in's Unendliche und ſind großentheils Caricaturen.

In den Local-Culten iſt ſie von der Demeter unzertrennlich, weniger vom Pluto, deſſen Zuſammengehörigkeit mehr von der Kunſt und Dichtung hervorgehoben wird. Jene zuſammen heißen gewöhnlich vorzugsweiſe die beiden Gottheiten (*τὼ θεώ*), oder auch (beſonders im eleuſiniſchen Culte) die Ehrwürdigen (*Σεμναί*), die Hehren (*Ἱότνιαι*).

Dargeſtellt durch die Kunſt ward Perſephone entweder als ernſte Königin der Unterwelt oder als Myſteriengöttin, im letztern Falle mit dem geheimnißvollen Käſtchen. Am gewöhnlichſten erſcheint ſie in der Scene ihres Raubes, dann auch wohl als Braut des Dionyſos nach ihrer Rückkehr zur Oberwelt.

Unter den Bäumen war ihr als Todesgöttin die Cypreſſe heilig.

In Rom ward ſie zur **Proserpina** und ihr Dienſt daſelbſt nur eine Fortſetzung des griechiſchen.

7. Damia und Auresia.

Diese beiden Göttinnen sind in Griechenland nur local verehrt worden in Epidaurus zu Trözen, auf Creta und auf der Insel Aegina, und zwar immer mit einander verbunden. Der erste Name (Δαμία von δάμω, δαμάω, ich eheliche, schwäche, zeuge) bezieht sich auf Fruchtbarkeit in der Natur und im Menschenleben, und eben so der zweite (Αὐξησία von αὔξω, αὐξάνω, ich befördere das Wachsthum), als Folge der erstern. Ihnen wurde geopfert, wie zu Eleusis den dortigen Göttinnen (Demeter und Persephone) geschahe, ja! ein späterer Schriftsteller identificirt sie geradezu mit diesen eleusinischen Gottheiten. Es möchte darum scheinen, als wenn die beiden Benennungen nur besondere Qualitätsbestimmungen oder Epitheta der Demeter gewesen. Was weiter hierfür spricht, ist die Aehnlichkeit der Festgebräuche. Denn auch Damia und Auresia wurden verehrt durch Spöttereien der Frauen theils unter einander, theils von Seiten der Chöre, die aus Weibern bestanden, wie bei den Athenienſern an den Eleusinien der Demeter bei der Brücke (vergl. S. 388.). Nicht minder hatten nach dem Berichte des Herodot die Epidaurier Festopfer, von welchen der Historiker nicht zu sprechen wagte, d. h. es waren Mysterien und bezogen sich mithin eben auf Fruchtbarkeit und Zeugung.

Die beiden Göttinnen wurden (nach Herodot) in der Stellung von Knienden, wie die kreisenden Frauen bei den Griechen zu stehen pflegten, dargestellt. Folglich wurden sie wohl von solchen Frauen in den Stunden der Angst angerufen, traten mithin in den Wirkungskreis der Hera und Eileithyia ein. Darauf bezog sich wahrscheinlich auch die Sitte der Argiverinnen und Aeginetinnen, das lange ionische oder richtiger carische Gewand zu tragen, statt des kürzern dorischen, und die Sitte, daß die Frauen in das Heiligthum jener Göttinnen die Spangen weihten, welche sonst ihre Kleider zusammenhielten.

Bemerkenswerth ist, daß wir den Damia-Dienst auch in Rom finden und ebenfalls mit Mysterien verbunden, in gleicher oder wenigstens ähnlicher Art.

---

8. Dionysos (Bacchus).

Der Name entzieht sich jeder etymologischen Auflösung: alle bisherigen Untersuchungen sind erfolglos, unbefriedigt geblieben. Wir lassen daher auch hier diesen Weg bei Seite und wenden uns sofort zu den literarischen Quellen. In denselben erscheint der Gott »als ein eigenthümliches Wesen, — — da, dessen zwischen Freude und Leid schwan-

kender Cultus viele Aehnlichkeit mit der in Kleinasien herrschenden Religionsform zeigt. — Nicht überall in Griechenland eben so anerkannt wie der Dienst der andern olympischen Götter, blieb er in einer gewissen Trennung von diesem stehn, obwohl er mit dem der Demeter und Kora sich noch am besten zu einem Ganzen verbinden ließ. Aber auch in dieser abgesonderten Stellung behauptet er den größten Einfluß auf die Bildung der griechischen Nation und ruft in Kunst und Poesie eine Reihe von Erscheinungen hervor, die das Gemeinsame haben, daß eine heftigere Aufregung des Gemüthes, ein höherer Schwung der Phantasie und eine wildere Ausgelassenheit in Lust und Schmerz sich in ihnen kund thut.« So Otfr. Müller. Wir fügen hinzu: Und wie dieser Cultus merkwürdig in die Geschichte der Kunst und der Poesie eingreift und für beide überaus förderlich geworden ist, so nicht minder in die griechische Cultur- und Sittengeschichte, aber in zweifacher Gestalt in Bezug auf die letztere; denn er hat der Immoralität, der Ausgelassenheit, der Unbändigkeit, der Unkeuschheit auch manchen Vorschub geleistet. Er gibt einen interessanten Beitrag zur Charakteristik der griechischen Nation in den verschiedenen Perioden ihres Lebens und nach verschiedenen, selbst entgegengesetzten Seiten hin.

Zuerst erscheint Dionysos, als der Gott des Weines, der den Weinstock zuerst gepflanzt und die Menschen die Bereitung des merkwürdigen edeln Rebensaftes gelehrt habe*). Sein Cultus ist also hervorgegangen aus der in Griechenland bekannt gewordenen und geübten Weincultur, gibt mithin ein sehr bemerkenswerthes Moment ab in der Geschichte der Cultur der Griechen in materieller Hinsicht, in Bezug auf die Benutzung der Producte der Natur. Hiernach heißt bei Pindar der Wein des Dionysos Frucht und der sie keltern gelehrt (*ληνεῖος*). Denkt man dabei an die wohlthätigen Folgen dieser Frucht: so ward der Gott betrachtet — und das ist ohne Zweifel die Grundvorstellung gewesen — als freundliches, liebevolles Wesen, das den Menschen Wohlbehagen, Heiterkeit, Vergessen der Sorgen, Lebensgenuß bereite, weßhalb er die Beinamen des Sorgenbrechenden, des die Traurigkeit Beschwichtigenden führte**). Insofern erhöht er auch die Freuden des geselligen Lebens und tritt der Vorstellung von der Aphrodite, dem Eros, den Grazien — zu Olympia hatte er mit den Grazien gemeinschaftlich einen Altar, und der Dichter Panyasis läßt die letztern mit dem Gotte den Wein bereiten — und selbst den Musen nahe. Die Kunst der letztern, so wie die Liebe, unterstützt und fördert er, wie der Wein die Begeisterung und die Lust erhöht. Er ist daher Culturgott: er lehrt gesellige Bildung, er ist ein Freund und Förderer der Künste (des Gesanges, der Musik, der Schauspielkunst), und gewiß ist es nicht ohne Bedeutung, daß

*) *Ἀμπελοφύτωρ, ἀκρατοφόρος.*

**) *Λυαῖος, λύσιος, μειλίχιος, ἐλευθερεύς, ἀκεσφόρος λύπης, παυσίλυπος, μελπόμενος.*

ein Gipfel des Parnaß dem Apollo, der andere dem Dionyſos geheiligt war. Man rechnete ihn daher ſelbſt unter die Götter, welche die Menſchen zuerſt von einer rohen herumſchweifenden Lebensweiſe zu höherer Bildung geleitet hätten; man rühmte von ihm, daß er ſie das Angenehme des häuslichen und geſelligen Lebens gelehrt und dadurch zum Wohlleben, zu Friede und Glück geführt habe, daß er bei mäßigem Genuſſe des Weines ſogar die Geſundheit des Körpers befördere. Bei Gaſtmählern weihte man einen Becher mit gemiſchtem Weine Zeus dem Retter, einen mit reinem Weine dem Dionyſos unter dem Namen Agathodämon. Und wie der Wein den menſchlichen Geiſt aufregt und begeiſtert, ſo heißt es auch vom Dioſos, er wäre begeiſternder und begeiſterter Gott. Den Alten war aber Begeiſterung und Orakelgeben Eins; daher wurde er Orakelgott an mehreren Stellen in Griechenland, der (nach ſpäterer Anſicht) am delphiſchen Inſtitute eben ſo viel Antheil hätte als Apollo ſelbſt, dem der Dreifuß früher als Eigenthum gehört. Mit der Weiſſagung war nun bei den Alten wieder die Heilkunde verbunden, wie wir beim Apollo geſehen; daher betrachtete man, wenigſtens in ſpäterer Zeit, den Gott als Arztweiſſager *), der z. B. mittelſt Träume den Kranken Heilmittel angäbe, weßhalb er ſogar als Retter gegen die Wuth verheerender Krankheiten angerufen wurde (σωτήρ). Er kam ſo in den Wirkungskreis der Heilgötter. Gewiß waren die Feſte zu Ehren dieſes Gottes ganz dem angemeſſen: ſie waren fröhlich, ohne ausgelaſſen zu ſein, ſie waren andächtig und zeugten von Dankbarkeit und Ernſt. So mochte auch die Vorſtellung ſein, die man ſich von der Perſon des Gottes ſelbſt machte. Aus demſelben Grunde mochte man ihm an vielen Stätten ſeiner Verehrung, in älterer Zeit wenigſtens, Menſchenopfer darbringen, bis geſteigerte Humanität die entſetzliche Sitte abſchaffte, z. B. zu Orchomenus in Böotien, zu Alea in Arcadien, zu Calydon in Aetolien, zu Paträ in Achaja, zu Chios und Tenedos **).

Als Hort der Weinanpflanzungen konnte Dionyſos leicht im Allgemeinen zu einem wohlthätigen Gott der Baumpflanzungen, beſonders der veredelten, werden, der denſelben Gedeihen gab, der die Bäume belaubte, der nebſt Trauben Aepfel, Feigen u. a. Obſt zeitigte, die Gewächſe überhaupt wachſen ließ, ihnen üppige Blüthenflor gewährte, den Boden durch Feuchtigkeit, namentlich durch Regen, befruchtete ***). So war er ein allgemeiner Naturſegensgott, dem das im Alterthume beliebte, uns unanſtändig dünkende Symbol der Zeugung gegeben ward, deſſen Mutter Hye (die Regnende) genannt wird, den die Hyaden ſollten erzogen haben, den die Nymphen begleiteten, der mit der Artemis in Niederungen häufig Verehrung

---

*) Ἰατρός, ὑγιάτης, ἰατρόμαντις.

**) Daher ſeine Beinamen: ὠμηστής, ὠμάδιος.

***) Δενδρίτης, δασύλλιος, φλοιός, ἀνθεύς, εὐάνθης, ἄνθιος, ὕης, ὑεύς, λιμναῖος.

genoß, der in Verbindung mit Zeus als dem höchsten Aethergotte und Förderer der Fruchtbarkeit der Gewächse, der vornehmlich zur Demeter in nächste Beziehung tritt: weßhalb er wie diese den Pflug, den Ackerbau soll erfunden haben. Selbst die Gewinnung des Honigs wird ihm zugeschrieben, und er selbst zum Hirten, so daß er wieder mit Pan in nächste Berührung kommt. Er soll, wie Demeter, den Frieden lieben und Gesetze geben (*θεσμοφόρος*) und die Sitten der Menschen mildern, so daß von ihm die höhere staatliche Bildung der Menschheit herrührt. Die Nymphen Oeno (Wein), Sperme (Samenkorn), Elais (Oel) sollen von ihm die Gabe empfangen haben, Wein, Korn und Oel hervorzubringen. Bei Euripides gibt er nicht allein den Wein, sondern auch Wasser, Milch, Honig, so daß er nun im allgemeinsten Sinne für denjenigen Gott gelten konnte, welchem die Menschen die Kenntniß aller der Getränke zu verdanken hätten, die zu ihrem Unterhalte dienten.

Von einer ganz andern, von einer ausschweifenden, zügellosen, selbst unsittlichen Seite stellt sich uns der Dionysos und sein Cult dar, nachdem der Mißbrauch, der unmäßige Genuß der Frucht des Weinstocks aufkam. Da wurde Dionysos ein Rasender, der auch die Menschen, in Folge des Weintrinkens, rasend macht, der gern verehrt sein will durch's Rasen und Toben und Lärmen, der es mit Wohlgefallen hört oder sieht, wenn seine Diener Evoe, Bakchoi, Iakchoi *) rufen, wenn sie wüthend, gleich Rasenden, einherlaufen und sich ungebändigter Wildheit und Willkür, selbst thierischen Lüsten, hingeben, und der Dionysos-Cult die Quelle der gräulichsten Ausschweifungen und Unsittlichkeiten. Auch waren die Opfer roh: man zerriß die Thiere; man verschlang das Fleisch blutig und ungekocht.

Dabei dachte man sich den Gott als überaus mächtig, zuvörderst auf die Gemüther der Menschen, wie das Product der Natur es ist, welchem er vorsteht, sodann überhaupt, dergestalt daß er Wunder erzeugen, Menschen bestrafen kann, die an ihm gefrevelt.

Auf dieser Stufe finden wir den Cultus des Dionysos bereits in den ältesten Denkmälern der griechischen Literatur. Wo derselbe mag entstanden sein? Den einstimmigen spätern Zeugnissen zufolge unter den Thrakern, d. h. nicht, wie man neuerdings fälschlich wohl geglaubt, unter den Bewohnern des spätern unwirthbaren Thraciens, sondern unter den sogenannten Thrakern im Norden Griechenlands, denen wir den Musen-Dienst verdanken. Diese mögen also zuerst zu dem Bewußtsein gelangt sein, daß der Weinstock und seine Frucht eine Gabe der Gottheit sei. Von ihnen aus und durch sie ward der Cultus über Griechenland und seine Colonien verbreitet, anfangs, wie es scheint, an manchen Oertern nicht ohne Widerstreben, vielleicht wo und als er schon etwas ausgeartet war und das sittliche Gefühl

*) Daher seine Beinamen: *μαινόμενος, εὔιος, βάκχος, βάκχειος, βακχεύς, βρόμιος, θυωνίδας.*

oder politischer Ernst ihn verachtend von sich wies. In historischer Zeit finden wir ihn durch ganz Hellas und in den meisten Colonien, da natürlich, wo Weinbau statt fand, und der war sehr bei den Griechen beliebt und verbreitet. In vielen Fällen mag man die Verpflanzung desselben Cultes von einer Gegend zur andern, von einer Stadt zu ihren Colonien verfolgen können: wir wollen uns damit hier nicht weiter befassen, als daß wir nur darauf hinweisen, wie er mit jenen Thrakern nach Böotien wanderte und hier so heimisch ward, daß Theben sich sogar den Geburtsort des Gottes nannte. Dieselbe Völkerwanderung brachte den Dionysos an den Parnaß. Aus Böotien aber empfing, einer nicht zweifelhaften Sage zufolge, Attika den Cultus; unstreitig eben dort her bekamen ihn Sicyon, Corinth, Argos, Euböa, Naxos. Die böotisch-äolischen Colonisten waren die Träger desselben nach Lesbos, Tenedos u. s. f. Auf einigen dieser Stätten ward der Dionysos-Dienst noch gefeierter, als er auf dem Festlande von Hellas selbst war, z. B. auf Naxos.

So ausgebildet finden wir den Cultus bereits bei Homer, Hesiodus und im homerischen Hymnus. Da ist er Gott des Weines, der Traubenreiche, der gern Lärmende, die Menschen in heilige Raserei versetzende. Er ward in vielen Tempeln, an vielen Stätten verehrt. Erwähnt werden im Hymnus die Trieterien, die alle drei Jahre ihm auf dem Parnassus in Böotien von den Attikern wie von den Phociern gefeiert wurden, oder die auf dem Cithäron von den thebanischen Frauen (als Orgien). Bekannt ist bereits der (thracische, aus einem Festgebrauche [vergl. Otfr. Müller's Gesch. d. griech. Liter. II, 26.] abzuleitende) Mythos, daß Lycurgus (wohl eine wirkliche Person), der Sohn des Dryas (des Waldichts), gegen den himmlischen Gott angekämpft habe, indem derselbe die Ammen des rasenden Dionysos auf dem nyseïschen Gefilde gescheucht habe, auf sie mit dem Rinderstachel schlagend, so daß sie die zum Cultus heiligen Sachen aus den Händen fallen ließen, der erschreckte Gott aber in das Meer flüchtete, wo ihn Thetis liebreich aufnahm, und die im Hymnus wahrhaft poetisch dargestellte treffliche Legende, wie Seeräuber den Gott einst geraubt hatten, dafür aber von ihm arg gezüchtigt wurden. Endlich wußte man bereits die attisch-cretische Sage, daß Ariadne (die Sehr-Gefallende, eine ursprünglich cretische Göttin oder ein ursprüngliches Epitheton einer derselben) dem Dionysos als Gattin zu Theil geworden sei (auf Naxos), von Zeus mit der Unsterblichkeit beschenkt. Endlich hatte man auch bereits eine Genealogie von ihm erdacht: er ist Sohn des Zeus (des Aethergottes, der Fruchtbarkeit auch des Weinstocks fördert) und der Semele (eines thebanischen Gebildes, dessen Etymologie und Bedeutung man bis jetzt noch nicht hat auffinden können), der Tochter des Cadmus (des vermeintlichen Erbauers der cadmeïschen Burg bei Theben, oder des Ordners), welche auch Thyone (die Rasende, gebildet von der Sitte des Rasens am Bacchusfeste) genannt worden, die den Dionysos als Sterblichen geboren hatte, aber später selbst unter die

Unſterblichen verſetzt worden wäre. Sein Geburtsort wird verſchieden angegeben: nach den Hymnen aber iſt es — vielleicht etymologiſirten die Verfaſſer, aber ob richtig? — das Waldgebirge Nyſe, wo der Gott von den Nymphen (den Göttinnen des Feuchten und Förderinnen des Wachsthumes des Weines) auferzogen worden.

In der Zeit nach Homer und Heſiod erfährt der Dionyſos-Cult eine bemerkenswerthe Umwandlung. Der Gott trat dadurch, daß ſich die Vorſtellung von ihm zu einem Gotte der Fruchtbarkeit überhaupt, verallgemeinerte, der Demeter ganz nahe. Aber in jener Zeit drängten ſich gerade die bis daher unterdrückten Myſterien der letztern energiſch empor, gewannen bedeutende Geltung und — nahmen auch den Dionyſos mit auf. Derſelbe figurirt demnach bedeutend in den Myſterien, namentlich in den eleuſiniſchen, kommt den Cabiren nahe, half den Kreis der Fruchtgötter bilden und trat nicht minder ein in die Reihe derjenigen Gottheiten, welchen ein zeitweiliger Aufenthalt in der Unterwelt angewieſen wurde. Er ward chthoniſcher Gott, indeſſen doch nur in gewiſſen Beziehungen: theils nehmlich zu Eleuſis als der Beiſitzer (πάρεδρος) der chthoniſchen Göttinnen, Demeter und Perſephone, deren Eigenſchaft er theilt, weßhalb er Reichthumsſpender, Segner der Flur, Helfer in Krankheiten u. dergl. m. wird, theils und vornehmlich in den orphiſchen Mythen und Myſterien. Er und ſein Cultus nahm Theil an dem jährlichen Erwachen und Abſterben der Natur und ihrer Zeugungskraft. Im Frühlinge feierte man ihm Freuden-, im Herbſte Trauerfeſte. Beide, der Gott und ſein Dienſt, bekamen dadurch eine Doppelnatur. Und das hatte wieder den wirkſamſten Einfluß auf die Fortbildung einerſeits der Idee von Dionyſos, andrerſeits des Cultus und Mythos.

In erſterer Beziehung iſt beſonders zu merken, daß ſich die Orphiker des Dionyſos-Dienſtes bemächtigten, jene Secte, die unter dem Vorſtande des (vermeintlichen oder wahren) Orpheus ſich dieſem Dienſte beſonders widmete. »Der Dionyſos, an welchen die orphiſch-bacchiſchen Gebräuche ſich anknüpften, war jener chthoniſche Gott, der mit der Demeter und Kora eng verbundene Dionyſos-Zagreus *), in dem nicht bloß die höchſte Luſt und Entzückung, ſondern auch eine tief ergreifende Wehmuth über das Elend des menſchlichen Daſeins ſeinen Ausdruck fand. Die orphiſchen Sagen und Dichtungen drehten ſich großentheils um dieſen Dionyſos, der als unterirdiſcher Gott mit dem Hades vereinigt wurde — eine Lehre, die der Philoſoph Heraklit als Meinung einer beſondern Secte andeutet — und auf den die Orphiker ihre Hoffnungen auf Läuterung der Seelen und endliche Beſeligung bauten. Aber ihre Weiſe, dieſen Cultus zu begehen, war von dem gewöhnlichen Bacchus-Dienſte des Volkes ſehr verſchieden; das bacchiſche Leben der Orphiker beſtand nicht in aus-

*) Zagreus iſt der myſtiſche Name des Dionyſos, inſofern man ſich vorſtellte, daß der Gott zerriſſen worden wäre, d. h. bei ihm wurde ſymboliſch durch Zerreißen oder Zerſtückeln ſeines Körpers das Abſterben der Natur im Herbſte dargeſtellt. Die Etymologie des Namens iſt unbekannt.

gelassener Lust und schwärmender Wildheit, sondern in einem asceti-schen Streben nach Reinheit und Unbeflecktheit des äußern Lebens.« Und wie man den Gott feierte, lehrt ein Bruchstück aus einem or-phischen Gedichte (Alkmäonis), worin eine Anrufung des Zagreus als des höchsten aller Götter vorkam. So hoch ward die Vorstellung von ihm gesteigert, daß man ihn dem Zeus gleichsetzte! »Der Dich-ter verstand darunter den Gott der Unterwelt, aber in viel erhabe-nerm Sinne, als der gewöhnliche Hades genommen wurde.«

Nehmlich die Orphiker knüpften an den Dionysos auch die Hoff-nung auf ein seliges Leben nach dem Tode. Dionysos-Zagreus war nach solcher Vorstellung ein Sohn des Zeus, den er mit seiner eigenen Tochter, der Kora-Persephone, bevor sie in das Schattenreich hinabgerissen wurde, in der Gestalt eines Drachen (des mysteriösen Symboles der Unterwelt) erzeugt hätte. Der junge Gott muß durch mancherlei große Gefahren und Schreckniſſe des Todes hindurch — von jeher ein wesentlicher Zug der Fabel vom Dionysos, besonders wie sie in der Gegend von Delphi erzählt wurde. Allein erst die Orphiker, und namentlich Onomacrit, bildeten diesen Zug zu der abenteuerlichen, phantastischen, aber sehr wahrscheinlich vielfach aus der Weise des Cultus hervorgegangenen Legende aus, die uns von spätern Schriftstellern überliefert wird. Nach derselben bestimmt Zeus den Dionysos zum Könige und setzt ihn auf den Thron des Him-mels. Aber die Titanen, von der eifersüchtigen Hera angestiftet, überfallen ihn, indem sie sich das Gesicht mit Gyps überstreichen und dadurch unkenntlich machen — gleich einem Gebrauche bei den bacchischen Festen — während Dionysos, mit buntem Spielwerk, namentlich mit einem glänzenden Spiegel beschäftigt, ihre Annähe-rung nicht bemerkt. Nach langen und furchtbaren Kämpfen über-winden und tödten ihn die Titanen, indem sie, selbst sieben, ihn in sieben Stücke zerreißen. Der Pallas gelingt es nur, das noch zuckende Herz zu retten, welches Zeus in einem Trunke verschluckt und nun — das Herz wurde von den Alten als eigentlicher Sitz des Lebens und des Geistes angesehen — den Dionysos wieder in sich trägt und von neuem erzeugt. »Zugleich rächt Zeus den Mord seines Sohnes, indem er die Titanen mit seinen Blitzen niederschlägt und verbrennt; aus ihrer Asche gehen, nach dieser orphischen Sage, die Menschen hervor, in denen daher auch Dionysos vorhanden ist, aber als ein auf frevelhafte Weise zerrissener Gott. Dionysos, die-ser zerrissene und wiedergeborne Gott, ist nun bestimmt, den Zeus in der Herrschaft abzulösen und das goldene Zeitalter wieder herzu-stellen.«

»Dionysos war den Orphikern zugleich aber auch der Gott, von dem die Befreiung der Seelen gehofft wurde, indem nach einer or-phischen Vorstellung, welche Plato öfter berührt, die menschlichen Seelen zur Strafe in den Körper wie in einen Kerker hinabgestoßen waren. Die Leiden der Seele in ihrem Gefängnisse, die Durchgänge und Stufen, wodurch sie zu einem höhern Zustande gelangt, die all-mähliche Läuterung und Verklärung derselben wurden in diesen Ge-

dichten ausführlich geschildert und Dionyſos nebſt Kora als die Gottheiten dargeſtellt, welchen die Hindurchführung und Reinigung der Seelen oblāge.« Das Ganze iſt nichts als mythiſche Allegorie der Phaſen, welche die menſchliſche Seele durchzumachen hat.

So war an die Stelle des ſonſt ſo heitern Cultus ein düſterer, ſchwermüthiger, myſteriöſer getreten, der da wurzelte in einem tiefen Gefühle von dem Elende des irdiſchen menſchlichen Daſeins und in der ſchwärmeriſchen Sehnſucht nach einem künftigen, ſeligeren Zuſtande, »freilich nicht in der Ausbreitung, daß dieſe Betrachtung des Lebens herrſchende Stimmung des griechiſchen Volkes geworden wäre, aber doch ſo, daß ſie in einzelnen Gemüthern tiefe Wurzeln faßte und in Zuſammenhang mit einer allgemeinen ernſtern und geiſtigern Anſicht des Lebens ſtand.« Seitdem war es auch wohl, daß man, zu Delphi z. B., ein Grab des Dionyſos zeigte.

Was dagegen das Volksthum anbelangt, ſo gewann die Doppelgeſtalt des Dionyſos-Cultes in jener Periode nun ebenfalls nach jenen zwei Seiten hin merkwürdige Erweiterungen: ſie lief aus, ſie ward geſteigert bis zum Aeſthetiſchen, bis zur Kunſt — einer der gewichtvollſten Beiträge zur Charakteriſirung des Geiſtes des griechiſchen Volkes. Und jene Periode ſeiner Geſchichte war dieſem Emporſtreben, dieſer Ausbildung ganz beſonders förderſam. So finden wir denn, daß ſich um 600 aus einem Liede, das beim Bacchusfeſte geſungen wurde und früher gewiß ziemlich regelloſe Ausbrüche hochgeſteigerter Empfindung enthalten und von unarticulirten Ausrufungen (ὁλολυγμοῖς) ſtrotzen mochte, ein vollſtändiger ſchöner Dithyrambus ausbildete, durch den Dichter Arion, der ihm ein kunſt- und würdevolles Gepräge gab. Dieß geſchah zu Corinth. Das Gedicht wurde vorgetragen von Chören, die ſich im Kreiſe um den Altar, auf welchem das Opfer brannte, bewegten. Arion ſoll dabei auch die Satyrn angebracht haben, ſo wie er bereits die tragiſche Weiſe darin eingeführt hat: alſo geſchieden den Chorgeſang düſtern Charakters von dem gewöhnlichen Dithyrambus der heitern, freudevollen Art: der Urſprung der Comödie und Tragödie. Denn aus dieſem Chorgeſange hat ſich beides entwickelt, je nachdem entweder das Feſt ernſt war, ein Trauerfeſt ob des getödteten, zerriſſenen Dionyſos (der verſchwindenden oder verſchwundenen Fruchtbarkeit der Erde), oder freudig, ausgelaſſen, ein Freudenfeſt ob des wiederkehrenden, in's Leben zurück gerufenen Dionyſos. Der griechiſche Götterdienſt nehmlich enthielt überhaupt eine Menge dramatiſcher Elemente, vor allen aber der Dionyſos-Dienſt: mit ihm waren verbunden enthuſiaſtiſche Begeiſterung und ſolenne Aufzüge und Darſtellungen und Aufführungen, die Scherze, die dabei getrieben wurden — ſeine Feſte waren die Faſchingszeit der alten Hellenen — alles Handlungen, welche leicht zu dramatiſchen Vorſtellungen übergehen konnten, und das um ſo eher, als der Grieche bei ſeinem ſüdlichen Feuer Alles ſo draſtiſch als möglich kund zu geben ſich gedrungen fühlte. Bei der Comödie kam noch hinzu, daß der urſprüngliche Feſtſchmauß (κῶμος) ſich nach und nach in ein ſchwärmendes Herumziehen auflöſte, wobei

luſtige Lieder abgeſungen wurden. Und die Umzügler waren mit allerhand bunten Gewändern angethan, oder waren verkleidet, hatten das Geſicht mit Masken oder dicken Blumenkränzen verhüllt, oder den Körper mit Gyps, Ruß, Mennig u. dergl. gefärbt, oder den Leib mit Bocks- oder Rehfellen behangen. Daher die ähnlichen Anzüge, die burlesken Chöre in den Luſtſpielen.

Aber nun trug man die Natur dieſer Feſtgebräuche auf den Gott ſelbſt über. Der erſcheint ſeitdem in der Vorſtellung der Griechen immer umgeben von einem Schwarm untergeordneter Naturweſen von mannigfaltiger fröhlicher und oft bizarrer Geſichts- und Körperbildung, von Satyren (aus der Thierwelt, den Böcken entnommen, die man, dem Gotte zu Ehren, mit im Zuge des Feſtes aufführte und — ſie waren ja dem Weinſtocke ſchädlich — opferte und nun zu Menſchen umbildete), vom Silen oder von Silenen, raſenden Weibern (Mänaden oder Thyiaden, Bacchantinnen) und Männern (Bacchanten). Dieſes Gefolge mußte ſich noch mehren, als die Griechen mit dem Dionyſos-Cultus der (ſpätern) rohen Thrazier und dem wilden orgiaſtiſchen Dienſte der phrygiſchen Cybele und des phrygiſchen Attis bekannt wurden und die Gebräuche dieſer fremden Dienſte mit dem ihrigen vermengten. Da kamen hinzu die Baſſariden, Mimallonen, Cadonen, und der Dionyſos-Dienſt artete in die furchtbarſten Orgien aus. Die Zeit, wann das geſchehen, läßt ſich nicht genau beſtimmen; ſichere Spuren kommen ſchon bei Sophocles und Euripides vor. Und dieſes Unweſen fand bei der ſinkenden Moralität und bei dem Ueberhandnehmen eines freiern geſelligen Verkehres zwiſchen Männern und Frauen dermaßen Anklang, daß bald das Feſtland und die Inſeln und Colonien der Hellenen davon angeſteckt, überall die Dionyſien unter den entſetzlichſten Ausſchweifungen begangen wurden. Dionyſos näherte ſich inſofern der phrygiſchen Göttermutter, die auf ähnliche Weiſe verehrt ward. So trat der anfänglich ſicher ganz unſchädliche und ſittlich-reine Dienſt aus ſeinen Fugen, gerade wie wir das beim Aphrodite-Dienſt geſehen haben, und wir können nur dieſe Umwandlung beklagen. Nicht minder weiß Herodot zu berichten, wie, ſeitdem Aegypten den Griechen zugänglich, es auch Sitte geworden, das ekelhafte Symbol der Fruchtbarkeit beim helleniſchen Dionyſos-Culte einzuführen.

Mit Alexanders des Großen Zügen erhielt der Dienſt eine weite Verbreitung tief nach Aſien hinein und über ganz Vorderaſien, über Aegypten, und meiſtens oder überall als jener letzt erwähnte orgiaſtiſche Dienſt, ſo wie er nun auch eine indiſche Färbung noch erhielt, d. h. Dionyſos mit einem Gotte dieſes Landes vermiſcht wurde. Nicht minder gewann die Mythologie des Dionyſos an Ausdehnung. Er ſollte nun weite Züge gemacht, ſelbſt bis nach Indien gekommen ſein u. dergl. m.

Philoſophen, Etymologen, Exegeten, Hiſtoriker haben ihren Scharfſinn auch an dem Namen und Weſen dieſes Gottes mehrfach verſucht. Es ſind meiſtens elende phyſiſche oder euhemeriſtiſche Deuteleien. Noch iſt zu bemerken, daß ein Herodot u. A. in dem ägyp-

tischen Osiris den hellenischen Dionysos haben erkennen wollen, was im Ganzen indessen wohl ohne Einfluß auf den Volksglauben geblieben ist.

Zu Söhnen von der Ariadne werden ihm gegeben (nach chiotischer Sage) Oenopion (Weinmann), sodann Euanthes (Blüthereich) und Staphylos (Weintraube). Heilig waren ihm unter den Pflanzen die Rebe, der Epheu, die Fichte, der Lorbeer, der Asphodelos (als chthonischem Gotte), unter den Thieren der Tiger, Panther, Esel, der Delphin, die Schlange.

Bei der künstlerischen Darstellung dieses ursprünglich reinen Naturgottes begnügte sich die älteste Griechenwelt mit einer Herme nebst dem Symbole der Zeugungskraft. Darum blieb es auch späterhin Sitte, Dionysos-Köpfe oder auch bloße Masken abgesondert aufzustellen. Hieraus entwickelte sich »die stattliche und majestätische Gestalt des alten Dionysos mit der prächtigen Fülle der Hauptlocken, welche durch die Mitra zusammengehalten werden, und des sanft fließenden Barthaares, den klaren und blühenden Zügen des Antlitzes und dem orientalischen Reichthum einer fast weiblichen Bekleidung, dabei in den Händen gewöhnlich das Trinkhorn (Karchesion) und eine Weinranke.«

Daraus ging »später, in Praxiteles' Zeitalter, der jugendliche, im Alter des Epheben oder Mellepheben gefaßte Dionysos hervor, bei dem auch die Körperformen, welche ohne ausgearbeitete Musculatur weich in einander fließen, die halb weibliche Natur des Gottes ankündigen und die Züge des Antlitzes ein eigenthümliches Gemisch einer seligen Berauschung und einer unbestimmten und dunkeln Sehnsucht zeigen, in welchem die bacchische Gefühlsstimmung in ihrer geläutertsten Form erscheint.« Der Körper ist dann gewöhnlich, ein umgeworfenes Rehfellchen ausgenommen, ganz nackt, nur die Füße oft mit Cothurnen angethan. Als stützender Zepter dient der Thyrsus. Die Stellung ist meist bequem angelehnt oder gelagert, selten thronend. Auf Gemmen und Gemälden sieht man ihn wandelnd mit trunkenen Schritten oder reitend auf seinen Lieblingsthieren (Panther, Löwen ꝛc.) oder von ihnen gezogen. Ein begünstigter Satyr ist ihm gern zur Stütze gegeben. Seine Mundschenkin ist Methe (die Trunkenheit).

In Betreff der künstlerischen Compositionen, die den Dionysos angehen, so kann man fast das ganze thatenvolle Leben des Gottes in den Kunstwerken verfolgen: seine Doppelgeburt, seine Pflege durch Hermes, die Nymphen und Satyren, seine Vermählung mit Ariadne, die Heraufführung seiner Mutter Semele in den Olymp, die Bestrafung der Frevler Lycurg und Pentheus, der tyrrhenischen Seeräuber, den Triumph über das besiegte Indien.

Gemalt und in Erz oder Marmor dargestellt ist er im Alterthume von den berühmtesten Künstlern gewesen. Wir besitzen von diesen Werken zwar keines mehr, aber doch manche vorzügliche Nachbildungen, z. B. drei Torso's im Vatican, eine schöne Statue in der Villa Albani, einen schönen Kopf auf dem Capitol u. s. w.

Die mythiſche und die eigentliche Poeſie hat, bevor der Cultus entartete, eine Menge ſchöner Momente und Situationen und Thaten erdacht oder, wenn vorgefunden, bearbeitet. Doch finden wir im Ganzen, außer den bekannten Legenden von Lycurg, Pentheus (dem Trauernden) und den ſeeräuberiſchen Tyrrhenern, darunter wenige recht anziehende Darſtellungen.

Bei der Verbreitung des Dienſtes des Dionyſos iſt es kein Wunder, wenn uns im Alterthume eine Menge Namen begegnen, die von ſeinen Namen abgeleitet ſind.

Der römiſche Bacchus-Dienſt nur eine Fortſetzung des griechiſchen.

---

9. Cabiren.

Der Name entzieht ſich jeder etymologiſchen Auflöſung und Deutung. Combiniren wir aber die verſchiedenen Nachrichten über ſie: ſo erſcheinen ſie urſprünglich als uralte, anfangs in Böotien bei Theben locale untergeordnete Genien, die den Segen des Ackerbaues förderten. Sie hatten in dieſem Lande, unweit jener Stadt, einen Tempel; es wurde ihnen, wahrſcheinlich jährlich, ein trächtiges Thier — ſo allen Gottheiten der Fruchtbarkeit — geopfert, und in der Nähe des Tempels war ein Hain der Demeter, die hier den Beinamen der cabiriſchen führte, und der Perſephone. Mithin ſtanden dieſe beiden Göttinnen des Ackerbaues und der Feldfrüchte in genauer Verbindung mit den Cabiren. Demeter heißt ſogar ihre Mutter, und beiden wurden gemeinſame Myſterien gefeiert: es wurde namentlich den Eingeweihten unter dem Siegel der Verſchwiegenheit etwas anvertrauet oder übergeben, wahrſcheinlich das gewöhnliche Symbol der Fruchtbarkeit und Erzeugung. Nach der Legende ſollte Demeter ſelbſt das Myſterium gelehrt und eingeſetzt haben. Sie ſollte nehmlich zu einem Cabiräer (dem Einwohner einer nach den Cabiren erdichteten Stadt an jener Stelle, wo die Myſterien gehalten wurden), Namens Prometheus (dem guten Genius der Menſchheit, der ihr vornehmlich das Feuer verſchafft hatte) und ſeinem Sohne Aetnäus (nach dem Feuer gebenden Aetna gebildet) gekommen ſein und ihnen eben ſo etwas Geheimnißvolles anvertrauet, d. h. unter Zeigung oder Ueberreichung von myſtiſchen Symbolen gelehrt haben. Die Cabiren ſind demnach als der Demeter beigeordnete oder dienende Dämonen zu denken, aus dieſem Grunde alſo dem Demeter- oder dem chthoniſchen Dienſte nicht fern. Ob ſie das von Anfang an geweſen? Daran läßt ſich zweifeln. Es kann ſein, daß, als der Demeter-Dienſt aufkam und aufblühte, er mit ſich den Cabiren-Dienſt erſt verband. Die Cabiren ſind dann urſprünglich wahre, ſelbſtſtändige Götter geweſen. Ob ſie in Böotien ihren Urſprung erhalten haben? dieſe Frage

läßt sich nicht verneinen; denn wir können die Geschichte des Cultes nicht weiter rück verfolgen. Aber gewiß gehört er hier mit zu den ältesten, pelasgischen Culten, der eine Zeitlang zufolge einer Legende bei Pausanias unterdrückt und verdunkelt gewesen, später aber wieder erneuert worden und dann in historischer Zeit mit neuem Glanze hervorgetreten ist. Und wohl ist es wahrscheinlich, daß tyrrhenischen Pelasgern derselbe seinen Ursprung verdankt (vergl. Müller Prolegg. S. 146 ff.). Der Charakter der Cabiren ist ursprünglich wohlwollend, ihnen aber auch Zorn eigen: unerbittlich z. B. sind sie gegen Frevler ihres Heiligthumes und ihrer Weihen. Als in Naupactus, erzählt Pausanias nach älterer Sage, Ungeweihte einst die thebanischen heiligen Gebräuche verrichteten, erreichte sie bald darauf die Strafe. Diejenigen von den Persern unter Mardonius, welche in das Heiligthum der Cabiren drangen, wurden wahnsinnig und stürzten sich in das Meer oder von jähen Felsen herab. Und als Alexander der Große das thebanische Gebiet verwüstete, wurden diejenigen Macedonier, welche in das Heiligthum kamen, durch Blitze vom Himmel vernichtet. So äußerte sich der Volksglaube über sie.

Daß die Cabiren Götter der agrarischen Fruchtbarkeit waren und als solche mit Demeter und auch sogar mit der Persephone in Verbindung gedacht wurden, erhält seine Bestätigung daher, daß beide Theile anderwärts gleichfalls mit einander in Verein gebracht werden. Zu Anthedon, ebenfalls in Böotien, fand sich auch ein Heiligthum der Cabiren und in der Nähe eines der Demeter und Kora; in der orphischen Argonautik werden »die glänzenden Gaben« — ein im Alterthume stehender Ausdruck für die Geschenke des Feldes — der Cabiren in Verbindung mit dem Cultus der Demeter und der Persephone genannt, und nach Dionysius von Halicarnaß wurde von den Pelasgern der Zehnte aller Frucht den Cabiren nebst dem Zeus und dem Apollo (als ähnlichen Segen gewährenden, Unheil von den Aeckern abwendenden Göttern) zur Abwehr des Mißwachses dargebracht.

Dieser eigentliche, in Böotien locale Cabiren-Dienst verbreitete sich — man kann nicht bestimmen, in welcher Zeit; Herodot (II, 51.) nennt die Pelasger als Träger — unbezweifelt erstens nach Attika hin, wie eine Inschrift bezeugt, sodann nach den unfern davon liegenden Inseln des ägäischen Meeres bei Thracien: Lemnos, Imbros, Samothracien, ursprünglich sicherlich in gleicher Wesenheit als agrarische Dämonen, die zur Demeter in nächster Beziehung stehen. In Lemnos mochten sie aber auch den Nymphen, die ja ebenfalls den Fruchtsegen beförderten, nahe treten. Wenigstens ist irgendwo die Dichtung vorgetragen, daß Medea in Corinth eine Hungersnoth durch ein der Demeter und den lemnischen cabirischen Nymphen dargebrachtes Opfer gestillt habe. Zugleich wurden sie hier, wo die Weincultur zu Hause war, mit Dionysos im Vereine gedacht. Bei Cicero heißt daher dieser Gott geradezu ein Sohn des Cabirus — eine, wenn auch später gedichtete Genealogie, doch wahrscheinlich hervorgegangen aus Gemeinsamkeit nicht nur des Begriffes, sondern auch des Cultus

der Cabiren oder Eines Cabiren mit Dionysos auf jener Insel. Und wenn in einem Fragmente des Aeschylus dichterisch den Argonauten verheißen wird, »es werde Mangel an Essig sein, Mangel auch an Gefäßen wegen der Fülle guten Weines«: so ist der Grund davon nicht der zufällige Umstand, daß die Scene in Lemnos ist, wo die Cabiren walten, sondern, wie Demeter und Dionysos verbunden sind, so sind aus gleicher Ursache dieselben Dämonen, die Cabiren, Geber der doppelten Aernte. Ohne innern Grund dagegen und hervorgegangen bloß aus dem äußern Umstande, daß Hephästos gleichfalls auf der Insel vorzugsweise verehrt wurde, ist die Zusammenstellung dieses Gottes mit den Cabiren; denn Hephästos war Gott der Erzbearbeitung mittelst des Feuers. So berichtete Acusilaus, Camillus (oder Cadmilus, Cadmus, der Ordner, der Vereiniger, der Repräsentant theils des Zusammenlöthens des Erzes, theils der menschlichen und thierischen Geschlechtsliebe und der Fruchtbarkeit überhaupt) sei ein Sohn des Hephästos und der Cabiro (Cabiro, gebildet aus dem Namen der Cabiren) gewesen und habe die drei Cabiren gezeugt, diese aber wieder die cabirischen (lemnischen) Nymphen. Heißen sie selbst einmal Hephäste, so ist das, vorausgesetzt daß die Lesart der betreffenden Stelle richtig, eine Vergleichung ihrer Zwerggestalt — denn so wurden sie dargestellt — mit der des Hephästos. Der spätere Dichter Nonnus nennt zwei Cabiren, Alkon (der Starke) und Eurymedon (der Weitherrschende), Söhne des Hephästos und der Cabiro und läßt sie im Dionysos-Geleit erscheinen. Hier ist nun die Vermischung der Vorstellungen noch größer. Vom Cultus auf Lemnos erfahren wir durch späte, aber wohl sichere Nachricht, er habe aus Todtenspenden, mit mystischen Gebräuchen untermischt, bestanden. Eine Stelle bei Cicero sagt, daß daselbst in nächtlichem Vereine Geheimes verehrt würde, durch waldiges Gehege dicht verhüllt. Freilich wird nicht ausdrücklich gesagt, daß solches den Cabiren gegolten, aber es ist doch sehr wahrscheinlich. Der römische Dichter Attius versichert, die alten Mysterien daselbst seien mit keuscher Feier begangen worden. Die Namen der Cabiren auf Lemnos und Imbros aber werden von Pherecydes für geheimnißvoll erklärt, d. h. auf jeden Fall nichts Andres, als: jene göttlichen Mächte waren dem Bewußtsein noch nicht durch bestimmte Namen und durch Kunst-Symbolik im Bilde vergegenwärtigt worden.

Am berühmtesten ward der Cabiren-Dienst auf Samothracien, obwohl erst in späterer Zeit, etwa seit den Perserkriegen, vornehmlich in Folge der Vermengung dieser Gottheiten mit den (laconischen) Dioscuren. Aus Göttern agrarischer und der Wein-Cultur wurden sie zu Schirmgöttern gegen Hunger und Armuth und dadurch endlich überhaupt zu Rettern aus Noth, aus Krankheit und aus Meeressturm, gleich also in letzterer Beziehung den Dioscuren. Ob sie das schon in Böotien gewesen? In einem Epigramme eines freilich späten Dichters (Diodorus) wird ein böotischer Cabire, bei Darbringung eines Weihgeschenkes für Rettung aus Seegefahr, zugleich als Abwender der Armuth angerufen. Auf Samothracien aber war

jene Idee die hervorſtechende, die herrſchende, ohne daß jedoch darüber die urſprüngliche ganz verdrängt worden wäre. Darauf weiſen ja ſattſam die Myſterien hin, die dort blüheten, und die ja immer auf Naturſegen ſich beziehen.

Ein gewiſſer Mnaſeas gibt ebenfalls drei Cabiren an, denen dieſe Myſterien auf Samothracien gegolten; er nennt ihre Namen Arieros, Ariokerſa, Ariokerſos, und fügt zur Deutung hinzu: der erſte bezeichne die Demeter, der zweite die Perſephone, der dritte den Hades oder Pluto. Gewiß iſt dieſe Deutung an und für ſich als eine Verwechslung von den Hauptgöttern mit den ähnlichen Untergöttern falſch; aber ſie beweiſt, daß man ſich die Cabiren dachte einmal in Bezug auf Ackerbau, zweitens als chthoniſche Götter und in beiderlei Hinſicht als in naher Berührung ſtehend mit Demeter, Perſephone oder Kora, Hades, Hermes. Jene Special-Namen laſſen ſich übrigens nicht aus der griechiſchen Sprache, wie ſie uns vorliegt, deuten: ſie müſſen aus einer Zeit herrühren, von einem Dialekte, von denen uns die Kunde fehlt. Drei Cabiren ſind nun wohl auch in Böotien verehrt worden. Dionyſodotus fügt zwar den Hermes, d. h. den Cadmilus hinzu, den wir ſchon im Vorhergehenden kennen lernten, und den man gewöhnlich wegen ſeiner Aehnlichkeit in der Vorſtellung mit Hermes verwechſelt hat. Er war aber ſelbſt kein Cabire, ſondern ein untergeordneter Diener der großen (chthoniſchen) Götter. Es müßte denn ſein, daß die Zahl der Cabiren, namentlich die Dreizahl, nicht mit ſpeciellen Namen unterſchieden und geſchieden worden und daher eine Verwechslung der einzelnen und eine Vervielfältigung um ſo leichter möglich geweſen ſei. Stieg ſie ja doch ſelbſt zu ſechs Cabiren und ſechs Cabiriden (den lemniſchen Nymphen)! So waren alſo wohl dieſe Dämonen urſprünglich im Einzelnen unbeſtimmbar, und meiſt unbenannt geweſen? wie Weiske meint. Indeß kann jene Verſchiedenheit der Angabe der Zahl in Deuteleien, namentlich im Synkretismus begründet ſein, je nachdem man ſie mit dieſen oder jenen Gottheiten in Verbindung brachte. Denn ein andrer Schriftſteller (Athenio) berichtet wieder, es gäbe zwei Cabiren, Söhne des Zeus (als Aethergottes) und der Electra (der Glänzenden, einer der Plejaden oder Schifffahrtsgöttinnen), Namens Dardanus (ein vermeintlicher uralter König des kleinaſiatiſchen Landes Dardanien) und Jaſion (vermeintlicher Urahn der Heſionen ebendaſelbſt); dieſe wären aus Phrygien geweſen, hätten den Namen Cabiren vom Berge daſelbſt, Cabirus, bekommen und ſich nach Samothracien übergeſiedelt. Hier ſind vermengt die Dioscuren, als die rettenden Götter der leuchtenden Sterne oder Elmslichter — dieß geſchah erſt nach Herodot (Lobeck. Aglaoph. p. 1212.), doch vor Diagoras, dem Sophiſten (vergl. Cic. de nat. dior. III, 37.); denn zu des letztern Zeiten hingen im Tempel zu Samothracien viele Votivgemälde von geretteten Schiffbrüchigen — phrygiſche Weſen und die eigentlichen Cabiren. Manche erklärten dagegen wieder die Corybanten (die tanzenden Prieſter der phrygiſchen Cybele) und die Cabiren für einerlei Weſen, für

Söhne des Zeus und der Calliope (der Muse des Tanzes) und für Diener der Rhea (Cybele) und meinten, diese wären nach Samothracien gewandert. Pherecydes aber meldete bestimmter, es seien auf dieser Insel neun Corybanten, Söhne des Hephästos und der Cabire, der Tochter des Meergottes Proteus, so wie drei cabirische Nymphen, ihre Schwestern, und beiden werde Götterdienst erwiesen. Hier ist wieder Phrygisches, Lemnisches und Samothracisches vermischt. Auch Stesimbrotus meinte, die Opferfeste auf Samothracien würden denjenigen Cabiren zu Ehren gehalten, welche vom Berge Cabirus in Berecyntia in Phrygien den Namen erhalten hätten. Zu solchem Synkretismus mit dem phrygischen Gottesdienste und den Corybanten gab Veranlassung, daß auf Samothracien die Geweihten um den Einzuweihenden, der auf einem Throne saß, herumtanzten (und aus dem Grunde führt Strabo die Cabiren neben den Corybanten und Tityren [Bacchustänzern] auf). Derselbe wurde bei der Gelegenheit mit einer Purpurbinde umgürtet, und man glaubte, die Weihe schütze gegen die Gefahr des Meeres, und der Geweihte erhalte auch sonst, was er wünsche. Es erscheinen also hier die Cabiren durchaus als gute Genien. Mit purpurnen Binden umwand man nicht minder die mystischen Kisten. Auch diesen Geheimnissen waren jene närrischen, unanständigen Symbole der Fruchtbarkeit nicht fremd.

Von Lemnos konnte sich der Cabiren-Cultus leicht an die macedonische Küste hin verbreiten, und so treffen wir ihn denn namentlich in Thessalonice. Hier hängt derselbe wieder enger mit dem Dionysos-Dienste zusammen oder ist vielmehr mit demselben vermengt worden. Die Mysteriensage daselbst meldete von einem Cabiren, er wäre von seinen beiden Brüdern — also enthielt die Anzahl der Cabiren keine Gottheiten weiblichen Geschlechtes, und folglich sind die oben angegebenen Deutungen des Mnaseas auch darum falsch — welche die Sage, in Folge des oben angedeuteten Grundes, zu Corybanten stempelte, todtgeschlagen und am Olympus begraben worden, wie von den Titanen Dionysos (das Symbol der aufhörenden Fruchtbarkeit der Natur im Winter). Die Thessalonicher aber flehten mit blutigen Händen zu dem blutigen Cabiren, welchen Clemens von Alexandria synkretistisch geradezu Dionysos nennt. So sollten auch die zwei Brüder die heilige Kiste — in den Mysterien so oft vorkommend — der Fruchtbarkeit (mit dem dem Dionysos zugehörigen Symbole) nach Tyrrhenien gebracht und dort beides zu verehren gelehrt haben. So eng verbunden dachte man sich da den Dionysos mit den Cabiren; er ward selbst zum Cabiren, wie oben Demeter, Persephone, Hades. Aber diese Verbindung deutet sichtlich auf lemnische Herkunft; denn auf der Insel fanden wir beide Culte vereinigt, den Cult des Weingottes und den Cult der agrarischen Cabiren. Manche Kirchenväter erzählen auch noch von den drei Cabiren — sie nennen sie wieder Corybanten — die zwei Brüder hätten das Haupt des Gemordeten in Purpur gehüllt und es bekränzend in die Erde gegraben, es auf einem Erzschilde dann zum Olympus tragend. Die Priester derselben verböten Eppich sammt der Wurzel auf den Tisch zu setzen, weil

dieſer aus dem Blute des Gemordeten entſtanden. Hier waren bei ſolcher Sage und ſolchem Gebrauche unbezweifelt gewiſſe religiöſe Anſichten und Ceremonien im Spiele.

Cabiren-Dienſt finden wir auch in Pergamum. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß derſelbe ein Abzweig des ſamothraciſchen geweſen iſt, der ja ſo berühmt in ſpäterer Zeit war, daß wohl ein Küſtenſtrich in dem gegenüberliegenden Aſien denſelben annehmen konnte.

Uebrigens war die Vorſtellung, die man von dem wohlthätigen Walten der Cabiren, namentlich auf Samothracien, hatte, ziemlich allgemein. Es kommen Fälle vor, wo ihnen ein römiſcher Feldherr (Marcellus) Weihgeſchenke ſendet (für ſeinen Sieg), wo eine Schöne flehet, ihren treuloſen Geliebten zu beſtrafen, und wo bei den Myſterien Liebesverhältniſſe angeknüpft werden. Vor Allen freilich brachten ihre Gaben die Schiffenden dar, entweder die in See ſtechen wollten, oder die dem Sturme entronnen waren. Die Myſterien auf Samothrake gehörten zu den berühmteſten Inſtituten ihrer Art: ſie nehmen die nächſte Stelle nach den Eleuſinien ein. Und ſie blieben nicht ohne Einfluß auf Religiöſität bei ihrer Heiligkeit, auch nicht auf Moralität überhaupt. Bekannt iſt (vergl. Lobeck. p. 1290 sq.), daß Alle, welche eingeweihet ſein wollten, erſt ſich rechtfertigen mußten, ob ſie kein Verbrechen begangen hätten, und für den Fall ſich ſühnen ließen.

Herodot glaubte in den zu Memphis verehrten Söhnen des Phtha — er dachte an die lemniſchen Cabiren — die helleniſchen Cabiren zu finden. Man erkennt hier wieder den Aegyptomanen und Synkretiſten.

In den Zeiten des größten Synkretismus, alſo zur Römerzeit, zog man in das Bereich der Cabiren ferner a) die Anakes, die man ja auch mit den Dioscuren vermengt hatte, b) die römiſchen Salier (wegen des Tanzens) oder Penaten (nicht minder Beſchützer und wohlwollende Genien), die ja Aeneas mitgebracht haben ſollte, und woher konnte er ſie beſſer entnommen haben, als aus Samothracien, von den Cabiren? c) die acht phöniciſchen Götter in Berytus, die Söhne des Sydyk (des Weiſen, d. h. der Weisheit), unter denen auch ein Heilgott (ein Asklepios nach griechiſcher Sprache, Esmun in phöniziſcher) vorkam, welche man wahrſcheinlich ebenfalls ſich als wohlthuende Genien an Ort und Stelle dachte.

Wir haben keine Abbildungen der Cabiren mehr, die wir wenigſtens mit vollem Rechte dafür ausgeben könnten, Münzen etwa ausgenommen. Doch ſind dieſe Götter im Alterthume wirklich dargeſtellt geweſen und zwar in Zwerggeſtalt, wie wir ſchon oben erinnerten, aus dem Grunde, weil ſie auf Schiffen als Schutzgötter dienten, wo man nur Zwergidole brauchen konnte. Durch römiſche Schriftſteller erfahren wir, daß auf Samothracien die Erzbilder der zwei großen Götter — hier werden alſo wieder zwei Cabiren erwähnt, wie es zwei Dioscuren gab — vor den Thüren (oder vor dem Hafen; die Lesart nehmlich ſchwankt zwiſchen portas und portus) geſtanden hätten. Unter jenen zwei großen Göttern kann niemand andere als nur die in Dioscuren verwandelten Cabiren verſtehen. Woraus denn von neuem erhellt, wie ſchwankend überhaupt die Zahl

der letztern gewesen, wie dieselben eigentlich nur in der Vorstellung existirt haben ohne jegliche Zahlbestimmung. Manche wollten unter jenen den Zeus als den ältern und den Dionysos als den jüngern Gott verstehen. So faselte man im Alterthume bei der Auffassung eines religiösen Gegenstandes der Vorzeit. Hiernach wären die Cabiren auf Samothracien nichts weniger denn als untergeordnete Götter verehrt worden. Spuren von dem Bestehen der Mysterien auf dieser Insel finden wir übrigens noch zu Libanius' Zeiten.

---

10. Hyacinthus.

Auch dieser ächt spartanische Cultus hat die Farbe eines chthonischen. Ist es richtig, was Hesychius sagt, daß man für ὑετίζω, ich regne, auch gesagt hat ὑαχίζω, und sagten vielleicht die Dorier so: so haben wir den Schlüssel zum Folgenden, und Hyacinthus ist eigentlich der Regen, apotheosirt der Regengott, der Gott der Fruchtbarkeit, der angerufen wird in der Jahreszeit, wenn die Gewächse am meisten der Gefahr ausgesetzt sind, der Gluth der Sonnenstrahlen zu erliegen.

In Laconien ward zu Amyclä und zwar von den Spartanern, die dahin vielleicht auf der sogenannten hyacinthischen Straße zogen, ein Fest gefeiert im Sommer, im Monat Hekatombeus, nach dem längsten Tage. Es hieß die Hyacinthien und galt, dem gemeinen Glauben nach, dem Apollo und dem Hyacinthus. Es währte drei Tage. Am ersten war Trauer und Todtenopfer. Im amycläischen Heiligthume stand ein gewaltiger Thron mit mehreren Sitzen, darunter einer für das Standbild des amycläischen Gottes, d. i. Apollo's, der hier speciell als der erscheint, welcher die Vegetation der Pflanzen vernichten kann, also wahrhafter Apollon (in Bezug auf die Natur) ist, nicht gerade als Sonnengott! Hier lag jedoch die letztere Vorstellung nicht so fern. Im Fußgestell desselben Thrones, welches die Form eines Altars hatte, war, wie es hieß, Hyacinthus' Grab, und in diesen sogenannten Altar brachte man durch eine eherne, links befindliche Thür jenes Todtenopfer, welches allein dem Hyacinthus galt. An jenem Altar waren Demeter, Kora, Pluto oder Hades, die Moiren und Horen gebildet, desgleichen Dionysos, Semele, Ino, Aphrodite, Athene, Artemis. Hyacinthus selbst aber war mit seiner vermeintlichen Schwester Polyboie (Vielnährenden) so dargestellt, wie wenn sie beide durch jene Gottheiten in den Himmel gebracht würden. Otfr. Müller bemerkt in Bezug auf dieses Kunstwerk mit Recht, wie dessen »Verfertiger noch die völlige Kenntniß der Cultus-Idee inne gehabt zu haben scheinen.« Nach jenem Todtenopfer fand am nehmlichen Tage noch ein stilles Opfermahl statt, ernst und gemessen, ohne Kränze und Gesänge. Auf den Trauertag folgte ein heiterer, dem

Apollo geweihter Festtag; ihn eröffnete eine Processíon, die von einem besondern Beamten geleitet wurde, und an welcher alle Amyclaer, der größte Theil der Bevölkerung Sparta's und viele Umwohnende, geschmückt mit Epheukränzen, Antheil nahmen und dem Gott einen Päan oder Hymnus sangen in anapästischen Rhythmen, unter Begleitung von Flöte und Zither. Wahrscheinlich war das Ende dieses Aufzuges die Darbringung eines Gewandes an den Gott, das spartanische Frauen eigens zu dem Feste gewebt hatten. Hierauf wurde eine ansehnliche Anzahl von Opferthieren geschlachtet, und der Rest des Tages bis in die Nacht hinein in Freuden und Schmausereien und allerlei Kurzweil verlebt. Denn Aufzüge von Jünglingen auf geschmückten Pferden wechselten mit Wagenrennen, pantomimischen Tänzen, Volksliedern, und mit der Umfahrt der Jungfrauen auf zierlichen und schön decorirten Korbwagen (Canathren). Die Bürger der Stadt bewirthen ihre Freunde und Bekannten, und selbst ihre Sklaven. Alles soll sich freuen. Auch darf Keiner beim Opfer fehlen: die Stadt wird ganz öde, da Alles zum Schauspiel eilt. Den dritten Tag füllten ohne Zweifel Wettspiele aus zum Andenken an den Hyacinth: namentlich Discuswerfen und Wettlaufen in voller Rüstung. Nächtlicher Festfreude erwähnt Euripides.

Ein legendenartiger Mythus sollte und wollte später den Cultus durch eine Erzählung erklären und machte nun aus dem Hyacinthus einen Liebling des Apollo, den dieser durch die Veranlassung des eifersüchtigen Sturmwindes Boreas beim Discuswerfen tödtet, und dem zum ehrenden Andenken er aus seinem Blute die Blume Hyacinthe (die blaue Schwertlilie?) mit der Bezeichnung auf den Blättern Αι, Αυ oder ΥΥ habe entsprießen lassen. Es lag aber in dem ganzen Feste kein andrer Sinn, als ein Gebet an den Apollo, nicht durch große Sonnengluth die Aernte zu verderben, sondern Regen zu senden. Darum diese Art von Sühnfest. Zum Sohn des Amyclas ward Hyacinth, weil ihm das Fest zu Amyclä gefeiert wurde, und zu seiner Mutter wurde die Diomede (die Gottgedenke, Religiöse) gedichtet.

Die Spartaner hielten das Fest überaus heilig, selbst während eines Krieges versäumten sie es nicht. Auch trugen sie den Cult mit nach ihren Colonien, so z. B. nach Tarent, über. Und selbst nach Attika hin muß er sich verbreitet haben; denn in attischen Legenden ist von hyacinthischen Jungfrauen die Rede, die zu Töchtern des Erechtheus gemacht und auch wohl mit den Hyaden verwechselt wurden, nicht, wie Lobeck meint, aus Unverstand der Mythologen, sondern weil zwischen diesen Wesen in der That ein innerer Zusammenhang der Vorstellungen existirte.

III.

Die Gottheiten des Wasserelementes.

A) Die Nymphen.

Sie bilden den Uebergang von den Gottheiten des festen lichten Oberreiches zu den Gottheiten des Wasserelementes, indem sie auf dem Lande leben, ihrer Natur nach aber bereits zu den Gottheiten des feuchten Elementes gehören. Ihr Name bedeutet ursprünglich die Verhüllte, Verschleierte, daher das Mädchen, die Jungfrau überhaupt, weil sich im Alterthume die unverheiratheten Mädchen zu verschleiern pflegten, wenn sie sich öffentlich zeigten. Nun geschieht es an feuchten Stellen im Freien oder auf Bergen, daß die daselbst aufsteigenden Nebel nicht selten Gestalten bilden oder den furchtsamen Menschen zu bilden scheinen, ähnlich den verschleierten Mädchen. Aber das Leichte, das Schwebende, das Aetherische dieser Gestalten ließ selbige als übermenschliche Wesen denken gleich unsern Feen und Wasserniren und Elfen. Man dachte sie sich nun zumeist nicht bloß als unschädliche, sondern als gute, milde, liebliche, wohlthätige Genien, ganz angemessen dem zarten Elemente, das sie repräsentiren, und dem zarten Geschlechte, dem sie angehören sollten.

Der Glaube an sie war gewiß sehr alt und wohl eben so ihr Cultus. Wo er seinen Ursprung genommen? in welchem Theile von Griechenland? ist nicht bekannt; doch gab es solchen im nördlich gelegenen Dodona; die epische Poesie bei Homer kennt ihn, und nicht eben als spärlich.

Man stellte sich diese Göttinnen der feuchten Dünste, des Nebels vor als weilend theils auf Bergen, welche ja so häufig mit Dünsten umgeben sind, theils in Wäldern und Hainen, theils speciell in einzelnen Bäumen, theils in (feuchten) Grotten, theils in Thälern, theils an quellenreichen Oertern, theils an besondern Quellen und an oder in Flüssen und Seen und sogar im Meere, und hiernach führen sie die Namen Oreaden, Alseïden, Dryaden (zu denen auch wohl die Echo gehörte) oder Hamadryaden (zugleich mit dem Baume Vereinte), Napäen, Auloniaden, Najaden, Krenäen oder Pegäen, Potamiden, Limnaden. Hier dachte man sie sich nun gemeinhin, als förderten sie durch Hervorbringung der feuchten Dünste theils die Bewässerung

des Landes durch Quellen, Bäche, Brunnen, Flüsse, theils das Wachsthum der Pflanzen, der Bäume und deren Früchte, des Grases, der Triften, der Blumen und darum auch des Wildes und der Heerden, und eben so der jungen Menschenwelt, der Säuglinge und Kinder, und als wären sie die Wohlthäterinnen der Menschen und Thiere*). Sie freuen sich, wenn Regen die Fluren erquickt, und klagen, wenn diese dürsten, wenn die Bäume ihre Blätter verlieren. So stehen sie denn in nahem Verkehr mit Zeus, dem Regengotte und dem Gotte der Fruchtbarkeit, insofern selbige vom Aether, von der Witterung abhängt, und werden sogar zu dessen Töchtern, ferner mit Dione, dem weiblichen Principe der Fruchtbarkeit (z. B. in Dodona), mit den Horen, mit Dionysos, dem Gotte des Wein- und Obstbaues, mit Demeter und Kora, mit Artemis, der Wildernährerin und Jägerin, mit Apollo, als heerdenbeschirmendem Gotte, mit Pan und Hermes (in gleicher Beziehung), mit Poseidon, als Quell- und Wassergotte. Allein sie spielen dabei (als junge weibliche Wesen gedacht) eine untergeordnete, dienende, begleitende Rolle, sind indessen jugendlich fröhlichen Wesens. Sie schwärmen mit Pan auf den Fluren, mit der Artemis auf ihren Jagden, mit Dionysos sammt den Silenen und Satyren im bacchischen Zuge umher, halten mit den Horen, mit den Chariten Reigentänze, und was dergl. liebliche Vorstellungen mehr sind, die sie als liebliche Wesen charakterisiren, und die hier abermals von der Heiterkeit des Geistes bei den Griechen zeugen. Ja! die mythische Dichtkunst läßt sie wie Kindermädchen den Zeus, den Dionysos erziehen. Bei Dichtern heißt es von ihnen auch wohl, sie wären sonst thätig, sie pflanzten Bäume, spännen und webten in ihren Grotten auf steinernen Webestühlen, z. B. purpurne Gewänder, und walteten als freundliche Genien über das Geschick der Menschen.

Weil manche Quellen für begeisternd gehalten wurden: so wurden auch die Nymphen zu solchen Göttinnen, die da begeisterten, und zwar entweder zum Weissagen und Orakeln oder zur Dichtkunst und zum Gesange. Darum stellte man sie mit Apollo zusammen, sagte z. B. von ihnen, sie hätten den Apollo erzogen, und verzückte oder begeisterte Wahrsager, Priester u. s. w. hießen *νυμφόληπτοι* oder Söhne von Nymphen, z. B. der Seher Tiresias ein Sohn der Nymphe Chariklo. Ja! es ist nur zu wahrscheinlich, daß sich hieraus der Musen-Dienst entwickelt hat, wie wir oben dargethan.

Andere Quellen sind heilend und die Gesundheit erhaltend. Darum wurden die Nymphen, als Vorsteherinnen derselben, auch in den Kreis der mediciniſchen Götter aufgenommen, traten nahe der Hygieia und dem Asklepios. Nicht minder sollten sie dem Herakles die warmen Quellen (auf Sicilien) geöffnet haben.

---

*) Sie heißen daher: *ἀγριάδες, αἰπολικαί, νόμαι, καρποτρόφοι, κουροτρόφοι, ἐπιμηλίδες, χθόνιαι.*

Folgende Stätten werden uns ausdrücklich genannt als Stätten ihrer Verehrung: Dodona (mit Zeus und Dione), Nysa (mit Dionysos), Lemnos, Attika (im Thale des Ilissus), Megara, zwischen Sicyon und Phlius (zusammen mit Dionysos, Demeter und Kora), in Elis (sehr häufig), auf Ithaka, auf dem triopischen Vorgebirge bei Cnidus (nebst Apollo, Poseidon, Dionysos und Demeter) u. s. w.

Geopfert wurden ihnen als freundlichen Wesen Ziegen, Lämmer, Milch, Oel.

Im Aeußern stellte man sich dieselben als jugendliche Schönen vor; daher sie vornehmlich im Gefolge der Aphrodite (der Göttin weiblicher Schönheit) und der Artemis (der Göttin der Jungfräulichkeit) erscheinen oder als Mütter der Eroten. So hat sie auch die Kunst dargestellt, und zwar entweder unbekleidet oder halb und leicht bekleidet, gruppenweise zusammen mit Pan und, in Beziehung auf warme Quellen, mit dem Athleten-Heros Herakles, und zuweilen tanzend und singend.

Weil sie als überall lebend gedacht werden konnten: in und am Meere, an Bächen, Flüssen, so dichtete man häufig eine Nymphe zur Urmutter von Einwohnern oder zur Ursache von Namen einer Stadt, eines Landes u. s. w., so z. B. die Cyrenäer eine Nymphe Cyrene, die Rhodier eine Nymphe Rhodus oder Rhode, von welcher sie abstammten, welche ihrem Lande die Benennung gegeben. Und beim plötzlichen Verschwundensein eines Menschen, es sei nun wahr oder erdichtet, benutzte der Mythos sie, um solche durch sie geraubt werden zu lassen, z. B. den Hylas.

Zu ihnen rechnen wir

1. Die Hyaden.

Die Hyaden sind ursprünglich gewiß auch als Nymphen gedacht worden, und zwar als solche, die den Regen spenden (Ὑάς von ὕω). Solche Regennymphen wurden namentlich in Dodona neben dem Regen-Zeus verehrt. Von ihnen ward vorzugsweise erzählt, sie hätten den Dionysos auferzogen und als Ammen den jungen Zeus gepflegt.

Aus Regen-Nymphen wurden sie dann zu einem Gestirn. Nehmlich bei näherer Betrachtung des gestirnten Himmels im Verein mit der Witterung gewahrte man, daß, wenn das Sternbild am Kopfe des Stieres, welches aus einem Sterne erster Größe, aus vier Sternen dritter und einigen vierter Größe besteht, gleichzeitig mit der Sonne aufging, Regen und Sturm obzuwalten pflegte. Darum nannte man dasselbe die Hyaden, machte solche zu Schwestern der Plejaden (eines andern Sternbildes) und zu Töchtern des Oceanus oder des Melisseus (Honigmannes), weil der Regen das Wachsthum fördert und süße Nahrung gewährt, deren Symbol die Bienen und der Honig sind. Andere genealogisiren über sie anders. Auch

über ihre Anzahl stimmen die Schriftsteller nicht überein. Thales soll zwei angenommen haben, Euripides hat drei, Achäus vier, Hesiod fünf, Spätere sechs, am gewöhnlichsten hat man sieben genannt. Nicht minder zwiespältig war man hinsichtlich ihrer Namen. Endlich hieß es mythisch, Zeus habe sie, die ursprünglichen Nymphen, aus Dankbarkeit wegen der Erziehung seines Sohnes Dionysos unter die Sterne versetzt.

Ob sie wirklich als Sternbild verehrt worden sind, das ist noch sehr die Frage.

---

2. Die Plejaden.

Das Wort kommt her von πλέω, ich schiffe. Die Plejaden sind ohne allen Zweifel ursprünglich ebenfalls eine Art Nymphen gewesen, von denen man glaubte, daß sie, ihr eigentliches Element, das Wasser, beherrschend, den Schiffenden günstig wären. Wenn dann die Schifffahrt nach Vergang des Winters wieder anhub, da wurden sie wohl angerufen von denen, die da wollten in See stechen, und wenn sich die stürmische Jahreszeit einstellte und die Seefahrt beendet und man glücklich in den Hafen eingelaufen war, dann brachte man ihnen wohl Dankopfer dar. Bei der Wichtigkeit, welche die Schifffahrt für die Bewohner Griechenlands haben mußte und wirklich hatte, konnte der Glaube an solche Gottheiten gar leicht entstehen, wie wir schon bei andrer Gelegenheit gesehen.

Als solche Göttinnen werden sie uns indessen nicht mehr genannt in den uns bekannten Schriftstellern; hier erscheinen sie vielmehr, schon bei Homer und Hesiodus, als Gesammtheit jener Sterne, die man unter dem Namen des Siebengestirnes kennt. Mit dessen Untergange schloß sich nehmlich für die Griechen die Zeit der Schifffahrt, mit ihrem Aufgange begann sie. Es ist hiernach denkbar, daß ein Uebertragen des Namens auf das Gestirn statt gefunden hat. Die umgekehrte Annahme ist unwahrscheinlich. Jener Sterne aber sind sieben; so mußten denn auch nun der Plejaden sieben sein.

Sie heißen der genealogisirenden Mythologie Töchter des Atlas und der Oceanide Plejone (welcher Name offenbar aus dem Namen des Gestirnes erfunden ist) oder der Oceanide Aethre (Himmelsheitre), also Schwestern der mit ihnen der Stellung am Himmel zufolge verwandten Hyaden.

Der Mythos von ihnen spielt theils in Böotien, theils in Arcadien. Zu jenem hat Anlaß gegeben, daß man sie in Verbindung gebracht hat mit Orion (dem Sternbilde neben dem Siebengestirn), dieser aber, wegen seiner Aehnlichkeit, mit dem Namen Hyria (einer böotischen Stadt) in Gedankenverbindung gerathen ist. Nun ward Orion zufolge des Bildes, was sich die Phantasie der alten Griechen

aus den das Orionsgeſtirn bildenden Sternen geſchaffen hatte, als ein großer, rieſiger Jäger gedacht, und vor ſeinem Geſtirn bewegt ſich fünf Monate lang das Geſtirn der Plejaden her. So dichtete denn die productive Phantaſie der Griechen: die Plejaden wären Jagdfreundinnen der Jagdgöttin Artemis geweſen, alſo keuſche Jungfrauen. Da hätte der wilde Orion ſie nebſt ihrer Mutter Plejone fünf Jahre lang — der Mythos macht hier aus Monaten Jahre — verfolgt, bis ſie endlich auf ihr Flehen in Tauben — hier kam der dichtenden Phantaſie wieder die Aehnlichkeit der Namen Πλειάδες und πελειάδες in den Wurf — verwandelt und ſodann als Siebengeſtirn an den Himmel verſetzt worden. Andere Mythographen, gewiß auch aus dem alexandriniſchen Zeitalter, das fruchtbar geweſen an ſolchen aſtronomiſchen Mythen, dichteten wieder: aus Schmerz über den Tod ihrer Schweſtern, der Hyaden, oder über das Geſchick ihres Vaters Atlas, des Himmelsträgers, hätten ſie ſich ſelbſt den Tod gegeben und wären darauf als Sternbild zum Himmel aufgehoben worden.

Wohin man die Plejaden ſich ſenken ſahe, da konnte und mochte man ihre Heimath, ihren Geburtsort hin verſetzen. Die Beſtimmung hing von dem localen Geſichtskreiſe des Erzählers, des Mythologen ab. Nun war das für Arcadien der Berg Cyllene, und um die Sache noch näher zu vermitteln und wahrſcheinlicher zu machen, ließ man, nach rationaliſtiſch-pragmatiſirender Weiſe, den Atlas dort zu Lande König geweſen ſein. Andere nannten ſtatt des Cyllene-Berges den Berg Thaumaſion (Wunderberg), ebenfalls in Arcadien, »vielleicht, weil ihnen der Wunderberg für die wunderbaren Plejaden geeigneter ſchien.« Genug! hieran hing ſich der arcadiſche Mythos und wußte nun zu erzählen: ein heimiſcher König, genannt Atlas, hätte die Plejone geehlicht und mit ihr auf jenem Berge folgende ſieben Töchter, die Plejaden, gezeugt: Alcyone (der Name hergenommen von dem Alcyon, dem Eisvogel, welcher durch ſein Erſcheinen im Frühlinge, wenn die Schifffahrt eröffnet wurde, und durch ſein Brüten zur Zeit, wenn die See am ruhigſten zu ſein pflegte, leicht mit der Schifffahrt in Verbindung gedacht werden konnte), Merope (Menſchenkind, ein allgemeiner Name; ſie ſtellte denjenigen Stern vor, welcher den Griechen unſichtbar blieb, weßhalb man dichtete, ſie hielte ſich verborgen, weil ſie ſich ſchäme ob ihrer [vermeintlichen] Vermählung mit Siſyphus), Celäno (die Dunkle; ſoll damit vielleicht das dunkle Regengewölk angedeutet werden, das die Plejaden im Frühling aus dem Weſten herführen?), Electra (die Glänzende; eine paſſende allgemeine Bezeichnung für jeden Stern), Sterope (die Blitzende), Taygete (entlehnt vom Berge Taygetus im benachbarten Laconien), Maja (die Amme, Mutter, hierher gezogen wegen des arcadiſchen Mythos, der den Hermes in Arcadien auf dem Berge Cyllene von Zeus und der Maja geboren werden läßt).

B) Flußgötter.

Es ist wohl anzunehmen, daß all die Flüsse speciell in den Gegenden, wo sie flossen und wo Hellenen wohnten, verehrt worden seien, aber nur speciell daselbst. Darauf weisen eine ziemliche Anzahl von Münzen hin. Man dachte sie sich und stellte sie dar je nach der physischen Größe und der poetischen Würde und dem Segen, den der Strom dem Lande brachte, oder nach dem Geschlechte des Namens bald als greise Männer, bald als Jünglinge, bald (doch selten) auch als Frauen mit Urnen, Füllhorn, Schilf, und an die rein menschliche Figur reiht sich, besonders in den ältern Bildungsweisen, unter mannigfaltigen Abwechslungen oft bei demselben Strome die Stiergestalt theils durch bloße Hörner, theils durch einen Stierleib mit Menschenhaupt, theils durch völlige Stierbildung an. Die fortstoßende Gewalt der Wogen eines Flusses — Andere wollen zwar hier das das Erdreich befruchtende Element verstehen — konnte nicht passender symbolisirt werden. Ströme und deren Namen benutzte man im Alterthume häufig, um die Genealogien der Urahnen eines Volkes zu erweitern und länger fortzuspinnen. Uebrigens wurden die Flußgötter insgemein aus weißem Marmor gebildet; nur zur Bildung des Nils nahm man schwarzes Gestein, zur Erinnerung an dessen äthiopischen Ursprung. Unter all den Flüssen aber, welche den alten Griechen bekannt gewesen sind, hat keiner weiter, so viel wir wenigstens wissen, eine Cultusverbreitung über die engen Grenzen seines Landes hinaus erfahren, als der

Achelous.

Dieß war bekanntlich der Grenzstrom zwischen dem alten Aetolien und Acarnanien, entspringend auf dem Berge Pindus, sich ergießend in das ionische Meer. Er galt der Umgegend als vorzüglich heilig: man schwur bei ihm, rief ihn an in Gebeten und bei Opfern, und das Orakel zu Dodona, nicht fern davon errichtet, pflegte gewöhnlich all seinen Aussprüchen den Befehl hinzuzufügen, dem Achelous zu opfern. Darum seine Verehrung außer bei den Epiroten, Aetolern und Acarnanen, auch bei den Dymäern in Achaja, bei den Athenienſern, namentlich in Oropus, beim Flecken Rhus in Megaris, auf Sicilien, in Metapontum in Unteritalien und endlich auf Rhodus. Er hatte an diesen Oertern mindestens Altäre. Er ward aber daselbst nicht immer verehrt als Stromgott, sondern im allgemeinern Sinne auch, und wohl meistentheils, als Repräsentant des süßen Wassers.

Aus dem Grunde läßt sich nicht minder erklären, warum Achelous in der griechischen Sage keine unbedeutende Rolle spielt. Namentlich ist der Mythos von seinem Kampfe mit Herakles ein sehr

bekannter: derselbe darf wohl als bloße dichterische Fiction gelten und mag keine locale Veranlassung haben.

Hinsichtlich der künstlerischen Darstellung wissen wir aus Pausanias, daß sich in Olympia, in der dasigen Schatzkammer der Megarer, eine vom Künstler Dontas gefertigte Statue des Stromgottes befand, gehörend zu einer Gruppe, wie derselbe mit Herakles kämpfte. In der Gestalt eines Stieres mit einem Mannesantlitz und langem benetzten Barte erscheint er auf acarnanischen Münzen, als gehörnter Greis mit Schilf und Patere auf einer Münze von Metapont.

C) Meergottheiten.

Das Meer mit seiner geheimnißvollen Tiefe, mit seinen ungeheuren Bewohnern und Wundern konnte den an ihm wohnenden, von ihm umgebenen Griechen wohl veranlassen, selbiges auch mit übermenschlichen Wesen anzufüllen. Doch waren und blieben die meisten derselben bloße Dichtungen der Phantasie, gingen nicht wirklich in den Cultus über, z. B. ein Proteus, Phorkys, Triton, Nereus, Amphitrite, Tethys ꝛc. Nur von folgenden läßt sich eine Verehrung nachweisen:

1. Palämon.

Ein sehr dunkles, schwer zu erklärendes Wesen. Der Name bedeutet »den Ringer«. Damit scheint übereinzustimmen, daß Palämon zu einem Sohne des Herakles (des Athletengottes) gedichtet ward, und ihm zu Ehren die isthmischen Spiele (von Seiten der Corinther) gestiftet heißen. Wenigstens war ihm ein Kampfspiel daselbst mit Selinos (Eppich) = Kränzen geweiht. Auf dem Isthmus stand für ihn ein Tempel, Palämonium genannt, desgleichen ein Altar an einer Stelle des Gestades bei Corinth, unweit des Fleckens Cromyon bei einer Pinie. In jenem Tempel befand sich seine Bildsäule neben der des Poseidon und der Leucothea, zum sichersten Anzeichen, daß er in Bezug auf das Meer verehrt wurde. Und wirklich ist er als Meerdämon, der den Schiffenden hülfreich wäre, gedacht worden. Aber man dachte sich ihn zumeist als ein düsteres, mysteriöses Wesen, den man sühnen müßte, weil er Seefahrenden auch den Tod brächte. Ihm wurden daher schwarze Stiere geopfert. Auch befand sich auf dem Isthmus, für ihn eigens erbaut, ein unterirdisches Heiligthum (ἐναγιστήριον). Wer daselbst falsch geschworen, entging nicht der gewissen Strafe des Meineides. Palämon war insofern zugleich unterirdischer, strafender, ein ethischer Gott. Eine Nachricht, freilich aus später Zeit, darum aber nicht gerade verdächtig, meldet, daß derselbe auch auf Tenedos verehrt worden sei, und zwar durch Opfer von

Kindern, was nicht minder auf Sühnungen hindeutet. Auf einer noch vorhandenen Gemme, die den Isthmus darstellt, sieht man in der Mitte den Poseidon, darüber links einen Meergott, den Palämon tragend, rechts die Aphrodite Euploia (eine glückliche Seefahrt gewährende), oben auf einer Säule den Eros, neben Poseidon Rosse, die zum Agon kommen. Eine Hindeutung auf die isthmischen Spiele, aber zugleich auch wieder eine auf das Wesen des Palämon als Meergottes, als günstige Seefahrten verleihenden Dämons. Das zeigen Poseidon und Aphrodite Euploia deutlich an. Auf Münzen sieht man jenes Palämonium und darin als Cultusbild einen Knaben auf einem Delphine liegend, dahinter eine Pinie. Wer kann das anders sein als Palämon?

Hält man dies Alles zusammen: so kommt man auf die Vermuthung, Palämon wäre eigentlich Poseidon selbst, der, als ihm die isthmischen Spiele geweihet worden, den Beinamen Palämon als dem Vorstande des Ringens und der Ringer erhielt. Nachmals dichtete man daraus eine besondere Gottheit, ohne ihr die eigentliche Wesenheit, die des Meergottes Poseidon, des gewaltigen, schrecklichen, den Seefahrenden gefährlichen, zu nehmen.

Die Sage hat sehr schön mit ihm gewaltet: sie hat ihn zum Sohne der Wasser- und Meergöttin Ino gemacht und in die Mythologie derselben verwebt. Da mußte denn er, der zu Lande verehrt wurde als ein olympisch-göttliches Wesen, um ein Meergott zu werden, in's Meer mit seiner Mutter gestürzt, von den Nereïden gerettet, bei Corinth an's Land gesetzt und von dem, aus alter corinthischer Sage bekannten, nationalen König Sisyphus aufgenommen und ihm jene göttlichen Ehren angethan worden sein.

Man hat ihn mit einem andern Meergotte Melicertes vermengt, dessen Wesen noch schwerer zu entziffern sein dürfte. Der Name ist schwerlich griechisch: er hat die größte Aehnlichkeit mit dem des phönicischen Gottes Melkarth (Stadtkönig). Sollte der den Griechen bekannt geworden, von ihnen aber als Meergott aufgenommen worden sein? So ganz unglaublich wäre die Sache nicht. Nur ist zu bemerken, daß er gerade in einer thebanischen Sage mit Palämon verschwistert wird, was die sonst bekannte phönicische Colonie in Theben bestätigen würde.

---

2. Ino.

Ino ist nicht abzuleiten von ἴς, die Kraft, so daß der Name die Kräftige bedeute — denn nur gezwungen könnte solches auf eine Meergöttin bezogen werden — sondern von *ἰνάω, ἰνέω*, was: ich leere, reinige bedeutet, also irgend eine Beziehung auf Wasser hat. Daher auch der Name Inachus für den bekannten Fluß in Argolis, ein Ort

ferner am Meere auf Creta, Inachorium, und ein Feſt der Seegöttin Leucothea geheißen Inachia. Ino iſt mithin urſprünglich gewiß Waſſergöttin geweſen, dann auch Meergöttin geworden. Wie das Letztere? das ſoll jener Mythos erörtern, der, ſehr verwickelt und dunkel, ſelbſt nach der Auseinanderſetzung Otfr. Müller's, unter den Aeoliern in Böotien (früher in Theſſalien) heimiſch war, und zugleich nachzuweiſen ſucht, warum die Kinderopfer, die der Göttin ſonſt gefallen, aufgehört hätten.

Ino hatte in Griechenland einen ziemlich weit verbreiteten Cultus: wir finden ihn in Theben, zu Chäronea, zu Megara, in Corinth, bei Epidaurus Limera, zu Leuctra, zu Braſiä, bei Corone in Meſſenien, auf Creta, vielleicht auch in Elea in Unteritalien, und faſt an allen dieſen Cultusſtätten und in allen deren Legenden tritt es zu Tage, daß Ino für eine Waſſer-, für eine Seegöttin gegolten. In dem Heiligthume des Poſeidon auf dem Iſthmus ſtand ihr Bild nebſt dem der Galene (der ruhigen Meeresſtille) und der Thalaſſe (des Meeres); der Thebaner Pindar ruft ſie an als Genoſſin der Nereïden; in Meſſenien galt ein bei Corone an der See gelegener Flecken der Ino für heilig, und die Legende ſagte, ſie wäre hier, nachdem ſie ſich in's Meer geſtürzt, von Wahnſinn ergriffen — hier wieder die Meinung, daß ein zu Lande als Meergottheit verehrtes Weſen ſich müſſe in's Meer erſt ertränkt haben, natürlich in Folge eines überreizten Zuſtandes, der ein lebendiges Weſen allein zu ſolcher Maaßregel antreiben könne — aus dem Meere aufgetaucht. Auch die Corinther erzählten, das Meer habe Ino nebſt ihrem Sohne Palämon an ihr Ufer in den Hafen Schönus getragen, weil hier Palämon verehrt ward.

Als Waſſergöttin war ſie aber auch Förderin des Wachthumes der Pflanzen, und aus dieſem Grunde wurde ſie mit Dionyſos zuſammengeſtellt theils in dem böotiſch-orchomeniſchen Mythos, nach welchem der Weingott nach ſeiner Geburt zur Ino und deren Gemahl Athamas (gebildet aus dem Volksſtamme der Athamanen) von Hermes gebracht worden ſein ſollte, theils in der Sage von Braſiä im Peloponnes, der zufolge Semele und Dionyſos, von Cadmus in einem Kaſten in's Meer geworfen, dort angetrieben ſeien, die todte Semele begraben, Dionyſos aber aufgenährt worden; umherirrend ſei auch Ino dahin gekommen und habe Ammenſtelle bei ihm vertreten. Man wollte ſogar die Grotte zeigen, wo ſie den jungen Gott geſäugt.

Nicht minder kam Ino darum, weil ſie Waſſergöttin war, dem Asklepios und den orakelnden Göttern nahe; denn, wie wir ſchon früher bemerkt, das Waſſer mancher Quellen dachte man ſich heilend, mancher begeiſternd. So hatte ſie zu Leuctra einer Asklepios-Statue gegenüber ein Standbild, und bei Epidaurus Limera war unweit des dortigen Asklepios-Heiligthums ein dem Umfange nach kleiner, nicht untiefer See, Ino's Waſſer genannt. In dieſes warf man am Feſte der Göttin Kuchen. Behielt das Waſſer ſelbige, ſo bedeutete es Glück für den Hineinwerfenden; ſtieß es ſie aus, ſo galt

das als ein schlimmes Zeichen. Endlich in Thalamä hatte Ino ein Heiligthum und — ein Orakel, wo die Rath-Suchenden schlafend von der Göttin durch Träume Belehrung erhielten. In diesem Heiligthume standen (unter freiem Himmel) die Bildsäulen der (orakelnden) Aphrodite Paphia und des Apollo (von Pausanias gewiß fälschlich in der betreffenden Stelle Helios genannt), und die Statue der Göttin selbst im Tempel war von Kränzen (derer, die sie um Rath gefragt) ganz bedeckt und davor gar nicht genau zu sehen. Und aus einer heiligen Quelle, Selene genannt, floß liebliches Wasser.

Der eben erwähnte äolisch-thessalisch-böotische Sagenkreis über Ino ist reich an den herrlichsten tragischen Scenen, und so ist es wohl erklärlich und keineswegs zu verwundern, wenn sie mehrfältig zu Tragödien benutzt worden ist.

Von Kunstdarstellungen der Ino haben wir weder Nachrichten noch Exemplare.

Uebrigens muß ihr Cult in Griechenland alt gewesen sein, jener uralten Sage von ihrer Verwandlung in eine Meergöttin zufolge und weil auch Homer sie kennt, sie kennt (nach böotisch-thebanischer Mythe) als die Tochter des Cadmus (des vermeintlichen uralten Erbauers der Cadmea bei Theben). Der kennt sie aber auch schon vermischt mit der Leucothea, von welcher wir nun sprechen wollen.

---

3. Leucothea.

Der Name bedeutet die Weiß (d. h. Glänzend, Ruhig, nicht Dunkel, nicht Stürmisch) -Anzuschauende. Es ist also ursprünglich ein Epitheton und wahrscheinlich ἡ θάλαττα (die See) zu suppliren. Hiernach ist Leucothea, apotheosirt, diejenige Göttin, welche die See beruhigt, die Schiffenden vornehmlich, wenn sie in Sturmesnöthen sind oder kommen möchten, aus der Noth rettet. So schon bei Homer. In der Odyssee erscheint sie als diejenige wohlthätige und menschenfreundliche Göttin, welche, selbst gegen Poseidon's Willen, die Schiffbrüchigen retten kann. Homer dichtet, sie bediene sich dazu eines Schleiers, den sie dem Odysseus gab, und der ihn wie ein Talisman vor dem Untersinken schützte. Sollen wir einer Nachricht beim Redner Aristides (pag. 594. B.) trauen, so riefen die Schiffenden (ναῦται) die Leucothea an, während die Steuermänner (κυβερνῆται) die Dioscuren anflehten.

Ihr Cultus mag an den Gestaden der Hellenen und auf den Inseln ziemlich verbreitet gewesen sein; aber man kann ihn nicht rein genug scheiden, weil er schon früh mit dem ältern — solch höheres Alter geht aus den Worten des Homer hervor, der da singt, Leucothea habe vordem Ino geheißen — der Ino vertauscht und ver-

mengt worden ist. So können wir als eigentliche Stätten ihres Cultes nur angeben: den Isthmus bei Corinth, wo ihre Statue neben der des Poseidon im Tempel des Palämon stand, obgleich doch auch hier an Ino gedacht werden kann, weil die Göttin mit Palämon in Verbindung gebracht worden ist, und Creta, wo ihr die Inachia gefeiert wurden, wenn nicht in den Worten des Hesychius ein Versehn ist und es statt Ἰνάχια Ἰνῶα heißen muß.

In Folge jener Vermischung ward sie nicht minder zur Tochter des Cadmus und weiter der Harmonia.

Auf Rhodus wurde sie mit einer andern, hier localen Meergöttin Namens Halia (die Seeische) vermengt, welche die Seefahrer gleichfalls behüten sollte.

Ueber ihre Darstellung durch die Kunst erfahren wir nichts.

---

4. Tethis.

Der Name kommt wahrscheinlich her von θέω (τίθημι) und bedeutet wohl eigentlich das Setzen, Stillen, Beschwichtigen der Meeresfluthen. Wir haben über ihr Wesen, auch über ihren Cultus sehr spärliche Nachrichten. Wir wissen bloß, daß sie in Thessalien unfern der Stadt Pharsalus einen Tempel (Thetidion) hatte — hier war ihr das umliegende Gebiet oder die ganze Küste Sepias geweihet — desgleichen in Sparta. Und ein Bild von ihr nebst der Praxidike (Rechteintreiberin) stand beim Tempel der Aphrodite Migonitis bei Gythion in Laconien. Welche Bewandtniß indessen es mit dieser letztern gehabt habe, erfahren wir auch nicht aus der Legende.

In der Mythologie spielt sie eine bemerkenswerthe Rolle, insofern sie, eine Göttin, einem Sterblichen, dem Peleus, einem thessalischen Heroen, vermählt wird und von ihm den Achilleus gebärt, der in der Dichtung vom trojanischen Kriege so glänzend hervortritt.

---

5. Poseidon.

Der Name kommt her von πόσις (Trunk) und δάω (ich gebe), bedeutet also ursprünglich den Trunkgebenden. Ob dabei Ζεὺς oder ὁ θεὸς zu ergänzen, bleibe unentschieden. Aber ein ächt hellenischer Cultus ist es offenbar, obwohl Herodot denselben merkwürdiger Weise aus Libyen herleitet. Wenn man begreifen will, wie eine solche Gabe an die Menschen für den Hellenen ein Gegenstand göttlicher Verehrung werden konnte, der höre, was Fr. Vischer, der selbst in Griechenland gewesen, berichtet: »Man lernt die Mythen nur an Ort und Stelle verstehen. Jene Sagen sind todt, eine schöngeistige Ergötzlich-

keit, eine Rhetorik, eine Redeblume, bis sie in die Anschauung treten. — — Das Wasser hatte ich aus Flaschen getrunken, die man in der Küche gefüllt, wohin man es in Eimern geschleppt; ich wußte nicht, warum dieß Quellende, Kühle, Ursprüngliche, Rein-Lebende göttlich sei. Als ich aber schwere heiße Tage geritten und oft zehn Stunden lang kein Wasser gesehen hatte; als ich es erlebt hatte, wie unser griechischer Reisediener uns für den Durst nach langem Ritt aus einer sumpfigen Cisterne ein laues Wasser voll Ungeziefer — — in der Mütze hinreichte, wenn dann endlich in kühler Grotte eine reine Quelle rieselte; wenn ich den Mund unterhielt und gierig dankbar schlürfte, so begriff ich, daß darin, in dieser beglückenden, heimlich aus unbekannten Tiefen quellenden Labung ein Herz, eine Seele, ein Göttliches sein müsse.« Darum hegten die alten Griechen große Ehrfurcht für das Wasser. Der älteste Naturphilosoph Thales stellte es voran allen Elementen, und Pindar folgte ihm, es als das Beste preisend. Mit Gebet über ein lebendiges Wasser zu schreiten und Quellen und Flüsse nicht zu besudeln ermahnt Hesiodus.

Hiernach ist Poseidon ursprünglich der Gott des süßen Trink- oder Quellwassers gewesen. Und in solcher Eigenschaft erkennen wir ihn selbst noch in manchen Nachrichten oder Mythen aus späterer Zeit. Aeschylus z. B. singt: der dircäische Quell (bei Theben) sei der gedeihlichste Trunk von allen, welche Poseidon und die Oceaniden gewährten, wobei man nicht mit Schwenck sofort an das Meer zu denken hat als den Geber des Wassers, weil man den Ursprung der Ströme und Quellen von ihm herleitete. Ein Mythos erzählt, wie Poseidon die Alope, seine vermeintliche Geliebte, in eine Quelle gleiches Namens verwandelt, d. h. dieselbe geschaffen habe, und ein anderer (argivischer), er habe die Quelle Amymone in Argolis hervorspringen lassen. Die Peirene (eine corinthische Quelle) sollte ihm zwei Söhne geboren haben, den Kenchrias und Lechas, die vermeintlichen Stammherren der Hafenstädte Corinths, Kenchreä und Lechäum. Und in Corinth selbst stand sein Erzbild auf einer Wasserleitung. Damit stimmt überein, wenn Plutarch sagt, daß derselbe den Athenern die Quellen gegeben habe. Mindestens wurde ihm die Salzquelle bei Athen, das Meer genannt, zugeschrieben: er sollte sie bei dem Streite mit Athene um das Land geschaffen haben. Er heißt darum der Inhaber von den Quellen (χρηνοῦχος), und deßhalb wird ihm auch wohl die Heilung von Krankheiten (durch Heilquellen) zugeschrieben, er Arzt (ἰατρὸς) genannt und als Lehrer der Söhne des Aesculap's dargestellt.

So hat er denn nicht minder die Obmacht über die Flüsse. Als Poseidon, so fabelt eine andere argivische Legende, mit der Hera (der Landesgöttin) um den Besitz von Argolis stritt, da haben die Flußgötter Inachus, Cephissus und Asterion (Namen eigentlich von Flüssen im Lande) es der Göttin zugesprochen. Darob erzürnt hat Poseidon die Flüsse dieser Flußgötter vertrocknen lassen (als Regengießbäche nehmlich vertrockneten sie wirklich im Sommer). Asopus, der Gott des Stromes gleiches Namens, heißt dem Acusilaus ein Sohn des Poseidon.

Aus einem solchen Quell- oder Süß-Wassergotte ward er zunächst das Oberhaupt der Nymphen (*νυμφαγέτης*) oder jener jungfräulichen Göttinnen, die als Dunst- und Nebelgestalten den Nebel repräsentirten, der aus feuchter Erde aufsteigt.

Aber wie diese den Boden befeuchten und zugleich befruchten und so die Pflanzen gedeihen machen, so thut das auch Poseidon. Er hieß darum bei den Trözeniern »der die Pflanzen gedeihen macht« (*φυτάλμιος*). Eine auf eine unglückliche Etymologie des deßfallsigen Adjectivs (*φυτὰ* und *ἅλμη*, statt daß *φυτάλμιος* als ein adjectivisches Gebilde ohne Zusammensetzung zu erklären ist) gegründete Legende gab eine ganz schiefe Erklärung. Eben dahin mag die arcadische Sage zielen, er habe einst mit Demeter gebuhlt. Und irgend einmal sollte er die Corinther durch Dürre und Pest gestraft haben. Zuweilen ist er auf Kunstwerken gar mit dem Pfluge dargestellt worden. Die Trözenier, denen er freilich Stadtgott (*πολιοῦχος*) war (Plutarch. Thes. 6.), weihten ihm die Erstlinge ihrer Früchte.

Nun konnte er aber auch leicht zum Gotte des Rosses werden: er mußte das edle, den Griechen theils überhaupt, theils besonders von Seiten der Kampfspiele so werthe Thier geschaffen haben. Denn dieses weidet ja und gedeihet nur durch Weide auf grasreichen Auen, die von Poseidon getränkt werden. Er ist so Erhalter, Ernährer des Thieres; folglich, schloß man, hat er es auch geschaffen. Als solcher Rossegott sollte er selbst die Bezähmung desselben mittelst des Zügels erfunden und die Menschen gelehrt haben: in welcher Beziehung er der Pallas Athene, als vermeintlichen Erfinderin der Zügel, nahe trat. Darum läßt ihn auch dichterische Zeichnung mit einem Zwei- oder Viergespann dunkler stumpfsüßiger Rosse fahren oder auf einem Rosse reiten. Eben so ist er nun Hort der Roßwettkämpfe: er wird in den Hippodromen durch Opfer auf eignem Altare verehrt; diejenigen, welche in solchen Wettspielen nach dem Siege trachteten, riefen ihn an, und in dem Eide, welchen sie leisteten, wurde er zum Zeugen genommen. Eine Menge Epitheta bezogen sich auf diese seine Eigenschaft als Rosse-Poseidon *), ingleichen eine Menge Mythen, unter welchen die von seinem Wettstreite mit der Pallas über den Besitz von Attika der bekannteste ist. Erklärten ihn ja doch Manche aus gleichem Grunde, aber ziemlich frostig, sogar für den Vater des geflügelten Rosses Pegasus.

Leicht war in der Vorstellung der Uebergang von einem Wassergotte zum Gotte des Meeres, vornehmlich bei dem Griechen, dessen Land fast auf allen Seiten von der See bespült wird, und der ihren hehren und oft furchtbaren Anblick täglich, ja! stündlich genoß. »Ich wußte auch nicht,« sagt eben der Vischer, »warum das Meer ein Gott sei, bis ich seine heilige Macht mit Augen sah.« Diese Eigenschaft des Poseidon überragt alle übrigen und hat sie gewisser Maaßen in Schat-

*) Sie sind: *ἵππιος* oder *ἵππειος*, *ἱππαρχος*, *ἱππικούριος*, *ἱππηγέτης*, *δαμαῖος*, *καβάλλης*.

ten gestellt: er begegnet uns fast überall und vorzugsweise nur als Meergott. Diese Eigenschaft ist es auch, welche vornehmlich die Vor- und Darstellung des Gottes bedingt hat, darum weil das Meer so groß, so hehr, so mächtig erscheint. Und Poseidon repräsentirt nicht das bloße materielle Meer — das thut Oceanus — sondern die intensive Kraft und Gewalt des Elementes. Er ist nun Herrscher des Meeres in vollem Umfange des Wortes und führt als solcher viele Beiwörter *). Das Meer ist sein Wirkungskreis, so wie sein gewöhnlicher Aufenthaltsort. Hier hat er (nach Homer) auf dem Grunde bei der Stadt Aegä seinen goldenen, schimmernden Palast, seinen Hofstaat, einen Kreis von untergebenen Wesen; hier ist er Patriarch der übrigen Meergötter und Meergöttinnen. Wenn er aber ausfährt, wenn er die goldenen Zügel ergreift und über die Wogen dahineilt, da spielen und hüpfen die Seeungeheure um ihren Oberherrn, und es freut sich das ganze Meer. Er steht mit Zeus fast in gleichem Range; indessen muß er diesem, dem Höhern, doch unterthänig sein, so wie die See den Veränderungen im Aether unterworfen ist. Ruhe und Aufgeregtheit des Meeres hängt von ihm ab. Er kann es auf Länder stürzen und wieder zurückziehen. Und wie das Element, was er leitet, beweglich und leicht aufzuregen ist, so ist nun auch sein Charakter reizbar, heftig, aufbrausend, zornig und zur Rache geneigt. Homer nahm davon Gelegenheit, ihn auf Odysseus in Groll entbrennen zu lassen, darob, daß der ihm seinen (vermeintlichen) Sohn Polyphem geblendet. Im persischen Kriege meinte der religiöse Glaube des Volkes, daß Poseidon die Barbaren bei Potidäa mittelst der andringenden Fluth in die See begraben hätte, und viele Mythen lassen ihn oft Länder überschwemmen und durch Wasserfluthen verheeren, weil er ihren Bewohnern gegrollt.

Bei solcher Herrschaft ist er natürlich auch Gott der Seefahrten, der Schifffahrt: er kann sie nach Belieben hemmen und fördern, die Schiffenden beim Leben erhalten oder vernichten, das Schiff von der Gefahr des Scheiterns retten oder es zerschellen machen. Und auch in der Beziehung tritt sein Jähzorn, sein finsterer Charakter, seine Lust zu strafen und sich zu rächen an den Tag. Er sammelt finsteres Gewölk, regt die See durch Stürme auf. Er ist in der Hinsicht wie ein furchtbarer, wilder Dämon. Seefahrer opferten ihm darum; man flehte ihn um eine glückliche Reise für sich oder für Andere an, und war man glücklich der Gefahr entronnen, dann betrachtete man ihn als seinen Retter (σωτήρ) und ehrte ihn. Verhaßte Personen läßt er Schiffbruch und Fährlichkeiten aller Art erleiden. Wie er den Odysseus malträtirt habe, ist aus der homerischen Dichtung bekannt. Den Schiffbruch der persischen Flotte beim Vorgebirge Artemisium sollte er bewirkt haben und der Retter der Griechen ge-

*) Βασιλεύς, ποντομέδων, ἀρμφαλάσσιος, θαλάσσιος, πόντιος, εἰνάλιος, πελαγαῖος, μεσοπόντιος, προσκλύστιος, μυκητής (vom Brüllen oder Toben des Meeres), μέλανθος (nach der schwarzen Farbe des Meeres).

worden sein (σωτὴρ) in dem großen Kampfe zur See mit den Persern. Andrerseits werden ihm wieder Siege zur See zugeschrieben, und er darum als Siegesspender (τρόπαιος) verehrt.

Wenn die Meereswogen mit Macht an das Gestade anprallen, dann pflegt die Erde zu dröhnen, zu beben. Außerdem wird die See nicht selten durch oder bei Erdschwankungen aufgeregt. Und Griechenland ist durch und durch ein vulkanisches Land, das nicht selten solchen Revolutionen, auch solchen Einbrüchen des Meeres in Folge von Erdbeben ausgesetzt gewesen ist. Und bisweilen sind durch vulkanische Kräfte aus der Tiefe des griechischen Archipelagus Inseln heraufgetrieben worden. Das Alles hat veranlaßt, daß man dem Meergotte, dem Poseidon, die Macht zugeschrieben, die Erde beben zu machen: er ward zum Erderschütterer, hatte aber natürlich als solcher auch zugleich die Kraft, die Erde zu festigen*), d. h. dem Beben der Erde ein Ende zu setzen. Und so wurde er zugleich als Urheber dessen betrachtet, was in Folge von Erdbeben entstanden war oder entstanden sein sollte, z. B. neuer Inseln. Als im Jahre 237 v. Chr. zwischen Thera und Therasia unter vulkanischen Auswürfen ein neues Eiland aus dem Meere sich erhoben, schifften alsbald Rhodier dahin, und das Erste, was sie thaten, war: sie errichteten »dem festigenden Poseidon« einen Tempel. So sollte er nach der Ansicht mythisirender Geologen durch Zersprengung der Felsen das Thal Tempe in Thessalien gebildet, und wieder verhindert haben, daß die Insel Corfu sich mit dem Festlande vereinigte. Verderbliche Erdbeben wurden natürlich seinem Zorn, seiner Rache zugeschrieben. Zwei Jahre vor der Schlacht bei Leuctra (also im J. 369 v. Chr.) ging die Stadt der Achäer Helice durch eine Seefluth unter, wie der Volksglaube annahm, deßhalb, weil die kleinasiatischen Jonier um die Statue des Gottes oder wenigstens um ein Abbild seines Tempels zu Helice gebeten, die Bewohner solches aber verweigert hatten. Die Thessalier hatten die Ansicht, daß die Schlucht, durch welche der Fluß Penëus in ihrem Lande sich in's Meer ergießt, von Poseidon mittelst eines Erdbebens hervorgebracht worden, und Herodot findet das sehr wahrscheinlich.

Als Meer- und Wassergott war er aber zugleich Gott der Fischer und des Fischfangs. Man rief ihn um einen reichen Segen an, wenn man zu jenem Gewerbe in See stach. Ja! die Thunfischer beteten, wenn sie schon die Fische im Netze hatten, zum Poseidon, dem Unheil-Abwender, daß nicht ein andrer ihnen unbequemer oder gefährlicher Fisch darin sei. In solcher Eigenschaft hatte Poseidon ursprünglich als Symbol den Dreizack, das gewöhnliche Werkzeug für Fischer zum Harpuniren der Thunfische. Weiterhin wurde derselbe überhaupt das Emblem des Gottes, und man dichtete, daß Poseidon mittelst des Aufstoßens des Dreizacks auf die Erde Erdbeben hervorzubringen im Stande wäre.

---

*) Daher die Beinamen: ἐνοσίχθων, ἐννοσίγαιος, ἐννοσίδας, κινητὴρ γᾶς, κινησίχθων, σεισίχθων, τιν κτῳ γαίας und dagegen γαιήοχος, ἀσφαλής, ἀσφάλειος, ἀσφαλίων.

Eine Nebenvorstellung war, daß Poseidon auch weissagen sollte: vielleicht herzuleiten aus der Gewohnheit der Schiffer und Fischer, aus den Eigenschaften des Wassers oder des Meeres auf Gunst oder Ungunst bei ihrem Gewerbe zu schließen. So sollte denn dem Gotte ursprünglich nebst der Ge (Erde) das delphische Orakel gehört haben.

Was die Vorstellung anlangt, die man nach den Zeichnungen der Dichter von dem Aeußern des Gottes hegte, so herrschte auch hierbei bereits in der homerischen Poesie die des Meergottes vor. Darum umwallten, gemäß der Farbe des Elementes, dem er vorstand, dunkle Locken sein Haupt (κυανοχαίτης); oft ward auch der ganzen Gestalt die dunkelblaue, schwärzliche Farbe zugeschrieben. In seinen Blicken, in seiner ganzen Haltung lag etwas Erhabenes und Gewaltiges, doch ohne die ruhige Majestät des Zeus, vielmehr etwas Mürrisches, Trotziges, Heftiges, Rauhes, wie sein Charakter es mit sich brachte und aussprach.

Zum Attribut war ihm, außer dem Dreizack, der Fichtenkranz gegeben. Die Fichte war ihm als Gott der Schifffahrt heilig; denn aus ihr pflegte man die Schiffe zu zimmern. Gleicher Weise war ihm der Delphin geweihet und der Pompilus, als Fische, die gewöhnlich die Fahrzeuge auf der See zu begleiten pflegen, also zur Andeutung des Gottes als Gottes der Schifffahrt. Als Rosse-Poseidon hatte er das Pferd zu seinem Symbol.

Geopfert wurden ihm außer Ebern und Widdern schwarze Stiere (zur Versöhnung des Gottes der dunkeln Gewässer) und weiße (als dem Gotte der heitern See). In Argolis stürzte man ihm in die Quelle Deine gezäumte Pferde, so daß er hier als beides erscheint, als Quell- und Rosse-Poseidon.

»Die Kunst mußte, nach ihrem Zusammenhange mit dem Gottesdienst, nothwendig auf den gemeinsamen Grundcharakter aller Götter zurückgehen und die dichterische Vorstellung darnach mildern und mäßigen. Besonders in frühern Zeiten ist auch Poseidon meist in erhabener Ruhe und selbst im Kampfe in sorgfältiger Bekleidung dargestellt worden, wiewohl er doch auch damals schon ganz nackt und in heftiger Bewegung gebildet wurde. Die Blüthezeit der griechischen Kunst hat das Ideal charakteristischer entwickelt — durch welche Künstler, ist unbekannt, wahrscheinlich besonders in Corinth — sie gibt dem Poseidon bei einem etwas schlankeren Körperbau derbere Musculatur als dem Zeus, welche durch die Stellung meist sehr hervorgehoben wird und dem Gesichte eckigere Formen und weniger Klarheit und Ruhe in den Zügen, auch ein weniger fließendes und geordnetes, mehr gesträubtes und durcheinander geworfenes Haupthaar, für welches der Fichtenkranz eine passende, wenn auch nicht häufig gebrauchte Zierde ist.

Doch sind gerade bei Poseidon die Modificationen des Grundcharakters auch schon in Werken der altgriechischen Kunst so bedeutend, daß man das Allgemeine nicht immer leicht festhalten kann. Sie hängen eng mit den verschiedenen Stellungen des Körpers zusammen. Hauptformen sind, außer den allgemeinen und bei allen Göttern gewöhnlichen Stellungen a) des gerade stehenden und b) des thronen-

den Gottes, c) der nackte, heftig schreitende, den Dreizack schwingende Poseidon, der Felsenspalter und Erderschütterer; d) der bekleidete und schnell aber sanft über die Meeresfläche hinschreitende, ein friedlicher Beherrscher des Wellenreiches; e) der, nackt, das rechte Bein auf einen Fels, eine Prora oder einen Delphin setzende, sich darauf lehnende und darüber hinaus schauende, ein Sieger im Kampf und Beherrscher des Unterworfenen; f) der halb bekleidet, mit geringer Erhebung des Fußes ein wenig zurückgelehnt in ruhiger Würde stehende, wohl ein Befestiger und Beruhiger.«

Die mythische Genealogie hat ihn zum Sohne des Kronos und der Rhea gemacht, aus demselben Grunde wie den Zeus. Bei Homer ist er jünger als Zeus, bei Hesiod dagegen älter (weil nach frühester kosmogonischer Ansicht das Wasser eher war als der Aether). Für seine Gemahlin galt Amphitrite (die Umgürtende), weil das Meer das Festland umgibt. Mit derselben und mit seinem ganzen, keck und phantastisch gebildeten, Chor von Seewesen erscheint er öfter auf Kunstdenkmälern gruppirt. Daß ihn die Vorstellung zum Meergotte, mithin zu einem niedern, als Zeus gedichtet wurde, gemacht hatte, suchte man später in seinem Grunde durch das Mährchen nachzuweisen, daß nach Kronos' Entthronung die Brüder gelooſt hätten, und dem Poseidon die Meerherrschaft zugefallen wäre.

Anlangend den Ursprung und die äußere Geschichte des Cultes, so stehen wir anfangs auf etwas schlüpfrigem Boden. Doch ist es auch bei ihm wahrscheinlich, daß er in Thessalien entstanden; denn hier ward er wirklich, noch in spätern Zeiten, verehrt, z. B. als Petraos (Fels-Poseidon), welche Benennung freilich nicht sofort zu erklären ist; nicht minder glänzt er in dem Kreise der olympischen Götter, der am Olympus unstreitig seine Bildung erhalten. Nun wanderte er, schon in vordorischer Zeit, südwärts, und so finden wir ihn bereits in dieser Periode bei den Joniern im nachmaligen Achaja, ganz der Natur dieses Volksstammes angemessen, der als Anwohner des unsteten und beweglichen Meeres auch dessen unruhige Bewegtheit in's Gemüth aufgenommen hatte. Hier war er ohne Zweifel Bundesgott der Bewohner des ganzen Landes. Gewiß war der Cult schon damals ziemlich verbreitet. Aber er ward es noch mehr, ja! er ist vielleicht der verbreitetste unter allen geworden, seitdem in Folge der dorischen Wanderung die Hellenen die Wanderlust befiel. Da wanderte er mit den Aeoliern nach Aeolien, mit den Joniern nach den ionischen, mit den Doriern nach den dorischen Colonien, und in vielen Fällen läßt sich nachweisen, warum der Poseidon-Dienst in dieser oder jener Ansiedlung sich befunden. Um nur Ein Beispiel anzuführen: bei den Joniern in Kleinasien ward er der Mittelpunct der ionischen Städte, weil er es in Hellas gewesen war.

So finden wir ihn denn in historischer Zeit in allen Gegenden und Theilen der Erde, wo Griechen wohnten und sich niedergelassen hatten, vornehmlich auf Vorgebirgen, an Hafenplätzen, auf Inseln, mit besondern, oft sehr verschiedenen Epithetis. Es würde sich nicht die Mühe lohnen, wollten wir alle die Puncte aufzählen, wo Po-

seidon Verehrung genossen: nur die ausgezeichnetsten Culte wollen wir berühren. Zu ihnen gehörte, außer jenem ionischen im alten Jonia, den die Achäer nachmals beibehielten, der attische: in Athen selbst auf der Burg, wo Poseidon neben dem Landesheros Erechtheus verehrt wurde, also mit Beziehung auf Fruchtbarkeit der Erde, in Demos Colonus als Rosse-Poseidon, auf dem Vorgebirge Sunium und zu Eleusis; der corinthische theils in der Stadt selbst, theils in den beiden Hafenstädten Lechäum und Kenchreä, theils außerhalb auf dem Isthmus, wo dem Gotte unter dem Vorsitze der Corinther — später unter dem der Sicyonier — die berühmten isthmischen Spiele gefeiert wurden und er Gott der Wettkämpfe (θεὸς ἀγώνιος) war; der trözenisch-calaurische auf der Insel Calauria, wo Poseidon ein ehrwürdiges Heiligthum hatte, für welches ein Rath aus sieben Städten bestellt war, die am gemeinschaftlichen Opfer Theil nahmen, also eine religiöse Bundesgemeinschaft bildeten; der laconische beim Vorgebirge Malea, in der Seestadt Gythium, zu Aegiä, bei Therapne, auf dem Vorgebirge Tänarum und vornehmlich zu Sparta u. s. w. Und fast überall, fast an allen seinen Cultusstätten existirten locale Sagen, welche den jedesmaligen Cultus in seinem Ursprunge und nach seiner Bedeutung erklären sollten, von denen indessen die meisten zu dürftig, zu unbedeutend sind, als daß sie hier verdienten erwähnt zu werden.

Es gab aber überhaupt von dem Gotte eine Menge Sagen. Da Poseidon vorzüglich ein Gott der Inseln und Küstenländer war, und dort seine Verehrung mit dem Wachsthume des Verkehres auf der See wuchs, so ließ man ihn in der Dichtung, wenn andere Götter an einem solchen Orte zu den höchsten Beschützern schon früher geworden waren und die höchsten Ehren genossen, mit diesen um den Ort streiten und dabei in Nachtheil kommen. So streitet er, der in Athen hoch verehrte, den ionischen Athenern nationale Gott, mit Pallas Athene, der höchsten Schutzgöttin, um den Besitz von Attika. Wahrscheinlich die älteste aller solcher Streitsagen, von den Athenern zur Verherrlichung ihres Landes erfunden und von Andern nachgeahmt. Denn auch um Trözen soll er sich mit Pallas ereifert haben; denn auch hier war diese Göttin hoch und hehr gehalten worden von Anbeginn an als Stadtherrin (πολιάς), und als Kräftigende (Sthenias). In Argolis wurde bekanntlich Hera schon aus achäischer Zeit her als die höchste Landesgöttin betrachtet, dabei aber nicht minder Poseidon hoch verehrt, später sogar mehr als sonst, so daß darüber eine Disharmonie in den Vorstellungen der Argiver entstehen mußte. Was that die mythisirende Phantasie, um das scheinbare Mißverhältniß zu erklären und zu beseitigen? Sie dichtete: Poseidon habe in ältester Vorzeit mit Hera um den Besitz des Landes gestritten, sei aber unterlegen im Streite; die zu Schiedsrichtern erwählten Flußgötter Inachus, Cephissus und Asterion hätten es der Hera zugesprochen. Ferner: Corinth, als Seestadt, gehörte dem Poseidon so gut wie sein Eigenthum an. Nun thronte aber nicht minder Helios als hochverehrter Hort auf der Burg. Also sollte er

gleichfalls mit diesem um das Besitzthum gestritten haben. Beide nahmen den Briareus, den vorweltlichen Riesen, zum Schiedsrichter, und dieser spricht dem Helios die Burg, dem Poseidon den Isthmus zu. Mit der alten Orakelgöttin Erde (Ge) besaß er ursprünglich Delphi gemeinschaftlich, wie wir oben bemerkt haben. Als dagegen Apollo's Dienst aufblühte, da nahm dieser das Orakel ein, und Poseidon tauschte für Delphi Calauria vom Apollo ein. In Aegina war Zeus höchster Gott, in Naxos Dionysos. Der Meergott streitet auch mit diesen um die ihm als Meergott gebührenden Inseln, allein vergeblich.

Eine andre Art von Poseidons-Sagen schreibt ihm eine Menge Kinder zu. Es war nehmlich natürlich, daß auf ihn die mythisirenden Archäologen und Historiker in späterer Zeit den Ursprung einer Menge Quellen, Städte, Hafenplätze u. dergl. und ihrer Namen bezogen. Die vermeintlichen Stifter von solchen Plätzen, deren Namen man gewöhnlich erst von den Namen der betreffenden Oerter ableitete, sollten immer Söhne des Poseidon sein: so z. B. Nauplios, der vermeintliche Stifter von Nauplia, Taras, der erdichtete Stammherr von Tarent, Thasos, der sogenannte Ahnherr der Insel Thasos u. s. f.

So hat denn der Cultus des Poseidon reichlich dazu beigetragen, die mythische Poesie zu wecken und zu befruchten. Aber er ist nicht minder der eigentlichen Dichtkunst förderlich gewesen. Man denke nur an Homer's Odyssee und wie dort der Dichter sich der Vorstellungen vom Gotte mit so seltener Kunst und so erfolgreich zur Belebung und zur Erweiterung der Fabel bedient hat. Aber auch die bildenden Künste sind nicht leer ausgegangen: Poseidon hat einem Skopas, einem Praxiteles, einem Lysippus Stoff zu Bildwerken der edelsten Art gegeben, und ist es nur zu bedauern, daß der Marmorbilder von ihm eine so geringe Anzahl auf uns gekommen ist, und diese eben keinen hohen Rang als Kunstwerke einnehmen. Die beste Bildsäule findet sich in Dresden. Die Sage von seiner Buhlschaft mit Amymone, der personificirten Quelle gleiches Namens in Argolis, hat im Alterthume manche schöne Darstellung in Sprache und in Bildwerken hervorgerufen.

Außerdem ist zu bemerken, daß der Gott vielen Oertern und Plätzen und Männern den Namen verliehen hat: man findet die Namen Posidion, Posidonia, Posidonium, Posidonius, Potidäa, Potidania, Posidippus. Auch ist's sicherlich, daß der so überaus verbreitete Cultus zur Erhaltung und Förderung religiöser Pietät unter den Griechen, namentlich unter den Fischern und Schiffern, das Seine redlich beigetragen hat, versteht sich auf seine Weise.

Zu philosophischen, physischen und etymologischen Deuteleien hat der Dienst nicht erhebliche Anlässe gegeben. Die Römer erblickten schiefer Weise in dem Gotte ihren Neptunus.

So hätten wir denn die Bahn durchlaufen und unsern Lesern das griechische Heidenthum in seinen einzelnen Gottheiten dargestellt, insoweit solche nicht zu den ganz speciellen, localen Gottheiten gehören. Ein buntes Bild, das aber schon durch diese seine Mannigfaltigkeit anzieht. Nicht bloß aus der Natur, auch aus dem socialen, aus dem leiblichen und geistigen Leben des Menschen hat der Grieche seine Götter hergenommen. Alles, was ihm groß, heilig, göttlich erschienen, es mochte sich ihm kund geben, wo es wollte, apotheosirte er. Und nun thue man den letzten Schritt und würdige — in der übersichtlichen Ordnung, in welcher wir es gegeben, wird das leicht sein — das Ganze noch eines allgemeinen Ueberblickes, um es in seiner Totalität aufzufassen und zu beurtheilen. Da wird sich denn als sichres Ergebniß herausstellen einmal, daß wirklich die hellenische Religion ein Product der hellenischen Nation selbst ist und nur erst im Verlauf der Zeit mit fremden Ideen vermischt wurde, daß sie mithin für einen unmittelbaren Ausfluß der allgemeinen Religion im Menschen überhaupt und der Griechen insbesonder gelten muß; zweitens daß sie zumeist in Thessalien oder im nördlichen Hellas ihren Ursprung genommen und sich von da aus weiter verbreitet hat; drittens daß sie früh in einer Zeit gekeimt ist, wo der griechische Geist noch besonders lebendig, noch besonders productiv für solche Schöpfungen gewesen sein muß; viertens daß der jugendlich-frische Sinn, nachdem er sich in seinen Productionen erschöpft hatte, erstarb und damit allmählich auch diese Productionen ihr inneres Leben, ihre Bedeutung verloren; fünftens daß der Hellenismus in solcher Beziehung nicht frei geblieben ist von mancherlei ausländischen Färbungen; sechstens daß keine nachfolgende Gelehrsamkeit oder Philosophie bei den Alten vermögend gewesen ist, das erstorbene Leben wieder zu erwecken und den eigentlichen Sinn und die Bedeutung Allem wieder zu geben, im Gegentheil jene physischen, historischen, exegetischen Erklärungen das Ganze noch mehr verdunkelt haben. Zugleich wird man bestätigt finden, was wir in der Einleitung gesagt, wie doch selbst in dieser heidnischen Religion Religion zu erkennen sei, wie ferner hier kein Unverstand, kein Wahnsinn obwaltet, sondern Alles seinen guten Grund, seine Ursache hat; wie hier oft sehr feine Abstraction, Reflexion, Combination thätig, wie das verrufene Heidenthum keineswegs aller sittlichen Elemente baar und ledig gewesen ist, und wie hier der ästhetische productive Geist sich oft so schön in Mythen und Legenden, in Poesie und Kunst ergangen hat.

Die Religion der alten Römer.

Einleitung.

I. Abschnitt.

Das Wesen dieser Religion.

Auch die Römer hatten im Alterthume eine bestimmte, besondere Art, das Göttliche sich vorzustellen und zu verehren.

Indem wir dieselbe hier erörtern wollen, befinden wir uns auf einem andern Standpuncte als bei der Religion der alten Griechen. Verwandt zwar ist jene mit dieser: die Haupt- und Grundelemente der römischen Religion sind griechisch, wie die lateinische Sprache im Allgemeinen mit Recht eine Tochter der alt-hellenischen genannt wird. Allein dessenungeachtet besitzt jene doch einen eigenthümlichen Charakter, viele besondere Vorstellungen, Ansichten, Culte, so daß sie nothwendig von der letztern getrennt, für sich allein genommen werden muß. »Die römische Religion,« sagt Hegel ganz richtig, »nimmt man in oberflächlicher Weise gemeinhin mit der griechischen zusammen; aber es ist ein wesentlich ganz andrer Geist in der einen als in der andern. Wenn sie auch Gestaltungen mit einander gemein haben, so haben diese doch eine ganz andere Stellung hier, und das Ganze der Religion und die religiöse Gesinnung ist ein wesentlich Verschiedenes, was schon aus der äußerlichen, oberflächlichen, empirischen Betrachtung sich ergibt.« Die verschiedenen tellurischen und ethnischen Verhältnisse Italiens, namentlich des Binnenlandes in Mittelitalien, die städtischen Einrichtungen Rom's, der Charakter seiner aus verschiedenen Elementen zusammengesetzten Bewohner mußten die Religion hier anders gestalten, auch wenn sie ursprünglich griechisch war. Und wie hätten die nachmaligen absonderlichen Schicksale Rom's, das ungeheure Wachsthum seiner Macht, die grenzenlose Ausdehnung seiner Eroberungen ohne wesentlichen Einfluß auf seine Religion bleiben sollen!

Die römische Religion ist nicht die Religion eines in mehrere Stämme und viele Städte getheilten Volkes, wie wir die griechische haben kennen lernen, sondern sie ist die einer einzigen Stadt. Sie ist mithin concreter, läßt sich leichter in Rahmen fassen.

Aber dabei ist sie nicht stabil gewesen von Anfang an und es geblieben durch die Jahrhunderte ihres Bestehens hindurch, sondern sie hat sich fortbewegt, sich verändert. Auch sie hat ihre Geschichte, ihre besondere Geschichte.

Originell im eigentlichsten Sinne des Wortes ist sie nicht. Als Rom erbauet, seine städtische Gemeinde, der auch die Religion, der Cultus nicht fehlen sollte, eingerichtet wurde, war bereits die Religion bei den Völkern Mittelitaliens in das zweite Stadium eingetreten: der Trieb zu produciren, bestimmte Formen im Aeußern zu schaffen war zumeist erschlafft; man begnügte sich mit dem Gefundenen, Erdachten; der Cultus war etwas Fertiges, die Frische der Schöpfung war bereits vorüber. So brauchten die Römer nur an- und aufzunehmen. Und das haben sie gethan nicht bloß im Anfange, sondern durch alle Zeiten hindurch. Es ist ein wesentliches Merkmal der römischen Religion, daß sie ihre Elemente zumeist nicht selbst geschaffen, sondern von außen her recipirt hat. Nicht Productivität, sondern Receptivität ist ihr allgemeiner Charakter. Der Römer hatte zu wenig Phantasie, zu wenig selbstproducirende Kraft: er war zu sehr objectiv, zu sehr bloßer praktischer Verstandesmensch. Meistens nahm er in dem Augenblicke erst eine Gottheit auf, wo er sie brauchte, und dann eine in einer solchen Eigenschaft, wie er sie schon von anderwärts her kannte.

Damit soll nicht behauptet sein, daß die Römer gar keinen Cult sich erdacht haben: wir werden in dem speciellen Theile mehrere finden, die nur in Rom selbst entstehen konnten. Indessen ist doch auch hier mehr Nachahmung des bereits Vorhandenen als selbstschöpferische Kraft zu erkennen. Der Römer hat vermöge seines vorherrschenden Verstandes das Vorgefundene zerspalten, zergliedert, zersetzt. Man hat einen Romulus verehrt, den man erst nach der Stadt, einen Palas, den man nach dem palatinischen, einen Aventinus, den man nach dem aventinischen Hügel, einen Tarpejus, den man nach dem tarpejischen Felsen, einen Pales oder eine Pales, die man nach den Palilien gedichtet u. s. w. Aber das hat man erst in späterer Zeit gethan, den Griechen zumeist nachahmend. Man nahm ferner substantielle Begriffe von Tugenden, glücklichen Verhältnissen u. dergl., wie virtus, pietas, fides, salus, fortuna, und erhob sie zu persönlichen göttlichen Wesen. Indessen auch hierin waren die Griechen vorangegangen. Sodann fügte man der vorhandenen weiblichen oder männlichen Gottheit die entsprechende männliche oder weibliche bei, wie z. B. der Tellus (Erde) den Tellumo, der Diana einen Dianus, der Ceres einen Cerus, dem Faunus eine Fauna. Allein auch dabei hatten die Römer die Griechen zu Vorbildern, hatten das Vorbild in ihrer eigenen Religion. Man denke nur an Jovis, Jus und Juno. Und wenn sie endlich Epitheta von Gottheiten wieder

zu Gottheiten umbildeten, so war ja das ebenfalls griechische Sitte: z. B. Quirinus, Sylvanus, Portunus.

In Zerspaltung des allgemeinen Begriffes einer Gottheit in Qualitätsbestimmungen sind sie stark gewesen. Ja! in der Beziehung ist ihr Streben in's Maaßlose, Lächerliche gegangen. Es erschien ihnen in mehreren Fällen jedem Momente einer Thätigkeit, jedem Wechsel des Zustandes an dem Menschen ein eigenes göttliches Wesen vorzustehen oder eine Gottheit in einer besondern Qualität. Da gab es denn Wesen, die dem Sterblichen in jeder einzelnen Lage beiständen von der ersten Entwickelung des Embryo bis hindurch zum ehelichen Bunde; die den Anbau des Ackers und die Behandlung des Getreides für jede specielle Phase erfunden hätten und leiteten, wo auch ein Sterculius (Düngergott) nicht fehlen durfte. Indessen will doch Cicero (de nat. deor. I, 30.) behaupten, daß nur die Zahl der Götternamen groß, die der Götter selbst gering gewesen wäre. Solche Gottheiten wie Incubus (von incubo), Inuus (von ineo), Lua (von luo), Panda (von pando) können die Römer wohl gebildet haben, wobei sie häufig Synonymen (eine Art Reim von Begriffen) zusammenfügten, als Ajus Loquens oder Locutius, Vica Pota, Anna Perenna.

Die Religion der Römer stellt sich hiernach als polytheistisch im höchsten Grade dar. Es ist begreiflich, wie durch dieses Aufnehmen aus der Fremde und durch dieses Zerspalten der vorhandenen göttlichen Wesen und durch dieses eigene Bilden die Summe der Götter und Göttinnen bis zu dem Grade wachsen mußte, daß man gar nicht mehr im Stande war, sie alle im Gedächtniß zu bewahren. Gleicher Weise verhielt es sich mit dem Cultus derselben, d. h. mit der Art und Weise, mit der Zeit ihrer Verehrung. Es stellte sich bald die Nothwendigkeit heraus, eigene Register oder Bücher darüber anzulegen, die in den Händen der Priester waren. Man nannte sie Indigitamenta, von indigitare (= indicare). Ihre Entstehung ging bis zu einem hohen Alter zurück. Folglich muß auch die Menge der Götter schon ziemlich früh in Rom bedeutend gewesen sein.

Und merkwürdig! Trotz dieser großen Mannigfaltigkeit kamen doch nicht selten Fälle vor, wo der Römer nicht wußte, welchem Gotte er geradezu dienen sollte. Die natürliche Folge, der Fluch des Polytheïsmus! Bei Erdbeben z. B., meldet Gellius, sind die Römer gewohnt gewesen nicht zu irgend einem bestimmten Gotte, sondern zu Gott überhaupt, als dem Unbekannten, zu beten. Und Lactanz, der diese Bemerkung weiter ausführt, sagt, daß man sich gerade bei Unglücksfällen und in Gefahr des allgemeinen Namens deus bedient habe. Darum versichert ein Kirchenvater, daß man in Rom auch »den unbekannten Gottheiten« Altäre errichtet gehabt.

Hiernach war denn die römische Religion zusammengesetzt aus einheimischen, d. h. wirklich römischen, aus altitalischen (latinischen, sabinischen, etruscischen), pelasgisch-griechischen, hellenisch-griechischen, später auch aus ägyptischen, syrischen, persischen Culten; sie war eine

Miſch-Religion. Die Stadt Rom aber ward ein wahres Pantheon der verſchiedenſten Gottheiten*) oder, wie Theodoret ſie nennt, »der Inbegriff alles Aberglaubens.« Allein die Ur- und die meiſten ſpätern Elemente waren aus der griechiſchen Religion entlehnt. Die innigſte Verwandtſchaft zwiſchen dieſen beiden Religionen, ſchon von den Alten, z. B. von Dionyſius aus Halicarnaſſus, anerkannt.

Dem Gehalte oder den Vorſtellungen nach waren die römiſchen Gottheiten theils Privat- oder Familiengötter, theils öffentliche, betrafen theils das Haus und die Familienverhältniſſe, theils die Stadt oder den Staat. Beide einander ſehr ähnlich. Auch hier iſt jener allmähliche Uebergang vom Familien- zum Staatsleben nicht zu verkennen. Seit der älteſten Zeit traten beſonders die öffentlichen Schutzgottheiten, ſodann die Gottheiten des Feldbaues und der Viehzucht, als derjenigen friedlichen Beſchäftigungen, denen die Römer anfangs vor allen oder allein oblagen, ſodann, im Laufe der kriegeriſchen Laufbahn des Volkes, die des Krieges und der Siege hervor. Selbige bilden daher auch die Mehrzahl oder wenigſtens beſonders reiche Gruppen. Arm iſt dagegen die römiſche Religion an Göttern ſonſtiger Fertigkeiten, Künſte, Wiſſenſchaften, weil die Römer hierauf ihre Kraft und ihre Aufmerkſamkeit nicht gewendet.

Als Rom erbauet wurde, war die Religion auch bereits in das Stadium eingetreten, daß der Staat ſie zu ſeiner Sache, zu einer öffentlichen Angelegenheit gemacht hatte. Ich will nicht ſagen, daß ſie ihm diente, daß er ſie zu ſeinen Zwecken benutzte als eines bloßen Mittels, z. B. das Volk zu bilden und zu zähmen, wie es die ſpätere Anſicht von Philoſophen, Hiſtorikern und Staatsmännern war, ſondern ſie war ſo mit dem Familienleben und dadurch ſo mit allen menſchlichen Verhältniſſen verwachſen, daß ſie bei Bildung von ſtädtiſchen oder ſtaatlichen Gemeinden nicht mehr außer Augen geſetzt werden konnte. Sie mußte berückſichtigt, ſie mußte in den ſtaatlichen Verband aufgenommen werden. Solches geſchah denn auch bei Einrichtung der ſtädtiſchen Gemeinde in Rom. Gleich von Anfang an wurden gewiſſe Culte eingeſetzt und die kirchlichen Verhältniſſe feſtgeſtellt. Die ſpätere Zeit concentrirte all dieſe Beſtrebungen und Einrichtungen auf die mythiſchen Perſönlichkeiten eines Romulus und Numa. Der römiſche Staat iſt nicht, wie manche andere des Alterthumes, ein in unbewußter Natürlichkeit erwachſener, ſondern ein von Anfang an mit weiſer Berechnung geſchaffener. Auch muß das Staatenleben damals bereits in ein höheres Stadium getreten ſein. »Es ſcheint, als hätten die Römer von vorn herein ein Bewußtſein von der einſtigen Beſtimmung ihres Staates zur Weltherrſchaft gehabt: ſo zweckmäßig richteten ſie alle ihre Inſtitute ein, um neben feſtbegründetem politiſchen Uebergewicht nach außen die Bürger zu ſittlicher Größe und Religiöſität, den nothwendigen Stützen einer ſolchen Herrſchaft, fort und fort zu erziehen.« Die

*) Numinum cunctorum cultrix. Arnob.

Religion der Römer ist daher von Hause aus Staatsreligion gewesen. Der Staat ist es hier gewesen, der sich selbst und seinen Bürgern sofort die Pflicht auferlegte, gewisse Gottheiten zu verehren, die ihm die rechten, die nützlichen, die nothwendigen erschienen. Er ordnete solches an; er übernahm die Ueberwachung. Selbst die Privat-Sacra waren ihm nicht gleichgültig. So verwuchs in Rom die Religion gleich von Anfang auf das innigste mit dem Staate: sie konnte gar nicht getrennt werden, ohne diesen zu erschüttern; sie mochte nicht bestehen ohne diesen. Daher römische wie griechische Schriftsteller, kommen sie auf den Gegenstand zu sprechen, von der Religion der Römer stets wie von jeder andern politischen Einrichtung reden.

War das ein Glück für den Staat? Unbezweifelt, wenn wir den römischen Staat an sich nehmen. Er gewann für sich eines der besten Mittel, das Volk zu gehorsamen, für allgemeine Zwecke zu begeistern, selbst mit bereitwilliger Aufopferung der heiligsten Güter des Lebens. Wie das Individuum, so ging in Rom auch die Religion im Allgemeinen, in der Herrschaft, im Staate, in der Fortuna publica unter. Alles diente nur dem Einen. Und nur in dieser Beziehung kann als wahr gelten, wenn Niebuhr in einem seiner Briefe die römische Religion eine »herrliche« nennt. Freilich diente sie als solche zu Zeiten nicht minder dem Despotismus, und es schien an ihr sich besonders jene seit Critias unter den Staatsmännern gewöhnlich gewordene Ansicht zu bewähren, »die Religion wäre ein Mittel, welches die weisen Vorfahren ersonnen hätten, das thörichte, leicht ausschweifende Volk zu zügeln.«

Die Religion der Römer trägt daher durchaus den Charakter des Volkes, d. h. des Staates an sich: sie ist durch und durch und streng positiv, gesetzlich im Aeußern. Alles geschieht nach einer bestimmten, überlegten Norm, in der geregeltsten Gestalt. Das Cultus-Wesen in Rom bildete, wie der Staat selbst, eine feste, compacte Masse, bei aller Mannigfaltigkeit im Einzelnen doch eine geschlossene Einheit. Daher konnte hier eintreten, was wohl selten geschehen, »daß ein Volk, wenigstens mit der Abstractionsgabe des römischen, das Nationale, das Eigentliche dabei immer aufrecht, das Auswärtige von dem Eigenen getrennt erhielt, die ewige Stadt zu einem Pantheon fast aller Götterdienste machte und dennoch das Heimische darüber nicht verlor. Eine Folge der einem sichern Bollwerke gleichenden Staatseinrichtung!« War das ja doch überhaupt Maxime des Staates von Anfang an, fremde Elemente in sich aufzunehmen. Kein Staat des Alterthumes zog Fremde so willig in sich herein, ertheilte selbst Sklaven durch Freilassung das Bürgerrecht als der römische. »Nichts Andres drückt die Sage vom Asyl aus, welches Romulus auf dem Capitol soll eröffnet haben.« Auch verlieh darum der Staat seiner Religion nur insoweit Schutz, als durch deren Verletzung mittelbar der Staat gefährdet erschien (Rein's Criminalrecht d. Römer S. 887.). Nur die einheimischen Culte bildeten ein festes Ganzes; die andern wurden bloß äußerlich hinzugenommen, machten ein nicht nothwendiges Anhängsel, eine zufällige Anlagerung aus. Dadurch hat diese

Religion aber auch jene Festigkeit erlangt, daß sie bei allen ihren Mängeln und Irrthümern doch länger als ein Jahrtausend bestehen konnte. Die abweichende Religionsansicht, wie sie in fremden Staaten oder in den eroberten Provinzen herrschte, wurde tolerirt auch in Rom, »wenn sie sich hier in ihren Schranken hielt und dem Staate nicht zu nahe trat, d. h. nicht etwa den Staat durch öffentliche Störung und Aergerniß gefährdete, oder die Verehrung der Staatsreligion abtrünnig zu machen strebte.«

Der Staat sorgte aber in Rom gewiß gleich von Anfang an für die bloße äußere Anordnung des Götterdienstes; für das Innere, d. h. für das Verständniß, für das Lebendig-Erhalten der Formen, für Fortbildung, gemäß dem Geiste der Zeit, that er nichts, setzte er keine Anstalten, keine Personen ein. So war es nun damals Sitte. Das Gegentheil verdanken wir erst dem Christenthume. Es gab nur Ritualbücher, nur Priester, die das Aeußere des Götterdienstes besorgten. Die römische Religion war vielleicht schon von Anfang an meist bloßer Ceremoniendienst, ohne jene lebendige Wärme und frische Herzensinnigkeit, welche die Hauptsache bei der Religion ausmacht; denn wahrscheinlich war damals, als Rom erbauet wurde, die Gottesverehrung in Italien leider! bereits in die Phase eingetreten, daß der innere Herzensdrang sich abgeschwächt hatte, das eingerichtete Ceremoniell schon zu bloßer Observanz herabgesunken war, man also bei Einsetzung der römischen Culte nur zumeist der Gewohnheit, dem Herkömmlichen huldigte. Das ist denn diese Religion auch zumeist die ganze Zeit hindurch geblieben. Ja! mit der Zeit hat das Absterben der Formen, das Erbleichen derselben noch mehr überhand genommen. Kein wissenschaftlicher Unterricht, kein theologisches System, keine Belebung des Todten, kein Vervollkommnen der religiösen Erkenntniß, kein Umbilden und Bessern der oft so sonderbaren, oft so widrigen Gebräuche von Staats wegen.

Und wie viele waren der Gebräuche! Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß das Leben der Römer fast in dem kirchlichen Ceremoniell aufging. So viele Götter hatte er, so viele gottesdienstliche Ritus und Vorschriften zu beobachten! Und das Gesetz gebot ihm, solche alle mit der größten Aufmerksamkeit und Genauigkeit zu vollziehen. Denn man ging von dem anthropistischen Glauben aus, daß die Götter leicht zu beleidigen wären, leicht die Menschen ihre Empfindlichkeit, ihre Rache empfinden ließen. Die geringste Unterlassung verletzte sie. Der Cultus der Götter ging daher bei dem Römer bis ins Scrupulöse. Mit der ängstlichsten Sorgfalt glaubte er darauf halten zu müssen, daß Alles vorschrifts- oder observanzmäßig vollführt würde. Es ließen sich viele Beispiele hier anführen, die uns die alten Schriftsteller aufbewahrt. Wenn ihm oder seiner Stadt und seinem Staate etwas Widerwärtiges begegnete, dann glaubte er gewöhnlich, es läge an ihm; er hätte sich der Vernachlässigung eines Gottes oder eines Opfers oder kirchlichen Ritus schuldig gemacht, und nun ward mit aller Aemsigkeit und Raffinerie nachgeforscht, was denn wohl versehen wäre. Es herrschte

darum im äußern Gottesdienſte eine außerordentliche Strenge: ſie ſchien dem Römer das Hauptſächlichſte bei der Verehrung ſeiner Götter zu ſein. Deßhalb wählte er auch für dieſe menſchliche Thätigkeit ein bezeichnendes Wort: es iſt der Ausdruck religio. Mag man es herleiten von religere oder religare*): es bedeutete dem Römer die gewiſſenhafteſte Pünktlichkeit in Ausübung der gottesdienſtlichen Gebräuche. Der Römer war in dem einzig. Griechiſche Schriftſteller, wie Poſidonius von Apamea und Dionyſius von Halicarnaſſus, von denen wir Urtheile über die römiſche Religion beſitzen, heben dieſe Eigenſchaft von ihrem Standpuncte aus vornehmlich hervor: ſie nennen ſie in ihrer Sprache Deiſidämonie (heilige Scheu vor den Göttern). Und nicht bloß hinſichtlich der Ceremonien war der Römer ſo ſcrupulös; gleich den Griechen war er es auch, ſelbſt noch in ſpäterer Zeit, hinſichtlich der heiligen Gebäude. Nichts durfte da am Alten geändert werden. Als z. B. unter Veſpaſian der Tempel des capitoliniſchen Jupiters durch Brand zerſtört worden war, wurde der neue genau wieder ſo hergeſtellt, wie der frühere geweſen. Hiermit glaubte der Römer ſeinen religiöſen Pflichten ein Genüge geleiſtet zu haben. Kein Wunder daher, wenn in ſpäterer Zeit, wo Rom ſo groß da ſtand, die Meinung herrſchte, es könne gar nicht befremden, wenn die Götter das Reich ſo groß gemacht hätten, da die Römer ſo gewiſſenhaft auch die kleinſten Momente in der Religion fortwährend beobachtet. Natürlich lernte man da zumeiſt das höchſte Weſen nicht aus innerem Triebe, aus wahrhafter Herzensneigung um deſſen ſelbſt willen verehren, ſondern aus ſubjectiven Gründen, aus Eigennutz und um Schaden von ſich und dem Staate abzuwenden. Daher wurden Peſt, Mißwachs, Verluſte von Schlachten u. a. öffentliche Unfälle, Evocationen bei Belagerung von feindlichen Städten, Gelübde von Tempeln und Spielen im entſcheidenden Augenblicke des Kampfes ſo häufig Veranlaſſungen zur Aufnahme und Einführung neuer Götter, und der Staat und die höhern Beamten unterließen nicht, ſelbſt mit großen Koſten, den neuen Cultus zu vollführen.

Könnten wir nach ſolchen Aeußerlichkeiten die Religiöſität eines Volkes bemeſſen, ſo wäre keines religiöſer geweſen als das römiſche. Und wie viel Koſten, Zeit, Sorgfalt ꝛc. wandte man von Staats und der einzelnen Bürger wegen auf den Cultus! Wie viele Thiere haben oft bei einzelnen Begebenheiten ihr Leben verbluten müſſen! Und ſelbſt Menſchenopfer wurden nicht verabſcheuet, ſogar nicht mehr zur Zeit erwachter Humanität. Menſchenopfer ſind nehmlich bei den Alten ihrem Weſen und ihrem Urſprunge nach ſühnend. Ein großes Unheil, ein ſchweres Verbrechen konnte nach ehemaliger Anſicht nur

*) Die Acten über die Etymologie des Wortes ſind nehmlich noch immer nicht geſchloſſen. Obwohl ſich in neueſter Zeit viele Gelehrte ſpeciell mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt und für die Ableitung von religare, als weder dem Sinne noch der Analogie widerſprechend, erklärt haben, gibt Freund in ſeinem lateiniſchen Wörterbuche neuerdings doch wieder der andern den Vorzug wegen des gellius'ſchen religens.

durch menſchliches Blut beſchworen und getilgt werden. Bei allen Völkern des Alterthumes waren ſie hergebracht, wie Jacob Grimm ſehr wahr bemerkt. Allein wir werden uns doch mit Widerwillen von einer ſolchen kalten, ſtarren, eigennützigen, unmenſchlichen Religion wegwenden, wenn auch nicht geläugnet werden ſoll, daß, ſelbſt bei dieſen mangelhaften Anordnungen von Staats wegen zur Unterhaltung und Förderung religiöſen Sinnes bei den Bürgern, manches fromme Gemüth erweckt worden ſei und Befriedigung, nach damaliger Anſicht, gefunden haben mag. Der Cultus iſt und bleibt ja immer etwas Aeußeres, was ſubjectiv das Innere nur unvollkommen darſtellt, objectiv durch ſeine Symbolik, ſelbſt bei großer Mangelhaftigkeit, auf empfängliche Gemüther energiſch wirken kann.

Worin aber die römiſche Religion mehr, worin ſie Vorzügliches geleiſtet, das iſt die Moral und zwar namentlich die ſtrenge Moral zur Erziehung von tüchtigen Staatsbürgern. Eine Staatsreligion, wie jene, trägt ihr Vollendetſein in dem Aufgehen der ſubjectiven Ueberzeugung der Individuen, und zwar in der Weiſe, daß die Selbſtthätigkeit derſelben, weil ſelbige die Geltung dieſer Staatsreligion beeinträchtigen würde, gebunden iſt durch die überwiegende Kraft und Energie des nationalen Bewußtſeins. »Von ſolchem durchdrungen und getrieben, trugen nun die Glieder aller Stände die Kraft der eignen Ueberzeugung auf die Religion des Staates über und gewannen ſo einen politiſchen Glauben an die Wahrheit und Allmacht jener Götter und an deren ausſchließliche Fürſorge für den römiſchen Staat. Aus dieſer Quelle floß jenes mächtige Vertrauen, das nie an der Gewißheit des glücklichen Erfolges zweifelte, den man als die unausbleibliche Folge der pünktlichen Erfüllung der religiöſen Forderung anſahe, eben ſo wie jedes Mißgeſchick als Strafe für begangene Gottloſigkeit, für verſäumten Cultus galt.« Aus jener Quelle floß ferner jener unbedingte Gehorſam gegen die öffentlichen Einrichtungen und Geſetze, jene totale Ergebenheit, Demuth, Aufopferung ſeiner Selbſt. So weihte denn der Römer ſich, ſein Leben, ſeine Kraft willig dem Staate. Frömmigkeit war der Hebel ſeiner Anſtrengungen, die Mutter ſeiner Tüchtigkeit, ſeiner Virtus, und ſo trug er ſein Panier ſiegreich von Stadt zu Stadt, von Land zu Land und — eroberte den Erdkreis.

Aber auch im Uebrigen war dieſe Religion nicht aller ſittlichen Elemente baar, vornehmlich ehe ſie von aſiatiſchen Ausſchweifungen angeſteckt wurde. Wo man einen Dius Fidius, eine Fides, eine Pudicitia, Virtus u. ſ. w. verehrte, da kann doch das Moraliſche nicht gefehlt haben? Und hat's denn der Römer nicht, ehe ihn das ungeheure Glück verdarb, durch ſein Betragen bewährt und durch in den Annalen der Geſchichte mit unvergänglichen Zügen verzeichnete Thaten, daß ſeine Religion nicht eben ſo ſchlecht geweſen? Sie hat nicht der Immoralität Thor und Thür geöffnet; ſie hat ſelbige vielmehr gedämpft, fern gehalten, ſo lange ſie in Anſehen war und unvermiſcht mit fremden Zoten und Muckereien. Wie heilig z. B. der Ehebund gehalten worden iſt, kann daraus abgenommen werden, daß nach der Verſicherung glaubwürdiger Schriftſteller faſt 500 Jahre

lang keine Ehescheidung statt fand. Selbige war so etwas Unerhörtes, daß man die erste in den Annalen der Geschichte bemerkt findet. Man muß hier wohl, will man nicht ungerecht erscheinen im Urtheile, die Zeiten unterscheiden. Und in jener entschiedenen Neigung der Römer, vornehmlich sittliche Begriffe als göttliche Wesenheiten religiös zu verehren, liegt eine schöne Andeutuug von dem moralischen Sinne dieses Volkes, und auch ich kann nicht (mit Zumpt gegen Hegel) diese Neigung tadeln oder prosaisch finden. Damit ist freilich nicht behauptet, daß jener Religion alles Anstößige fremd gewesen sei, nicht Manches darin vorgekommen, was nur Naturmenschen verzeihlich ist. Man nehme nur die Fescenninen, die Lupercalien u. a. Ausbrüche roher Sinnlichkeit und ausgelassenen Muthwillens. Aber wer wird von jener frühen Zeit, vom gemeinen Volke Andres erwarten?

Wir wollen auch nicht unterlassen zu bemerken, daß die römische Religion, selbst nicht aller Gemüthlichkeit und Herzinnigkeit entbehrte. Selbige tritt, im Gegensatze zur öffentlichen, besonders in den Privatsacris, im Familienleben hervor. Die Verehrung der Vesta, der Penaten, der Laren, der Manen trägt diesen Charakter an sich und zeugt dafür, daß der Mensch nie ganz seine Eigenthümlichkeit, seine Natur ausziehen kann, selbst wenn ein äußeres Gebot und äußerer Zwang ihn dazu nöthigen will. Aber zu Geheimdiensten war der Römer ursprünglich gar nicht geneigt: sie stimmten nicht zu seinem offenen, geregelten, ernsten Charakter. So etwas brachte ihm erst die spätere Zeit.

Jene strenge Gesetzlichkeit indessen, die sich beim Römer theils im öffentlichen Leben überhaupt, theils im Besondern in der Religion äußerte, mußte eine gewisse Ernsthaftigkeit, Starrheit und Unbeweglichkeit, eine gewisse Gemessenheit und Kälte in derselben hervorbringen. Die römische Religion als Staatsreligion hat darum durchaus den Charakter des Rationalismus. Alles ist geregelt, berechnet, bestimmt, scharf begrenzt und streng befohlen. Aber dieses Vorherrschen des Normalen, des Verstandesmäßigen ist der Hemmschuh der Phantasie und aller poetischen Production. Kein Wunder also, wenn die römische Religion eigentlich und ursprünglich von aller Mythologie entblößt gewesen ist. Was uns in der Art geboten wird, ist erst spätern Ursprungs, meist von Griechen gedichtet oder doch nach griechischer Weise. Ist das ein Vorzug der römischen Religion? Dionysius von Halicarnassus, ein Grieche aus der Zeit des Kaisers Augustus, der sich zwanzig Jahre in Rom aufgehalten und Römisches mit Griechischem zu vergleichen Zeit und Gelegenheit gehabt hat, sagt's. Er meint: »Der Stifter des römischen Staates (soll heißen: der ursprüngliche Charakter des römischen Volkes und Staates) hat die von den Göttern (der Griechen) überlieferten Sagen, welche Verunglimpfungen und Lästerungen derselben enthalten, als nichtswürdig, unnütz und ungebührlich und nicht einmal rechtschaffener Menschen, geschweige Götter würdig, sammt und sonders verbannt und es so eingerichtet, daß die Menschen von den Göttern nur das Edelste und Beste erzählen und sich vorstellen, und ihnen keine solche Eigenschaften andich-

ten, welche seliger Wesen unwürdig sind. Denn man weiß bei den Römern nichts von Entstellung des Uranus durch seine eigenen Söhne, nichts von der Kinderverschlingung des Kronos aus Furcht vor deren Nachstellungen, nichts von Entthronung und Einkerkerung im Tartarus, die Zeus an seinem eigenen Vater verübt habe, nichts von der Götter Kämpfen, Verwundungen, Fesselungen und Knechtsdiensten bei den Menschen.« So vermag denn der Grieche selbst nicht das schöne Eigenthümliche seiner eigenen Nation zu erkennen! nicht Poesie zu würdigen! Vom Standpuncte der Religion aus die Sache angesehen, mag er recht haben; allein vom zweiten her hat er durchaus falsch. Denn ist es nicht ein Vorzug des Hellenismus, einen so reichen Schatz von Mythen zu haben? Nun! dann ist es eine Armuth, ein Mangel des römischen Volkes, keine zu besitzen. Auch verdient der erstere Punct wohl eine Beschränkung. Denn was die römische Sage vom Mars und der Vestalin Rhea Sylvia, von der Flora und sonst von manchen Göttern erzählt, gehört in dasselbe Capitel, als was Dionysius den Griechen vorwirft. Freilich sind hier die Zeiten zu scheiden. Solche schlüpfrige Dichtungen fallen zumeist in die Periode der Entsittlichung der Römer, der Entartung durch Griechen und Asiaten. Der Römer an sich hatte bei seinem ernsten Charakter schon keinen Trieb, keine Lust zu freien poetischen Productionen über seine Götter. Daher forscht man auch vergeblich bei ihm nach eigenthümlichen kosmogonischen, theogonischen, physischen Mythen. Die eigentliche römische Götterwelt ist ohne Abenteuer, ohne Liebesgeschichten, ohne jene reizenden Erzählungen, welche die griechische so interessant, so lieblich, so heiter machen.

Nicht anders ist es mit der römischen Religion in ihrem Verhältniß zu den bildenden Künsten. Sie hat diese nicht selbst hervorgerufen, sondern erst entlehnt, herbeigeholt von den Griechen. Die Römer hatten ursprünglich keine Statuen für ihre Götter: 170 Jahre soll es gedauert haben, ehe sie welche einführten. Man hat das ebenfalls, selbst in neuester Zeit, für einen Vorzug gehalten. Ist's aber nicht wieder ein Vorzug des Hellenen, daß seine Religion jene Künste erzeugt, gepflegt, zum höchsten Gipfel empor gehoben? Und ist es nicht ein Verdienst der römischen, daß sie dieselben aufgenommen und wenigstens unterhalten und fortgeführt hat? In rein religiöser Beziehung freilich verdient jener bilderlose Cultus den Vorzug. Aber den haben ja auch die Griechen in frühester Zeit gehabt! Sie haben ihn auf die italischen Pelasger, auf die Latiner, auf die Römer vererbt gehabt. Die Religion überhaupt ist in ihrer ersten Einfachheit unstreitig mehrfältig die bessere gewesen; aus dem Grunde ist man ja bestrebt gewesen, selbst in unserer, so vieles Spätere wieder abzuwerfen, zur ursprünglichen Einfachheit wieder zurückzukehren. Die römische Religion hat die bildenden Künste nicht verschmähet, ist die Trägerin derselben geworden in unsere Zeit herüber. Aber das Ernste, das Abstracte, das Berechnete blieb ihr, selbst als die Kunst der Griechen herzutrat und die Götter des Verstandes mehr zu beleben, zu vergeistigen, zu verschönen suchte durch ihre ideale

Bildungen. Die mildernde Kunſt drang nie wahrhaft tief bei dem Römer ein: ſie blieb ihm und ſeiner Religion immer etwas Fremdes. Nie hat ſich Beides mit einander wahrhaft vereinigt, ſo wie die ſpätern Mythen nie zum Ernſte des römiſchen Götterſyſtems gepaßt haben.

II. Abſchnitt.

Das Intereſſe dieſer Religion: für jetzt noch, und für immer.

Die Religion der Römer iſt ebenfalls eine beſondere Erſcheinung des religiöſen Glaubens der Menſchen geweſen, und in ſolcher Hinſicht natürlich für den Theologen, für den Forſcher der Geſchichte des religiöſen Glaubens von größter Wichtigkeit. Sie tritt hier als Staatsreligion auf, war ſolches in ihrer ganzen Strenge, und als ſolche lehrt ſie die Vortheile, lehrt ſie aber auch die Nachtheile ſolches Verhältniſſes. In der ſtarren Regelung, in dem Streng-Poſitiven geht das friſche, fröhliche, d. h. das eigentliche religiöſe Leben zu Grunde. Aber der Staat hat davon den augenſcheinlichſten Nutzen.

Die Religion der Römer iſt zumeiſt eine Fortſetzung, ein Zweig der griechiſchen, und hat die Mutter für uns hohes Intereſſe, ſo natürlich auch die Tochter. Aber dieſelbe umſchließt nicht minder beſondere, altitaliſche Elemente. Von dieſen Religionen haben wir ſonſt ſo geringe Kunde. Für den Forſcher muß es daher vornehmlich anziehend ſein, hier mit Mehrerem der Art bekannt zu werden.

Die Römer ſind ein großes welthiſtoriſches Volk. Man nehme es aus der Geſchichte hinweg, welch eine Lücke würde entſtehen! Alles, was dieſelben angeht, was ſie betrifft, muß uns bemerkenswerth erſcheinen. Auch die Religion. Selbige iſt ein weſentliches Stück der römiſchen Alterthumskunde. Sie lehrt die Denkart, den Charakter, das innere Leben des Römers kennen. Vielfach hat ſie dieß Alles ſelbſt beſtimmen, modeln helfen. Von ihrem Standpuncte aus kann man gar Vieles ſich erklären von dem, was die Römer waren und gethan haben und geworden ſind. Dem Alterthumskundigen, dem Hiſtoriker iſt ihre Kenntniß unentbehrlich.

Dieſe Religion war vorzugsweiſe Religion des Staates: ſie hat ihm gedient, hat ihn helfen ſtark machen, groß machen, ſo ſtark und groß, daß er an Macht und an Ausdehnung alle übrigen zur Zeit überſtrahlte. »Allerdings,« ſagt eben ſo ſchön als wahr Göttling in der geiſtvollen Vorrede zu ſeiner Geſchichte der römiſchen Staatsverfaſſung, »hat das gottgeliebte Volk der Griechen in Kunſt und Wiſſenſchaft von andern Völkern Nie-Erreichtes geſchaffen. Aber in Einem

stehen diesen Griechen die Römer weit voran, in der Kunst eines glorreichen, mannhaften Staatslebens. Der Staat der Römer ist ihr Kunstwerk, ihr Kunstwerk, welches, nicht hervorgegangen aus der Seele eines einzigen Mannes, wie Pallas Athene in voller Rüstung aus dem Haupte des Zeus hervorsprang, vielmehr des ganzen römischen Volkes Werk ist, an welchem sieben Jahrhunderte gearbeitet haben und in diesen die edelsten Geister und die festesten Charakter. Sparta ist mit seiner Politik niemals vorwärts geschritten; mit beschränktem Eigensinne hat es seine Verfassung gegen alle Forderungen der eilenden Zeit behauptet und sich selber eher dem Tode dargeboten, ehe es die engen Schranken altdorischer Satzungen hinwegnehmen ließ. Athen dagegen, in der leichtern Empfänglichkeit des ionischen Sinnes hat rasch die sämmtlichen Staffeln bürgerlicher Freiheit erstiegen, in dem ungemischten Wein der höchsten Demokratie sich berauscht und ist in diesem Rausche erst eine Beute des halbbarbarischen Macedoniens, dann des martialischen Rom's geworden. Dieses Rom dagegen steht in der Mitte zwischen beiden, den starren, unbeweglichen Spartanern und den zerfahrnen Athenern, und wenn die aristotelische Definition der Tugend, daß sie die Mitte sei zwischen zwei Extremen, auch auf politische Volksbestrebungen angewendet werden darf, so ist nicht zu zweifeln: die Römer sind unter jenen drei alten, von einem gütigen Geschick begünstigten Volksstämmen politisch der tüchtigste. Denn sie haben in ihrer Verfassung den Forderungen der Gegenwart stets so genügt, daß die vergangene Zeit der Väter darüber nicht preis gegeben und ein ehrenhaftes Erbe nicht vergeudet ward. Darum gleicht auch dieses Werk der Jahrhunderte zwar keinem Tempel der Griechen in seiner einfachen Kunst, wie der Plan eines einzigen Architekten ihn erstehen ließ, wohl aber einer großartigen Fassung auf einem gewaltigen Felsen. — — Rom's Verfassung, wie sie emporgewachsen und gesunken ist, wird Niemand als ein Muster der Nachahmung hinstellen wollen: jede Nation hat ein Geschlecht in dessen eigenthümlichem Leben zu vertreten, das sie nicht aufgeben darf; sie würde das Wesen der heiligen Nationalität verläugnen, wenn sie Nachtreterin einer andern würde, — aber die Römer sind es dennoch werth, daß man sich in ihrer Verfassung vergegenwärtige, was so große Tugenden ihrer Bürger hervorgerufen hat und, von so gewaltigen Kräften gehalten, vergrößert und veredelt worden ist.« Vortrefflich! So bedarf bei Erforschung und Beurtheilung des römischen Staates und seiner Geschichte eine besondere Berücksichtigung die mit ihm auf das innigste verwachsene Religion.

Und wie lehrreich ihre Geschichte sei, mag die deßfallsige nachfolgende Darstellung selbst bekunden.

III. Abſchnitt.

Die Grundſätze, nach welchen das Ganze behandelt ſein will und hier behandelt werden ſoll.

Es ſind im Ganzen dieſelben, welche bei der griechiſchen Religion in Anwendung kamen. Wie dieſe nur aus einzelnen Culten beſtand, ſo nicht minder die römiſche: folglich kann auch die Erörterung der letztern bloß eine Aufzählung und logiſch-hiſtoriſche Erörterung der einzelnen Götterdienſte ſein. Es iſt die Aufgabe, die wild gewachſene Pflanze in ein Syſtem zu bringen, die mannigfache Maſſe zu ſondern und zu ſcheiden, was urſprünglich, was eigenthümlich, was fremd, was im Laufe der Zeit und wann hinzugekommen iſt, auseinander zu ſetzen, dadurch das Ganze an ſich und im Verhältniß zum Uebrigen ins klare Licht zu ſtellen. Darum liegt auch hier uns das Antiquariſche fern: wir haben es hauptſächlich mit dem Begriffe und ſeiner logiſchen Geſtaltung im Laufe der Zeit und bei den obwaltenden Umſtänden zu thun. Die Quellen zerfallen ebenfalls entweder in literariſche oder in artiſtiſche. Beide ſind aus ſehr ſpäter Zeit, wo bereits vieles Urſprüngliche verloren gegangen oder aus dem Gedächtniſſe vermiſcht war, oder wo Synkretismus und Deutelei das Eigentliche vielfach gefärbt und verunſtaltet hatte. Selbſt die vaterländiſchen Schriftſteller ſind höchſt unkritiſch, befangen von ihrer Zeit und nur mit größter Vorſicht zu gebrauchen; überdem die Nachrichten ſpärlich, lückenhaft, fragmentariſch. Viele Schriften, die uns belehren könnten, haben wir nicht mehr. Auch hat ein eigentliches ſyſtematiſches Werk in Rom über den Gegenſtand gar nicht exiſtirt.

Die Schwierigkeit, das Ganze in's gehörige Licht zu ſetzen, iſt daher für unſere Zeit noch immer groß, faſt zu groß, weil es auch an Vorarbeiten fehlt. Man hat ſich mit dem Gegenſtande noch viel zu wenig energiſch beſchäftigt; es iſt erſt noch manches zu ſichten und feſtzuſtellen: die Topographie Rom's, die politiſche Geſchichte, die Chronologie, das Antiquariſche der Religion bedarf noch vieler Aufklärungen. Doch ſind in neueſter Zeit zu allem dem ſehr erfreuliche Schritte geſchehen, und namentlich haben Hartung, Klauſen, Krahner, Ambroſch, Herzberg jüngſther höchſt anerkennungswerthe Studien der Art vollführt.

Wir geben unſern Leſern wieder von der römiſchen Religion zuvörderſt ein allgemeines hiſtoriſches Bild. Deſto beſſer wird ſich alsdenn das Einzelne in's Licht ſetzen und beurtheilen laſſen.

Die Religion der alten Römer.

Erste Abtheilung.

Die Geschichte dieser Religion.

Einleitung.

Die Religion der alten Römer, so starr positiv sie auch von Anfang an gewesen sein mag, ist dennoch nicht immer dieselbe geblieben; auch sie hat gewisse Veränderungen erlebt, ihre Phasen durchlaufen. Mithin fällt sie ebenfalls der historischen Darstellung anheim. Folgendes sind die Wendepuncte dieser Geschichte: die nähere Bekanntschaft der Römer mit der hellenisch-griechischen Cultur, das siegreiche Ende des zweiten punischen Krieges, die Alleinherrschaft des Augustus, endlich der Untergang des römischen Heidenthums durch das Christenthum. Es ergeben sich hiernach folgende Abschnitte oder Perioden:

I. Periode: von der Erbauung Rom's bis zur Herrschaft Tarquinius' d. ä., oder von 754 bis 616 v. Chr.;
II. Periode: von der Herrschaft Tarquinius' d. ä. bis zum Ende des zweiten punischen Krieges, oder von 616 bis 201 v. Chr.;
III. Periode: vom Ende des zweiten punischen Krieges bis zur Alleinherrschaft des Kaisers Augustus, oder von 201 bis 30 v. Chr.;
IV. Periode: von der Alleinherrschaft des Kaisers Augustus bis zum gänzlichen Sturze des römischen Heidenthums durch das Christenthum, oder von 30 v. Chr. bis 388 n. Chr.

Die erste Periode ist die der Gestaltung und Reinheit, die zweite die des Hereinbrechens des Hellenismus, die dritte die des Unglaubens, die vierte die der Reaction und der Vernichtung.

Erſte Periode.

Von Erbauung Rom's bis zur Herrſchaft Tarquinius' d. ä., oder von 754 bis 616 v. Chr.

Rom ward nach der gewöhnlichen Rechnung um das Jahr 754 v. Chr. gegründet. Coloniſten aus dem benachbarten Alba Longa, alſo Latiner, waren ſeine Erbauer. Sie ſiedelten ſich am palatiniſchen Hügel an. Die neue Bürgergemeinde wird es für eine ihrer erſten Pflichten gehalten haben, religiöſe Culte zu ſtiften, Heiligthümer zu gründen, theils um ihren Mitgliedern Gelegenheit und Anlaß zur Gottesverehrung zu geben, theils um die neue Stadt unter beſondern höhern Schutz zu ſtellen. Nehmlich zuverläſſig war, wie wir ſchon in der Einleitung bemerkten, damals, als Rom erbauet wurde, die Religion in Latium bereits in das Stadium getreten, wo ſie aus einer Familien-Angelegenheit zu einer öffentlichen geworden, mit Beibehaltung der alten Familien-Culte. Es wurden alſo im neuen Rom Privat- und öffentliche Sacra eingerichtet, welche die neuen Anſiedler kannten, mitbrachten.

Nun waren aber, ſehr wahrſcheinlich in Folge der theſſaliſchen Wanderung um 1100 v. Chr., aus oder über Epirus, wo bereits der Gott Zeus und ſeine vermeintliche Gattin Dione verehrt wurden, desgleichen wohl auch die Göttin Diana und Heſtia, Pelasger nach Mittelitalien, nach Latium gekommen und hatten hier eine Art Herrſchaft über die rohern Urbewohner (Aboriginer) begründet und denſelben ihre höhere, auch religiöſe Cultur mitgetheilt. So hatten dieſe einen Jupiter, eine Juno, Diana, Veſta kennen lernen — denn das ſind nur wenig veränderte, dialektiſch-verſchiedene Formen der obigen Namen — und eben ſo den äußern Gottesdienſt, wie er bei den älteſten Griechen mag gäng und gäbe geweſen ſein: Opfer, Altäre, Tempel ohne Bildſäulen, bloß mit einfachen Symbolen zur Bezeichnung des betreffenden Gottes. Angeregt durch ſolche Beiſpiele hatten ſie dann ſelbſt andere Götter hinzu erdacht, als z. B. die Minerva, den Mars, die Penaten, den Saturn ꝛc., von denen wir im griechiſchen Götterſyſteme keine dem Namen wie der urſprünglichen Bedeutung nach entſprechende Weſen finden. Selbige alle brachte die neue Colonie von Alba Longa mit und ſtiftete ihnen in Rom Heiligthümer, private (in den einzelnen Häuſern) und öffentliche (in der ſogenannten heiligen Straße, via sacra, in der Nähe des ſogenannten Königshauſes, regia). Jupiter, Juno, Minerva hatten hier namentlich, ſichern Nachrichten zufolge, ihre Verehrung; auch werden ſie von Varro die älteſten Gottheiten (antiquissimi dei) der Stadt genannt, und ſie galten noch in ſpätérer Zeit als die Penaten und Beſchützer der Stadt

(Liv. III, 17.). Sie sind das gewiß von Anfang an gewesen. Sicher ist auch, daß Vesta, die Göttin des Stadtheerdes, d. h. der städtischen Gemeinde, hierselbst ihr ältestes Heiligthum gehabt hat, ingleichen Mars. Den Cultus dieser Götter aber überkamen die höchsten geistlichen Würdenträger der neuen Gemeinde: der König und die Königin, der Flamen Dialis und die Flaminica, die Vestalinnen, der Pontifex Maximus und der Flamen Martialis, denen wir wohl ohne Bedenken die Flaminica Martialis und die palatinischen Salier, die Priester des Mars zufügen dürfen. Der König hatte natürlich die höchste Obergewalt. Im Uebrigen gingen die Priesterthümer alle wahrscheinlich sofort über in die Hände einzelner edler Häuser, in denen sie zum Theil auch wohl erblich wurden. Und wie die Patricier und Plebejer streng geschieden, so waren es zuverlässig auch ihre beiderseitigen Sacra. So waren denn die ersten ursprünglichen Culte in Rom pelasgisch-latinische. Die Mitglieder dieser frühesten Ansiedlung hießen Ramnenses (eigentlich wohl Remenses, woher Remus der vermeintliche Mit-Erbauer Rom's gebildet, oder Romenses von Roma).

Ihr ward alsbald eine sabinische Colonie zugefügt, Tities, Titienses oder Tatienses geheißen (woher? ist unbekannt; aber auch hieraus hat man einen mythischen Titus Tatius gedichtet). Sie fand am Quirinalis und dem angrenzenden Locale ihre Stätte. Auch sie brachte ihre Culte mit und stellte solche in dem ihr angewiesenen Bereiche her. Und so können wir nicht zweifeln, daß diesem Stamme das uralte Heiligthum der drei verbundenen Gottheiten des Jupiter's, der Juno und der Minerva (die Sabiner hatten viele Götter mit den Latinern gemein; sagt doch Varro ausdrücklich, jene Pelasger aus oder über Epirus wären zu den Sabinern gekommen!) auf dem alten Capitolium und der Cultus des Quirinus (nach dem der quirinalische Hügel seinen Namen erhalten, so wie die Sabiner den Ehrennamen Quiriten den Gliedern der ganzen Gemeinde mitgetheilt haben) seinen Ursprung verdankt. Die beiden Gemeinden scheinen aber nicht sofort zu Einer verschmolzen zu sein; folglich werden auch manche beiderseitige Culte getrennt neben einander bestanden haben. Soll doch jener mythische Titus Tatius eine eigene priesterliche Aufsicht auf die Erhaltung der sabinischen Sacra und Augurien festgestellt haben (die sodales Titii)! Wodurch indessen die Existenz gewisser beiden Volksstämmen gemeinsamer Bundesopfer nicht ausgeschlossen wird. Zuverlässig erhielten z. B. zu den bereits bestehenden palatinischen Priester-Collegien die Sabiner Zutritt und brachten eine Vermehrung des Personals zu Wege, damit der zweite Stamm an denselben Antheil hätte und durch die geistlichen Organe als integrirender Theil des Staates vertreten würde. Es heißt ferner ausdrücklich bei gewissen glaubwürdigen Schriftstellern, daß Latiner und Sabiner ihre Sacra mit einander verbunden hätten, daß die von den Sabinern dem römischen Staate zugebrachten Götter Novensides genannt worden seien. Welche Götter aber und wie viel die neuen Ansiedler mitgebracht, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen: auf die nachmaligen

Angaben aus späterer Zeit läßt sich nichts Bestimmtes bauen; sie sind höchst unzuverlässig.

Zum dritten einte sich damit noch eine Schaar von Etruskern, Lucceres genannt, und sie wird wieder etruscische Elemente dem religiösen Cultus in Rom zugesellt haben. Wie viel und welche dieß waren, ist ebenfalls nicht zu bestimmen und die deßfallsigen Notizen bei den spätern Schriftstellern bloße Meinungen oder Vermuthungen, oft aus der Luft gegriffene. Dabei sind, neuern Forschungen zufolge, nicht minder in der etruscischen Religion griechische Elemente nicht zu verkennen. Meistens haben die Etrusker aber, wie es scheint, nicht sowohl auf die eigentliche Religion, auf die Vorstellungen der Römer von den Göttern eingewirkt, als vielmehr auf den Ceremonialdienst. Mit diesen neuen Hinzukömmlingen geschahe zuverlässig dasselbe, was mit den Sabinern: obwohl sie in manchen Stücken ihre eigenen Culte behielten, so wurden sie doch ebenfalls im Ganzen dem Erstern, dem Latinisch-Römischen untergeordnet, so daß allmählich eine Verschmelzung hervorgehen mußte.

Je bunter aber diese Zusammensetzung war, desto mehr mußte man sich bemühen, das Ganze zu regeln und im Einzelnen festzustellen. Dieß Bedürfniß mußte sich gleich von vorn herein kundgeben. Und so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sich das Kirchliche im jungen römischen Staate sehr bald ordnete. Darauf weiset auch die Sage hin, daß die ersten mythischen Könige Romulus und Numa, vornehmlich der letztere, sich dieser Sorge hingegeben. Es liegt darin die historische Wahrheit, daß man in Rom sofort nach der Bildung der städtischen Gemeinde das Religiöse zum Augenmerke nahm, es in den staatlichen Verband einfügte und an dieselben festen Bestimmungen knüpfte, wie die übrigen Verhältnisse. So entwickelte sich denn mit dem übrigen geregelten Staatsleben sogleich auch ein streng geregelter Cultus, und Numa gilt mythisch bei den Römern für das, was für die Griechen ein Homer und ein Hesiodus gewesen. Dabei braucht man nicht an ein raffinirtes Berechnen eines Politikers zu denken, der die Religion in einem Staate deßhalb will eingeführt wissen, damit der Pöbel desto zahmer und desto leichter zu regieren sei, sondern die Sache machte sich von selbst: das dunkle Gefühl schon treibt den Menschen, für Anerkennung und Geltung des Göttlichen auch beim staatlichen Verbande zu sorgen. Die römische Religion trägt das Gepräge weiser Berechnung, aber immer doch als hervorgegangen aus innerm göttlichen Triebe. »Sie ist entstanden aus subjectiver Ueberzeugung und subjectivem Drange, aber als Staatsreligion zu einer rein objectiven geworden, ganz unabhängig von der subjectiven Ueberzeugung.«

Aber bei diesem, auch kirchlich wohl geordneten Zustande gewann Rom gar bald an intensiver Kraft. Das Religiöse ist ein mächtiger Hebel im staatlichen Leben. Gewiß hat es dazu nicht wenig beigetragen. Ein Tullus Hostilius, der vermeintliche dritte König, konnte es schon wagen, die Mutterstadt Rom's, Alba Longa, zu zerstören und dessen Einwohner nach Rom zu verpflanzen. Wenn nun

auch die Tempel, nach der ausdrücklichen Meldung der Historie, verschont blieben, und von Rom aus die Verehrung der Götter besorgt wurde, so gewann doch die Stadt wie an Einwohnerzahl so gewiß auch an Culten, an latinischen.

Wenn die Sage oder die spätere Historiographie berichtet, derselbe Tullus habe die alten Satzungen der Religion vernachlässigt, wäre ein Feind der Götter gewesen, habe nur den Krieg geliebt: so liegt hierin die allgemeine Wahrheit, daß nach Feststellung der auch kirchlichen Ordnung der Staat nun an Aeußeres dachte, an Kriege und Eroberungen. Und wenn dagegen von Ancus Marcius wieder berichtet wird, er habe beide Eigenschaften, die eines Kriegers und eines gottesdienstlichen Mannes, in sich vereinigt, so mag darin die allgemeine Bemerkung liegen, daß man nicht unterließ, weiterhin die Religion als ein wichtiges Moment zu betrachten, dem neuen Staate Kraft zu geben und zu erhalten.

So entwickelte sich der Cultus in Rom aus griechisch-italischen Stoffen, selbstständig und ohne sonstige fremdartige Beimischung eine ziemliche Zeitlang fort, zu einer festen, compacten, mit dem Staatsleben innig verbundenen Masse. Er war dem antiken Leben entsprechend: einfach, nicht kostspielig, nicht Zeit raubend bei aller Mannigfaltigkeit, die er wahrscheinlich doch schon angenommen hatte. Davon wollen selbst spätere Schriftsteller, wie Dionysius von Halicarnassus, noch deutliche Spuren wahrgenommen haben: sie rühmen dieß namentlich. Von den Künsten beschäftigte er nur allein die Baukunst zur Errichtung von Tempeln und Altären. Bildsäulen der Götter waren ihm noch fremd: einfache Symbole, wie z. B. eine Lanze, deuteten den Begriff der betreffenden Gottheit an. Der Kreis der Uebermenschlichen aber beschränkte sich damals bei den Römern zumeist auf Gottheiten zum Schutze des Hauses und der Stadt oder des Staates, und der ökonomischen Verhältnisse, des Landbaues und der Viehzucht, und des Krieges. Denn in dieser Sphäre drehte sich doch gewiß nur zumeist das Leben der alten Römer in der gegenwärtigen Periode, und davon hing natürlich der Kreis ihrer religiösen Vorstellungen ab. Wenn auch der Cultus größtentheils bloße äußerliche Werkthätelei gewesen sein mag, so wird er doch bei seiner Strenge die Sittlichkeit geschärft und geläutert haben.

Zweite Periode.

Von Tarquinius' d. ä. bis zum Schluß des zweiten punischen Krieges oder von 616 bis 201 v. Chr. Das Zeitalter des beginnenden Hellenisirens.

Die Rom benachbarte etruscische Stadt Tarquinii hatte, wie es scheint, von Anfang an durch die eingewanderten Tyrrhener am meisten griechische Bildungs-Elemente in sich aufgenommen, und, vor allen andern Oertern Etruriens zu Glanz und Reichthum gelangt, stand sie auch noch später, wenn auch nicht gerade in häufigem Handelsverkehre, doch in freundschaftlicher Verbindung mit dem früh so mächtigen und reichen und kunstfleißigen Corinth. Vielleicht hatte sie von daher selbst Colonisten erhalten. Und diese Stadt entsandte um den Anfang des zweiten Jahrhunderts vor Christo aus einem ihrer vornehmsten Geschlechter einen Mann nach Rom, vielleicht selbst von griechischer Herkunft, sicherlich mit hellenischer Bildung ausgestattet, nach dem Orte seiner Geburt entweder schon von seinen Zeitgenossen »der Tarquinier« geheißen oder, weil man seinen eigentlichen Namen später nicht mehr kannte, von den Historikern so benamset. Er ward hier König, und von seiner Herrschaft an datirt sich directer griechischer Einfluß auf Rom und — auf dessen Religion. Cicero, sonst mehr als Einer der eifrigste Lobredner alles dessen, was die Römer auf dem Wege selbstständiger Entwickelung gefunden, nimmt keinen Anstand zu bekennen, daß mit jener Dynastie griechische Weise, namentlich griechische Kunst in Rom eingedrungen sei. Auf die letztere deuten die Baudenkmäler sattsam hin, welche von diesem Tarquinius hergerührt. Aber es passen auch darauf die 170 Jahre, welche der spätere Alterthumsforscher Varro angibt als die Zeit der Einführung von Götterbildern nach Rom's Erbauung. Und außerdem finden sich noch mehrfache anderweitige Nachrichten, die es außer allem Zweifel setzen, daß von nun an griechische Bildung die Geister der Römer unmittelbar befruchtet hat. Nicht allein — ich folge der schönen Auseinandersetzung Klausens — daß die benachbarten Samniter Freunde derjenigen Hellenen waren, welche sich bei ihnen auf Italiens Küste niedergelassen hatten, und mit ihnen vielfältig verkehrten, — mindestens seit dem dritten Jahrhundert der Stadt ist notorisch Cumä, angelegt von Chalcidikern aus Euböa am Meerbusen von Neapel, bei seiner großen Nähe unverkennbar vom größten und nachhaltigsten Einflusse auf Latium und auf Rom geworden. Die Münzen oscischer Städte tragen, so frühe wir sie nur finden, ein Gepräge, welches diesen Einfluß auf das sprechendste bezeugt. Von daher nur, von den Griechen Campaniens (nicht von den Tus-

kern) können die Römer ihr (griechisch-römisches) Alphabet bekommen haben, welches Servius Tullius, wie notorisch ist, bereits benutzt hat. Historische Thatsachen ferner, welche wenigstens den Verkehr der Cumaner mit Latium überhaupt bekunden, sind: die Unterstützung, welche sie den Aricierн gewähren gegen die Etrusker, die Befreundung Tarquinius d. j. mit Aristodemus, dem Tyrannen von Cumä, und die von daher erfolgte Einführung der sibyllinischen Bücher. Noch mehr! Tarquinius Eidam, Octorius Mamilius, leitete seinen Stammbaum bis zum Ulysses und zur Circe hinauf. Er mußte also mit der griechischen Literatur, mit den homerischen Dichtungen bekannt sein. Die von ihm abstammenden Mamilier prägten auf ihre Münzen fortwährend den Ulysses als ihren vermeintlichen Stammvater. Auch hat Tarquinius d. ä. die Stadt Circeji angelegt und, wie ausdrücklich versichert wird, zur Ehre der Circe benannt. Es war dort ein Tempel derselben und ein Cultus für sie hergestellt, und es ward eine Reliquie von Ulysses (eine Schale) daselbst gezeigt, zum Beweise, in wie enger Verbindung man das Alles dachte. Wäre Circeji vielleicht später erst auf Circe bezogen worden, wie käme es denn, daß in Nachrichten, welche hiermit in gar keinem unmittelbaren Zusammenhange stehen, dieselbe Göttin in derselben Zeit auch in Tusculum vorkommt? und daß Tarquinius, der doch sonst gar nichts mit den Mythen der Circe zu thun hat, an beiden Oertern seinen Einfluß übt. Es muß hiernach Ulysses' Name in Rom bekannt gewesen, kann es nur gewesen sein von Cumä her, auf dessen sehr alten Münzen sich ja ebenfalls das Bild des Ulysses findet, und wo die spätere Sage dessen Nekromantie localisirt hat.

Eine sichere Spur sogar von der unmittelbaren Freundschaft der Römer mit den Griechen in der tarquinischen Zeit ist, daß die Phocäer, welche Massilia gründeten (vor Cyrus), während der Regierung Tarquinius' d. ä. in die Tiber eingelaufen sind und mit den Römern ein Bündniß geschlossen haben. Gewiß stammt diese Nachricht aus massiliotischen Geschichtsquellen, läßt sich deßhalb um so weniger bezweifeln. Nun haben aber die Phocäer, nach dem bestimmten Zeugnisse des Strabo, die Gründung jener Stadt unter Oberleitung der ephesischen Artemis gemacht, der deßhalb auch theils in Massilia selbst, theils in dessen gesammten Colonien Heiligthümer gestiftet waren. In Massilia selbst lag der Tempel zusammen mit dem des delphinischen Apollo, des gemeinschaftlichen Gottes aller Jonier in Kleinasien, zu denen ja die Phocäer gehörten. Und da lesen wir in Livius: es habe Servius Tullius, der Nachfolger des ä. Tarquinius, das Heiligthum der Diana in Rom auf dem Aventinus nach dem Muster des damals schon sehr berühmten und deßhalb allenthalben bekannten ephesischen bauen lassen, und Strabo versichert ausdrücklich, das Holzbild der römischen Göttin entspreche durchaus dem Artemisbilde in Massilia. Dionysius dagegen versichert, mit eignen Augen noch in diesem selben Tempel die Säule gesehen zu haben, auf welcher mit griechischen Charakteren der Bund mit den Latinern beschrieben stand.

Weiter! Massilia verehrte auch die Pallas Athene, gerade wie die Mutterstadt (Phocäa) es gethan. Und Strabo meldet gleicher Weise, daß die größte Aehnlichkeit zwischen den (hölzernen) Bildnissen dieser Göttin in Phocäa und Massilia und der Minerva in Rom statt gefunden.

Aus Diesem schon — anderes minder Wichtige wollen wir übergehen — läßt sich klar erkennen, daß die Römer nun mit den Griechen unmittelbar in Verkehr traten, in materiellen wie in geistigen. Der Hellenismus begann seine Einwirkung theils zur Fortbildung, theils zum Nachtheil der Römer, auch in Beziehung auf ihre Religion. Er konnte solche um so leichter bewerkstelligen, als zwischen beiden Religionen schon eine ursprüngliche Verwandtschaft existirte, die nur brauchte fortgesetzt und erweitert zu werden; als bei den Alten an gar keine Kritik und scharfe Unterscheidung der Götter gedacht wurde, sondern oft ganz äußerliche Merkmale eine Identificirung bewirkten; endlich als die Griechen seit der Trennung der nach Italien herübergewanderten Pelasger Riesenschritte in der Cultur gemacht hatten, namentlich in der Literatur und bildenden Kunst. Die schöne einnehmende Form der deßfallsigen Produete mußte um so gewaltigern Einfluß üben. So geschahe es denn, daß Götterbilder eingeführt wurden in menschlicher Gestalt, und daß sich hiernach der Römer seine Götter in der Vorstellung durchaus anthropomorphosirte; daß er seine altitalischen Gottheiten für die griechischen hingab, und daß das einheimische Element zumeist aus seiner Religion verschwand; daß er zwar einerseits mit den ästhetisch-schönen Formen hellenischer Kunst bekannt wurde und so seinen Geschmack läuterte, andrerseits aber auch mit Dichtungen, die in seinen Augen die Götter herabsetzen mußten.

Die Kenntniß und der Gebrauch des griechischen Alphabets bot jetzt in Sachen der Religion Gelegenheit dar, zur Anfertigung jener Register über Namen der Götter, ihre Feste, Gebräuche u. s. w., welche man unter der Benennung der Indigitamente kennt. Das Alter derselben kann also bis zu dieser Zeit zurückgehen. Denn sehr wahrscheinlich hatte sich doch nun im Laufe der Zeit die Zahl der Gottheiten und ihrer Festfeier gesteigert. So mußten denn die Pontifices, welche die Oberaufsicht über das Gesammtgebiet des Cultus hatten, etwas in Händen führen, wonach sie das Ganze leiteten, woraus sie die Magistratspersonen und Unterpriester theils in zweifelhaften Fällen belehren, theils controlliren und bei vorkommender Fahrlässigkeit zur Rechenschaft ziehen konnten. In gleicher Gestalt wird es sich mit den Ritual-Büchern verhalten haben, die in den Händen der einzelnen Priesterschaften gewesen sein sollen. Auch diese konnten nun bestimmt abgefaßt werden, aufkommen.

Zu Tarquinius' d. ä. Zeit nimmt der römische Staat und damit auch die Religion eine entschieden politische Richtung sowohl im Innern als nach außen. In ersterer Beziehung will er alle Mitglieder der städtischen Gemeinde, die aus so verschiedenen Gegenden und Volksstämmen zusammengewürfelt waren, zu einem ungetheilten

Ganzen vereinigen; im Augur Navius tritt ihm aber die prieſterliche Oppoſition hindernd in den Weg und er kann nicht durchdringen. In der zweiten gedenkt er ſeine Stadt zum glanzvollen Mittelpuncte einer ſchon nicht mehr unbeträchtlichen Macht zu erheben. Bereits war ja der Länderſtrich, in welchem Rom's Obmacht anerkannt wurde, über die Marken des alten Latiums ausgedehnt; nicht nur ein großer Theil der Latiner, ſondern auch der Sabiner, Etrusker und der mächtige Volksſtamm der Aequer waren ihm unterthänig. Im Gefühle ſolcher Macht wollte Tarquinius den Glanz ſeiner Herrſchaft und ſeiner Reſidenz erhöhen, gewiſſer Maaßen durch die Religion heiligen. Zu dem Ende beſchloß er, bauluſtig wie er war, ein zweites, herrlicheres Capitolium auf dem nachmals darnach benannten capitoliniſchen Hügel zu gründen. Es ſollte das Hauptheiligthum des römiſchen Staates werden, was alle Mitglieder deſſelben zu einer großen Familie vereinte und Untergebenen wie den Nachbarn imponirte. In ſeiner Gründung tritt ſichtbar die Stufe und die Tendenz der römiſchen Macht hervor und Religion und Politik ſind dabei verſchwiſtert. »Bis auf die Erſcheinung der ausheimiſchen Dynaſtie der Tarquinier lagen die Keime zur künftigen politiſchen Entwickelung des römiſchen Volkes gleichſam eingehüllt in den Feſſeln der uralten Religion. Jetzt hat die politiſche Macht die Religion in etwas überwunden, und nun bedient ſie ſich ihrer zur Vermehrung des eigenen Glanzes, indem ſie ihr mehr Glanz verleiht. Daß der capitoliniſche Tempel nicht etwa zufällig durch die Bauluſt eines übermüthigen Tyrannen entſteht, ſieht wohl Jeder von vorn herein, der ein Bild von dem Zeitalter Rom's in ſich trägt, in welchem die Gründung jenes Heiligthums beſchloſſen, unternommen und vollendet ward.« Die Entſtehung deſſelben iſt nicht das Reſultat Eines Mannes, ſondern der ganzen Zeit, des ganzen Volkes; es ſteigt empor mit der geſteigerten Kraft des Staates; es ſoll nicht ein bloßes Heiligthum der Stadt, auch nicht ein bloßer Bundestempel zwiſchen Rom und andern Stämmen werden, ſondern ein Zeichen ſein von der bereits geſteigerten Macht des Staates und der noch zu hoffenden. Livius ſagt in der Beziehung treffend: »Tarquinius habe den Platz auf dem Capitolium zum Tempel des Jupiters in ſo großem Umfange mit Grundſteinen belegen laſſen, als hätte er von der künftigen Majeſtät des Platzes ein Vorgefühl gehabt.« Rom war bereits auf gutem Wege.

Die darauf folgende Regierung des Servius Tullius (578 bis 534) iſt für uns bemerkenswerth einmal darum, weil er bei ſeiner durchgreifenden neuen Verfaſſung, die er ſeinem Staate gab, auch den Cultus ſehr weſentlich berückſichtigte, auch ihn an noch beſtimmtere Formen band, ihn noch mehr zur Staatsverwaltung herbeizog. Alle Verſammlungen des ganzen Volkes wie einzelner Abtheilungen hatten ihre beſondern Sacra, Heiligthümer, Prieſter; wurden begonnen mit religiöſen Feierlichkeiten, mit Opfern und Gebet, mit Vogelſchau und Götterbefragung, aber ſo, daß dabei die Patricier immer die Leiter, die Führer waren. Nicht eine Gleichſtellung der beiden

Stände fand statt. Die Patrizier blieben, was sie gewesen waren, Vermittler zwischen den Göttern und dem Staate; sie nur konnten die Auspicien halten, sie nur die Priesterthümer führen, während dem Plebejer, auch dem vornehmsten, in Bezug auf die Staatsreligion, nur Privatandacht frei stand. Sodann veranlaßte dieser staatskluge König die Latiner zu einem Bunde, dessen Haupt Rom wurde, und — er stellte ihn ebenfalls unter die Heiligkeit der Religion, indem er einen Tempel der Diana auf dem Aventinus zum Bundesheiligthume stiftete.

Der zweite Tarquinier (534 — 509) gründete zuerst, so viel wir aus der Geschichte erfahren, die ersten Colonien von Rom aus — Ostia war ja nur der Hafen der Stadt — gegen die Aequer in Signia, und gegen die Volsker in Circeji. Der Anfang zur Verbreitung der römischen Religion über Rom's Weichbild hinaus. Denn unbezweifelt nahmen die Colonisten ihre Vorstellungen und ihre Bilder und ihre Verehrung von ihren Göttern mit. Dieser König nun vollführte den Bau des Capitoliums und machte es zum Sitze der vier höchsten Staatsgötter, Jupiter, Juno, Mars und Minerva, deren Statuen nun wohl auch in die betreffenden Heiligthümer gesetzt wurden. Hierzu bediente sich Tarquinius der Architekten und plastischen Künstler aus dem nahen aber ebenfalls schon vielfach hellenisirten Hetrurien. Die ganze Anlage des Baues war schon etruscisch; Etrusker führten ihn aus. Das Bild des Jupiter's, geformt aus Thon, war nach Varro von einem etruscischen Künstler gearbeitet, so wie denn überhaupt die ganze römische Götterbildnerei aus jenem Lande hergeleitet wird. Das thönerne Viergespann, was die Spitze des vordern Giebels am capitolinischen Tempel zieren sollte, wurde in Veji gearbeitet u. s. w. So waren es denn hölzerne und thönerne Bildsäulen und Bildwerke, deren man sich damals in Rom noch bediente. Gegenwärtig noch dem einfachen Sinne der Römer genügend. Aber der öffentliche Cultus wurde nun immer glänzender.

Die sibyllinischen Bücher, wahrscheinlich das Machwerk eines cumanischen Griechen, wahrscheinlich neben Anderm vornehmlich Vorschriften enthaltend, wie man sich bei vorkommenden Unfällen oder Verlegenheiten zu verhalten, welche Götter man anzurufen, durch welche Opfer und sonstige Weisen man sie zu sühnen habe, wurden von Seiten des Königs für den Staat angekauft und einem besondern Collegium von heiligen Personen übergeben. Sie haben viel dazu beigetragen, daß im Laufe der folgenden Zeiten die Zahl der fremden, besonders griechischen Götter in Rom gemehrt wurde. Auch geschahe in Folge einer Pest die erste Sendung nach Delphi, um den pythischen Apollo, den Gott der Pesten und der Wahrsagerei, über die Mittel zur Abwendung zu befragen. Die Sage und die Historiographie der Römer stellen darum und aus noch andern Gründen den Tarquinius Superbus hin als Verächter heimischer Religionsweisen, als Anhänger ausländischer Culte.

Unumschränkter Herrscher der er war und als welcher er die

Gewalt der Aristokratie zum Theil schon gebrochen hatte und die höchste weltliche und kirchliche Macht in seiner Person vereinte, hätte er den Staat wahrscheinlich schon ein Paar Jahrhunderte früher in die Reihe der mächtigsten Staaten Italiens und vielleicht der damaligen Welt eingeführt, wäre nicht die Katastrophe erfolgt, die ihn und seine Familie verjagt und die königliche Gewalt ganz abgeschafft hätte (510 v. Chr.). Rom kam weit zurück in der Ausdehnung seines Gebietes und auf lange Zeit an innerer Kraft. Aber die Verhältnisse der Religion änderten sich wenig. An die Stelle des Königs, als des bisherigen höchsten Oberpriesters, trat ein Rex Sacrificulus, ward aber, damit nicht etwa der Name Anstoß anrege, dem Pontifex Maximus untergeordnet. »Die patricischen Geschlechter, deren Bedeutsamkeit unter dem letzten Herrscher vornehmlich geschmälert worden war, gewannen jetzt das Verlorene doppelt wieder: es ging auf sie nun auch die oberste priesterliche Gewalt über; ihre uralte Prärogative, nur aus eigner Mitte die geistlichen Würden zu besetzen, ward ihnen wieder oder blieb ihnen nun erst recht, und die Hochachtung gegen die Vorschriften der Religion, welche Jahrhunderte lang, von keiner Freigeisterei irgend einer Art gestört, jede Classe der römischen Bürger beseelt hat, erleichterte ihnen diese Erhaltung eben so sehr, wie sie dieselben gebot. Es beruhte ja eben jenes ungeheure Uebergewicht des herrschenden Standes wesentlich auf der Ehrfurcht für die überlieferte Religionsverfassung, auf der Ueberzeugung, daß nur durch Geburt Berechtigte zu Vermittlern zwischen Gottheit und Menschen bestimmt seien. Alle übrige politische Macht der Aristokratie war nur eine Folge ihrer religiösen Bedeutsamkeit. Diese, unerschütterlich bewahrt, sicherte ihnen jene, und mithin mußte die Grundverfassung des Priesterthums Jahrhunderte hindurch unangetastet bleiben, zumal da die großen Collegien nicht nur sich selbst durch freie Wahl ergänzten, sondern auch die Besetzung anderer hoher Priesterwürden bestimmten« *). Unter den Händen dieser despotischen Aristokraten, die natürlich nur selbstsüchtigen Zwecken huldigten, nicht ein Fortschreiten zum Bessern, zum Höhern im Gottesglauben bei dem Volke beabsichtigten, ward die römische Religion, wie sie aus der ältesten Zeit hervorgegangen war, mit allem Aberglauben und mit vielen närrischen Gebräuchen starr erhalten, bewegte sich *nicht* fort und sank dadurch zu einem meist todten, dem klaren Verstande in vielen Stücken lächerlichen Leichnam hinab. Patricischer Terrorismus in der abschreckendsten Gestalt!

So blieb es, bis die Edlern und Gebildetern unter den Plebejern innerlich frei wurden, um zu erkennen, daß nicht die Geburt allein zu vertrauterm Umgange mit den Göttern und zu den hohen prie-

*) Schöne lichtvolle Worte Ambrosch's, der diese und andere Verhältnisse der römischen Religion mit Geist und mit Klarheit aufgefaßt hat, und dem man darum so gern folgt.

sterlichen Aemtern befähigte. Spuren solches höhern Selbstgefühles treffen wir schon früh; hervorgerufen wurden sie zu Zeiten ohne Zweifel durch jeweiligen Mißbrauch der geistlichen Uebermacht. Allein sie blieben ohne Erfolg, bis jener merkwürdige Kampf zwischen den beiden einander gegenüber stehenden Hauptständen so weit gedieh, daß es sich nun auch um den Antheil an jenen hohen geistlichen Würden am Decemvirat, Pontificat, Augurat handelte. Wie zähe auch die Patricier ihr ererbtes Vorrecht festhielten, das ogulnische Gesetz im Jahre 300 v. Chr. hob jeden Unterschied der Art auf, zwang die Patricier »die abgewelkte Haut einer zur Lüge, zum Unrecht gewordenen Vergangenheit durch den Act feierlicher Entsagung von sich zu streifen« und verschaffte den Plebejern das Recht, aller auf den Cultus der heimischen Götter bezüglichen Verhältnisse theilhaftig werden zu können. Ein höchst bemerkenswerther Act, der eines Theiles zum Bessern führte, zur Einsicht in das Gewebe des Aberglaubens, den der Terrorismus der Patricier bisher so gehegt und gepflegt hatte, andren Theils aber zum Zweifel in der Religion, zur Freigeisterei, zur Auflösung des Bestehenden, was an sich zwar auch kein Unglück im vorliegenden Falle ist, doch aber immer Lockerheit und Gewirr in den vorhandenen Verhältnissen hervorbringt, bis sich das Ganze zu neuer Festigkeit gestaltet. Darum bemerkt ganz richtig Preller: »In seinem politischen Elemente, in seinem bürgerlichen Rechte ist Rom gewiß vornehmlich durch die Plebs auf den Standpunct, den wir bewundern, gekommen; allein unverkennbar ist auch, daß, je mehr dieß weltlich-politische Element durchdringt und vorherrschend wird, in demselben Grade auch das mit den Schicksalen des Patriciates auf's engste verpflochtene geistlich-religiöse Element des Staates und der Sitte verkürzt wird und unterliegt. Und hier ist wohl die erste und wichtigste Quelle des Verfalls der römischen Staatsreligion zu suchen. — — Sobald die Plebs ihre völlige Gleichstellung erkämpft hat, zeigen sich die redendsten Beweise, daß das früher im Glauben begründete Ceremonial zur todten, lästigen Observanz geworden ist.« Das erkennen die Plebejer, und — »bald nachher kann ein Augur nicht dem andern begegnen, ohne zu lachen.« So lange die Patricier allein im Besitze dieser Geheimnißkrämerei waren, hielten sie darüber ein geheimnißvolles Dunkel verbreitet, das keine klare Einsicht gestattete. Das ward jetzt anders. Jeder konnte erkennen, daß das Ganze nur Lüge, nur Trug war. Die Orthodoxie ist nicht zu erschüttern, sie mag noch so voll Aberglauben sein, wofern sie weltlichen Vortheilen dient, in den Händen einer bevorzugten Caste ruht. Die Wirkung jener Umwandlung zeigte sich jedoch nicht sogleich; die Patricier wußten selbst nach Aufgebung ihrer Prärogative noch zu machiniren (Liv. VII, 6.). Freisinnigere Elemente kamen in den altväterischen Götterglauben erst mit der Zeit.

Mittler Weile hatten die äußern politischen Verhältnisse ihren steten und raschen Fortgang gehabt: ein Kampf, ein Sieg war dem

andern, eine Eroberung der andern gefolgt. Die Einnahme der Stadt durch die Gallier (390) war nur eine vorübergehende Störung und hatte auch auf den Cultus keinen weitern Einfluß: man hatte die Heiligthümer zum Theil in die Erde vergraben, zum Theil in die benachbarten Städte gebracht. Die Opfer und Festfeier waren in der Zeit nicht vernachlässigt worden. Bald war Alles wieder in die alte Ordnung zurückgebracht. Veji war erobert und zerstört (396), kurz darauf wurde die Gränze Latium's, nach Südosten zu, überschritten und Campanien eingenommen (343). Dann ging es über die Samniten und über die Völker und griechischen Colonien Unteritaliens her. Daran knüpfte sich der Kampf mit den Carthagern hauptsächlich auf Sicilien, dem nicht lange darnach der zweite punische Krieg (218—201) nachfolgte.

Ein solches Wachsthum des Gebietes konnte nicht ohne Einfluß und ohne Rückwirkung auf den Staat und auf die staatliche Religion bleiben. Die Zahl der Culte mehrte sich theils durch Evocation der Götter aus belagerten und eingenommenen Städten (z. B. der Königin Juno aus Veji), theils durch Gelobung von Tempeln und von Festen an heimische göttliche Wesen, z. B. an den Saturn (497), an den Liber, die Libera und die Ceres (490), an den Ajus Locutius (390), an den Mars (387), an die Concordia (367) u. s. w. Und die Bekanntschaft mit den Griechen und deren Götterwelt wurde immer näher und vertrauter. Eine Hungersnoth im Jahre 491 v. Chr. hatte bereits Anlaß gegeben, mit Sicilien in nähern Verkehr zu treten. Als die Römer die Gesetze der zwölf Tafeln verbreiteten, sandten sie Abgeordnete nach Athen, um von der solonischen in Attika Kenntniß zu nehmen. Bei der Sache selbst war ihnen der Epheser Herodorus behülflich. Bei Gelegenheit einer Pest in der Stadt weihte man dem Pestgotte Apollo einen Tempel, und aus dem, dem pythischen Apollo beim Sturme auf Veji gelobten Zehnten der Beute ließ man 394 einen goldenen Mischkessel anfertigen und durch Abgesandte nach Delphi bringen. Den beiden Dioscuren, welche man wahrscheinlich bei der Eroberung Unteritaliens kennen gelernt hatte, wurde 304 ein Tempel erbauet (in Erwähnung gebracht von Demetrius Poliorcetes, König von Macedonien von 294—287, Strab. V, p. 232.), der Aescupius-Dienst 291 von Epidaurus geholt u. s. f. Nun bediente man sich nicht bloß griechischer Künstler zur Ausschmückung der Tempel (z. B. eines Damophilus und Gorgasus als Maler und Thonbildner für den 496 gelobten Tempel der Ceres, des Liber und der Libera, der ganz in griechischem Geschmacke angelegt war; denn ein Fabius Pictor als einheimischer Maler, der den Tempel der Salus mit seinen Producten verzierte, war eine ganz vereinzelte Erscheinung), sondern man fing auch an — notorisch im zweiten punischen Kriege, als Marcellus Syracus erobert hatte — kostbare Statuen aus griechischen Städten und Tempeln nach Rom zu schaffen, um die dasigen Heiligthümer würdevoller zu schmücken.

Freilich wurden dadurch andrerseits die römischen Götter immer mehr helleniſirt, und auch andern fremdartigen Gebräuchen Thor und Thür geöffnet, so daß zuweilen der Senat polizeilich mußte einschreiten lassen. Solches geschahe zum ersten Male im Jahre 428 v. Chr., als Trockenheit und eine Pest unter Menschen und unter Vieh herrschte. Da verderbte die Noth auch die Herzen und veranlaßte die Menschen, weil die Ausübung der gewöhnlichen Religionen nichts half, zu auswärtigen ihre Zuflucht zu nehmen, und es fehlte nicht an falschen Propheten, die von dem abergläubigen Volke ihren Vortheil ziehen wollten und in Folge vorgeblicher Götterſprüche zu neuen Opfergebräuchen in den Privathäusern Anleit gaben. Auf allen Straßen und wo nur ein Götterbild stand, wurden ungewöhnliche, auswärtige Opfer dargebracht, durch welche man die zürnenden Götter versöhnen wollte. Endlich schämten sich dessen die Großen im Namen des Staates. Es wurde also den Aedilen zur Pflicht gemacht, darauf zu achten, daß keine andern als römische Götter, und nur nach väterländischer Weise, verehrt würden. Aehnliches ereignete sich während des zweiten punischen Krieges im Jahre 215. Auch damals war große Dürre und großes Sterben unter Menschen und Vieh. Da geschahen ebenfalls auf Straßen und in Tempeln fremde, ungewöhnliche Sühnungen, Opfer und Gebete. Der Unfug ward bald so allgemein, daß er die Blicke der Behörden auf sich zog. Die Sache gedieh zu einem förmlichen Antrag an den Senat und zu einer öffentlichen Beschwerde. Man ließ die Aedilen und die Dreimänner der peinlichen Gerichtspflege hart an, daß sie dem Unwesen nicht steuerten. Und als diese es nun unternahmen, den Markt von dergleichen Gesindel zu säubern, hätte man sich beinahe an ihnen vergriffen. Da beauftragte der Senat den Stadtprätor, das Volk von den ausheimischen Frömmeleien zu heilen, und dieser machte öffentlich bekannt: »Jeder, der weissagerische Bücher, Gebete oder schriftliche Anweisungen zum Götterdienste besäße, sollte diese sämmtlichen Bücher und Schriften vor einem bestimmten Termine bei ihm einliefern, auch Niemand an öffentlicher oder heiliger Stätte fremden gottesdienstlichen Gebräuchen huldigen.«

Im Ganzen blieb man aber doch noch immer dem alten Glauben treu. Während des ersten punischen Krieges verdachte man es unter Andern sehr dem Consul P. Claudius Pulcher (249 v. Chr.) und legte es ihm zur Sünde aus, daß er die Auspicien vor der Schlacht bei Drepana nicht betrachtet und darum den Sieg verloren hätte. In diesem, wie im zweiten punischen Kriege unterließ man keine religiöse Handlung, durch welche man glaubte, die Götter günstig für Rom stimmen zu können. Selbst ein Publius Scipio war gläubig genug, in Spanien ein plötzliches Zurücktreten des Meeres beim Versuche einer Schlacht, und als der Sieg erfochten wurde zumeist in Folge dieser physischen Erscheinung, für ein Wunder, für eine Gnade der Götter, des Neptun, zu erkennen, und auch sonst sich als einen altfrommen Römer kund zu geben. Mit der größten Härte

ſtrafte der Senat Beraubungen auswärtiger Tempel in Ländern ſeiner Botmäßigkeit unterworfen (z. B. 203), und im Jahre 200 noch gibt er dem Conſul Aurelius auf, alles anzuwenden, um die Räuber ausfindig zu machen, welche den Tempel der Perſephone zu Locri Epizephyrii ſeiner Schätze entblößt hatten.

Aber das ſollte bald anders werden. Mit Macht ſollte zum Schrecken der Altgläubigen das neue Verderben hereinbrechen, als Rom ſeinen mächtigſten und gefährlichſten Feind gedemüthiget und ſonſt Niemanden mehr zu fürchten hatte.

Dritte Periode.

Von dem Schluſſe des zweiten puniſchen Krieges bis zur Alleinherrſchaft des Kaiſers Auguſtus, oder von 201 bis 30 v. Chr. Die Periode der Aufklärung und ſogenannten Freigeiſterei.

»Der Fall des öffentlichen Gottesdienſtes kann in einer Zeit von wenig Jahren das große Werk einer National-Revolution vollenden.« Der Römer tritt aus dem Stadium ſeines kindlichen religiöſen Glaubens ein in das entgegengeſetzte des Zweifelns, des Unglaubens, der Verachtung ſeiner Religion.

Kaum war Carthago beſiegt und durch die Schlacht bei Zama zur Ohnmacht herabgedrückt, kaum fühlte ſich Rom frei von jeder beſchränkenden und beengenden Bürde, als es, in dem maaßloſen Glücke nicht Maaß zu halten verſtehend, auch im Religiöſen in Freiſinnigkeit, Freigeiſterei, Unglauben umſchlug. An ſich iſt ſolches nicht zu mißbilligen; die Anordnungen und Gewohnheiten und Anſichten des alten Römerthums in Bezug auf ihre Götter und deren Verehrung waren ja im Ganzen ſo mangelhaft, ſo niedrig, ſo abergläubiſch, ſo wenig entſprechend dem innern religiöſen Gefühle und einer aufgeklärteren Denkweiſe, daß das Aufgeben derſelben kein Verrath, kein Raub an der Menſchheit war. Das Gegentheil wäre es geweſen. Es mußte der Boden vorbereitet werden für die edlere beſſere Pflanze, das vorhandene, mit vielem Unkraute bedeckte Feld gelockert und geſtürzt werden. Der Menſch iſt nun ein Mal zum Fortſchreiten, zum Nie-Stillſtehen beſtimmt. Warum ihn alſo zurückhalten, ſeinem Streben einen Hemmſchuh anlegen wollen? Warum es ihm verdenken, wenn er altes Verlebtes, nicht mehr zu Brauchendes über Bord wirft? Und wie viel war in der römiſchen Religion über Bord zu werfen! Welch eine Maſſe von unnützem, den freien Geiſt beſchwerendem Krame!

Freilich von Seiten des Beſtehenden, des bisherigen Staatsgebäudes aus betrachtet, konnte ſolches Beginnen bedenklich erſcheinen. Rom war, bei der bisherigen Verfaſſung, durch dieſelbe groß geworden und blühend und mächtig, und die Religion hatte kein Geringes dazu beigetragen. Sollte es dieſe aufgeben? So entwickelte ſich auch hier jener Streit, der noch unter uns nicht geſchlichtet iſt, zwiſchen dem Alten und dem Neuen: Soll jenes aufgegeben, und welches Neue an die Stelle geſetzt werden?

Bei den Römern trug hierzu in jener Zeit vor Allem das bei, daß ſie nun einen freiern ungefeſſelten Blick überhaupt gewonnen. Sie hatten eine Menge neuer Länder geſehen, hatten viele neue Ge-

wohnheiten, Sitten, Gebräuche bei andern Völkern kennen lernen, hatten sie mit den ihrigen verglichen und so das Schroffe ihrer eigenen Ansichten abgeschliffen, aber damit zugleich auch das Eigenthümliche, das Nationale verloren. Dazu kam, daß sie vornehmlich auf Sicilien mit griechischer Cultur, der Literatur, Kunst, dem ganzen Leben dieses merkwürdigen Volkes vertraut geworden waren. Aber die Griechen waren schon längst den engen Kinderschuhen ihres uranfänglichen religiösen Glaubens entlaufen, hatten schon längst freisinnigere Ansichten gewonnen und in Schriften niedergelegt, hatten über ihre Götter philosophirt, geschwankt, gezweifelt, geläugnet, hatten sie zum Gegenstande ihrer Dichtungen, ihrer Phantasien, auch ihres Spottes und Hohnes gemacht, hatten pragmatisirend selbige herabgerückt in's gemeine menschliche Leben, sie hingestellt als ehemalige wirkliche Sterbliche, die der fromme Glaube der Nachwelt erst zu Göttern erhoben u. was dergl. m. ist. Solche Frivolität lernten die Römer kennen. Sie werden anfangs erstaunt gewesen sein, daß die Sonne noch über solche Frevel aufgehe, — und allmählich werden sie selbst ihren Glauben als Köhlerglauben hintangesetzt haben. Wie solche Meinungen später gäng und gäbe geworden sind, lehrt z. B. das Vorwort zum zweiten Mythographen (bei Bode pag. 74.).

Spuren von solcher Umwandlung müssen sich schon während des zweiten punischen Krieges gezeigt haben. Es war im Jahre 205 v. Chr., als P. Scipio, nach Unterwerfung Spaniens, Sicilien zu seinem Wirkungskreise erhielt. Hier faßt er den Entschluß, Carthago in Afrika selbst anzugreifen. Nach langem Deliberiren hierüber im Senate wird ihm die Erlaubniß dazu. Er rüstet Heer und Flotte. Da verbreiten sich mit einem Male Gerüchte in der Stadt über die auffallende Lebensweise des obersten Feldherrn: er trüge sich in seinem Aeußern gar nicht mehr als Römer, sondern als Grieche, spaziere einher und disputire in der Ringschule mit griechischen Philosophen, befleißige sich der griechischen Literatur u. dergl. m. Es wird eine Commission zur Untersuchung abgeordnet. Nun kehrte zwar dieselbe mit der Ueberzeugung und mit der den Senat zufrieden stellenden Nachricht zurück: entweder dieser Feldherr erobere Carthago oder k e i n e r. Indessen war zuverlässig an jenem Gerüchte etwas Wahres. Scipio, viele junge Römer hatten auf Sicilien durch den Umgang mit Griechen deren höhere Bildung kennen, achten, lieben lernen, neigten sich in jeder Art dem Hellenismus zu. Damals hinderte nur der Fortgang des Krieges die weitere Verbreitung und ein augenscheinlicheres Hervortreten dieses neuen Geistes.

Jetzt, nach Beendigung des Kampfes, ward das anders. Jener Scipio zählte unter seinen Vertrauten den aus der römischen Literaturgeschichte hinlänglich bekannten Ennius, der, geboren zu Rudiä in Campanien, nach griechischer Weise philosophisch und rhetorisch gebildet nach Rom gekommen war und sich der Dichtkunst in römischer Sprache befleißigte. Zu dem Ende übersetzte er vornehmlich griechische Producte, als z. B. Tragödien, die auch öffentlich aufgeführt wurden. Hier kam natürlich Manches vor, was den handelnden Personen in den Mund

gelegt war, als ihrer Rolle in dem oder jenem pſychiſchen Zuſtande gerade angemeſſen, aber oft den gewöhnlichen religiöſen Vorſtellungen abnorm oder zuwider, z. B. wenn Ennius irgend wo (vielleicht im Telamon) zwar Götter anerkennen, aber meinen läßt, daß ſie ſich nicht kümmerten um das, was die Menſchen thäten und trieben. Zweitens ſchrieb er, gleichfalls in lateiniſcher Sprache, nach dem Griechiſchen des ſiciliſchen Dichters Epicharmus, ein philoſophiſches Lehrgedicht über die Philoſophie der Pythagoreer in Bezug auf Gott, Natur und Seele. Aus den wenigen uns noch übrigen Bruchſtücken erhellt, daß der Verfaſſer darin die pythagoreiſchen Lehrſätze — welche auch als die Grundſätze der Stoiker (von der Weltſeele und von der Dämologie) erſcheinen — vortrug, als z. B.: es gibt zwei Principien, ein materielles und ein geiſtiges; jenes gehört der Erde an (die Elemente); dieſes iſt das Sonnenfeuer. Letzteres aber iſt Gott (Jupiter), und alles Geiſtige und Lebendige iſt Ausfluß dieſer göttlichen Kraft, welche die materielle Welt durchdringt.

Durch jene Gedichte leitete Ennius die Römer zur Kunde der griechiſchen Mythologie und der griechiſchen Poeſien hin, durch dieſes zum Philoſophiren über die Welt. Aber wie konnte dabei die gewöhnliche Anſicht von ihren Göttern beſtehen?

Das war aber alles nicht ſo ſchlimm, als daß er das berüchtigte Werk des Euhemerus überſetzte, von welchem wir in der Geſchichte der griechiſchen Religion ausführlich geſprochen haben (S. 93 ff.), und zwar in Verſen überſetzte, in welcher Form ſie den Römer noch mehr anſprechen mußte. Und der Dichter überſetzte nicht bloß: er ſprach die Grundſätze beider Original-Schriftſteller, des Epicharm wie des Euhemerus, als eigene aus, wie wenigſtens Cicero und manches Fragment bezeugt. Was noch mehr ſagen will. Wenn er daher auch anderwärts, z. B. in den Annalen der römiſchen Geſchichte, ſich, in Bezug auf den Staat, nicht deſtructiv ausgeſprochen hat, folglich jene Werke nicht als Belege für ein eigenes Beſtreben angeſehen werden mögen, für Verbreitung neologiſcher Grundſätze und zur Verlokkung der Römer zu Freigeiſterei: ſo reichten ſelbige doch hin den Funken zu entzünden, deſſen Verbreitung den Verfall der römiſchen Staatsreligion herbeiführte. Sie waren gleichſam »das erſte Glied einer Kette von Erſcheinungen, deren letztes die Vernichtung oder doch weſentliche Umbildung der volksthümlichen Religion durch jene fremden Lehren ſein mußte.« Es iſt kaum zu ermeſſen, wie ſolche und ähnliche Beſtrebungen, fanden ſie auch nur zunächſt in den Kreiſen der Gebildeten Eingang, die bisherige religiöſe Denkweiſe der Römer modelten, da noch obendrein Ennius eine lange Zeit hindurch tonangebend auf die Literatur und den Zeitgeiſt in Rom einwirkte. Man ſtelle ſich nur vor, wie es gar nicht in der Natur des religiöſen Glaubens bei dem Römer lag, die Götter ſo tief in das Gebiet der irdiſchen Menſchlichkeit herabzuziehen; daß ſie für ihn ſo hoch ſtanden, daß er von ihnen nicht einmal Ungeziemendes ſprach oder dichtete. Und nun ſollten ſie mit einem Male urſprünglich bloße Menſchen geweſen ſein oder Vergötterungen phyſiſcher Kräfte. Es wurde

ihm *) »durch die in behaglicher Sinnenwelt und heiterer Schöne waltenden Göttergestalten der Hellenen durch historische und philosophische Grübeleien über Natur und Ursprung der Götter seine dunkelhelle Götterwelt, welche aus tief religiöser Scheu vor den unsichtbaren Mächten, aber keineswegs aus einem phantasievollen Geiste erwachsen war, aus der geheimnißvollen Form, in welcher sie lange gestanden, in das begreifliche und meßbare Gebiet der Wirklichkeit hineingezogen, und da er für diese Wirklichkeit nur ein praktisches, nicht, wie der Hellene, ein vergeistigendes Auge mitbrachte: so mußte er natürlich der Anmuth, mit welcher ihm hellenische Kunst, Götterwelt und Wissenschaft im Geleite eines behaglichen Luxus entgegentraten, das lang bewahrte Erbtheil seiner Väter, jene tiefe sittliche Scheu vor dem überlieferten Heiligen, aufopfern.«

»Hiermit begann eine neue Aera für das Bewußtsein des gebildeten Römers: die ehrfurchtsvolle Aengstlichkeit, mit welcher man einst auch die geringste Vorschrift des geistlichen Rechtes befolgte, fing an zunächst im Einzelnen — Einzelnes der Art findet sich bereits in und vor dem ersten punischen Kriege — dann in der Masse der Gebildeten nachzulassen. Bald unterzog sich die nicht mehr von strengen Vorurtheilen gebändigte Leidenschaft mit Widerstreben dem strengen Gesetze herkömmlicher Observanz. Das glühende Streben nach Thatenruhm, bald nach Besitz und Genuß, schürte den Römer stärker, als mit der Demüthigung von Carthago der Erdkreis seinen Wünschen offen stand. Hielt gleich der Staat mit großer Consequenz am Alten fest, so drückten doch die strengen Forderungen des geistlichen Rechtes schwer auf die Einzelnen, welche ihm verpflichtet waren, und da unter ganz veränderten Zeitumständen ihr Bestreben, sich vom geistlichen Joche zu befreien, nicht einmal ganz unerlaubt scheinen konnte, so lockerten sie zunächst, wie es gerade ging, die hemmenden Fesseln auf. Der Wunsch des Volkes, seine Hoheitsrechte auch in geistlichen Angelegenheiten geltend zu machen, begünstigte jenes Streben. Der Senat, der in solchen Dingen ungern entschied, wies geistliche Processe dieser Art in der Regel an das Volk, und dieß schlichtete mehrentheils so, daß man wohl sieht, wie es einerseits der Auctorität des Oberpriesters nicht gerade zu nahe treten wollte, andrerseits aber doch auch dem Ungehorsam der von ihm selber zu weltlichen Würden beförderten Priester keineswegs so strafenswerth fand. Natürlich ging eine solche Umwälzung der Dinge, die in der That eine durchgreifende Veränderung des religiösen Bewußtseins voraussetzte, nicht mit Einem Schlage vor sich: sie wurde fast nothwendig durch den Ehrgeiz der edlen Familien herbeigeführt, welche, ganz gegen altrömische Norm und Sitte, ihren jüngern Mitgliedern durch geistliche Verwandte und Freunde zu ansehnlichen Priesterstellen verholfen zu haben scheinen. Die ersten Fälle dieser Art begegnen uns während

*) Das Folgende nach Ambrosch. Es wäre ein Raub gewesen, hätte ich an den geistreichen Bemerkungen auch nur ein Jota ändern wollen.

des zweiten punischen Krieges. Doch war damals die Wahl eines jungen Mannes zum Priester noch etwas sehr Seltenes und wurde als etwas Ungewöhnliches in den Annalen bemerkt. Seit der Zeit kommen dergleichen Erscheinungen öfter vor. Natürlich aber konnten einen jungen kräftigen Mann in einer Stadt, wo man unter Trophäen wandelte, geistliche Ehren und das Studium weitschichtiger Rituale nicht für die Kränze des Ruhmes entschädigen, denen er entsagen sollte. Die Folge davon war, daß man die rostigen Urkunden des geistlichen Rechtes bei Seite liegen ließ und sich den glänzenden Aussichten der Gegenwart hingab.« Und es fanden sich immer Mittel und Wege, den Hemmnissen auszuweichen.

»Unter solchen Umständen, wo — wie überall bei einbrechendem Verderben eines Volkes — das Unheil gerade von den höhern Classen ausging, darf man sich nicht wundern, wenn das einst so hohe Ansehen der altrömischen Religion sammt der genauen Kenntniß gewisser Theile des geistlichen Rechtes allmählich dahin schwand, wenn das Priesterthum sich völlig verweltlichte, wenn die Wiederbesetzung von geistlichen Würden, mit welchen der Glaube der Väter die Verehrung der höchsten Landesgottheiten verknüpft hatte, bald eben so unmöglich wie unnöthig erscheinen konnte.«

Mittler Weile fehlte es auch nicht an Vorrichtungen, das gemeine Volk zur Freigeisterei und zur Abwerfung seines bisherigen Glaubens zu bearbeiten. Gleich nach dem ersten punischen Kriege hatte man angefangen, die römische Literatur durch Uebersetzungen griechischer Comödien anzubauen (comoedia palliata). Es ist wahrscheinlich, daß bereits Livius Andronicus, muthmaßlich aus Tarent, seit etwa 240 v. Chr. solches that, zuerst that und daher der Schöpfer dieser fremden Comödie genannt wird, wie er es bestimmt in Bezug auf die römische Tragödie war. Dasselbe gilt in ausgedehnterem Grade von Plautus (gest. 184 v. Chr.), dessen Witz, wie der seiner Vorgänger, natürlich auch die Götter nicht schonte, sie oft lächerlich oder unsittliche Handlungen begehend und gutheißend, darstellte. Und bei Terenz (st. 159), der nun vornehmlich dem Menander nachahmte, entschuldigt selbst in den wenigen noch vorhandenen Stücken so mancher junge Wollüstling seine schlechten Streiche durch Berufung auf die Unsterblichen. So etwas vor den Ohren des gemeinen Hausens laut geworden, mußte theils die Banden der Moralität lösen, theils die Götter zum Gegenstande frivolen Spottes machen.

Ja! selbst in den erstern Tragödien wird, wie wir schon oben beim Ennius andeuteten, Manches vorgekommen sein, wo gegen die Götter gefrevelt, Verwünschungen ausgestoßen, ihr Dasein geläugnet worden, je nachdem es die Rollen so mit sich brachten. Und auch in dem Falle wird Manches in der Seele der Zuhörer stecken geblieben sein.

Mit welcher Lust und erregter Lüsternheit werden die vielen Liebesabentheuer der griechischen Mythologie aufgenommen worden sein! Verstand man sie denn zu deuten? Die Griechen selbst verstanden es ja nicht. Wußte man Poesie von Religion zu unterscheiden?

Daraus läßt sich erklären, warum ein Mann wie Cato d. ä., der dem Alten anhing, so heftig gegen das Eindringen helleniſcher Bildung eiferte. Wahrlich! ein Mann, der die Folgen der nähern Berührung beider Völker wohl durchſchaute und nach dem Barometerſtande ſittlicher Tüchtigkeit maaß, konnte nicht umhin, für das alte ehrwürdige Römerthum zu fürchten, und die Erfahrung hat bewieſen, daß er Recht gehabt, wenn er einſt an ſeinen Sohn die Worte ſchrieb: »Glaube mir! Das ſage ich als untrüglicher Wahrſager: wenn dieß Volk (der Griechen) uns ſeine Literatur mittheilen wird, wird es Alles verpeſten.« Und trotz dem konnte er dem ſo gewaltig andringenden Zeitgeiſte nicht widerſtehen: die Kenntniß der griechiſchen Sprache, die Lectüre griechiſcher Werke ward allgemeine Mode, und — Cato lernte noch im hohen Alter griechiſch.

Mit dem Verfall der Religion hielt die Ueberhandnahme der Sittenloſigkeit gleichen Schritt, und beide arbeiteten ſich einander in die Hände. Die Kriege mit Macedonien, Syrien machten die Römer mit den Laſtern der entarteten Griechen und der verweichlichten Aſiaten vertraut. Da war es denn kein Wunder, wenn ſich ſolche unzüchtige Culte, wie die bachiſchen Geheimdienſte waren, einſchlichen. Der Schaden Joſephs ward bald ſo groß, Rom ſo angeſteckt durch dieſe Peſt, daß der Senat 186 v. Chr. einſchreiten mußte. Selbſt Todesſtrafen wurden verhängt. Nun konnte auch ein ſolcher Betrug vorkommen (181 v. Chr.), wie der vermeintliche Fund oder die Unterſchiebung der Bücher von Numa, von denen der Prätor, dem die Sache zur Begutachtung übertragen wurde, verſicherte, er ſei bereit, mit einem Eide darzuthun, daß dieſe Bücher nicht geleſen und aufbehalten werden dürften. Gewiß enthielten ſie Dinge, durch welche der beſtehende Glaube verkehrt wurde. Der Senat beſtimmte alſo: ſie ſollten ungeleſen verbrannt werden. »Denn die Alten,« ſagt Valerius Maximus bei der Gelegenheit, wo er die Geſchichte erzählt, »wollten nicht, daß etwas in dieſem Staate aufbewahrt werde, wodurch die Herzen der Menſchen von dem Dienſte der Götter abgezogen würden.«

Zum Flüſſigwerden des ſonſt ſo ſtarr am Alten hängenden Geiſtes der Römer und zur Abwerfung des Joches des Poſitiven, namentlich in der Religion, diente in gegenwärtiger Periode vornehmlich die Einführung und Verbreitung der griechiſchen Philoſophie. Sie geſchahe theils dadurch, daß die Römer vielfältig nach griechiſchen Städten kamen, wo die Philoſophie blühte, theils daß ſie derartige Schriften laſen, theils endlich dadurch, daß ſolche Männer aus Griechenland nach Rom kamen oder gezogen wurden. Was den letzten Punct anbetrifft, ſo wiſſen wir, daß ſchon P. Scipio den Umgang mit griechiſchen Philoſophen liebte; Aemilius Paulus erſuchte nach der Beſiegung des Perſeus (168 v. Chr.) die Athenienſer um einen Philoſophen zur Erziehung ſeiner Kinder (der zugleich auch ein Maler ſei, um die zum Triumph beſtimmten Gemälde verfertigen zu können!); um's Jahr 159 erſchien der Stoiker Crates als Geſandter des Königs Attalus von Pergamum, und weil er das Unglück hatte,

einen Fuß in Rom selbst zu brechen, verweilte er daselbst eine längere Zeit und hielt während dessen Vorträge über seine Philosophie, die dem Charakter der Römer besonders zusagen mußte. Vier Jahre nachher (155) kam eine Gesandtschaft aus Athen, um den Erlaß einer Geldbuße für ihre Stadt zu erwirken. Zu ihr hatte man die Häupter der drei damals in Athen blühenden philosophischen Schulen erwählt: den Akademiker Carneades, den Stoiker Diogenes und den Peripatetiker Critolaus. Sie hielten, während der Senat über die Angelegenheit sich berieth, den jungen Römern öffentliche Vorträge, und sie hatten einen solchen Zulauf, daß man von Staats wegen bedenklich, und auf Cato's d. ä. Betrieb die Antwort beschleunigt wurde, damit sie nur sobald als möglich die Stadt wieder verließen. Allein was half das? Ein Scipio Africanus hatte den Stoiker Panätius nebst dem ebenfalls philosophisch gebildeten Polybius um sich. Ein Gleiches berichtet man von Lälius, Q. Lälius Tubero, Q. Mucius Scävola. Unter so bewandten Umständen war es vergebens, daß der Senat im J. 161 den Prätor der Stadt anwies, die griechischen Philosophen aus der Stadt zu entfernen. Die Großen fuhren in der Sitte fort, sich mit Griechen zu umgeben: wir können die deßfallsigen Berichte bis auf Augustus verfolgen. Hellenische Aufklärung, Intelligenz, Kritik durchdrang nach und nach alle Geister der Vornehmen und verzehrte natürlich immer mehr und mehr die alten religiösen Vorstellungen. Man sahe nur zu deutlich ein, daß das Hergebrachte auf sandigem Boden ruhte, der subjectiven Prüfung nicht Stich hielt.

Die allgemeine Lauheit gegen die höhern Wesen trat so recht zu Tage in den zunächst erfolgten Kriegen, zuvörderst mit auswärtigen Mächten. Hatte man es zu Anfange dieser Periode von Seiten des Senates einem Q. Fulvius Flaccus sehr verdacht, daß er von dem Tempel der laciniſchen Hera in Unteritalien die marmornen Dachplatten abdecken ließ, um den von ihm gelobten Tempel der ritterlichen Fortuna damit zu schmücken: so wurde nun kein Anstand mehr genommen, in Feindes Lande die Tempel zu plündern, die heiligen Geräthe, die Weihgeschenke, die dort aufbewahrten Schätze, die Statuen daraus zu rauben, anfangs mit einer gewissen Mäßigung, bloß in der Absicht, die Triumphe daheim zu verherrlichen, und die öffentlichen Plätze und die Tempel zu zieren. Allein in den Siegen über die Könige Macedonien's, Syrien's, über die Griechen ging man schon mit größerer Raubgier zu Werke: es füllten sich die römischen Hallen und die Götter-Heiligthümer mit dem mannigfachsten Schmucke griechischer Kunst. Das heilige fremde Gut wurde auf diese Weise in Rom selbst wieder zu heiligen Zwecken benutzt. Mit dem achäischen Kriege aber werden die Römer Kunstliebhaber. Nun rauben die Feldherren für sich. Zugleich nöthigt oft Geldnoth zur Beschlagnahme reicher Tempelschätze, zur Einschmelzung kostbarer Heiligthümer, wie den Sulla in Griechenland. Die Statthalter in den Provinzen setzen der Sache die Krone auf: Verres ist nur der Eine bekannte von den Vielen.

Das geschahe indessen doch fern von Rom, in den Provinzen. Allein in den nun erfolgenden Bürgerkriegen, wo die Stadt selbst ein Mal über das andere eingenommen wurde, geschahe es eben auch dort. Ein Sulla, ein Marius achtete nicht des Heiligen bei ihren Proscriptionen: der Proscribirte war nicht sicher dadurch, daß er sich in Tempel flüchtete, Altäre umfaßte. Cäsar nahm den öffentlichen Schatz ohne Weiteres aus dem Tempel des Saturn. Antonius und Octavianus machten's nicht besser. Nichts erschien mehr unantastbar und ehrwürdig. Ein Saturnin setzte sich über alle kirchliche Bande hinweg. Mit welchem Leichtsinn wird Sulla's Prätorwahl geleitet! Ein Roué wie Clodius, der römische Alcibiades — und wie viele seines Gleichen wird er nicht in Rom gehabt haben! — schleicht sich verkleidet in das Haus Cäsar's, wo eben die heiligen Frauen-Mysterien der Bona Dea gefeiert werden, um mit dessen Gemahlin zu buhlen, bauet der Freiheit einen Tempel auf dem Platze des zerstörten Hauses des Cicero und stellt da hinein die Bildsäule — einer berüchtigten Dirne, und unter andern Gesetzesvorschlägen wagt er im Jahre 58 v. Chr. den, es solle Keiner den Himmel zu Auspicien beobachten. Von der alten Auguration bei der Wahl obrigkeitlicher Personen blieb nur ein Schatten (Dionys. Halic. II, 6.). Manche priesterliche Stellen, z. B. die eines Priesters des Dijovis, bleiben unbesetzt. Ein Julius Cäsar befragt oder beachtet bei keiner seiner Unternehmungen, im Kriege wie im Frieden, die Auspicien und hört nicht auf den Augur, selbst in dem entscheidensten Momente seines Lebens. Ein Sallust (st. 35 v. Chr.) läßt denselben Cäsar den Glauben an eine Fortdauer jenseits, für fabelhaft erklären und Cato den j. ihn deßhalb beloben. Allgemeine Lauheit!

Das Schlimmste war, daß bei dem Allem jene Gesinnung zu Grunde ging, nach welcher der Römer seine politische und moralische Existenz und seine Ehre nur in dem Vorhandensein und dem Bestehen des Staates setzte. Sie war allein noch die Schranke gewesen, welche den für das Allgemeine verderblichen Fortschritten individuellen Denkens und Strebens nach religiöser Aufklärung hemmend in den Weg getreten war. Diesen Damm hatten auch die bürgerlichen Kriege niedergerissen: sie hatten das Band gelockert oder gelöst, was die Einzelnen bisher zum Ganzen des Staates vereint hatte. Der oberste Grundsatz, auf welchem das Gebäude römischer Größe mit bewundernswerther Consequenz aufgeführt worden war, festzuhalten an der Väter Weise, war vergessen bis zur grenzenlosesten Vernachlässigung, selbst in dem Aeußerlichen.

Und dabei fehlte es nicht an Beispielen des crassesten Aberglaubens, selbst bei sonst frivolen Menschen. Aberglaube lag in Sulla's Charakter (vergl. Drumann's Gesch. Rom's II, S. 502 f.); Cäsar kriecht bei seinem prächtigen Triumphe auf dem Capitol auf den Knien über die Stufen des Jupiter-Tempels, u. A. der Art. Auch mangelte es nicht an jeweiligen Stiftungen neuer Tempel. Ja, ein Cäsar ward nach seiner Ermordung unter die Götter erhoben! Vornehmlich aber ist zu bemerken, daß im Gegensatze zu dem allgemeinen

Kaltsinn gegen Religion fremde Culte, vornehmlich die mysteriösen Griechenland's, Aegypten's, Asien's, mit dem finsterſten Aberglauben im Gefolge einziehen. Es strömten ja in die Weltstadt von allen Seiten Menschen herbei, von den verschiedenſten Nationen mit den verschiedenſten Religionen. Und manche Seele fühlte die Leere des Herzens in Bezug auf den religiösen Glauben und wollte ihn befriedigen. Zugleich suchte man Sinnenluſt, und auch hierzu boten jene fremden Culte die meiſte Gelegenheit. Der Isis-, Osiris-, Astarte-, Ananitis-, Cybele-, Mithras-Dienſt wurde heimisch in Rom. Alles wich aus den Fugen. Der Sturz des Staates war augenscheinlich, wofern nicht der Frivolität und dem Unglauben Schranken gestellt wurden.

Manche Vaterlandsfreunde suchten das Mittel zur Rettung in der Macht des Staates, hielten es für Pflicht desſelben, um seiner selbſt willen einzugreifen, den alten Glauben, so schlecht und verwerflich er an sich sei, aufrecht zu erhalten. Von solchem Gesichtspuncte ging der Pontifex Q. Mucius Scävola aus. Indem er, wahrscheinlich nach dem Vorgange griechischer Denker, die Quelle der Religion — so objectiv kalt urtheilte man damals über die wichtigſte subjective Angelegenheit des Menschen! — theils in die Productionen von Dichtern, die aber meiſt abgeschmackt, weil märchenhaft, wären, theils in den Grübeleien der Philosophen, die sowohl überflüſſig als dem Volke nachtheilig, theils endlich in den Anordnungen der älteſten Staatsmänner fand, die allein das Wohl des Ganzen im Auge und darum eine Religion eingeführt hätten: so war er der Meinung, der Bürger müſſe um des Staates willen streng die religiösen Forderungen und Anordnungen erfüllen, wenn auch nur äußerlich; im Uebrigen könne er immerhin seinen eigenen subjectiven Glauben haben. Er redete also der Sache aus bloßen politischen Rücksichten das Wort, scheute sich nicht — in der heiligſten Angelegenheit des Herzens! — subjective Heuchelei und Verſtellung zu predigen. Er erklärte die Religion für ein bloß äußerliches, politisch nothwendiges Institut; auch eine unvollkommene, wie der römische Staat sie bot, wäre gut; es wäre zweckdienlich, daß in Sachen des Cultus das Volk getäuscht werde*). Aus staatlichen Principien müßte also, auch wenn sie mangelhaft wäre, eine Religion aufrecht erhalten werden.

Solches Glaubens waren gewiß die meiſten Staatsmänner, Prieſter, selbſt viele Hiſtoriker (z. B. Polybius) und Philosophen jener Zeit. Auch ein M. Terentius Varro; doch suchte dieſer der Sache auf eine beſondere Weiſe abzuhelfen. Er warf sich auf gelehrte, hiſtoriſche und antiquariſche Forſchungen. Und allerdings auf dieſem Felde war etwas zu ärnten. Es konnte vielen Theilen der alten Religion, denen alles Verſtändniß fehlte, aller Sinn, die zu bloßen todten Formen herabgeſunken waren, wieder Verſtändniß, Sinn, Leben eingehaucht werden, wenn man auf ihren Urſprung, auf

*) Expedit falli civitates in religione.

ihren eigentlichen Zweck zurückging. Varro verfaßte um 46 v. Chr. eine Schrift in sechzehn Büchern, betitelt Antiquitates, worin er die alt-italischen Culte seiner Stadt und der Umgegend zu erörtern suchte, die sich daran knüpfenden Legenden aufführte, eine Deutung der Namen, der Gebräuche und was sonst damit zusammenhing, versuchte. Man sieht, er war auf gutem Wege, auf einem Wege, der zwar schon früher von Pontifices bisweilen eingeschlagen worden, aber nur oberflächlich zu praktischen Zwecken. Varro griff das Ganze ernster und vielseitiger an. Dabei bekundete er ein nicht gemeines Studium, dem selbst ein christlicher, sonst ziemlich zelotischer Schriftsteller, Augustinus, alle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Cicero sagt von ihm, seinem Zeitgenossen: »Varro's Schriften haben die Römer, die in ihrer eigenen Stadt wie Fremdlinge umherwandelten, gleichsam wieder heimisch gemacht, so daß sie sich von nun an wohl zurecht finden können.« Gewiß hatte er also manches Dunkel aufgehellt, manches Vergessene wieder an's Licht gebracht. Doch in ein unbedingtes Lob des Mannes kann man bei näherer Betrachtung nicht einstimmen: er theilt die Schwächen der Forscher der alten Zeit. Wie oft ist er von falschen Etymologien ausgegangen! welch seltsame Conjecturen hat er mitunter aufgestellt! wie sonderbare Erklärungen gegeben! Dabei ist nicht recht klar, in welchem Maaße er die vorhandenen Quellen wirklich benutzt hat. Bei alle dem aber verdiente das Werk doch alle Anerkennung, und wir haben es nur zu bedauren, daß es bis auf einzelne Fragmente verloren gegangen ist. Auch heißt uns des Verfassers Bescheidenheit — er wollte, seinen eigenen Worten zufolge, nach dem Vorgange des Philosophen Xenophanes aus Colophon nur eigene ohnmaaßgebliche Meinungen, nicht assertorisch-apodiktische Behauptungen aufstellen — die Schärfe der Kritik mildern. Im Ganzen aber wird das Buch doch nicht haben bewirken können, was es beabsichtigte: ein völliges Verständniß des Alten, eine völlige Wiederbelebung des Abgestorbenen. Dazu waren die archäologischen Kenntnisse des Verfassers doch nicht tüchtig genug, und — der Zeitgeist vielem Archaïstischen bereits zu sehr entfremdet. Zudem gefiel sich Varro in physischen oder allegorischen Deutungen, nahm z. B. den Jupiter für den bloßen Himmel, die Juno für die Erde, die Minerva für die Ideen u. s. w. Von gesundem Urtheile zeugt's, wenn er (nach Augustinus) die Meinung gehegt, daß die Einführung der Götterbilder seit Tarquinius d. ä. der Religion geschadet hätte. »Denn wenn der entgegengesetzte Gebrauch,« sagt er, »fortan geblieben wäre, würden die Götter heiliger verehrt werden; denn diejenigen, welche zuerst Götterbilder den Völkern hergestellt, hätten den Mitgliedern der Staaten die Furcht entnommen und Irrthum gegeben.« Er beruft sich dabei auf das »treffliche Muster der jüdischen Nation.« Uebrigens hat sein Beispiel eine ziemliche Reihe von Männern erweckt, die sich in ähnlicher Weise auf dem antiquarischen Felde bewegt und gewirkt haben (Merkel. prolegg. zu Ovid. Fast. p. XCVII. sqq.).

Auf philosophischem Wege suchte ein Lucrez und ein Cicero auf seine Landsleute zu wirken. Der erste, ein Anhänger des Epicureïs-

mus, ſetzte ſich zum Ziele, die Welt von der abergläubiſchen Furcht vor den Göttern zu befreien und zum Selbſtbewußtſein, zur Anerkennung eigner Kraft und Gewalt über das Schickſal zu erheben. Er läßt keine Gelegenheit vorbei, wo er über die Verkehrtheit der gemeinen religiöſen Vorſtellungen und den Lehrmeinungen der Poeten ſpotten kann. Er ſucht den Aberglauben zu vernichten, indem er die Quelle deſſelben nachweiſt, nehmlich die Unkunde der Menſchen mit der Natur. Götter, lehrt er, gibt es; ſie wären ſelige Weſen, lebten aber in ewiger Ruhe, ohne ſich um die Welt zu kümmern. Die rechte Frömmigkeit beſtände darin, ſich den ruhigen und unerſchütterlichen Sinn eines Weiſen zu bewahren. Man ſieht, der Mann wußte nach Art der griechiſchen Philoſophen wohl zu negiren, aber nichts Feſtes an die Stelle zu ſetzen.

Cicero machte ſich's zur Aufgabe ſeines literariſchen Wirkens, die Römer mit den Lehren der griechiſchen Weltweiſen bekannt zu machen, auch in religiöſer Beziehung. Darum ſchrieb er mehrere Werke, die in dieſes Fach einſchlagen. Vor allen iſt hier ſeine unvollendete und verſtümmelt auf uns gekommene Schrift über das Weſen der Götter zu nennen. Sie hatte den Zweck, unter den Römern richtigere und würdigere Anſichten über die Unſterblichen und über das Verhältniß der Menſchen zu ihnen zu verbreiten. Zu dem Ende geht er die verſchiedenen Meinungsgrundſätze der hauptſächlichſten philoſophiſchen Schulen unter den Griechen durch und läßt darüber die redend eingeführten Perſonen ſprechen. Wenn er nun auch, ein Akademiker, hier keineswegs dem Skepticismus der neuern Akademie huldigt, ſondern bei der Frage über die Exiſtenz und über das Weſen der Gottheit ſich der ältern anſchließt, den Grundſätzen eines Socrates und Plato, weil für ihn das praktiſche Bedürfniß überwiegend galt: ſo mußte doch das Werk, bei ſeinem Mangel an Schärfe und Beſtimmtheit der Begriffe und der Beweiſe, bei dem vielen Hin- und Hergerede mehr den Zweifel *erzeugen* als ihn dämpfen. Eben ſo verhält es ſich mit dem Werke über die Divination.

Alſo nirgends Heil. Es iſt eine troſtloſe, unſelige Zeit, die Zeit des Untergangs der römiſchen Republik.

Vierte Periode.

Von Augustus' Alleinherrschaft bis auf die Vernichtung des römischen Heidenthums in Folge der Ausbreitung der christlichen Lehre, oder von 30 v. Chr. bis 388 n. Chr. Die Periode der Reaction und — des Falles.

Kaum hatte der Kaiser Augustus nach dem Siege bei Actium und nach der Eroberung Alexandria's in Aegypten die Zügel der Alleinherrschaft über das ganze römische Reich ergriffen, als von seiner Seite dem Zustande der Auflösung und Verworrenheit wie im ganzen römischen Reiche so in den Verhältnissen des Cultus durch eine reactionäre Bewegung ein Ziel gesetzt wurde. Er selbst nehmlich war schon ruhigen, ernsten Charakters, war religiös *) bis zum Aberglauben, hielt z. B. auf Vorbedeutungen etwas, selbst lächerlicher Art. Träume, Cometen, die Stellung der Sterne, Gewitter, Blitze, ein Ring um die Sonne u. a. Meteore waren für ihn göttliche Anzeichen, jedes, oft selbst das geringste Erlebniß von Bedeutsamkeit. Er fürchtete in seinem Glücke den Neid der Unsterblichen. Durch einen Traum gewarnt, demüthigte er sich vor ihnen: er bat sich nehmlich alljährlich an einem bestimmten Tage von dem Volke ein Almosen aus, indem er Jedem die hohle Hand hinreichte, ihm ein Aß zu gewähren, gleichsam um den Göttern zu zeigen, daß er der Hülfe, nicht des Beneidens sich für werth erachte.

Aus dem Grunde schon mußte ihm der Zustand der religiösen Zerfahrenheit, des höchsten Unglaubens in seiner Residenz, in seinem Reiche auffällig und unbequem sein: er mußte wünschen, demselben ein Ende zu machen. Ueberdem soll ihm nach Beendigung des Bürgerkrieges sein Reichskanzler Mäcenas sofort zu bedenken gegeben haben, daß er, um sicher und glücklich zu regieren, vor allen Dingen bestrebt sein müsse, die hergebrachte Staatsreligion zu ehren und aufrecht zu erhalten, fremde Ceremonien und fremde Götterdienste abzuwehren **). Das ist sehr wahrscheinlich. Es war das ja allgemeine Ansicht der berühmtesten Staatsmänner, Geschichtschreiber, Philosophen der damaligen Zeit. Sie kannten und schätzten den Werth der Religion nur insofern, als sie der weltlichen Herrschaft zum Nutzen diente.

Das veranlaßte den Kaiser manchen alten, aber abgekommenen

---

*) „Manches, was in Bezug auf die thätige Sorgfalt des Augustus in Sachen der Religion überliefert ist, scheint in der That nicht bloß aus seinem feinen Tacte, sondern aus einer gewissen religiösen Gesinnung entsprungen zu sein." Ambrosch.

**) Dio Cass. LII, 36. Man wird aber darum die dort aufgeführte Rede des Mäcenas nicht für baare Münze halten wollen.

Gebrauch wieder herzustellen, z. B. das Augurium für das Wohl des Staates, das Fest des Pan, die säcularischen Spiele, die Feste zu Ehren der (Staats-) Laren auf den Kreuzstraßen und die Bekränzung dieser Götterbilder im Frühling und im Sommer. Er bauete mehrere Tempel unter eigenem und unter den Namen seiner Vertrauten, richtete alle ältern Heiligthümer, welche entweder vom Alter baufällig oder vom Feuer verheert worden waren, wieder her (Liv. IV, 20.), bereicherte alle Götterwohnungen durch reiche Gaben und verwandte zu diesen Zwecken unermeßliche Summen. Er glaubte auch wohl in den bessern Tagen die Frevel wieder gut machen zu müssen, die er und Cäsar u. A. im Drange der Noth an Tempelschätzen und heiligen Geräthen früher verübt hatten. Er mehrte der Priester Zahl, Würde und Einkünfte, vornehmlich der Vestalinnen, führte die Würde eines Flamen Dialis, die nun seit 76 Jahren unbesetzt geblieben, wieder ein, gewiß weil er einsahe, »daß er dem seiner politischen Interessen beraubten und ganz aus der Art geschlagenen Volke an der Religion und der Pracht ihrer Institute einen neuen Halt und Augenweide erschaffen müsse.« Er schonte die alten Bestimmungen des geistlichen Rechtes, wo es sich thun ließ, selbst bei ganz nothwendigen und durchgreifenden Einrichtungen, wie bei der Einführung der städtischen Regionen, wo er sich möglichst genau an das Alte anzuschmiegen suchte. Und wie war er bemühet, den heimischen Cultus rein und unvermischt von den fremden Götterdiensten zu bewahren! Er duldete nicht innerhalb der Mauern Rom's und der nächsten tausend Schritte um dieselbe die fast unaufhaltsam heran dringenden Religionen aus der Fremde: aus Gallien (den Druiden-Dienst), aus Aegypten (den Isis- und Osiris-Dienst). Fremde Ceremonien, dachte er gewiß wie einst der Senat, schwächten das Ansehen der vaterländischen, brächten Neuerungen hervor, woraus Parteigeist und Unruhen. Darum Isolirung des Heimischen. Es war das um so schwieriger, als der Zufluß von Leuten aus allen Provinzen und Länder nimmer mehr zunahm. Und ob dieser, einer geschlossenen Phalanx ähnlichen Weise, die bei aller oftmaligen Aufnahme fremder Gottesdienste doch die ursprüngliche Eigenthümlichkeit nicht verloren hatte, preist Dionysius das Römerthum noch zu seiner Zeit. Darum wird auch Augustus um solcher Staatsweisheit willen so gefeiert von gleichzeitigen Schriftstellern. Wie viele Oden des Horaz allein beziehen sich auf des Kaisers verständiges Walten hinsichtlich der Wiederherstellung der alten Religion! Darum war dieser Dichter wieder bei Hofe wohl gelitten und wohl angesehen, desgleichen der altfromme Virgil. Ein frivoler Ovid mußte dagegen nach Tomi wandern.

So kommt die alte Götterwelt in Rom wieder im Allgemeinen zu Ehren. Und je geachteter Augustus selbst bei seinen Unterthanen wird, desto mehr die Staats-Götter auf dem Capitol, namentlich Jupiter, für dessen Stellvertreter jener auf Erden gilt (Ovid. Metam. XV, 858 sqq.; Fast. II, 131.; Horat. Od. I, 12, 49. u. das. die Erklärer). In diesem Zustande macht die römische Religion auf

einen Ausländer, auf einen Griechen, auf Dionyſius von Halicarnaſſus, einen vortheilhaften Eindruck, wie deſſen Schilderung in den Antiquitäten dieſes Schriftſtellers beweiſt, mag ſie auch zumeiſt aus Varro's Werk entlehnt ſein.

Die poetiſche Literatur der Römer ſtieg damals auf den höchſten Gipfel; die Baukunſt und die Bildhauerei nicht minder. Alle dieſe Künſte vereinten ſich damals der Religion zu dienen, ihr äußern Glanz und Würde zu verleihen. Doch ſind hier griechiſcher Geſchmack und griechiſche Weiſe allein gültig. Und ſo verſchmelzen beide Religionen faſt durch und durch. Griechiſche und römiſche Götter werden nicht mehr unterſchieden: alle Symbole, Eigenſchaften, Mythen der erſtern werden auf die letztern übertragen. Es tritt jetzt, aber auch nur jetzt erſt, ein völliger Synkretismus ein, wenigſtens bei den Gelehrten und bei den Gebildeten. Das Volk mochte mehr oder weniger den alten Glauben feſthalten.

Für Verbreitung des römiſchen Götterglaubens wird in dieſer Zeit gewirkt durch Militär-Colonien und durch Aufſtellung römiſcher Legionen an den Grenzen und in den Provinzen. Namentlich war das in Germanien, Gallien, auf der pyrenäiſchen Halbinſel, in Afrika der Fall, wo noch heutiges Tages manche Spuren ſich vorfinden, z. B. Inſchriften.

Bei alledem darf man aber nicht glauben, daß nun dem Unglauben ſofort Thor und Thür geſperrt geweſen wäre. Als der Kaiſer Auguſtus einſt bei einem Krieger ſpeiſte und dieſen fragte, ob es wahr ſei, daß der, welcher der goldenen Bildſäule einer Göttin in irgend einer Stadt den erſten Streich verſetzt habe, erblindet und geſtorben ſei, antwortete derſelbe frivol: »Ich ſelbſt war dieſer Mann, und du ſpeiſeſt jetzt auf einem Fuße der Göttin.« Livius bezeichnet ſein Zeitalter als das der Religionsverächterei, wenn er von einem Jünglinge erzählt, der einem Conſul über ein Auſpicium Zweifel eröffnet habe, und nun die Aeußerung hinzufügt: »dieſer junge Mann ſei vor der Zeit geboren geweſen, die die Götter verachte.« An einer andern Stelle ſagt er: »Es iſt mir nicht unbewußt, daß nach derſelben Vernachläſſigung, zufolge welcher man jetzt insgemein glaubt, daß die Götter kein Anzeichen geben, gar keine Anzeichen öffentlich gemeldet und keine in die Jahrbücher eingetragen werden.« Gleicher Weiſe klagt Dionyſius, daß zu ſeiner Zeit die Auſpicien aufgehört hätten: nur ein Schattenriß wäre von ihrer ehemaligen Heiligkeit übrig. »Ueberhaupt,« ſetzte er hinzu, »ließe ſich viel von der Geringſchätzigkeit ſagen, mit welcher man zu ſeiner Zeit in Rom gegen das Göttliche verfühe.«

Unter den nachfolgenden Kaiſern dauerte das von Auguſtus in Bezug auf die vaterſtädtiſche Religion eingeſchlagene politiſche Syſtem fort: ſie ſuchten ſie durch ſcharfe Decrete, Verfolgungen, Verbannungen der fremden Culte (die ſich immer geltend machten und zuletzt gar nicht mehr zu tilgen waren) und deren Anhänger aufrecht zu erhalten. Sie gingen dabei von demſelben Staatsprincipe aus, daß die einmal hergebrachte Religion, auch wenn ſie Aberglaube wäre,

geschützt und in Geltung erhalten werden müßte; denn nichts wäre wirksamer, die Menge zu zügeln (vergl. Curtius Ruf., der wohl um diese Zeit lebte). Außerdem suchten sie durch Erbauung schöner Tempel und durch glänzende Ausschmückung derselben mit herrlichen Bildsäulen und Bildwerken dem Volke Ehrfurcht gegen die Götter einzuflößen.

Aber andrerseits lehrten sie wieder durch ihr Beispiel oft die größte Sittenlosigkeit und in und durch diese die größte Unbekümmertheit um die Götter im Himmel. Eben so verehrten manche auf ihren Reisen und Zügen fremde Gottheiten in den Provinzen. So Germanicus und Agrippina ägyptische, desgleichen Vespasian. Nero verachtete alle andere Götter, außer die syrische Astarte. Marc Aurel ließ die Priester aller fremden Völker zusammenholen, um gegen die in's Reich eingebrochenen Marcomannen Hülfe zu erflehen. Commodus ließ sich in die Mysterien der ägyptischen Isis und des persischen Mithras einweihen; Severus verehrte vornehmlich den ägyptischen Sarapis, Caracallus am meisten die ägyptische Isis. Eigenthümliches unternahm Heliogabalus (208—22 n. Chr.), dabei wahrscheinlich von der christlichen Idee einer allgemeinen Kirche ausgehend. Er wollte nehmlich den schändlichen Dienst des syrischen Baals (Sonnengottes) zu Emesa zum herrschenden im Reiche machen, verpflanzte ihn nach Rom und erhub die Priester desselben zu Vorstehern der allgemeinen Religion. Sein früher Tod setzte dem thörichten Beginnen bald wieder die rechte Schranke. Und Andres der Art. Das Alles konnte nur dazu beitragen, den alten Glauben in Vernachlässigung zu bringen. Dabei herrschte die ungemessenste Zuversicht zu allem Aberglauben, zu Mysterien, Zaubereien u. dergl. Und wenn nun so viele unwürdige Kaiser und deren Verwandte und Günstlinge apotheosirt wurden, oft schon bei ihren Lebzeiten, so konnte das doch nicht dem Volksglauben Vorschub thun. »Wer einem Caligula geopfert hatte, dem konnten Opfer und Anbetung nichts Ehrwürdiges mehr sein. Die Nachbarschaft vergötterter Kaiser, die nicht einmal die Ehre der Menschheit zu behaupten gewußt, mußte die Himmlischen um ihre Ehre bringen. Vom Unwillen über solche Apotheosen war ein kleiner Schritt zu dem Gedanken, daß auch die alten Götter auf gleichem Wege ihre Würde erlangt hätten.«

Unter solchen Umständen ist es denn nicht anders zu erwarten, als daß die Religion immer mehr sank. Nur das Herkommen, nur die Einrichtung des Staates, nur der Wille des Staats-Oberhauptes hielt sie noch. Aus den Schriftstellern dieser Epoche ließe sich eine ganze Reihe von Stellen sammeln, aus welchen hervorgeht, wie traurig der Zustand des religiösen Glaubens damals bei den Römern war, aber auch zugleich wie craß der damalige Aberglaube und wie er zumeist nur in elender, erbärmlicher Werkthätelei ohne Würde und Bedeutung bestand. Wir führen nur einige an, die merkwürdigsten. Seneca sagt (in einem uns erhaltenen Bruchstücke aus seiner Schrift gegen den Aberglauben): »Ich bin neulich in's Capitol gekommen und schäme mich über den öffentlich zur Schau gestellten

Unsinn und die Verrichtungen, welche sich die Schwärmerei auferlegt. Da ist Einer, welcher dem Jupiter die Gottheiten zu Füßen stellt, ein andrer, welcher der Juno die Stunden ansagt. Einer stellt sich als Lictor an; ein Zweiter bewegt die Hände wie ein Salbender. Weiber bemühen sich, der Juno und der Minerva die Haare zurecht zu legen und ahmen, in weiter Entfernung vom Tempel stehend, zumal von den Bildnissen, die Geberden eines Friseurs nach. Wieder andere halten ihnen den Spiegel vor. Hier ladet Einer die Gottheiten zu seinem Gerichtstage, und dort hält ihnen ein Andrer die Acten hin und trägt ihnen seinen ganzen Rechtshandel vor. Einen alten abgelebten Pantomimisten sah man täglich im Capitol sein Wesen treiben, als ob die Götter an seiner Kunst Vergnügen fänden, die doch bereits den Menschen zuwider geworden. Es gibt fast kein Gewerbe, das nicht Göttern zu Ehren da droben verrichtet wird.« Aber ist das nicht mehr als Aberglauben? Ist das nicht geradezu Verrücktheit? Und können wir uns da wundern, wenn jener philosophisch gebildete Schriftsteller die tiefste Verachtung des Volksglaubens ausspricht? Freilich fügt er zum Schluß das Bekenntniß hinzu: »daß er diese Religion doch wolle vom Weisen beobachtet wissen, freilich nicht als göttlichen Willen, sondern als Menschensatzung und um des Herkommens willen.« Aber wie traurig für jeden Gebildeten, für den Weisen, wofern er ein menschliches Herz hatte, kalt als Heuchler dastehen zu wollen und zu müssen, wo man der höchsten und heiligsten Angelegenheit seines Herzens Genüge thun sollte!

Eben so verächtlich spricht sich Plinius d. ä. über den gewöhnlichen Volksglauben aus (im Sinne des Pantheismus der stoischen Schule). »Eine Gestalt Gottes zu suchen,« sagt er, »ist Sache der menschlichen Schwachheit, und noch größerer Unverstand ist's, an unzählige Götter zu glauben und selbst aus den Tugenden und Lastern der Menschen Götter zu machen, wie eine Pudicitia, Concordia, Mens, Spes, einen Honor, eine Clementia, Fides. Der schwache Sterbliche hat das Ganze getheilt, eingedenk seiner Schwachheit, damit Jeder das verehren möchte, dessen er am meisten bedarf. Zu glauben, daß sich die Götter vermählen, einige Greise, andere Jünglinge bleiben, dieser schwarz sei, jener geflügelt, hinkend ein dritter, und ein vierter aus einem Ei gekrochen, ist kindische Narrheit. Alle Unverschämtheit aber übertrifft es, Ehebruch, Zank und Feindschaft ihnen zuzuschreiben und anzunehmen, daß auch den Diebstählen und den Lastern besondere Götter vorständen. Lächerlich ist's, zu glauben, daß das höchste Wesen um die menschlichen Dinge sich kümmere, und zweifelhaft scheint es zu sein, ob es den Menschen mehr fromme, keine Götter zu ehren, oder sie auf schändliche Weise zu ehren.« Eben so behandelt er den Glauben an eine Unsterblichkeit der Seele als eine Thorheit. Ein merkwürdiger Cento von Tadel und Zweifelsucht, von Abwerfung des Aberglaubens und von Unglauben. Wie zerrissen müssen die Gemüther der Gebildeten damals gewesen sein! Wie sie geschwankt haben zwischen Glauben und Zweifeln, zwischen den gewöhnlichen Ansichten des Volkes und den indi-

viduellen philoſophiſchen Schulen oder des geſunden Menſchenverſtandes, das ſehen wir vornehmlich an einem ſolchen Manne wie Tacitus, der es ſich doch zur Lebensaufgabe gemacht hatte, das Rechte zu finden und darzuſtellen. Seine Schriften von dieſem Standpuncte aus zu leſen, iſt über die Maaßen belehrend.

Im Allgemeinen herrſchte fort und fort die größte Freigeiſterei, und nur die Staatsgewalt hielt das Gerippe des alten Glaubens noch aufrecht. Juvenal (um 100 n. Chr.) verſichert, wie zu ſeiner Zeit kein Kind mehr glaube an Manen, an das unterirdiſche Reich u. dergl. Petronius (um 200) klagt bitter über den Verfall des ehemaligen Götterdienſtes; Firmicus Maternus (um 333) ſagt, wie zu ſeiner Zeit unter den Menſchen allgemein die Zweifel über die Götter ſeien, und Servius (um 375) bemerkt in einer Anmerkung zum Dichter Virgil, wie zu ſeiner Zeit der Unglaube an das Alte unter Hohen und Niedern auf gleiche Weiſe ſich geltend mache. Und wenn Plutarch (ſt. 120 n. Chr.) im Leben des Marcellus einer Erzählung von pedantiſchen Religionsgebräuchen der Römer die Bemerkung hinzufügt: »Trotz dieſer penibeln Genauigkeit in Kleinigkeiten haben ſich die Römer dennoch vom Aberglauben (d. h. hier Heterodoxie) frei erhalten, weil ſie nie vom Herkommen abweichen,« ſo meint er augenſcheinlich nur den öffentlichen Götterdienſt, der in bloßen äußern Formen beſtand; vom eigentlichen innern Glauben ſpricht er nicht. Auch wiederholte ſich in dieſer Periode der Sittenverderbniß gewiß oft das **Ego homuncio** (vergl. **Martial. epigr. XI, 44.** um 100 n. Chr.).

Und die Kunſt? Sie erniedrigt ſich in der Periode zur Dienerin der meiſtentheils entarteten Kaiſer, und in dieſer Dienſtbarkeit zur Dienerin der Wolluſt und der Sittenloſigkeit. Sie gefällt ſich in üppigen Darſtellungen von ſchlüpfrigen Gegenſtänden aus der griechiſchen Mythologie auf der Bühne und in Denkmälern der bildenden Künſte (in Farbe und Stein). Alſo auch hier kein Halt, kein Emporſtreben zum Höhern, ſondern vielmehr ein Sinken, ein Verfall.

Und dazu kam nun endlich noch das Verfallen des Staatsgebäudes ſelbſt, durch welches die Religion bisher allein noch gehalten und geſtützt worden war. Wollte daſſelbe neue Kraft gewinnen, ſo mußte diejenige Religion zur Staatsreligion erhoben werden, welche ſeit Anfang dieſer Periode ſich nach allen Seiten hin im römiſchen Reiche verbreitet, von unten auf ſich emporgerungen und das alte Syſtem völlig unterminirt hatte. Bei ihrer jugendlichen Friſche, bei der Macht ihrer innern Wahrheit war ſie allein im Stande, dem troſtloſen religiöſen Zuſtande in der Hauptſtadt und im Reiche ein Ende zu machen und zugleich dem Staatsgebäude neue Feſtigkeit und Sicherheit zu geben.

Das war das Chriſtenthum. Es iſt nicht gewiß, von wem und wann der erſte Same deſſelben nach der damaligen Weltſtadt vertragen worden iſt. Wahrſcheinlich iſt's durch Judenchriſten geſchehen. Denn Juden, zu denen die erſten Chriſten allgemein noch gerechnet wurden, befanden ſich ſchon ſeit längrer Zeit in Rom, notoriſch ſchon zu

Cäsar's Zeiten, der sie politisch sehr begünstigt hatte, weil Pompejus ihr Feind gewesen. Trauernd und hülfreiche Hand leistend hatten sie mit Andern seine Leiche umstanden. Es gab (nach Philo) eine besondere Judenstadt in Rom jenseits der Tiber. Indem Menschen aus allen Provinzen und Gegenden des unermeßlichen Reiches nach der Hauptstadt kommen, Handel treiben konnten, hatten auch jene, hatten auch Judenchristen sich hier eingefunden. Das Letztere muß schon vor dem Jahre 53 n. Chr. sich zugetragen haben; denn, nach Suetonius' deßfallsigem Berichte zu urtheilen, dürften es nur solche Judenchristen gewesen sein, welche der Kaiser Claudius in dem genannten Jahre aus Rom verbannte, »weil sie auf Anregung des Chrestus,« wie es dort heißt statt Christus, »unausgesetzt Unruhen erregten.« Was nichts Anders heißen mag, als: weil mit ihnen ihre ältern Glaubensgenossen, die Juden, fortwährend Händel hatten, und weil sie die Heiden zur Abwerfung des alten Glaubens verlockten *). War das Letztere bei dem heillosen religiösen und sittlichen Zustande in Rom, bei dem lächerlichen und lästigen Ceremonialdienste u. dergl. doch so leicht möglich! Ein einziges vernünftiges Wort konnte wie ein Funken zünden.

Indessen waren damals wohl nur die jüdisch christlichen Apostel gezwungen, die Stadt zu verlassen; die bereits bekehrten vormaligen Heiden verblieben gewiß ungestört daselbst. Und bald (vielleicht schon gleich nach dem Tode des Claudius, 54 n. Chr.) mochten auch jene Judenchristen wieder zurückkehren dürfen; denn im Jahre 57 schreibt der Apostel Paulus von Corinth aus den bekannten Brief an die damals schon zumeist aus Heidenchristen bestehende christliche Gemeinde in Rom. Als er späterhin (im J. 61 n. Chr.) selbst dahin geschafft wird, findet er »der Brüder« und benutzt die zwei Jahre seines gezwungenen Aufenthalts daselbst »Allen, die zu ihm einkamen in sein eigenes Gedinge, das Reich Gottes zu predigen und von dem Herrn Jesu zu lehren.« Er that es »unverboten.«

Indessen kaum mochte er abgereist sein, da veranlaßte Nero (64) in Folge der bekannten Feuersbrunst, die er selbst angestiftet hatte, die erste Christenverfolgung, um den Schein der Verschuldung beim Volke von sich abzuwenden. Es mußten also die Christen bereits ein Gegenstand des Volkshasses geworden sein, zuverlässig hier aus denselben Gründen wie in den Provinzen (s. die Geschichte der griech. Religion S. 100.). Und ein so großes Unglück, wie jene Feuersbrunst für Rom war, konnte um so leichter auf die Verächter der alten Götter geschoben werden. Diese, meinte man, zürnten eben darob, daß man sie und ihre Verehrung vernachlässige. Aus solchen Gründen kann man sich sehr wohl die, sonst bei den Römern nicht gewöhnliche Intoleranz gegen die Christen für jetzt und für die folgenden Zeiten erklären.

*) Ich stimme hier nicht ganz mit den Ansichten Neander's (Gesch. des apostol. Zeitalters 1. B. S. 273 f.) überein, weil mich dessen Beweisführung nicht überzeugt hat.

Damit war indeß die Gemeinde nicht vernichtet. Wahrscheinlich betraf die Verfolgung nur die Häupter. Wenige Jahre nachher muß sie wieder sichtlich hervorgetreten sein; denn Nero verhängt bald eine zweite, in der vielleicht auch Petrus und Paulus umgekommen sind. Unter Domitian (seit 81) wurde Bekenntniß des Christenthums zum Majestätsverbrechen gestempelt. In Folge deßfallsiger Angebereien ward man theils zum Tode, theils zur Confiscation der Güter und zur Verbannung nach einer Insel verurtheilt. So ging es fort. Selbst gute, milde Kaiser, wie ein Marc Aurel, werden heftige Verfolger, immer weil sie von dem alten politischen Principe ausgingen, die Staatsreligion sichern zu müssen, vornehmlich wenn allgemeine Unfälle, wie ansteckende Krankheiten, Ueberschwemmungen, Erdbeben vorkamen, die man für Folgen der Versäumniß der alten Götterculte ausgab. Und bei dem sichtlichen Verfalle der Staatsmacht lag der Gedanke nahe, daß die alte Herrlichkeit des Reiches, die mit der alten Religion so genau zusammengehangen, sich ohne diese nicht wieder herstellen oder behaupten lasse. Das Christenthum in Rom hatte unmittelbar unter den Augen der Staatsgewalt einen schweren Stand. Dazu kam nun noch, daß die von der Hofluft angewehte oder in den Schulen der Philosophen und durch die Lectüre der alten Classiker gebildete vornehme Welt mit Kälte und verächtlich auf die neue Lehre herabsahe, sie mit Schmähungen in Rede und Schrift überschüttete.

Dennoch erlag sie nicht. Aber es gehörte eine dreihundertjährige Arbeit dazu, um den langsamen und beschwerlich steilen Weg von unten herauf bis zum Throne sich zu bahnen. Unter Constantin erlangte sie auch in Rom erst gesetzliche Duldung: durch sein Toleranz-Edict (313) erhielten die Christen mit den Heiden gleiche Rechte.

Damit war das Heidenthum aber noch nicht aufgehoben: es erfreute sich fort und fort der Achtung bei allen, die dem Alten anhingen, die alte Herrlichkeit noch immer im Auge hatten und in der Erinnerung. Wir wollen das an einem recht eclatanten Beispiele zeigen. Die Culte der römischen wie der albanischen Vestalinnen haben noch bestanden zur Zeit des als Gelehrter und als Mensch hoch geachtet gewesenen Symmachus — er starb nicht vor 404 — ja! sie erfreuten sich noch der größten Verehrung aller Anhänger des alten Systemes, selbst unter den gebildetsten Ständen. Und Symmachus, Präfect der Stadt, Augur und Pontifex zugleich, suchte dieses Ansehen durch eine strenge Aufsicht über die Sitten der Priesterinnen zu erhalten. Wie sehr die Göttin Vesta damals noch von der Menge muß verehrt worden sein, zeigen zur Genüge die den Jungfrauen in jener Zeit fortwährend zuströmenden Legate. Das Vermögen des Tempels muß bedeutend gewesen sein. Und diesem Reichthume entsprach der Schmuck, der Aufzug und das Gefolge der heiligen Jungfrauen. Constantin hatte die Privilegien derselben ungeschmälert gelassen. Unter Julian tauchte der gesammte Cultus der heidnischen Welt noch Ein Mal auf. Erst Gratian (375—82) ließ die Tempelgüter der heidnischen Priesterschaft überhaupt und auch die der Vestalinnen einziehen. Dessenungeachtet blieb der Senat in

Rom und ein großer Theil der Bürgerschaft der alten Religion getreu, und die Säcularisation der geistlichen Güter erfüllte die Bekenner des alten Glaubens mit tiefstem Schmerze. Rührend sind die Vorstellungen, welche in dieser Beziehung jener Symmachus dem Kaiser gemacht. In ihnen spricht sich die dankbarste Anhänglichkeit des Römers an die alten Götter als an die treuen Beschirmer der Stadt und des Staates durch alle Jahrhunderte, durch alle Schicksale hindurch aus: man kann sie nicht ohne ein wehmüthiges Gefühl lesen. Aber sie fanden kein Gehör, und mit den Gütern sanken auch die Sacra der Göttin. Im Jahre 388 wurden die heidnischen Tempel geschlossen, »und dem Theodosius (378—95) ward von den christlichen Vätern das Lob, daß er überall den Cultus der alten Götter habe zerstören lassen.«

Somit erlosch das schon so schwach gewordene Licht, jedoch keineswegs ohne nicht noch Ein Mal aufzuflammen. Denn wenige Jahre später, als Eugenius (392—4) mit dem kaiserlichen Purpur zum Gegner des Theodosius bekleidet wurde, schloß sich die noch heidnisch gesinnte Partei ihm an. Dafür erlaubte er ihr auf wiederholtes Bitten die Altäre der alten Götter, namentlich den der Victoria am Eingange der römischen Curie, auf welchem die Senatoren, so oft sie sich da versammelten, zu opfern und bei dem sie zu schwören gepflegt — den schon Constantin hatte entfernen, dann Julian wieder aufrichten, Gratian von neuem fortschaffen lassen — wieder herzustellen und gab den Tempeln die ihnen entzogenen Einkünfte zurück. Allein durch die baldige Niederlage des Empörers wurden die Hoffnungen der Heiden und ihre reactionären Bestrebungen abermals vernichtet, und nun war der Sieger Theodosius erst recht bedacht, die alte Religion auszurotten, damit jeder neuen Empörung gewehrt würde. Acht und zwanzig Jahre darauf war daher dem damaligen Gesetzgeber (vergl. Cod. Theodos. l. XVI, tit. X. leg. 22, A. D. 423.) keine Spur mehr des Heidenthumes sichtbar. Allgemein verehrte und besuchte man nun — o der Wandlung! — jene Grabstätten eines Zeltmachers (Paulus) und eines Fischers (Petrus) als heiliger Märtyrer, die man drei Jahrhunderte vorher eines schmählichen Todes hatte sterben lassen.

Ging damit das römische Heidenthum spurlos zu Grunde? Mit nichten! Noch im Verscheiden wirkte es auf die römisch-katholische Kirche ein; noch gegenwärtig schleppt dieselbe sich mit einem großen Ballaste dessen, was einst jenem eigenthümlich war, und was sie beibehielt oder aufnahm, um den bisherigen Heiden den Uebertritt so schmerzlos als möglich zu machen (vergl. Lauer in d. Berl. Jahrbb. 1844. Nr. 93 f.).

Zweite Abtheilung.

Die Religion der alten Römer an sich,

oder:

Die einzelnen Culte.

Einleitung.

Der allgemeine Name für Gott, Gottheit war den Römern deus, dea: Wörter, welche sie von den Griechen überkommen, mittelbar durch die Pelasger und Latiner. Das göttliche Wesen, vornehmlich in Bezug auf Macht, Einsicht, Weisheit, Güte, drückte das Wort numen aus.

Bei der großen Menge von Göttern und Göttinnen, welche der römischen Religion eigenthümlich gewesen, hat man natürlich auch schon im Alterthume daran gedacht, dieselbigen in Classen einzutheilen, aber doch erst spät, dann erst, als man anfing, mit kritischem Geiste das Ganze zu betrachten, d. h. seitdem griechische Philosophie Eingang gefunden hatte. An ein durchgreifendes, streng logisches System darf man indessen auch hier nicht denken. Einmal fehlte es den Alten an Schärfe der trennenden Reflexion, und sodann ist der Gegenstand ja doch so zerfahren, so zerstückelt, aus den verschiedensten Elementen zusammengefügt gewesen, daß uns noch eine Eintheilung schwer wird. Die römische Götterwelt ist nicht nach einem bestimmten Systeme, nicht nach vorhergegangener Reflexion, nach einem ursprünglich zum Grunde gelegten theologischen Plane zusammengesetzt worden, sondern entstanden, wie es die Zeit, die Umstände mit sich brachten. Da gibt es denn die Eintheilung in dii indigetes (altherkömmliche, ursprünglich den Römern eigenthümliche) und novensiles oder novensides (neu aufgenommene), in dii minuti (niedrige) und selecti (auserwählte), in dii proprii (einzelnen Familien und Gemeinden eigene) und communes (allen Mitgliedern des Staates gemeinsame). Man gruppirte auch wohl zusammen die dii magni in dii semones oder in dii consentes oder complices

und dachte sich darunter die zwölf Götter, welche, nach griechischer Theologie, den hohen Götterrath bildeten. Allein bei den Römern haben ursprünglich und eigentlich die Götter nie einen solchen Complex gebildet, wie bei den Griechen die olympische Götterwelt: dieß patriarchalische Verhältniß ist erst spät auf die römischen übergetragen worden, nach der Bekanntschaft mit den griechischen: dem Römer lag das fern, gewiß auch den Latinern, und zwar aus dem Grunde, weil bei ihnen im bürgerlichen Leben ein solches Verhältniß nicht statt fand. Und das anfängliche königliche Herrscherverhältniß ging ja 510 v. Chr. verloren und war den Römern so verhaßt, daß sie nicht gern daran dachten. Sie werden es also auch nicht eben gern auf die Götter übergetragen oder später beibehalten haben, wenigstens nicht in seiner ganzen Strenge.

Wir thun hiernach am besten, wir folgen unsrer eigenen Anordnung wie bei der griechischen Religion, mit dem Unterschiede, daß wir nur zwei Hauptabtheilungen machen: nehmlich die der dii superi und inferi (Götter der Ober- und Unterwelt), und die Wassergötter den erstern anfügen. Diese Eintheilung kommt auch schon mehrfach bei den Alten vor. Ja! eigentlich gibt es gar nur Eine Classe, die der dii superi, weil die Römer anfänglich gar keinen Glauben an ein Leben nach dem Tode, also auch an keine Unterwelt, gehabt zu haben scheinen. Die deßfallsigen Meinungen sind höchst wahrscheinlich ihnen erst spät durch die Griechen zugekommen. Daher sie auch keine eigenthümlichen und besondern Götter dafür gehabt haben.

Uebrigens wird sich bei der folgenden Darstellung, in Vergleich zu der der griechischen Religion, eine auffallende Dürre und Trockenheit herausstellen, zumal bei einzelnen Culten. Das kann nicht anders sein: einmal weil der römische Geist bei weitem nicht so productiv im Ganzen wie im Einzelnen war und sich so mit Leichtigkeit bewegte wie der griechische, zweitens weil uns über das eigentliche Römische in dieser Beziehung sichre Nachrichten fehlen, das Hellenische in historischer Zeit dieses sogar verdunkelt hielt. Auch ist ja an eigentliche Mythen und an heimische Kunst hier nicht zu denken. Das Alles ist den Römern von außen gekommen, nicht aus ihm selbst hervorgegangen. Was bleibt also dem Darsteller, dem Leser übrig? Nur das Religiöse als intellectuelles Moment, und das ist auch theils weit dürftiger als bei den Griechen, theils vielfältig von diesem entlehnt. Der Leser suche also hier nichts weiter als eine etymologisch-logisch-historische Entwickelung der Vorstellungen der Römer von den einzelnen Gottheiten.

I.

Die Gottheiten des lichten Oberreiches.

A) Die Gottheiten physischer Gegenstände und Kräfte *).

1. Jupiter.

Diesen Gott haben die Römer gleich bei Gründung ihrer Stadt mitbekommen, in Alba Longa war sein Dienst zu Hause, überhaupt in Latium. Doch ist sein Begriff der des griechischen Zeus, so wie der Name dem griechischen Ζεὺς πατήρ gleich ist. Er hatte in Rom folgende Haupt-Cultus-Stätten: 1) die älteste in der palatinischen Roma selbst, 2) auf dem sabinischen Quirinale unter den Sabinern auf dem alten Capitol, 3) auf dem neuen Capitol, 4) bei der mugonischen Pforte auf der Höhe der sacra Via, 5) an der Porta Trigemina.

Wir haben bei dem griechischen Gotte gesehen: die Grundidee war die des Donnernden. Diese ist es auch bei dem Jupiter. Er heißt den Römern ebenfalls der Donnerer und der Blitzende **). Der Blitz ist sein Abzeichen — im Jahre 217 v. Chr. beschließt der Senat, ihm einen goldenen Blitz machen zu lassen — und auch als Jupiter Capitolinus führt er dieses Symbol. Ja! es hat der Gott hier in Rom selbst den ersten und ursprünglichen Begriff, den eines furchtbaren, wie es scheint, bewahret gehabt; denn als die Plebejer auf den heiligen Berg ausgezogen gewesen waren, errichteten sie (nach Dionysius VI, 90.) dem erschreckenden Jupiter (δειματίῳ) einen Altar, was unsere Ansicht von der Herkunft des Namens Δίς, Διὸς bekräftigen würde. Die Plätze, die Gegenstände, die Menschen, welche vom Blitze getroffen wurden, betrachtete und behandelte man darum mit besonderer Heiligkeit und Gottesfurcht. So z. B. durfte

*) Coelus oder der Gott des Himmels ist wahrscheinlich erst ein Geschöpf des Ennius, gebildet nach dem griechischen Uranus, und nie in den Volksglauben übergegangen. Wir lassen ihn also billig bei Seite.

**) Tonans, tonitrualis, fulgurator, fulminator.

die Stelle, wo ein Blitz in die Erde gefahren war, von Stund an nicht mehr berührt oder betreten werden: der Pontifex Maximus faßte mit Sorgfalt das Erdreich zusammen (ignes collegit), verbarg es unter leisem Hersagen gewisser Gebetsformeln in den Boden und grub dabei den Stein, in den der Blitz sich verwandelt haben sollte, wahrscheinlich die sogenannte Blitzröhre, mit hinein (fulgur condidit). Dann umgab man den Ort mit einer Mauer, versah ihn mit einem Altare zur Darbringung von Opfern. Indessen bedacht durfte er nicht werden. Wer solch geheiligtes Erdreich aufwühlte, von dem wähnte man, er würde mit Wahnsinn von den Göttern bezüchtigt.

Ein bloßes Beiwort dieses Jupiters als Blitzgottes scheint der Name Summanus (von summus, summa, die Spitze) gewesen zu sein. Wenigstens wird von dem Gotte unter dieser Benennung gesagt, daß er die nächtlichen Blitze schleudere, während Jupiter die Tagesblitze sende. Gewiß die Distinction eines schlechten Archäologen.

Durch gewisse Zaubersprüche und Ceremonien glaubte man den Blitz, und damit den Jupiter selbst, herabziehen, herablocken (elicere) zu können. Der Gott erhielt davon den Namen elicius. Als solchen hatte er einen Altar auf dem aventinischen Hügel. Zum Symbole gab man ihm einen Kiesel oder Feuerstein in die Hand, ursprünglich wohl eine Blitzröhre oder einen sogenannten Donnerkeil. Vielleicht war in frühester Zeit ein solcher Stein das Symbol des Gottes, als man noch keine Bildsäulen von Göttern hatte. Daher wohl die Sitte, bei Eidschwüren einen derartigen Stein zu halten, und die Redensart, bei dem Stein-Jupiter zu schwören (per Jovem lapidem jurare), was zugleich auf die ethische Idee Jupiter's als eines Schwurgottes sich bezieht. Uebrigens darf man bei jenem Herablocken des Blitzes nicht an physicalische Mittel denken, wie sie heut zu Tage gekannt sind, an Blitzableiter u. dergl. Da würde man dem Alterthume eine zu hohe Kenntniß zutrauen. Es könnte allenfalls sein, daß die Alten wahrgenommen hätten, der Blitz träfe vorzugsweise gewisse Gegenstände, wie es doch der Fall ist. Eine wirkliche Einsicht indessen in das Wesen dieser Naturerscheinung haben zuverlässig die Römer eben so wenig und noch weniger gehabt als die Etrusker, die der Sache doch mehr sich befleißigten (Otfr. Müller's Etrusker. II, S. 178).

Jupiter war den Römern ferner Regengott *), der bei anhaltender Dürre angerufen und durch ein Opfer (aquilicium, Wasser-Entlockung) geehrt wurde, und dem man nach etruscischer Weise bei der Gelegenheit den Wasserstein (manalis petra s. lapis) über die Aecker schleifte. Derselbe lag für gewöhnlich außerhalb des capenischen Thores neben dem Tempel des Mars (als Ackergottes) und sollte die Wirkung äußern, daß er Regen hervorbrächte.

Insofern als Jupiter solcher Gestalt die Aecker befruchtete und Segen spendete, hieß er der Fruchtreiche (frugifer) und der Gütige (almus).

*) Pluvius, imbricitor.

Wie er aber nach dem Obigen Regen senden konnte, so vermochte er eben so das Gegentheil: den Himmel zu erheitern (serenus s. serenator), und auch als solcher bewies er sich den Menschen in vorkommenden Fällen gnädig.

So ward er überhaupt zum Gotte aller Wettererscheinungen (tempestatium divinarum potens) und des Aethers, und im gemeinen Leben und in der Dichtersprache heißt sein Name so viel als: freier Himmel, Aether. Unter dem Jupiter (sub Jove) sagte man statt unter freiem Himmel (sub dio); daher auch die Verwandtschaft der beiden lateinischen Wörter theils unter einander, theils mit dies (der Tag, die Tageshelle, Himmelsheitre); daher ferner der Name Diespiter für Jupiter und mit diesem Namen vollkommen gleichbedeutend, wenn auch speciell für den Jupiter gebraucht, der die Menschen das Himmelslicht sehen läßt, d. h. ihnen das Leben spendet; daher endlich die hohe Bedeutung des Dium's im römischen Cultus.

Als Gott des Aethers wohnte er den Römern auch hoch oben, zu allerhöchst, war der Höchste (summus), und zwar zunächst dem Orte nach. Darum verehrte man ihn gern auf Höhen, und der Römer wies ihm z. B. (seit Tarquinius Priscus) den capitolinischen Hügel zu seiner Wohnstätte an (Jupiter Capitolinus).

Von hier aus aber schaute er zunächst auf die Stadt Rom, natürlich sie schirmend und schützend. Jupiter war mithin den Römern der Hort, der höchste Hort für seine Stadt, der Häuser wie der Stadtgemeinde, zu dem man sich wandte in Zeiten öffentlicher Drangsale, z. B. bei der Belagerung Rom's durch Marcius Coriolanus (Dionys. VIII, 39.). Er nebst Vesta sind die großen Stadt-Penaten, die vaterländischen Götter, durch deren verborgenes Walten Rom beschützt wird. Dieß ist er zwar von Anfang an gewesen: er und Mars und Juno und Minerva waren die Obwalter der vom Anfang an bloß auf dem palatinischen Hügel beschränkten Roma. Allein dieselbe Bedeutung trat doch erst recht hervor, als ihm das Capitolium zum Wohnplatze angewiesen war. Wenn der junge Römer durch feierliche Umlegung der verbrämten Toga vom Prätor zum Staatsbürger eingeweihet worden, stieg er sofort vom Forum hinauf zum capitolinischen Tempel und brachte dort seine Gebete und Gelübde dar.

Aber zugleich ist Jupiter der Gründer und der Erhalter des großen gewaltigen Reiches (conditor et conservator imperii romani), seitdem die Stadt zu einer Weltstadt, die anfänglich kleine städtische Gemeinde zur Herrin der Erde geworden. Als solchen stehen ihm Juno (als das weibliche Princip der Jupiters-Idee), Minerva (als Göttin der Weisheit), Mars (als Gott des Krieges) zur Seite. So wird er höchster politischer Gott. Er war der Götter-König des Staates (rex), so lange es Könige in Rom gab, und er beschützte diese Herrscher vorzugsweise. Als selbige vertrieben, ihre Gewalt abgeschafft war, blieb er es fortwährend; aber nun gewährte er allen Obrigkeiten die Gewalt, die Menschen zu beherrschen (vis regundorum hominum. Quinctil. III, 7, 2.) und schirmte ihre Würde

(custos), so wie zur Kaiserzeit die Kaiser. Dem Jupiter Capitolinus mußten alle Beamte und Volksvertreter ihre Huldigung darbringen, die Consulen beim Antritt ihres Amtes ihm ein Stieropfer zurichten.

Ferner schützt er das Land (custos terrae), wendet von ihm das Unheil ab (averruncus) und bewahrt die Grenzen desselben und des Reiches (terminalis) und ward so Kriegsgott, dem die Soldaten geweihet wurden, die sich zum Militärdienste nicht stellten (Liv. X, 38.); der nebst den übrigen Kriegsgöttern, zu denen besonders Mars, Minerva gehörten, angerufen wurde, z. B. von Decius, als er sich dem Tode weihte; dem die Feldherren, wenn sie, angethan mit dem Kriegsmantel, in das Feld ziehen wollten, erst auf dem Capitole Gebete und Gelübde spendeten und dann erst ihren Zug antraten; der selbige vornehmlich beschützte und dem sie, wenn sie zurückkehrten, zuvörderst ihren Dank entrichten mußten, bevor sie ihr eigenes Haus betraten. Er hieß davon selbst der Feldherr, Herzog (imperator). Als solcher hatte er auf dem Capitol zwischen den Capellen des Jupiter's und der Minerva ein berühmtes Standbild, das der Dictator Titus Quinctius von Präneste nach Rom verpflanzt hatte (380 v. Chr.).

Diesem Jupiter glaubte man vor Allen den Sieg im Kriege, in der Schlacht zu verdanken. Er hieß daher der Sieger (victor) oder der Unbesiegbare (invictus), und wenn ja die Soldaten je in die Flucht geschlagen wurden, so machte er sie wieder stehen (stator). In letzterer Beziehung ward ihm im Jahre 294 v. Chr. ein im samnitischen Kriege gelobter Tempel geweihet, auf der Stelle, wo früher eine bloße Capelle (fanum) gewesen war. Mythisch wird der Ursprung dieses Cultes in Romulus' Zeit zurückversetzt. Ferner spendete dieser Jupiter nach dem Volksglauben die Beute, vornehmlich die Erbeutung der Rüstung des feindlichen Feldherrn (spolia opima), die beim Triumphe dann auf einer besondern Trage (feretrum) zur Schau einhergetragen wurde, endlich die Ehre des Triumphs*), jenes von den festlichen bacchischen Aufzügen (θριάμβοις) der Griechen entlehnten Siegspompes. Der triumphirende Feldherr brachte dem Jupiter auf dem Capitolium — dort ging der Triumphzug hin; da nahm er ein Ende — Opfer und Dankgebete dar. Nun war der Gott auch Friedenbringer (pacifer).

Alle diese großartigen und ehrenden Namen mußte der Gott in immer höherm Grade bekommen, je mehr im Laufe der Zeit das Glück und die Tapferkeit die römischen Feldzüge krönte. Die glänzenden Siege verherrlichten am meisten den Namen des Jupiter's. Ging es unglücklich in einem Kriege, dann glaubte man ihn wohl durch Gelobung eines ganzen Ver sacrum versöhnen zu müssen, was z. B. während des zweiten punischen Krieges ein Mal und dann nach Beendigung desselben geschehen ist.

Derselbe war ferner dem Römer der mächtigste (maximus), der

*) Praedator, feretrius (historisch gewiß seit 437 v. Chr.), triumphator.

allmächtigst-gütigste (optimus maximus) Gott, der da Alles erhält, der Hülfe bringt in der Noth *) und Segen allerlei Art spendet, auch den Menschen durch Träume und durch allerhand Zeichen sein Wollen und Gebot zu erkennen gibt (prodigialis). Er ist Orakelgott, wie er es in Dodona war, weßhalb man in seinem Tempel auf dem Capitole die sibyllinischen Bücher verwahrte. Es war eine durch das ganze römische Alterthum sich hindurchziehende Vorstellung, daß Jupiter den Menschen seinen Willen und seinen Rath durch Donner und Blitz, durch die Stimme, das Fressen und den Flug der Vögel, die gleichsam seine Boten wären (Auspicien, Augurien), kund gäbe. Die Auguren hießen seine Dolmetscher (interpretes Jovis O. M.) an die Menschen. Auch thut er sich durch Träume kund (monitor). Er ist Lenker der Schicksale im Allgemeinen wie im Einzelnen. Daher pflegte man ihn beim Beginnen einer jeden Sache nebst dem Janus anzurufen, desgleichen ihm in allen großen und kleinen Zeitabschnitten, in politischen und Privat-Angelegenheiten, in städtischen wie in ländlichen, zu opfern. Z. B. wenn der Landmann im Herbste oder im Frühjahr die Aussaat machte, feierte er ein häusliches Fest, bei welchem er den Jupiter nicht vergaß als Jupiter dapalis (Schmauser). Nicht minder ehrte man beim Anfange der Aernte, wenn der Ceres geopfert wurde, ihn, den Gott, und betete zu ihm. Bei Eröffnung der Weinlese, sodann im Frühlinge, wenn man den jungen Wein zum ersten Male aus dem Fasse nahm, geschahe solches jedes Mal mit einer Opferspende an den Jupiter. Ja! die Bäcker in Rom verehrten ihn als ihren besondern Gott (pistor) und setzten ihm einst bei einer uns unbekannten Veranlassung als ihrem Erhalter einen Denkstein. Eine andere besondere Veranlassung muß ihn zum Gotte des Auffindens (inventor) gemacht haben: in welcher Eigenschaft er an der Porta Trigemina verehrt wurde. Eine Legende schrieb die Stiftung des Cultes dem Hercules zu. Zweifelhaft ist sein Beruf als Geldgott (pecunia).

So konnte denn Jupiter auch gedacht werden als Haus- oder Familiengott. Z. B. ward er nach griechischer Weise verehrt als Jupiter hercius (ἑρκεῖος), als Gott, der innerhalb der Umfriedigung eines jeden Hauses waltet, folglich die Eigenschaft eines Haus- oder Familiengottes (deus penetralis) hatte. Nun trat er nicht minder ein in den Kreis der hochzeitlichen Götter, der die Braut in das Haus des Bräutigams geleitete (domiducus), wo der Flamen des Gottes die Trauung vollzog. Und als Lichtgeber (lucetius) stand er wohl den Gebärenden bei, wie Juno Lucetia. Die Sclaven ließ er an das Ziel ihrer Wünsche, zur Freiheit gelangen, die ihm dafür eine Spende in Gold entrichteten.

Endlich war Jupiter den Römern auch moralischer Gott, der vornehmlich die Treue bewahrte in Familien- wie im öffentlichen Leben, bei Bündnissen, das Gastrecht (hospitalis) u. s. w. Aus

*) Opitulus, opitulator, salutaris, conservator omnium rerum, depulsor.

dem Grunde wahrscheinlich erhub man ihn zum Vorstande des latinischen Bundes (Jupiter Latiaris), dem auf dem albanischen Berge Verehrung dargebracht wurde. Eben so wurde er mit der Fides zusammengestellt und mit dem sabinischen Semo Sancus identificirt, und bei Ankündigung eines Krieges in Folge verletzter Verträge und Bündnisse riefen ihn vornehmlich die Fetialen, der Pater Patratus an. Hier greift der Cultus energisch in das Völkerrecht ein, und es ist bemerkenswerth, ihn auch von dieser Seite kennen zu lernen.

Vergleicht man den Dienst des Jupiter mit dem des Zeus: so erkennt man sofort das Uebereinstimmende der Urideen. Aber hier in Rom mußte er einen ganz andern Anlauf und Verlauf nehmen, da Rom zu einer Weltstadt und zu einem Weltreich durch intensive Kraft, durch Siege und Eroberungen emporwuchs, und Jupiter an der Spitze dieses Staates als Schirmer und Mehrer desselben gedacht wurde. Der Dienst mußte hier nach besondern Seiten sich hinverbreiten, mußte besondern Glanz, besondere Bedeutsamkeit annehmen. Anfangs nur das Centrum der städtischen Gemeinde, ward er mit der Zeit der religiöse Mittelpunct des größten Reiches, aller von demselben ausgehenden und in dasselbe einströmenden Machtfülle, das Band aller mit dem Staate näher und ferner zusammenhängenden Glieder, kurz der religiöse Ausdruck, die Spitze alles des, was in politischer Hinsicht geschehen war, geschahe und geschehen sollte. Jupiter hat in der römischen Religion beinahe die Bedeutung eines alleinigen Gottes. Unbeweibt, ohne Abenteuer, ohne Nachkommenschaft, wie er in Rom eigentlich war, stand er in unbescholtener höchster Herrlichkeit da.

Später Synkretismus identificirte den Aeneas mit dem Jupiter und nannte selben Jupiter indiges (den Eingebornen).

Allem Anscheine nach ein bloßer Abzweig des vorigen Cultes, so wie der Name eine Ableitung des Namens Jupiter, ist der des Vedius oder Vedjovis oder Vejovis. Nur ist es schwierig, den Namen zu deuten und die Deutung mit dem Wesen des Gottes in Uebereinstimmung zu bringen, um so schwieriger, als die Alten selbst in historischer Zeit darüber nichts Gewisses mehr wußten. Sein Tempel lag theils auf der Tiberinsel, theils im Asyl zwischen der tarpejischen Burg und dem Capitol; im letztern stand sein Bild in jugendlicher Attitüde, mit Pfeilen (zum Verderben) bewaffnet, was zwar erst im Jahre 93 v. Chr. geweihet worden ist, aber doch gewiß der ältern Vorstellung gemäß war. Nun wird er mit dem Dis Pater und den Manen in der Formel angerufen, womit feindliche Städte devovirt wurden: er sollte das feindliche Heer mit Flucht, Furcht und Schrekken erfüllen; nach tagetisch-etruscischer Lehre führte er den Blitz, und seine furchtbaren Blitze kündigten sich denen, die getroffen werden sollten, schon vorher durch Taubheit an. Er war ein schlimmer, zu fürchtender Gott, der leicht tödtete. Daher man ihn mit dem Gotte der Unterwelt identificirte. Die Vorsylbe ve bezeichnet diese Eigenschaft schon von vorn herein. Alterthümler Rom's, Varro wahrscheinlich an der Spitze, wollten den Namen erklären aus Ve = klein und

Jovis: eine Erklärung, die wenig befriedigt. Ohne Zweifel gehörte der Cult dem ursprünglich latinischen Götterkreise an. Denn noch in historischer Zeit verehrte den Gott vorzugsweise die julische Familie, die sich von den Latinern aus Alba Longa ableitete, zu Bovillä. Anders, d. h. in entgegengesetzter Vorstellung, erscheint Vejovis im Culte auf der Tiberinsel. Hier heißt Aesculap so, oder Jupiter Faunus. Auf den alten (auf Tatius zurückgeführten) zwölf Altären erscheint er neben gütigen Gottheiten: neben der Ops, Flora, Saturn, Sol, Luna ꝛc.

---

2. Juno

ist eigentlich die dodonäisch-griechische Dione; auch die Namen sind dieselben der Etymologie nach. Folglich ist sie ursprünglich das weibliche Princip dessen, was Jupiter vorstellt. So konnte es denn von ihr heißen, daß sie, wenn auch nur selten, Blitze schleuderte. Diese physische Bedeutung ist jedoch in Rom fast ganz in den Hintergrund getreten, dagegen um desto hervortretender die familiäre und politische gewesen.

Juno war mit die älteste Göttin in Rom: eingezogen mit der albanischen Colonie, hatte sie ihr erstes Heiligthum in der sacra Via mit Jupiter gefunden. Uralt und heimathlich war ihr Dienst in Latium überhaupt; die Pelasger hatten ihn unstreitig mitgebracht. Allein auch die sabinischen Colonisten müssen ihn gekannt haben: sie, als die vorzugsweisen und eigentlichen Quiriten (Lanzenträger), verehrten die Göttin vornehmlich als Juno quiritis und machten den Cult in Rom heimisch. Daher galt sie für die Schutzgöttin der Curien oder Stadtgemeinden. Bei den Sühnopfern für die einzelnen Stadttheile, Argeen genannt, war ihre Priesterin zugegen, und der Göttin ward dabei von den Priestern der Curien (flaminibus curialibus) geopfert. Als solcher ist höchst wahrscheinlich ihr Symbol die Lanze (curis oder quiris im sabinischen Dialecte) gewesen, in alt-italischer Rechtssymbolik das Zeichen des Eigenthums, der Obmacht, der Herrschaft über etwas. Den Kriegern gab man die Mahnung, diese curitische Juno anzurufen. Als solche sabinische Göttin hatte sie ihre Verehrung vornehmlich auf dem alten Capitolium mit Jupiter und Mars, später, seit Tarquinius d. j., auf dem neuen Capitolium. Davon hieß sie Juno capitolina. Hier nahm sie wohl Antheil an der glänzenden Verehrung des Jupiter's, war ebenfalls Schirmerin der Stadt und des Reiches und ließ beiden alle die Wohlthaten zu Theil werden, die sie als höchste weibliche Göttin spenden konnte.

Eine vorzugsweise heilige Stätte hatte sie noch auf dem Aventinus. Hier führte sie den Beinamen Regina (Königin). Ihr Cultus war dahin, nach der Eroberung von Veji, durch feierliche Uebertragung

(Evocation) verpflanzt worden, folglich etruscischer Herkunft; nur ist es nicht ganz klar, ob nicht die Römer eine ihnen eigentlich fremde Göttin unter einem uns unbekannten Namen vielleicht für ihre Juno gehalten, so übersetzt haben (vergl. Otfr. Müller's Etrusk. II, S. 45 f.). Auf dieser Stätte zollten ihr vornehmlich die Frauen von Stande Verehrung (Liv. XXI, 62.), und ihr galt immer jener Pomp der 27 Jungfrauen, der bei öffentlichen Veranlassungen durch die Zehnmänner decretirt zu werden pflegte. Nehmlich diese Juno Regina dachte man sich auch als besondere Schirmerin der Stadt und des Staates und rief sie an, wenn selbige in Noth waren, wenn Unglück drohte oder schon hereingebrochen war. Doch hatte sie in gleicher Eigenschaft auch einen Tempel in der flaminischen Rennbahn, welcher ihr jedoch erst im Jahre 181 v. Chr. erbauet worden ist.

Als Göttin war Juno vorzugsweise die Beschützerin der Frauen, des weiblichen Geschlechtes. Dieses schwur bei ihr, jede Frau bei ihrer Juno, wie bei ihrem Schutzgeiste. Als solche und als Ehegenossin des höchsten Gottes vermittelt und beschützt sie besonders die Ehe, segnet den Weg der Braut zum Hause des Bräutigams, achtet bei der Gelegenheit auf die gehörige bedeutungsvolle Salbung der Thürpfosten, begleitet die Braut auf dem Wege dahin u. s. w. So konnte man denn von vielen Junones sprechen: sie kommen selbst auf Inschriften vor. Ja! man ging so weit, sogar den verstorbenen Frauen noch eine Juno zuzuertheilen und selbe z. B. auf Grabesinschriften mit den Diis Manibus zu verbinden (Orelli No. 1319.). Juno führt die Frau durch alle Phasen des ehelichen Lebens hindurch, hilft ihr dem Manne gefallen, besänftigt denselben wieder zu gegenseitiger Eintracht, steht ihr beim Gebären zur Seite *) u. s. f. So hatte Juno denselben Wirkungskreis, den die Hera bei den Griechen. Kein Wunder also, wenn sie mit dieser vermengt worden ist, wenn sie von dieser Manches in späterer Zeit angenommen hat. Ihr galten wohl die Matronalien, wo die römischen Matronen für die Erhaltung der Ehe (am 1. März) beteten. Sie wallfahrteten dann namentlich zum Tempel der Juno Lucina auf dem esquilischen Berge, und Schwangere erflehten sich von ihr ein leichtes Wochenbett. In diesem Tempel mußte auch für jeden Neugebornen ein Geldstück entrichtet werden. Juno hieß davon selbst Matrona, und jener Festtag Kalendae feminarum. Beziehung auf eheliche Fruchtbarkeit hatte auch wohl der Dienst der Juno caprotina (Ziegen-Juno), welcher bei dem Ziegensumpfe unter einem wilden Feigenbaume (caprifico) statt fand. Plinius wenigstens erwähnt von dem Caprificus oder Feigenbaume gewisser Einwirkungen auf die weibliche Natur. Juno war für Frauen im Allgemeinen die Segensreiche, Wohlerhaltende (sospita), in welcher Eigenschaft sie außerhalb der Stadt theils auf dem Gemüsemarkte einen Tempel hatte, theils selbst von Rom aus

*) Juga, jugalis, iterduca, domiduca, unxia, pronuba, cinxia, viriplaca, conciliatrix, lucina (als solche hatte sie Haine und Tempel am Cispius), lucetia, egeria, conservatrix liberorum u. s. f.

in Lanuvium Verehrung genoß. Am erſtern Platze ſoll ſie auch unter dem Beinamen Matuta einen Tempel, der ihr als Retterin zur See 194 v. Chr. geweihet worden wäre, gehabt haben, oder auf dem Ochſenmarkte innerhalb des carmentaliſchen Thores, wo man die Matronalien feierte. Unwahrſcheinlich iſt es nicht, daß Juno dieſen Namen (griechiſch ἑωσφόρος = lucina, lucetia) geführt hat.

Als einer ſolchen Frauen-Gottheit fiel ihr Cult mehr dem ſtillen, häuslichen Leben anheim und war nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die Sittlichkeit, auf Keuſchheit, Zucht. Buhldirnen durften ihren Altar nicht berühren; mit der Pudicitia (Keuſchheitsgöttin) ward ſie verſchwiſtert gedacht.

Daß ſie auch als Moneta (Münzgöttin) verehrt worden, kann nur einem zufälligen Umſtande zugeſchrieben werden, oder es beruht auf eine Verwechslung von moneta (von monere, die Anmahnerin) und moneta, die Münze.

---

3. Sol, der Sonnengott.

Der Name zwar mit ἅλιος, ἥλιος und dem deutſchen Sonne verwandt, alſo gewiß von Anfang an der Sprache und der Vorſtellung der Latiner eigenthümlich geweſen. Allein auf das Alter des Cultes kann daraus nicht geſchloſſen werden. Derſelbe wird von römiſchen Schriftſtellern ſabiniſch genannt, und ſo wäre er wohl mit der ſabiniſchen Colonie nach Rom verpflanzt worden. Damit ſtimmt überein, daß des Gottes Heiligthum bei dem Tempel des Quirinus, eines ſabiniſchen Gottes, auf dem Quirinale lag. Doch hatte er auch in der heiligen Straße ein, wenn auch unbedeutendes Capellchen mit der Luna zugleich, und dieſer Umſtand wieſe wieder auf Alba, auf Latium hin, als den Urſprungsort des Cultus. Endlich: die urſprünglich ſabiniſche Familie der Aurelier hatte den Sonnendienſt als Familiengottesdienſt, aus welchem Grunde? weiß man freilich nicht genau. Brachte man zufolge des Namens (von aurum) den Sonnenglanz des Goldes mit der Sonne in Verbindung?

Die Dichter und Mythologen der ſpätern Zeit trugen alles Helleniſche von Helios auf den Sol über. Im Ganzen iſt ſein Cultus in Rom nie recht hervorgetreten. Wie man ſich den Gott gedacht hat, iſt darum eigentlich nicht klar.

---

4. Luna

wird von den römiſchen Alterthumsforſchern zu den Gottheiten gezählt, die ſchon vom Sabiner Tatius mit Altären in Rom bedacht

worden ſeien. Hiernach wäre auch der Luna-Dienſt ſabiniſch geweſen. Und doch hatte die Göttin, wie wir eben geſehen, mit Sol zugleich eine Capelle im romuliſchen Diſtricte. Außerdem war ihr auf dem Aventinus ein Tempel geworden, und noch einer auf dem Palatium, wo ſie den Beinamen noctiluca (Nachtleuchte) führte, und wo ihr Tempel allnächtig erleuchtet ward.

In ſpäterer Zeit ſcheint man ſie nach griechiſcher Weiſe, wonach Selene, Artemis und Hekate zuſammengehören ſollten, mit Diana verwechſelt zu haben, und als die Kenntniß der Aſtronomie unter den Römern ſo gäng und gäbe ward, daß man die Mondfinſterniſſe berechnen konnte (z. B. zur Zeit des Krieges mit Perſeus (Liv. XLIV, 37.), da konnte dieſer Dienſt nicht mehr beſtehen, der überhaupt ebenfalls niemals recht hervorgetreten iſt.

Vom Geſtirndienſte bei den Römern ſonſt keine Spur.

---

5. Mater Matuta

iſt urſprünglich und eigentlich Göttin, welche den Morgen, die Frühe (matuta mit maturus, matutinus verwandt) heraufbringt (Lucret. V, 654 sq.), die griechiſche Eos, nur als Mutter gedacht, d. h. gnädig, wohlwollend, gütig.

Als Lichtbringerin konnte ſie dann theils ein Beiname der Juno werden (vergl. oben), der Geburtsgöttin und der Pales (der Göttin, welcher die Parilien [von pario] galten), welche als ſolche einen eigenen Tempel hatten (Klauſen: Aeneas II, S. 879.), und vornehmlich an den Matronalien (im Juni) Verehrung finden, wo man ſie aber nicht für die eigenen Kinder, ſondern für die der Schweſtern anrief. Denn es »ſchien die Beſchäftigung der Schweſter mit dem Schweſterkinde und ihre Pflicht, nach dem Tode der Schweſter ſich deſſen anzunehmen, bedeutend genug, um ſie unter den Schutz einer beſondern Gottheit zu ſtellen.« Außerdem war den Mägden der Eintritt in den Tempel verboten; nur eine brachten die Matronen hinein, aber ſtäupten ſie. Sie »hielten hier ein gottesdienſtliches Gericht über allen Aerger, welcher ihnen, wie ihren Schweſtern, durch die Unart der Mägde bald in Behandlung der Kinder, bald in Liebſchaften mit dem Herrn bereitet ward.« Auch konnte ſie erſehnte Helferin und Retterin von Schiffbrüchigen oder von ſolchen, die auf dem Meere in Sturmesnoth ſind, werden; denn am Morgen pflegt das Wetter ſich zu ändern, nach einer ſturmvollen Nacht heitres, ſtilles einzutreten, oder wenigſtens die Tageshelle den Menſchen auf der See Hoffnung, Beruhigung, Hülfe zu reichen. In ſolcher Eigenſchaft mußte ſie beſonders auf den Küſten verehrt werden (z. B. in der volskiſchen Stadt Satricum [Liv. VI, 33.]), von wo aus Meerfahrten gemacht wurden. Rom mag, ſo lange es nicht Oſtia angelegt hatte und mit der See in keiner Verbindung ſtand, den Cult

nicht gekannt oder wenigstens nicht geübt haben. Seit dem aber mochte das geschehen. Und so finden wir denn erwähnt, daß der Mater Matuta im Jahre 176 v. Chr. vom Consul Tib. Sempronius Gracchus ein Tempel geweihet wird, nachdem er glücklich von einer Seefahrt nach Sardinien und nach Besiegung der Bewohner dieser Insel zurückgekehrt ist. In solcher Eigenschaft machte man sie zur Mutter des Portunus (Hafengottes) und stellte sie gleich der griechischen Göttin Ino und Leucothea, deren Wesen aber ursprünglich ein ganz andres gewesen.

6. Wind- und Sturmgötter.

Cicero läßt in seiner Schrift den Cotta sagen: »auch die Stürme seien unter die Götter zu rechnen, weil sie vom römischen Volke mit religiösen Gebräuchen geehrt würden.« Man nannte selbige Tempestates, oder im Singular als Individuum Tempestas. Ihnen war in Rom seit 259 v. Chr. ein Tempel gewidmet, seitdem Lucius Corn. Scipio den Kampf gegen die Corsen beendigt hatte und in harter Noth auf dem Meere gewesen war. Ein Altar der Winde wird erwähnt in einer Inschrift bei Orelli (Nr. 1340.), gegenüber der Erwähnung eines Altars des Neptun's.

7. Vulcanus.

Der Name ist mundartlich oder vielleicht nur orthographisch verschieden von fulcanus oder folcanus und daher verwandt mit fulgeo, φλέγω, φλόξ, wofür die Latiner wahrscheinlich unter Lautverschiebung folg, fulg oder vulc sagten. Er bedeutet mithin eigentlich das Flackern oder den Flackernden, also den Gott der Feuerflamme. Römische Alterthumsforscher haben behauptet, der Cult wäre sabinischen Ursprungs. Es läßt sich hierüber keine sichre Behauptung aufstellen. Aber alt-italisch ist er gewiß.

Seinen Tempel und Altar hatte der Gott am Comitium, einen andern in der flaminischen Rennbahn, wo ihm auch Spiele und ein Fest, die Vulcanalien, gefeiert wurden. Jener Tempel wird bereits beim Jahre 491 v. Chr. genannt, wofern die Nachricht historisch ist.

Vulcan war zuvörderst und eigentlich Gott des Feuers, insofern aber nur, als dieß Element den Menschen Schaden bringen kann. Er sollte diese Kraft in Zaum halten, daß sie nicht übergriffe, die menschlichen Werke zerstörte *). Er war also Gott der Feuersbrünste, die

*) Mitis, quietus.

er veranlaſſen, abwehren, ſtillen konnte. Darauf haben Manche auch den Beinamen Mulciber, obwohl fälſchlich, deuten wollen: der Gott hieße ſo, um der guten Vorbedeutung willen, »damit er nicht in verheerender Feuersbrunſt die Wohnungen und Beſitzthümer der Menſchen verſchlinge, ſondern wohlthuend und ſanft den menſchlichen Bedürfniſſen diene.« Bei Aufzählung der Altäre, die der ſabiniſche Tatius geweihet haben ſoll, iſt er mit dem Summanus, als Inhaber Eines Altares, zuſammengeſtellt. Die Beziehung fällt in die Augen.

In gleicher Beziehung pflegte man ihn im Kriege die erbeuteten Waffen zu verbrennen, nicht regelmäßig, ſondern nur in Folge jedesmaliger Gelübde, durch die man ihn veranlaſſen wollte, den Sieg zu gewähren, weil er an jenem Verbrennen gleichſam ſeine Freude hätte. Eben ſo konnte Jemand, der ſich für's Vaterland dem Tode weihte, ſeine Waffen dem Vulcan weihen (Liv. VIII, 10.). Ferner iſt ihm wohl anfänglich der Beiname Lateranus — aus dem Worte hat man ſpäter einen beſondern Gott oder Genius der Kamine gemacht, als welche aus Ziegelſteinen (lateres) gebauet wurden — eigen geweſen; denn Vulcan war ja der Gott der Oefen und Feuereſſen. Endlich erzählte die Legende, die Mutter des Servius Tullius habe dieſen vom Vulcan geboren, weil ſie ihn ſollte am Feuerheerde empfangen haben.

Merkwürdig, wie man ſein Feſt (23. Auguſt) beging. Das Opfer beſtand aus geſchlachteten Fiſchen, die man in's Feuer warf, gleichſam um den Gott des Feuers auf magiſche Weiſe durch die Bewohner des Waſſers zu ſänftigen, weil das Waſſer Feuer löſcht. Um ſich des Beiſtandes des Gottes für die Arbeiten im Winter zu ſichern, wo man des Feuers, des Lichtes bedarf, und um ihn zu vermögen, das Unheil einer Verwahrloſung des Elementes bei der Gelegenheit zu verhüten, arbeitete man an dieſem Tage etwas bei Licht.

Als Inhaber jenes phyſiſchen Elementes ſteht er nahe der Göttin des Feuers auf dem Heerde, der Veſta, ward mit derſelben in den Lectiſternien zuſammen gruppirt oder auf Inſchriften mit der Stata Mater, was einerlei iſt. Ja! er erſcheint durch ſolche Combination, wie dieſe, als politiſcher Gott. Oder iſt es nicht bedeutungsvoll, wenn ſein Tempel in Rom unmittelbar am Verſammlungsplatze der Bürger ſtand? häufig zu den Zuſammenkünften des Senates diente? Auf dem weiten Raume um denſelben befand ſich der Tempel der Eintracht (unter den Bürgern). Auch wußte darum die Sage zu dichten, daß die erſten mythiſchen Häupter der Stadt, Romulus und Tatius, dort ihre Zuſammenkünfte abgehalten, die öffentlichen Angelegenheiten beſprochen hätten. Nach dem Siege über die Fidenaten ſollte Romulus dem Gotte ein ehernes Viergeſpann geweihet und ſein eignes Bild, bekränzt von der Siegsgöttin und beſchrieben mit den Thaten, die er verrichtet, bei dem Tempel aufgeſtellt haben. So mythiſch-unwahr das auch iſt, ſo deutet es doch ſattſam auf Politiſches hin. Vulcan muß, wie Veſta, eine Gottheit der ſtädtiſchen und dann der ſtaatlichen Gemeinde geweſen ſein, ſein Tempel für den Mittel- oder Vereinigungspunct derſelben gegolten haben.

Seitdem der Synkretismus den griechischen Hephästos mit dem römischen Vulcan vermengt, wurde dieser wie jener zum Gotte der Künste in Feuer, namentlich der Schmiedekunst, und nun wird von ihm dasselbe gedichtet, wie vom Hephästos, namentlich daß er seine Werkstätte in den feuerspeienden Bergen habe u. s. w. Der Römer hat anfänglich nicht daran gedacht, hat sich ihn auch gewiß ursprünglich nicht (als Mulciber [Schmelzer] oder Mitis) hinkend, nicht häßlich ꝛc. vorgestellt.

---

8. Wassergottheiten (dii aquatiles).

α) Fontus, der Gott der Quellen.

Das Quellwasser war auch dem Römer so werth, daß er es als ein Geschenk einer besondern Gottheit betrachtete: er nannte selbige Fontus (von fons, die Quelle; daher auch der Gott ein männlicher war). Altar und Tempel hatte der Gott unweit des Numa-Grabes auf dem Janiculum. Es war erst eine späte Stiftung: der Besieger der Corsen, Papirius Maso, hat es im Jahre 223 v. Chr. zugerichtet: man weiß die besondere Veranlassung nicht. Nahe dabei muß auch das Quellenthor (fontinalis porta) gewesen sein. Bei demselben brachte man dem Fontus Opfer dar und feierte ihm, dem Spender der Quellen, am 13. October das allgemeine Quellenfest (Fontinalia), an welchem man Kränze um die Brunnen wand und in die Quellen warf. Von ihm existirt die Genealogie: er solle der Sohn des Janus (des Gehenden, Fließenden) und der Quellgöttin Juturna, von der hernach, gewesen sein.

β) Quellgöttinnen.

Den Römern galten aber die Quellen überhaupt, alle rinnenden Gewässer für heilig, vornehmlich da, wo sie entsprangen. Darum durften die Priester und die magistratualen Personen, wenn sie in Amtsgeschäften fungirten, nie eine derselben überschreiten, ohne ihre Andacht verrichtet, ohne vorher Auspicien (peremnia auspicia) abgehalten zu haben. So oft z. B. ein öffentlicher Beamter vom Capitol aus sich nach dem Marsfelde in die Volksversammlung begab, erheischte es die Gottesfurcht, daß er dem Bächlein Petronia, über welches er mußte, seine Huldigung darbrachte. Auch spendete man den Quellen Thieropfer, wenn es nicht bloß dichterische Redeweise ist, wenn Horaz von seiner Quelle Bandusia sagt: das Blut eines Böckleins solle deren kühles Wasser färben.

Einen allgemeinen Namen für Quellgöttinnen hatten die Römer eigentlich nicht; sie entlehnten dazu von den Griechen den der Nymphen, gebrauchten aber dafür ursprünglich den ihnen gewöhnli-

chern ähnlichen Lymphe. So hatte man eine **Lympha Juturna** (Helfende, Heil-Quelle), deren Waſſer Heilkräfte enthalten ſollte und das beinahe bei allen Opfern als beſonders heilig und rein angewendet wurde. Sie lag zwiſchen Laurentum und Ardea. Derſelben ward einſtmals eine beſondere Capelle in Rom ſelbſt, auf dem Marsfelde, errichtet und es wurde ihr ſowohl von Staats wegen, als von Privatleuten, die ihres Waſſers bedurften, geopfert. Solches geſchah bei dem ſogenannten »jungfräulichen Waſſer« (**aqua virgo**). Nach dieſer Lymphe Juturna war auch ein Teich auf dem Forum (zwiſchen dem Dioscuren- und Veſta-Tempel) benannt (**lacus Juturnae**).

Nur eine einzige Nymphe — und daraus ſieht man das Späte, das Helleniſche der Sache — kommt in der Sagengeſchichte Rom's vor: das iſt die Egeria, der man (zur Weisheit) begeiſternde Kraft zuſchrieb und darum dichtete, ſie ſei Numa's Gattin geweſen; derſelbe ſei mit ihr umgegangen, habe von ihr ſeine politiſche Weisheit empfangen. Sie genoß einer göttlichen Verehrung.

Auf ſpätern Inſchriften (bei Orelli an mehreren Stellen) aus der Zeit, wo der Hellenismus ſich vollſtändig mit dem Romanismus identificirt hatte, kommen öfter Nymphen vor, ſelbſt Nymphen und Lymphen vereinigt. Von ihnen heißt es öfter, daß ſie Kranken durch Heilquellen Heilung gewährt. Auch wird uns ein Tempel der Nymphen in Rom genannt, wo die cenſoriſchen Urkunden aufbewahrt wurden.

γ) Fluſsgötter.

Vor allen Flüſſen wurde vom Römer natürlich der Tibergott verehrt, gewöhnlich unter dem Namen **divus pater Tiberinus** in feierlichen Formeln, ſonſt gewöhnlich nur **Tiberinus**, niemals **Tiberis** geheißen. Im Cultus wurde er unter dem Namen **Serra** (Säge, weil ſeine Fläche ſo ausſahe?) angerufen; in der Auguralſprache hieß er **Coluber** (Schlange, d. i. **flexuosus**, der Gekrümmte). Ein Heiligthum war ihm, wahrſcheinlich ſchon ſeit den älteſten Zeiten Rom's, auf der Tiberinſel errichtet worden. Bei zu trockener Jahreszeit und bei Ueberſchwemmungen wurden ihm Opfer und Gebete dargebracht.

Außerdem iſt noch etwa zu nennen der Numicus oder Numicius, ein kleiner Bach, der bei Aricia entſpringt. Aus ihm holten die Veſtalinnen das Waſſer für ihr Heiligthum.

Nach Servius genoſſen **alle** Ströme, Bäche und Quellen göttliche Verehrung. Darum findet man ſo viele Inſchriften von Römern auf dergleichen in fremden Ländern.

δ) Meergottheiten.

Von der Zeit ab, wo die Römer das Meer frequentirt haben, werden ſie auch Meergottheiten gehabt und wegen der Beweglichkeit des Waſſers und Gefährlichkeit des beweglichen Elementes ſich veranlaßt gefühlt haben, ſie zu ſühnen oder ihnen zu danken. Man

verehrte sie theils im Allgemeinen unter dem Namen »Meergötter« (so z. B. bei Gelegenheit des Entstehens einer Insel bei den Liparen [Strab. VI, p. 277.], bei Scipio's Abfahrt nach Africa [Liv. XXIX, 27.]), und ihnen ward 192 v. Chr. von Lucius Aemilius Regillus ein Tempel gelobt und eilf Jahre nachher auf dem Marsfelde eingeweihet.

Im Besondern haben wir zu nennen den

Neptunus.

Der Name hat den Forschern schon viel Kopfzerbrechens gemacht und ist noch immer nicht genügend etymologisch entziffert. Allem Anscheine nach ist nebo, d. i. nubo, der Stamm, und folglich das Wort verwandt mit nebula, nubes, νύφω, νύμφη. So würde denn Neptunus eigentlich denjenigen Gott bezeichnen, der den Nebel erzeugt, der dadurch die Quellen tränkt, sie nicht versiegen läßt. Er wäre dann dasselbe männliche Princip, was den Griechen die weiblichen Nymphen waren. Und dieser Umstand bestätigt die obige Herleitung, die auch nur etymologisch zu rechtfertigen ist.

Aus einem Nebelgotte ward er leicht ein Wassergott (aquarum potens in einer Inschrift bei Orelli) und ein Gefährte der Nymphen, endlich Meergott. Er gehört doch wohl zu den vor-römischen Gebilden der Italier, der Latiner, obschon uns darüber kein Beweis gerade vorliegt. Den Römern ward er ein Meer-Gott, gewiß als sie Ostia angelegt hatten und die See befuhren. Doch läßt sich sein Dienst zu Rom historisch nicht vor dem vierten Jahrhundert der Stadt nachweisen, also erst dann, nachdem man mit Seestädten in Verkehr gekommen war, z. B. mit Ardea und Anrur. Damals war nehmlich (im Jahre 399 v. Chr.) auf einen harten Winter ein ungesunder Sommer erfolgt. Zur Abwehr der Pestilenz mußten auf Befehl des Senates die sibyllinischen Bücher consultirt werden, und es ward in Folge dessen ein Lectisternium zugerichtet — das erste, was in Rom gehalten worden — und bei dieser Gelegenheit hat man unter andern Göttern auch den Neptun (als den Gott der Meer- und Schifffahrt) neben dem Mercurius (dem Gotte des Handels) um seine Gnade.

Das Meer war mithin sein Gebiet. Als daher z. B. während des zweiten punischen Krieges P. Cornelius Scipio in Spanien durch ein unerwartetes Zurücktreten der See ein glückliches Manöver vollführen konnte, forderte er seine Truppen auf, unter Geleitung des Neptun die Straße zu verfolgen. Ihm galt es wohl hauptsächlich oder allein, was Cicero den Cotta sagen läßt: »Unsere Heerführer sind, wenn sie in See stechen, den Wellen ein Opfer zu bringen gewohnt.« Selbiges ward in's Meer versenkt. Bei glücklicher Wiederkehr zollte man dem Gotte Dank als dem Helfer (adjutor).

Neptun hatte, aber nicht in der eben genannten Eigenschaft, einen Tempel in Rom: derselbe stand vielmehr im Marsfelde. Er war hier der Gott der Rosse, wie Poseidon bei den Griechen. Also griechische Idee, griechisches Wesen; daher mit Recht Dionysius aus Hali-

carnaſſus bei Gelegenheit, wo er dieſen Cult erwähnt, auf Hellas hinweiſt. Man feierte dem Gotte hier den 23. Juli ein eignes Feſt, Conſualia geheißen, an welchem die Pferde und die Maulthiere frei vom Dienſte erhalten und ihre Häupter mit Blumen bekränzt wurden; denn beide Thierarten waren dem Gotte heilig. Er machte ſie ja zu den Wettkämpfen im Marsfelde geſchickt. Das der Sinn dieſer Gebräuche. Neptun hieß hiernach equester und — wahrſcheinlich deßhalb, weil man glaubte, er unterſtütze die Kämpfenden mit Rath, Klugheit (consilio) — auch consus, woher der Name des Feſtes. Als Meergott ward er obendrein, nach griechiſcher Weiſe, des Rathgebens beſonders kundig gedacht. Die Stiftung des Feſtes wird mythiſch auf Romulus zurückgeführt. So alt kann es nicht geweſen ſein.

Außerdem war ihm noch ein Altar im flaminiſchen Circus erbauet, wahrſcheinlich in gleicher Beziehung als Roß-Neptun, als Gotte der Roß-Wettkämpfe.

Durch Vermengung mit dem griechiſchen Poſeidon ward in der ſpätern Zeit Neptun alles das auch, wofür jener galt, wenigſtens den Gelehrten und Dichtern, als z. B. der Erderſchütterer.

Portunus.

Offenbar weiſt der Name auf portus (Hafen) hin. Portunus war demnach der Gott, der den Schiffenden glücklich den ſichern Hafen erreichen ließ, natürlich zumal den, der in Nöthen auf der See war. Ihm war vor allen der Tiber-Hafen bei Rom geweihet. Hier ſtand ſein Tempel bei der Pfahlbrücke, wo ihm auch alljährlich den 17. Auguſt ein Feſt, die Portualien, gefeiert wurde.

In dieſer Eigenſchaft ward er mit dem Palämon der Griechen und mit der mütterlichen Mater Matuta, deren Sohn er ſein ſollte, zuſammengeſtellt. Freilich iſt er darum nicht ſchon ein eigentlicher Meergeiſt; aber er waltet doch über dieß Element, hat hier ſeinen Wirkungskreis.

Allein der Name Portunus erinnerte den Römer auch an porta, das Thor. Es wurde alſo der Gott auch als Vorſteher der Pforten und Thore betrachtet. In dieſer Vorſteherſchaft war ihm als Symbol der Schlüſſel geworden, den er in der Hand führte. Er trat ſo in den Wirkungskreis des Janus ein, von dem wahrſcheinlich Portunus in dieſer zweiten Bedeutung urſprünglich ein bloßes Epitheton war (vergl. Orelli. 1585. 6.).

Salacia.

Sicherlich hat der Name zur Wurzel sal, das Meer, obwohl der letzte Theil des Wortes keine Erklärung, keine Analogie hat. Salacia iſt aber gewiß daſſelbe, was z. B. den Rhodiern die Halia war, nehmlich Meergöttin, weßhalb ſie von Dichtern zuweilen für Meer gebraucht wird. Die Genealogiſten haben ſie zur Gattin des Neptun erkoren.

Veverita.

So wird uns eine Meergöttin noch von einem zwar spätеn Schriftsteller (Marcianus Capella) genannt; indessen scheint ihr Name mit Neptunus verwandt und sie darum vielleicht dasselbe Wesen wie die Salacia zu sein.

Tranquillitas

oder die Göttin der Meeresstille hatte einen Altar in Rom (Orelli 1339.).

Venilia

war die Welle, die an das Gestade kommt (venit); daher die Göttin aller und jeglicher Ankunft über das Meer her. Sie erhielt den Janus nach italischer Mythologie zum Gemahl als Gott des Ausgehens und Rückkehrens.

B) Die Gottheiten menschlicher Verhältnisse und Zustände.

a) Des Hauses und der Familie.

Wir beginnen die neue Rubrik mit diesen Gottheiten, weil dem Römer das Haus und der Staat der Mittelpunct seines Lebens war.

1. Vesta.

Vesta ist unbezweifelt schon vor Rom's Erbauung eine latinische Göttin gewesen. Darum zog sie mit den ersten Colonisten aus Alba Longa nach Rom ein und nahm in der Roma quadrata ihr Heiligthum an der sacra Via ein. Römische Schriftsteller nennen sie zwar eine sabinische Göttin. Das konnte sie immerhin auch sein; ihren Dienst finden wir daher nicht minder im ursprünglichen Bereich der sabinischen Colonie. Allein ihren ursprünglichen und frühesten Sitz hatte sie unter den latinischen Römern. Der Cultus ist aber auch nicht einmal latinisch oder italisch, sondern hat seinen Ursprung in ältester Zeit in Griechenland gefunden. Von dort ist er unbezweifelt mit der pelasgischen Colonie nach Italien gewandert. Vesta ist die griechische Hestia.

Folglich ist sie auch den Römern ursprünglich und eigentlich die Göttin des häuslichen Heerdes, wo das Hausfeuer brannte, gewesen, und sie hatte in der Stadt eben so viele Privat-Heiligthümer, als es Familien-Wohnungen gab. Insofern stand sie in der Vorstellung dem Vulcan nahe, der der Gott des Feuers überhaupt war, und ihr

Name konnte metonymisch von Dichtern sogar für Feuer gebraucht werden. Aber der Heerd bildete in den Häusern auch den Mittelpunct des Ganzen, machte das Innerste desselben aus, und so war ihr Cult wieder mit dem der Penaten verwandt. Ferner ward sie als Schützerin des Hauses gedacht; ihr war die Schwelle geheiligt: also war sie nicht minder den Laren befreundet. Laren und Penaten standen gewöhnlich dem Heerde in einem besondern Wandschranke gegenüber. Mit dem Opfer an die Vesta waren auch Opfer an die Penaten verknüpft.

Jede Mahlzeit der Familie war mit einem Opfer an die Göttin verbunden, deren Heiligthum, der Heerd, die Mitglieder derselben täglich mehrere Male theils zu gemeinschaftlichen Mahlzeiten, theils zu häuslichen Familienfesten, theils zu traulichen Gesprächen u. s. w. vereinte. Der durch den Cult geheiligte Platz äußerte auf solche Art gewiß in vielen Familien eine sehr bedeutende Wirksamkeit: er beförderte Religiösität, gegenseitige Zuneigung, Gemüthlichkeit, Herzlichkeit. »Jede Mahlzeit, die auf dem Heerde gekocht und beim Heerde verzehrt wurde, war darum gleichsam ein Liebesmahl, ein Gottesdienst zur Erneuerung der Liebe und Eintracht. Diese ethische Beziehung und Wirkung des Vesta-Dienstes ist auch bei dem ernsten Römer nicht wegzuläugnen.« Und die Pudicitia (Züchtigkeit) sollte ihre Genossin sein (nach Valerius Max). Schöner Gedanke! Ueberhaupt der ganze Cultus der Vesta als Göttin der stillen Häuslichkeit eine freundliche Erscheinung.

Nicht minder gewährte die Göttin hier an den ihr geweihten Orten den Fremden und den Schutzsuchenden Sicherheit und gastliche Aufnahme.

Als Rom erbauet wurde, muß die Vesta auch bei den Latinern bereits die politische Gottheit gewesen sein, als welche wir in der Religion der Griechen die Hestia haben kennen lernen. So zog sie nehmlich gleich in die neue Stadt ein. Sie ward sofort eine der Schutzgottheiten derselben, ihr Heiligthum daselbst, welches zwischen dem capitolinischen und palatinischen Hügel gegründet war, der Mittelpunct der Stadt, und in ihrem Tempel brannte, von heiligen Jungfrauen unterhalten, ein ewiges Feuer, wie bei den Griechen. Es war sogar das einzige Symbol der Göttin; keine Bildsäule in dem Tempel, nur vielleicht zwei Fäßchen mit der von den Vestalinnen bereiteten heiligen Salzlake (vergl. Pellegrino: Andeut. S. 34 ff.). Der Cult ward mit besonderer Heiligkeit abgehalten: eine schwere Strafe, die des Lebendig-Begraben-Werdens, drohte die Vestalinnen, wofern sie sich einer Unkeuschheit zu Schulden kommen ließen, und die, mit Ruthen gepeitscht zu werden, wenn sie das heilige Feuer ausgehen ließen, das entweder nur durch Reiben von Hölzern von einem nicht unheiligen Baume oder durch Hohlspiegel mittelst der Strahlen der Sonne wieder angemacht werden durfte. Der Göttin Tempel, der Heerd in demselben, das Feuer auf diesem Heerde und was es sonst noch für Geheimnisse daselbst gab, all das galt dem Römer für ein Palladium der Stadt, des Staates, des Reiches. Vesta

ſtand hier mit den übrigen Haupt-Schutzgottheiten der Stadt und des Staates im engſten Verein, namentlich mit den Stadt- oder Staats-Penaten. Ihre jährliche Feſtfeier (den 9. Jun.), Veſtalia genannt, trug ſelbſt in ſpätern Zeiten noch ganz den Charakter der alten Zeit — daher die Göttin von den Dichtern der claſſiſchen Zeit ſo oft die uralte (cana) geheißen — wo man den Heerd als den Mittelpunct der Familie, als Mittel zur Bereitung der Speiſen, und daneben erſt als Grund der Vereine der Menſchen und Familien und zum Staate betrachtete. Speiſen wurden nehmlich der Göttin dargereicht, Eſel, die bekränzt und denen Brote um den Hals gehängt waren, zum Tempel geführt; die Müller und Bäcker ſtellten ihr Handwerk ein. Alſo ſie ſollte Brot geben und eine Hungersnoth von Familie und Staat abwehren. An einem dieſer Feſttage hatte man in gleicher Beziehung dem Jupiter Piſtor (Bäcker) einen Tempel geweihet. Auch opferte man der Ops (der Göttin des Segens) an jenen Tagen, damit Segen die Familien und den Staat beglücke. Die Legende erzählte, Romulus habe bei Gründung der Stadt, nebſt dem Jupiter (als conditor imperii) und Mars, die Veſta zum Schutz und Schirm der neuen Gemeinde angerufen. Die einfachſten Lebensmittel, als für das Hausweſen gerade erhaltend und fördernd, ſind ihr heilig, theils Salz und Brod, theils Gemüſe und Fiſche.

Außerdem beſaß ſie in jeder der dreißig Curien einen Altar, auf welchen die Curialen gemeinſchaftlich durch den Curio Maximus ein Opfer darbrachten. So war ſie denn auch inſofern Göttin der Gemeinde und deren Abtheilungen, folglich politiſche Göttin.

Bei dem Opfer der Fratres Arvales für das Wohlbeſtehen der Stadt und des Staates ward auch der Veſta Erwähnung gethan, und umgekehrt riefen in ihren Gebeten die Veſtalinnen (ſeit Einführung des Apollo-Cultes) den Apollo an: Apollo medice, Apollo paean! zum Zeugniß, daß das Beſtehen der Familien und des ſtädtiſchen und ſtaatlichen Vereines auch von Geſundheit und Abwehrung der Peſtilenz und vom Gedeihen der Feldfrüchte abhänge.

Auguſtus ließ das (in ſpäter Zeit erſt angefertigte) Standbild der Göttin in das Palatium, ſeine Wohnung, bringen. So ward ihr Cultus mit dem Penaten-Cultus des Kaiſers verſchwiſtert, d. h. die Schutzgottheiten des kaiſerlichen Hauſes und des Staates vereint. Zu denen rechnete man nun den Apollo und — den Auguſtus ſelbſt (Ovid. Fast. IV, 949 sq.; Metam. XV, 864 sq.), zufolge dichteriſcher Schmeichelei.

Wie im häuslichen, ſo mußte auch im ſtädtiſchen und ſtaatlichen Verbande der Veſta-Cult wohlthätig auf die Moralität der Römer wirken und Gemeingeiſt, Vaterlandsliebe, den Geiſt der Aufopferung und der Hingebung wecken und erhalten. Ueberdem beſchwor man bei der Veſta öffentliche Verträge; in ihrem Tempel wurden Teſtamente niedergelegt. Sie feſtigte mithin die Tugend der Treue und Heilighaltung des Eides und des Geſetzes.

Nach Varro — alſo im Zeitalter des Synkretismus — ſollte ſie identiſch ſein mit der Tellus (Erdgöttin)!

Ihr Dienſt hat in Rom mit am längſten beſtanden, wie wir in der geſchichtlichen Abtheilung erörtert. »Selbſt noch unter chriſtlichen Kaiſern glaubte man, daß die Wohlfahrt des Reiches geſichert wäre, ſo lange allmonatlich (an dem Idus) der ſchweigende Zug der Jungfrauen mit dem Opfer des Jupiter's zum Capitol hinaufſtieg.«

Außer in der Stadt ſelbſt verehrte man von Rom aus dieſelbe Göttin auch in Lavinium, deſſen Culte Rom unter ſeine Obhut genommen hatte. Wenn daher die Conſuln, Prätoren oder der Dictator ihre Stellen niederlegten, opferten ſie daſelbſt in dem Veſta-Tempel (als dem Mittelpuncte des Landes Latium in früherer Zeit). Hier war ihr Cultus vereint mit dem des Jupiter's, der Minerva und Juno (Orelli inscript. 1393.).

Abgebildet worden iſt Veſta mit der Kelle oder Schale in der einen Hand, in der andern die Fackel.

Wegen ihres mütterlichen Verhältniſſes zur Familie, zur Stadt und zum Staate führte Veſta den Beinamen Mutter (mater), und als ſolche vornehmlich das Beiwort Stata (Stata Mater, die feſtſtehende oder feſtgeſtellte Mutter), d. h. die mütterliche Göttin des feſten Wohnſitzes oder des Hauſes. Wie Ἑστία von ἵστημι, ἕστηκα herkömmt. Als ſolche erſcheint ſie auf Inſchriften und in (wenigen) literariſchen Werken. In Rom hatte ſie unter dieſem Namen ein Standbild auf dem Forum, bis das Forum einſtens gepflaſtert wurde; bei der Gelegenheit verlegte man den Cult in die einzelnen Gaſſen, alſo wohl in die einzelnen Curien, in welchen die Veſta darum eben wahrſcheinlich die Altäre hatte, von welchen oben die Rede war.

---

2. Penates.

Ein den Römern eigenthümlicher Cultus, der freilich ſehr vieldeutig war und noch iſt. Wie ſchwankend der Begriff dieſer Gottheiten geweſen, ſieht man aus den vielen griechiſchen Namen, mit welchen man die Penaten zu bezeichnen ſuchte. Einige deßfallſige Schriftſteller gaben ſie wieder durch vaterländiſche (πατρίους), andere durch Stammgötter (γενεθλίους), andere durch beſitzthümliche (κτησίους), andere durch Götter des Innerſten im Hauſe (μυχίους), noch andere endlich durch Hausgötter (ἑρκίους). So viel iſt gewiß, mit dem Namen verbanden die Römer den Begriff des Innerſten im Hauſe und aller der Güter, welche daſſelbe enthielt; denn das Wort Penates ſtammt her von penu, iſt verwandt mit penitus, penetro, und Cicero erklärt das Wort penus als bezeichnend alles das, was zur Nahrung des Menſchen gehört. Die Penaten waren mithin diejenigen Götter, welche in den ſogenannten Penetralien oder im Mittelpuncte der Häuſer walteten und das geheime ſegensreiche Wirken repräſentirten, was die Bedingung aller der Wohlthaten und

Freuden ist, die uns Heimath, Haus und Hof gewährt und die uns dieß Alles lieb und theuer machen, für ein göttliches Institut ansehen lassen. Ihre Zahl, ihr Geschlecht war ganz unbestimmt. Wahrscheinlich erwuchs der allgemeine Begriff aus der Verehrung der Vesta und des Vulcan, welche Gottheiten man im hohen Alterthume sehr wahrscheinlich gemeinsam **Penates** (die Innerlichen) nannte: welcher Ausdruck dann mit der Zeit so geläufig und bei dieser Geläufigkeit so selbstständig ward, daß man dabei später nicht mehr an die concreten Wesen dachte. Man nannte sie entweder schlicht **Penates** oder **dii Penates**. Doch kann es auch sein, daß ihr Cult aus jener frühen Zeit herrührte, von der Herodot spricht, wo die Pelasger noch keine bestimmte oder concrete Namen für ihre Götter hatten. Sollte man einer vereinzelten Nachricht bei Servius trauen können (V, 64.), so wäre der Cult aus der Vorstellung entstanden, daß die Geister der Verstorbenen noch nach ihrem Tode im Hause walteten, natürlich derjenigen, die bei ihren Lebzeiten dort mit Kraft und Liebe gewaltet hätten, welcher Geist der Ordnung und Liebe selbst nach ihrem Abscheiden noch fortdauerte und eben dadurch jenen Glauben erzeugen konnte. Dann ist wohl das Wort **Penates** eigentlich ein Adject der Laren (vergl. diesen Artikel), so wie denn wirklich eine Inschrift bei Orelli (1589) **Lares Penates** aufweist.

Ihr Heiligthum war in jedem Hause der innerste Raum, da wo der Heerd stand, dessen immerwährendes Feuer auch ihnen galt und brannte. Doch vielleicht war ihnen dabei noch ein besonderer Altar aufgestellt. Nachdem Götter-Bildnisse eingeführt waren, standen die Bilder der Penaten in der Nähe des Heerdes, waren mithin ganz beräuchert, je älter sie waren, und in den Häusern der armen gemeinen Leute von Holz und gewiß sehr mißgestaltet.

Unter ihrem Schutze stand zunächst das Innere des Hauses (**penus** im vollständigen Sinne des Wortes [vergl. Klausen's Aeneas II, S. 636 ff.], darum hießen sie **dii penetrales**), dann das Haus selbst (**dii domestici**) und die Glieder der Familie (**dii familiares**). Man nannte sie auch **dii patrii**, als von den Vorältern ererbte oder herrührende und als die, welche die Familie schon immer beschützt und beschirmt hätten. Nach Hause, zu den Seinigen zurückkehren, hieß daher **ad Penates suos redire**. In den Familien ereignete sich wohl nichts Trauriges, nichts Fröhliches, woran sie nicht Theil nahmen und wobei sie nicht Opfergaben empfingen. Bei Feuersbrünsten wurden sie angerufen als solche, die das Haus und die Familie beschützen könnten. Daher ihre Verwandtschaft mit Vulcan.

So hatte denn ihr Cultus dasselbe Feierliche und Gemüthliche, was der der Vesta. Auch hatte er dieselbe Heiligkeit. Wer sich den Haus-Penaten nähern und sie umfassen konnte, dieser war, er mochte noch so bedrängt sein, doch sicher. Die Penaten gehörten daher ebenfalls zu den Schutzgöttern für die Fremden (**dii hospitales**). In einer Inschrift bei Orelli (1675) werden sie mit diesen zusammengestellt.

Aber sie waren nicht minder Staatsgötter. Das mußten sie

ebenfalls bereits sein, als Rom angelegt wurde. Denn zu Lavinium und zu Alba Longa gab es dergleichen Penaten, sichern historischen Zeugnissen zufolge, und von der letztern Stadt wanderten sie nach Rom. Hier stand ihr Tempel auf der Velia, jenem Hügelzuge, der sich unmittelbar an und über das Forum hindehnte, in der achten Region. Man nannte selbige zum Unterschiede von jenen Haus- oder Familien-Penaten öffentliche (publici) und jene privati, oder majores und jene minores. Auch diese öffentlichen hießen dii patrii, aber dann in dem Sinne: Götter des Vaterlandes. Oft werden dii patrii ac Penates zusammengestellt (z. B. Cic. pro Sulla 31, 86.). Diese Staats-Penaten waren also die Horte der Stadt und des Reiches, unterhielten und förderten die innere Wohlfahrt, das Gedeihen, die Freiheit, die Macht der Römer.

Die Bildnisse derselben — wofern es Bildnisse waren und nicht, was noch wahrscheinlicher, weil angemessen dem früheſten römischen und latinischen Alterthume, bloße Symbole (s. Ambrosch's Studien S. 131 f.) — müssen von besonderer Art gewesen sein, alterthümlich, wie auch zu Lavinium. Die Nachrichten darüber sind sehr unübereinstimmend, weil Niemand das Innere jenes Tempels zu sehen bekam: die Schriftsteller konnten daher bloße Vermuthungen aufstellen oder — Lügen. Fabelei ist es daher nur, wenn man in Lavinium's und in Rom's Penaten-Tempel das Palladium von Troja wähnte, oder der elendeſte Synkretismus (eines Varro, Dionysius u. A.), wenn man diese Penaten identificirte mit den samothracischen Cabiren oder Dioscuren, als den divis, qui potes, wozu vielleicht nur die Aehnlichkeit des Klanges Penates und Potes verhalf, oder wenn man andere Götter, wie z. B. den Jupiter, die Juno, die Minerva, den Mars, Apollo, zu solchen öffentlichen Penaten machte. Vergl. Lobeck. Aglaoph. pag. 1242 sqq. Ja! es scheint aus Allem mit Bestimmtheit hervorzugehen, daß die Annahme menschlich abgebildeter Penaten des römischen Volkes in ihrem eignen Heiligthume als durchaus unbegründet zu betrachten ist.

---

3. Lares und Larvä.

Lar ist ursprünglich ein etruscisches Wort und soll »Herr« bedeutet haben. Mithin ist auch wohl der ganze Cult eigentlich etruscisch. Lar hieß wahrscheinlich vorzugsweise der Herr des Hauses, der Gebieter der ganzen Familie. Indem das segensreiche beglückende Walten eines solchen oft nach dem Tode noch fortdauert, konnte sich wohl bei den alten Bewohnern Italiens die Idee erzeugen, daß der Geist eines verdienten Hausvaters noch nach dem Tode das Haus beschütze und beschirme und segne, und so jener Cultus entstehen. Die Laren nehmlich sind nach ausdrücklichem Zeugnisse der

Alten ursprünglich vergötterte Menschenseelen. Man dachte sich aber die Laren nur als gute, wohlwollende Wesen, nicht in der Unterwelt, wie die Manen, sondern auf der Oberwelt. Sie gehören daher in die gegenwärtige Rubrik und sind den Genien gleich, mit denen sie öfter auch verwechselt werden, minder den Manen, mit denen sie aber ebenfalls nicht selten identificirt worden sind, und den Lemures, welche beide Arten von Gottheiten der Unterwelt angehören.

Es ist nun nicht etwa nothwendig, daß jede Familie irgend ein Mal unter seinen Mitgliedern einen oder mehrere verdienstvolle Hausväter gehabt haben mußte, um einen Lar oder mehrere zu verehren: vielmehr war das Ganze, später wenigstens, so zur Gewohnheit geworden, daß jedes Haus, jede Familie, auch wenn sie sich erst neu constituirte, einen Lar verehrte, unbestimmt welchen oder woher man ihn nahm. Solche Laren, es mochte nun einer oder mehrere sein — die Zahl derselben war schwankend — nannte man Lares domestici (Haus-Laren) oder familiares (Familien-Laren). Zuweilen dachte man sich die Aeltern als solche Laren und nannte sie dii parentes.

Das eigentliche Haus- oder Familien-Laren-Bildniß stand nun gewöhnlich auf oder nahe dem Heerde, im Mittelpuncte des Hauses; daher seine nahe Beziehung zu den Penaten und zur Vesta. Da gewöhnlich ein Haus in einer Familie forterbt, so blieb der ursprüngliche Haus-Lar gewöhnlich auch der Familien-Lar. Und so kann man sich die Redensarten erklären: nirgends einen Lar familiaris haben, für heimathlos, ohne eigentliches Besitzthum, ohne Obdach sein; Lar meus hieß: mein Haus, Lar conductus, ein gemiethetes Haus, Larem mutare, in ein andres Haus ziehen, reverti ad Larem suum, nach Hause zurückkehren u. s. w. Der Lar gehörte dem Hause an sich an, während die Penaten die Familie beim Umzuge und bei der Auswanderung begleiteten.

Indem dieser eigentliche Eine Lar auf oder nahe dem Heerde seinen Platz hatte, wird noch außerdem öfter ein Lararium erwähnt, das in vornehmen Häusern wohl eine Art von kleiner Capelle, bei geringern Leuten eine verschließbare Nische oder ein Schrank hinter oder bei dem Heerde war, in welchem die Bildnisse von mehr als Einem Lare standen, und welchen man an festlichen Familientagen öffnete, so daß man die Laren sehen konnte. Vielleicht nahm man sie auch wohl heraus und stellte sie auf den Heerd. Es waren Wachsbilder (vielleicht Bilder merkwürdiger Ahnen, imagines majorum), wohl auch von Holz und bei gemeinen Leuten roh und ungestaltet, bestäubt und rußig, wie die Penaten, mit denen sie im Ganzen große Aehnlichkeit hatten. Hatte man sie vom Vater geerbt, so hießen sie Lares paterni.

Die ständige Verehrung der Haus- oder Familien-Laren fand an den Calenden statt, am ersten jedes Monats. Doch schreibt Cato in seinem Werke über den Landbau seiner Meierin, welche Sklavin war, vor, daß sie an den Festtagen der Calenden, den Idus und den Nonen einen Kranz auf den Heerd legen und dem Familien-Lar

Verehrung erweiſen ſolle. Nehmlich es ſcheint, wie wenn nur oder hauptſächlich Sklaven oder Freigelaſſene den Dienſt beſorgen durften. »Vielleicht lag der Gedanke zu Grunde: wie der Herr des Hauſes während ſeines Lebens von den Sklaven des Hauſes bedient worden, ſo zieme ihm die gleiche Bedienung, die ihn als den Herrn bezeichne, auch nach dem Tode in ſeinem höhern Zuſtande.« Außerdem ward den Laren noch bei beſondern Angelegenheiten der Familie oder des Hausherrn geopfert: z. B. wenn der Sohn des Hauſes herangewachſen war und das Symbol ſeiner Kindheit, die Bulle, die er um den Hals getragen, den Göttern der Familie geweihet wurde, oder wenn dem Haupte der Familie ein Wunſch in Erfüllung gegangen, wenn ihm ein theurer Freund zurückgekehrt, oder wenn ſein Geburtstag war, oder wenn ſonſt ein freudiges Ereigniß das Haus betroffen: wenn ein Kind geboren. Wenn die Neuvermählte in das Haus ihres neuen Gatten eintrat, begrüßte ſie am Tage nach der Hochzeit den Lar oder die Laren mit einem Opfer. Die Chariſtien, jenes edle und ſchöne Feſt der häuslichen Liebe und Eintracht, galt zum Theil auch ihnen: man ſetzte ihnen volle Teller vor und weihte ihnen Spendungen. Trat man nach längerer Abweſenheit wieder in ſein Haus ein, ſo brachte man vor allen dem Lar ein Opfer u. ſ. w. So unterhielt und förderte auch dieſer Cultus den Familienſinn und Religiöſität im häuslichen Leben.

Dieſer urſprüngliche Kreis der Wirkſamkeit bei den Laren erweiterte ſich aber mit der Zeit. Da dieſelben das Haus, die Familie beſchirmen ſollten: ſo konnten ſie leicht als ſolche, die Alles in Obacht hätten, was der Familie *gehörte*, z. B. das Feld, wenn ſelbige nehmlich auf dem Lande wohnte, vom Feldbau ſich nährte, gedacht werden. So wurden die Laren Feldgötter (rurales), Beſchützer der Aecker und der Feldfrüchte; daher auch das Opfer der Ambarvalien (des Umgangs der Felder) ſie mit betraf. Als ſolche hatten ſie in Rom einen öffentlichen Tempel in der 14. Region jenſeits der Tiber.

Und ſchützten die Laren die Mitglieder oder vornehmlich den Herrn einer Familie im Hauſe: ſo thaten ſie es doch wohl auch außerhalb deſſelben, z. B. auf Reiſen zu Lande oder zur See. So erhielt man Lares viales und permarini. Dieſe flehte man vor dem Antritt einer Reiſe an: ſie warnten den Reiſenden vor Gefahren, retteten aus Gefahr und Schiffbruch, ſtanden den Soldaten auf Feldzügen und in Seeſchlachten bei (Lares militares). Von den Meer-Laren ſollten auch die Weſen ausgeſandt werden, welche den Lauf der Schiffe hemmten, wenn ſelbige durch Fortſetzung ihrer Fahrt in Gefahr kamen (Remeligines). Solchen oder den Laribus permarinis überhaupt war ein beſonderer Tempel errichtet und 180 v. Chr. von L. Aemilius Rugillus geweihet worden, den M. Aemilius Lepidus in einer Seeſchlacht gegen den Antiochus von Syrien gelobt hatte. Er ſtand auf dem Marsfelde. Ihnen ward auch in den Häfen geopfert.

Die Vorſtellung, die man urſprünglich bloß von einzelnen Häu-

sern und Familien hegte, konnte man ferner auf ganze Straßen der Stadt übertragen. Wo daher Straßen in Rom zusammenstießen (compita), befanden sich Altäre und kleine Capellen für solche Laren, die daher Lares compitales hießen, die jene verbundenen Theile der Stadt beschützen sollten. Man feierte ihnen ein jährliches Fest, compitalia genannt, wie man sagte, von Servius Tullius eingesetzt. Augustus ordnete ein zweimaliges jährliches Fest der Art an: eins im Frühling, das andere im Herbste.

Waren die Laren so bereits zu öffentlichen (publicis, zum Unterschiede von den erstern, die man privati nannte) geworden, so wurden sie das noch mehr, indem man sie sich auch in Bezug auf ganze Geschlechter (Lares gentium s. gentilitatum), oder auf die Curien, oder gar auf die ganze Stadt, und in Bezug auf den ganzen Staat dachte. Selbige hatten in Rom gleichfalls einen Tempel und zwar auf der Höhe der heiligen Straße in dem erweiterten Pomörium des romulischen Viertels, auf der Stätte, wo der König Ancus Marcius residirt haben sollte. Aus solcher Lage wird es wahrscheinlich, daß diese Vorstellung und dieser Dienst der öffentlichen Laren in Rom sehr alt war. Weil sie vorzugsweise für die Mauern der Stadt sorgten, hießen sie Lares urbani, und insofern sie die Feinde davon abhielten, hostiles. Ein solcher Lar ward unter dem Namen Rediculus (von redire, zurückkehren) oder Tutanus (Beschützer) verehrt: er hatte seine Capelle vor dem capenischen Thore. Er sollte es gewesen sein, der die Stadt vor dem Hannibal im zweiten punischen Kriege geschützt und denselben zur Rückkehr, d. h. zum Rückzuge vermocht hätte. Auf einer Inschrift wird sogar ein Lar victor erwähnt.

Diese öffentlichen Laren der Stadt Rom waren wohl jene Lares praestites (Vorstände), die auf dem palatinischen Hügel einen Tempel hatten. Sie sollten gleichsam die Vorsteher der Laren überhaupt sein. Sie waren durch die Kunst in späterer Zeit als eine Zweiheit, als ein kleinerer und als ein größerer Jüngling dargestellt, bekleidet mit Hundefellen und einen Hund (das Bild der Wachsamkeit und des Schutzes) zu ihren Füßen, zwischen beiden. Weil Ovid sie »Zwillinge« nennt, so hat er sich unter ihnen wohl den Romulus und Remus gedacht. Doch sollten sie die Söhne der Mana Geneta, oder Mania (nach den Manen gebildet, mit welchen der Laren-Dienst gleichen Ursprung hatte, und mit welchen sie auch vielfach verwechselt worden sind), oder der Lara oder Larunda (erst aus dem Namen der Laren gedichtet) gewesen sein. Eine andere Genealogie machte sie zu Söhnen der Lara vom Mercur, worin die Andeutung liegt, daß sie Schutzgötter des Handels-Verkehres seien.

Der öffentlichen Laren gedachte jede junge Frau, nachdem sie in das Haus ihres neuen Gatten eingezogen war, zum Dritten.

Der Begriff der Laren war schon im spätern Alterthume nicht recht klar und fixirt. Cicero vergleicht sie, obwohl etwas zagend, vielleicht nach dem Vorgange Varro's, mit den Dämonen der Griechen, und Varro wies ihnen darum, deutelnd, den untern Raum des

Himmels zum Wohnplatze an. Griechiſche Schriftſteller identificiren ſie mit den Heroen der Hellenen. Aber die Römer nennen ſie ausdrücklich dii Lares.

Der Genius des Kaiſers Auguſtus wurde den (beiden) öffentlichen Laren hinzugefügt und ihm ſogar nebſt den laribus Augustis ein eigner Prieſter verordnet. In der ſpätern Kaiſerzeit dehnte man den Begriff der Laren auf berühmte geſtorbene, ſelbſt mythiſche, oder ſogar auf geliebte noch lebende Perſonen aus. So hatte Vitellius unter ſeinen Haus-Laren die goldene Bildſäule ſeines (noch lebenden) Freigelaſſenen Narciſſus und Pallas, und Alexander Severus den Orpheus, Apollonius von Tyana, Abraham, Jeſus Chriſtus.

Eine beſondere Art von Laren waren die grundiliſchen (Lares grundiles). Sie galten für die Geiſter der Kinder, die vor dem vierzigſten Jahre ſtarben und unter dem Dachvorſprunge des Hauſes, lateiniſch grunda genannt, begraben zu werden pflegten. Von einer wirklichen Verehrung derſelben verlautet indeſſen nichts. Sie geben nur Zeugniß ab, wie wahr die Bemerkung ſei, daß der Cultus der Laren aus dem Glauben an die fortlebenden und fortwirkenden Geiſter der Verſtorbenen hervorgegangen.

Während nun die Laren für gute Weſen, für Genien galten, werden die Larven, auch Lemures genannt, für böſe Geiſter erklärt, die als Schreckbilder guter und als Plagegeiſter böſer Menſchen umherſchweiften und wegen früherer Schuld keinen feſten Wohnſitz erlangen könnten. Sie hatten alſo in ihrem Weſen etwas Kobold-, Geſpenſterartiges. Offenbar nun iſt das Wort larva mit lar verwandt, iſt gewiß eigentlich nur die weibliche Vorſtellung von dem letztern. Indeſſen mag ſich die Vorſtellung ſpäter geſchieden und der Ausdruck Larven bloß für die böſen Geiſter der Verſtorbenen gebraucht worden ſein. »Auch in unſerm deutſchen Volksglauben läßt ſich Uebergang der Seelen in gutmüthige Hausgeiſter oder Kobolde nachweiſen« (Jac. Grimm's deut. Mythol. S. 865.).

Zu den guten Hausgeiſtern rechnete der Römer noch folgende Gottheiten: den Limentinus und die Lima (die Vorſteher der Schwelle des Hauſes), den Forculus (Vorſteher der Thüren, von fores) und die Cardea (Schützgöttin der Thürangel), den Lateranus (den Gott der Eſſe), den Arculus (den Kiſten- und Kaſtengott, der Alles unter gutem Verſchluß erhält), den Geldgott (Pecunia), Aesculanus (der das Erz), Argentinus (der das Silber gibt und wohl in der Truhe verwahrt), den Picumnus (den Pickenden, Stechenden, von pico, pigo, pingo, pungo; doch heißt er auch Pitumnus), den Pilumnus (von pisso, pilum, den Stoßenden mit der Mörſerkeule, auch ein göttliches Weſen, was von den Hirten verehrt wurde und dem Stoßen oder Mahlen des Getreides vorſtand), die Deverra (Wegfegerin, von deverrere) und die Intercidona (von intercidere,

die Durchhauerin, Entzweihackerin). Die vier letztern waren schirmende Gottheiten der Wöchnerinnen und der neugebornen Kindlein im Hause, oder, nach einer andern Nachricht, wenigstens die letztern drei. Dem Picumnus und Pilumnus wurde ein Lager bereitet (zum Essen) in dem Atrium, wo die Wöchnerin lag, daß sie von ihnen gegen andere, böse Geister geschirmt werde und daß das Neugeborne mittler Weile gegen Beherung, Zauberei, Tod, bis der Vater kam und es aufhob zum Zeichen, daß er es für das seinige anerkenne, gehütet sei. Sodann heißt es anderweitig: Nach der Niederkunft schirmen drei Gottheiten die Wöchnerin, damit nicht der böse Dämon Silvanus bei Nacht in's Haus komme und ihr Schaden zufüge. Zum Zeichen dieses Schutzes gehen drei Männer bei Nacht um die Schwelle des Hauses und schlagen die Schwelle zuerst mit dem Beile, dann mit der Mörserkeule, und zum dritten fegen sie dieselbe mit dem Besen, damit durch diese Zeichen Silvan abgehalten werde, hineinzugehen. Diese drei Männer repräsentirten also den Pilumnus, die Intercidona und die Deverra als schützende Genien. Jene drei Männer waren eigentlich, wie die drei Namen zeigen, »beim Mahlen des Getreides, beim Behauen der Bäume und beim Kehren der Tenne beschäftigt; aber um ihrer Werkzeuge willen wurden sie zu jenem Amte bestellt. Es ist wahrscheinlich, daß auch Picumnus, der stete Gesellschafter des Pilumnus, eine solche Waffe führte, und die Form seines Namens scheint dieß anzudeuten.« Bei den vielen oft so unerwarteten und unerklärlichen Zufällen, denen eine Kindbetterin mit ihrem Neugebornen ausgesetzt ist, war ein solcher Aberglaube wohl möglich.

Zu solchen schützenden Familiengottheiten ist noch zu rechnen die Orbona, deren Tempel so sinnig beim Heiligthume der Laren und des bösen Geschickes auf den Esquilien war, die Göttin, welche die Aeltern vor dem Verluste ihrer Kinder bewahren sollte, die vornehmlich um Schonung angerufen wurde, wenn das einzige Kind krank darnieder lag.

Schirm- und Schutz-Götter der Stadt Rom waren in spätern Zeiten theils Roma selbst, die zur Gottheit erhobene Stadt, welcher Augustus in Rom, andere entfernte Stadtgemeinden in ihren Städten Tempel bauten, theils Romulus (der einen besondern Flamen hatte), nachdem man angefangen, ihn als den Gründer Rom's zu denken. Außerdem gab es für besondere Bezirke und Plätze besondere Schutzgeister, wie z. B. für den palatinischen Hügel einen Palas oder eine Palatua, für den aventinischen einen Aventinus, für den tarpejischen Felsen einen Tarpejus oder eine Tarpeja u. s. f. Lauter spätere Gebilde, Gebilde aus den Namen dieser Gegenden oder Oerter.

C) Die Gottheiten des physischen Lebens und physischer Zustände der Menschen.

1. Der Genius.

Das Wort genius kommt her von geno, d. i. gigno, ich erzeuge; genius bedeutet mithin ursprünglich den Gott, der das (physische) Leben des Menschen erzeugt und mit diesem Lebendigen, was er erzeugt hat, vereinigt bleibt, es leitet und führt, bis dieß wieder dem Leben entfremdet wird, ja auch selbst dann noch fortwaltet und wirkt, so wie hier unter den Sterblichen der Geist eines Menschen noch fortwirken kann, auch wenn der Körper dem Lichte der Welt entrückt ist. Im höhern Sinne ist es dann das höhere geistige Wesen, welches sich im einzelnen Menschen während seines Lebens kund gibt, ist dessen potenzirte Individualität mit allen Talenten und höhern Anlagen, deren er sich erfreuet, sein verklärtes reines Ich, als Person gedacht, und eben darum sein leitender, schirmender Geist, sein ihn verklärender Schutzgeist. Und in der Verbindung zwischen Seele und Leib, Geist und Körper liegt etwas so Wunderbares, so Magisches, vornehmlich in dem Walten der erstern über die letztern, in dem Bestimmen und Antreiben und Leiten und Beherrschen der letztern durch die erstern, daß man sich wohl erklären kann, wie der religiöse Mensch im Alterthume auf die Idee kam, eine Gottheit dieser Art anzunehmen. Findet man ja doch selbst in unsern Zeiten darin etwas Göttliches und huldigt »den bedeutsamsten und wirkungsreichsten Manifestationen des Menschengeistes oder denjenigen Persönlichkeiten, die in den verschiedenen Kreisen des Lebens, auf dem Gebiete der Kunst oder der Wissenschaft, des Staates oder der sittlichen und religiösen Gemeinschaft etwas Neues, Außerordentliches, die Entwickelung des menschlichen Geistes wesentlich Förderndes geleistet haben.« Der Cultus aber ist, wenn auch in der griechischen Religion die Keime dazu liegen mögen, doch offenbar italisch, zweifelhaft ob etruscisch (wie Otfr. Müller meint), oder, worauf der altlateinische Name hinweist, latinisch.

Varro erklärte, und zwar mit allem Rechte, den Genius für den Gott, der die allgemeine Kraft des Hervorbringens (von Menschen) habe. Aufustius, ein uns unbekannter Schriftsteller, lehrte (nach Festus): Der Genius sei ein Erzeuger der Menschen, durch den sie geboren würden. Censorin dagegen sagt, es sei ein Gott, in dessen Schutze Jemand lebe, so wie er geboren. Darum war dem Genius das Ehebett (lectus genialis) geheiligt, und der Geburtstag eines Menschen der Festtag von dessen Genius, an welchem diesem höhern Wesen unblutige Opfer dargebracht wurden, damit nicht an dem Tage, an welchem das Leben empfangen worden war, ein

Leben geraubt würde. Blumen und Kränze, das Symbol der Freude, dienten vorzüglich zur Verherrlichung des Tages. Man war fröhlich und suchte die Freude zur guten Vorbedeutung für's ganze Jahr. Eine glückliche und beglückende Laune nannte man daher genialis. War ein Kind geboren, so feierte man am dritten Tage darnach seine Geburt durch ein Familienfest. Der Heerd und die Thür des Hauses wurden mit Bändern und Kränzen geschmückt und ein fröhliches Mahl gehalten: das Alles den Genien und Laren zu Ehren, und am neunten Tage wurden unter Anderm dem Kinde die Haare abgeschnitten, zum Zeichen, daß man dasselbe seinem Genius empfahl. Brautleute huldigten gegenseitig ihrem Genius, und das Fest der Charistien (der Liebe und Eintracht zwischen Eheleuten und Familiengliedern) galt vornehmlich den Genien. Man schwor bei seinem Genius. Die Schlange, die sich selbst immer wieder verjüngt, war das Symbol des Gottes. Man stellt sich ihn als einen angehenden Jüngling vor und auch so dar (daher er mit der Juventas verbunden wurde [Liv. XXI, 62.]): geflügelt, nackt entweder, oder mit einem gestirnten Gewande leicht bekleidet, in der Toga mit verhülltem Haupte, mit Füllhorn und Patera in den Händen.

Die Frauen nannten uneigentlich ihre Genien Junonen, weil Juno ihre Schutzgöttin war. Eben so bildete man, vielleicht von Seiten der Männer, einen Jupiter-Genius (genius Jovialis), gleichsam einen Inbegriff oder einen höchsten aller Genien, den Mittelpunct derselben.

Man wird aus dem Allem erkennen, wie nahe der Cult an den der Laren und Penaten eines Theiles und dann wieder, insofern der Genius eines Menschen auch nach dem Tode desselben fortleben konnte, an den der Manen streift, mit welchen Gottheiten daher öfter der Genius oder die Genien gruppirt werden.

Bei diesem Culte wiederholt sich nun wiederum, was wir schon bei den meisten vorhergehenden gesehen haben: daß sich der Kreis der Wirksamkeit des göttlichen Wesens erweitert. Zuerst konnte jedes Haus, jede Familie ihren Genius haben. Aber es kommen Beispiele (besonders auf Inschriften) vor, daß die Curien oder Decurien, Centurien, ein ganzes Heer, die Stadtgemeinde in Rom und an andern Oertern, ganze Gauen und Provinzen einen Genius sich zuschrieben, so wie besondere Gegenden und Plätze (genii locorum) u. s. w. Solche Ortsgenien erscheinen in der Kunst gewöhnlich als Schlangen, welche hingelegte Früchte verzehren. Man wollte wohl damit auf das Angenehme und Schöne und Anmuthige und Ergiebige der Natur derselben hindeuten.

Insofern, als man einen Genius der Stadt Rom und des römischen Volkes und der einzelnen Kaiser annahm, ging die Vorstellung in's Politische über, und derselbe hieß genius publicus und wurde förmlich von Seiten des Staates verehrt. So z. B. im Jahre 218 v. Chr., beim Ausbruche des zweiten punischen Krieges, wurden ihm zur Versöhnung fünf große Thiere geopfert. Auf dem Capitol war ihm ein Schild mit der Aufschrift geweihet: »Dem

Genius der Stadt Rom, ſei er nun Mann oder Weib.« Ganz im Sinne der alten gottesfürchtigen Römer, die über dasjenige am wenigſten zu beſtimmen wagten, woran ihnen am meiſten gelegen war.

Zur Kaiſerzeit ſchwur man bei dem Genius mancher Kaiſer und ihrer Günſtlinge.

Als die griechiſch-philoſophiſchen Ideen zu Rom in Umlauf kamen, gab man ſelbſt dem Weltall einen Genius (den Weltgeiſt). Unſinn war's, wenn man den einzelnen Göttern wieder einen Genius beilegte. So kommt z. B. ein genius Lunae, Martis, Jovis ꝛc. vor.

So wurde im Allgemeinen der Genius als ein gütiges, wohlwollendes Weſen betrachtet. Indeſſen fehlt es doch nicht aus der ſpäten Zeit an Beiſpielen, daß man ſich auch böſe Genien gedacht habe. Derjenige Geiſt, welcher dem Caſſius vor der Schlacht bei Actium erſchien, war ein ſolcher: rieſengroß, ſchwarz von Farbe, verwilderten Bartes, verſtörten und über das Geſicht hereinhängenden Haares. Aehnlichen Ausſehens war das Geſpenſt, das dem Brutus ſich zeigte.

2.

Es folgen jetzt die Götter und Göttinnen, welche die Entwickelung des Menſchen **nach** ſeiner Geburt ſchützen und befördern. Ihre Zahl muß, den Andeutungen zufolge, welche wir darüber in einigen alten Schriftſtellern haben, außerordentlich groß geweſen ſein. Eines Theils zeugt ſie von ſcharfer intellectueller Auffaſſung und Scheidung von Einzelheiten; andrerſeits kann man aber ſich nicht des Lächelns enthalten, wenn man lieſt, wie ſie in obiger Beziehung annahmen: einen Vitumnus, der dem Neugebornen das Leben erhielt, eine Levana, die da machte, daß der Vater das Kind von der Erde aufhob und es für das ſeinige erkannte, eine Nundina, die dafür ſorgte, daß das Kind am neunten Tage einen Namen bekam, eine Rumina, die es die Bruſt nehmen lehrte, eine Cunina, die es ſanft in der Wiege ſchlummern ließ, einen Sentinus und eine Sentia, die ihm geſunde Sinne gab, eine Eduſa und Potina, die es eſſen und trinken, einen Statilinus oder Statulinus, auch Statanus, der es ſtehen, einen Vaticanus und Fabulinus, der es ſprechen, eine Numeria, die es zählen, einen Catius, der es vorſichtig ſein, eine Parentia, die es gehorchen lehrte u. ſ. f. Wir laſſen die übrigen und nehmen aus dem Bereiche nur die hauptſächlichſten.

---

3. Juventus.

Juventus (die Jugend) ist das apotheosirte jugendliche menschliche Alter, was durch Frische und Kraft markirt wird. Wir haben sie bei den Römern in zwei Bedeutungen: einmal in der eigentlichen, sodann in der politischen.

Was die erstere anbelangt, so wurde die Juventus von denjenigen jungen Leuten verehrt, welche die männliche Toga annahmen, folglich aus dem Knabenalter übertraten in das der jungen Männer (juvenum). Sie mußten bei der Gelegenheit in den Tempel der Juventus ein Geldstück zahlen, wohl auch ein Opfer darbringen. Juventus hatte somit hier eine Familien-Bedeutsamkeit. Doch aber zugleich auch eine bürgerliche; denn diese jungen Männer wurden damit zu Mitgliedern des Staates und pflichtig zu Staatsdiensten. Servius Tullius soll jenen Gebrauch eingeführt haben, nach Dionysius von Halicarnassus. Wir erfahren nicht, wo der Tempel gelegen haben mag.

Weil in der jugendlichen Mannschaft die Kraft eines Staates besteht, so trug man den Begriff der Juventus auf den römischen Staat über und verehrte dieselbe auch als die frische, ewig blühende, den Staat in solcher frischen Blüthe fortwährend erhaltende Jugendkraft Rom's. Als solche hatte sie auf dem Capitolium — eine schöne Idee! — eine Capelle in dem Bereich des höchsten Staatshortes, Jupiter's, gleich dem Terminus, und man fabelte auch von ihr, daß sie durchaus nicht habe sich wollen exauguriren lassen, als Tarquinius d. ä. daran dachte, das Capitolium zu bauen. Die Legende zeugt von Nationalstolz und Selbstvertrauen. Augustin gibt davon die schielende, matte Auslegung: es werde die römische Jugend wegen der Göttin Juventus Niemandem nachstehen! Der Altar stand nach Dionysius in der Vorhalle des Tempels der Minerva (als Staatsgöttin).

Dieselbe Bedeutung hatte Juventus, wenn ihr in Folge böser Anzeichen der Zukunft während des zweiten punischen Krieges ein Lectisternium (Kissen-Essen) veranstaltet und ein Tempel im Jahre 207 von dem Consul Livius, als er den Hasdrubal bei Sena schlug, gelobt und sechszehn Jahre nachher (191) geweihet wurde. Derselbe stand im Circus Maximus, wo die römische Jugend sich für den Krieg vorübte. Dieser Staatsgöttin feierte man wahrscheinlich die jährlichen Spiele, welche, als der Juventus geheiligt, in den Quellen genannt worden.

Die Römer haben hier wohl die Griechen ebenfalls ausgebeutet und den Cultus der Hebe auf ihr Feld verpflanzt, aber nach ihrer Weise die ursprüngliche Idee fortgebildet und ihren Verhältnissen angepaßt.

Die bildende Kunst hat sie wohl auch zumeist gleich wie Hebe dargestellt.

4. Pollentia

heißt eigentlich die Körperkraft, als appellatives Wort. Als Göttin gedacht, gibt ſie alſo ſelbige. Es war darum ſehr paſſend und ortgemäß, daß dieſe Göttin auf dem Circus Maximus ein Standbild hatte, wo die Jugend ſich in kriegeriſchen Spielen herumtummelte, und wobei es vornehmlich auf Körperkraft ankam.

---

5. Feſſonia

dagegen war die Göttin der Ermüdung (von fessus), die man anrief, um gegen dieſen körperlichen Zuſtand geſchützt zu ſein.

---

6. Strenum oder Strenia (die Kräftige, Friſche).

Sie hatte an dem Anfang der heiligen Straße, bei den ſogenannten Carinen, einen Tempel und einen Hain. Aus dem letztern holte man in früherer Zeit Lorbeerzweige und ſandte ſie ſich einander zu am Neujahrstage »als Sinnbild, daß man einander Kraft und Geſundheit wünſche.« Die Lage dieſer Cultusſtätte und der Umſtand, daß man jenen Gebrauch auf den König Titus Tatius zurückführte, ſprechen für ein hohes Alter der Verehrung dieſer Göttin.

---

7. Salus.

Salus war eigentlich die Göttin des körperlichen Wohlbefindens. Als ſolche rief ſie privatim der Feldbauer an, wenn die Saatzeit anfing, und zwar für ſich und ſeine Familie. Sie entſprach mithin der griechiſchen Hygieia.

Allein ſie ward nicht minder die Göttin der öffentlichen Geſundheit. Ihr wurden in Folge einer Seuche im Jahre 180 v. Chr., nebſt dem Apollo und Aesculap, Geſchenke und vergoldete Statuen gelobt und gegeben.

Salus bedeutet aber auch den glücklichen Zuſtand. Als ſolche Göttin in ſtaatlicher Hinſicht, als Göttin der Salus publica, hatte ſie bereits 311 v. Chr. im ſamnitiſchen Kriege einen Tempel erhalten, nach welchem ein Theil des quirinaliſchen Hügels ſalutariſcher Hügel

geheißen wurde. Er war durch die Malereien berühmt, mit welchen Fabius Pictor ihn ausgeschmückt.

Es war ferner ein besonderes Augurium gewöhnlich in Bezug auf diese Salus publica, d. h. ein Befragen der Götter, ob es gestattet sei, von derselben das Heil des römischen Volkes zu erflehen. Gegen Ende der Republik war das in Abnahme gekommen. Augustus erneuerte selbiges (13 v. Chr.), auch soll er der Göttin, nebst der Concordia und Pax (Friedensgöttin), Statuen in sinniger Zusammenstellung haben errichten lassen.

8. Averruncus.

So hieß im Allgemeinen ein oder der Gott, von welchem man glaubte, daß er alle Uebel, besonders aber Krankheiten, von den Menschen abwende (averruncare).

9. Febris.

Die Fiebergöttin, die diese Krankheit senden und abwehren könnte, hatte in Rom, wo diese Krankheit oft so epidemisch herrschte, drei Heiligthümer, eins auf dem palatinischen Hügel, ein zweites auf dem Platze der marianischen Denkmäler, ein drittes am Ende der langen Gasse. In diese Tempel brachte man die Heilmittel, welche man bei Fieberkranken mit Glück angewendet hatte.

10. Aesculapius.

Diesen Gott der Heilkunde erhielten die Römer von den Griechen, den Namen etwas modelnd, nach ihrer Weise zu sprechen. Es war im Jahre 293 v. Chr., wo eine Pest in Rom herrschte. Man fragte das Orakel, wie man sie vertilgen könne? Es befahl, den griechischen Heilgott aus Epidaurus in Argolis zu holen, d. h. seinen Cultus in Rom einzurichten. Es geschah 291. Er bekam auf der Tiberinsel seinen Tempel. In eben der Eigenschaft erhielt der Gott im Jahre 180 v. Chr., bei gleicher Veranlassung, Geschenke, und 13 v. Chr., nebst der Salus, eine vergoldete Bildsäule. Von der Stiftung jenes Tempels erzählte man sich später eine wunderbare Legende.

Inschriften zeigen ihn häufig selbst in Rom in Verbindung mit der griechischen Göttin Hygieia.

11. Apollo.

Dieſer Gott ſcheint den Römern, obwohl ein helleniſcher Gott, zeitig bekannt geworden zu ſein, vielleicht von Cumä aus, wo ſein Dienſt notoriſch beſtand (Liv. XLIII, 13.). Zu Tarquinius' d. j. Zeiten ſoll man bereits eine Geſandtſchaft, darunter den jungen Brutus, nach Delphi geſchickt haben, ſein Orakel zu befragen. Man kannte alſo den Gott als Orakelgott. Zu gleichem Zwecke beſchickte man ihn im Jahre 397, als Veji belagert und der albaner See ausgetreten war. Sodann ward ihm ſchon im Jahre 432, in Folge einer anſteckenden Krankheit in Rom, als dem ärztlichen Apollo (Apollini medico), ein Tempel gelobt und das Jahr darauf geweihet. Er ſtand am Circus, der nach ihm der apolliniſche (apollinaris) hieß. Ein andrer ward ihm im Jahre 352, und ein Lectiſternium wurde ihm 398 v. Chr. bei Gelegenheit eines ungeſunden Sommers gehalten. Auch die apollinariſchen Spiele wurden ihm im Jahre 208 gelobt, als eine Peſt wüthete. Endlich wurde ihm, als dem Arzte, 197 v. Chr. an der Tiber hinter dem Heiligthume der Spes (Göttin der Hoffnung) ein Tempel hergerichtet, welcher noch bis ſpät in die Kaiſerzeit hinein gedauert. Und die Veſtalinnen riefen ihn in ihrem Gebete als einen ſolchen, Krankheiten abwendenden, Gott (medicus, paean) an.

Der Kaiſer Auguſtus huldigte dieſem Gotte ganz vornehmlich. Er bauete ihm auf dem palatiniſchen Hügel einen Tempel, ſchmückte ihn mit einem von Skopas gefertigten Standbilde, fügte einen Hain und einen Säulengang mit einer anſehnlichen Bibliothek hinzu, zu welcher durch ſeinen Neffen Marcellus noch eine Daktyliothek hinzukam. So erſcheint denn Apollo hier als Gott der höhern, geiſtigen Bildung.

Auguſtus ſcheint ihn ſogar zu ſeinem Hausgotte gemacht zu haben (Ovid. Met. XV, 865.). Auf ihn und auf ſeine vermeintliche Schweſter Diana trug er die Säcular-Spiele über, die ſonſt dem Dis (Pluto) und der Proſerpina gegolten hatten. Beide wurden bei der Gelegenheit um Segen für das römiſche Reich angerufen. Mithin wurde Apollo jetzt ſogar einer der Schirmgötter Rom's.

Außerdem gab es einen Apollo Sandaliarius, ſo genannt nach einer Straße, in welcher eine Statue des Gottes zur Zeit des Kaiſers Auguſtus aufgeſtellt worden war.

In ſpäterer, der helleniſtiſchen Periode wird er, wie in Griechenland, von den Gelehrten und Dichtern auch als Sonnengott genommen und mit der Diana (als Mondgöttin) zuſammengeſtellt.

Mit Apollo zugleich wurde ſeine vermeintliche Mutter Latona öffentlich verehrt, aber, wie es ſcheint, nur als Mutter des Apollo, ohne weitere Beziehung, auch nicht durch Tempel, ſondern bei Gelegenheit eines Lectiſterniums.

D) Gottheiten geistiger menschlicher Zustände.

a) Intellectueller Eigenschaften.

1. Minerva.

Der Name kommt ohne allen Zweifel her von meno oder mino, woher memini u. a. Festus führt das alte Verbum menervare auf und erklärt es durch das auch hiermit verwandte monere. Das Wort wurzelt also offenbar im lateinischen und somit auch im griechischen (vergl. μάω) Sprachstamme und entspricht dem griechischen Namen und göttlichen Wesen der Metis. Minerva ist dem zufolge die Göttin des Sinnens, Denkens, Nachdenkens, der intellectuellen Kraft, der Erinnerung (memor, bei Orelli mehrere Male).

Varro gibt an, die Göttin wäre durch die Sabiner nach Rom gekommen, und wirklich hat sie ihr Hauptheiligthum auf dem alten Capitolium, welches bekanntlich auf dem sabinischen Quirinalis zu suchen ist, gehabt. Eben so ist sie, historischen Zeugnissen zufolge, sicherlich im reatinischen Gebiete bei Orvinium verehrt worden, also im Sabinischen. Andrerseits finden wir Namen (Menerfa oder Menrfa) und Cult bei den Etruskern. Das Alles lehrt nur, daß dieser Dienst unter den Bewohnern Mittelitaliens schon von Alters her sehr verbreitet gewesen sein muß, und der Ursprung desselben keinem bestimmten Volksstamme daselbst zugeschrieben werden darf.

Minerva, als Göttin des Nachdenkens, war zuerst im Privatleben die Göttin des Lernens. Darum hieß das Schulgeld bei den Römern Minerval, und an ihrem Feste (18. März), Quinquatrus genannt, weil es am fünften nach dem Idus des Märzes gefeiert und späterhin (aus Mißdeutung des Namens?) auf fünf Tage ausgedehnt wurde, fanden Schulferien statt. An diesem Feste aber ehrten die Göttin alle, die entweder noch etwas lernten oder schon etwas, ein Handwerk, ein Gewerbe, eine Kunst, eine Wissenschaft, wozu Nachdenken und Uebung gehörte, gelernt hatten, als z. B. die lernende Jugend jeglicher Art, weibliche Arbeiten fertigende Mädchen, Spinnerinnen, Weberinnen, Stickerinnen, alsdann Walker, Färber, Schuster, endlich auch Bildhauer, Maler, Gelehrte, Dichter, selbst Aerzte (Minerva medica), und sie erhielten in dieser Zeit ihr verdientes Minerval. Am letzten Tage des Festes war besondere Trompetenweihe (tubilustrium) für die Trompeter, jene Musikbande, die bei dem Opfer sowohl der öffentlichen als der Privat-Sacra, bei Spielen, Leichenzügen, also bei religiösen Handlungen überhaupt, unerläßlich nöthig, und denen deßhalb schon von frühester Zeit her — die Sage meint: von Numa — die Rechte eines eigenen Collegiums mit eigenen Sacris, welche die Minerva betrafen, zugestanden worden

waren (Göttling S. 195.). Darum sollte die Göttin auch die Trompete erfunden haben, war Schutzgöttin der Trompeter. Sonderbar, aber aus dem Obigen zu erklären ist's, wenn man die Weihe und das Reinigen der Instrumente im Schusterſaal (atrium sutorium) vornahm.

Der Minerva galt das Fest auf dem cälischen Hügel. Dahin sollte der Cultus aus der etruscischen Stadt Falerii versetzt worden sein, und dieser war demnach wohl etruscischen Ursprungs. Dafür spricht auch, daß die Trompete allgemein für eine Erfindung der Tyrrhener oder Etrusker im Alterthume ausgegeben wird. Nicht minder soll das (nach Ovid) durch eine alte Inschrift bezeugt worden sein. Endlich führte die Göttin hier den Beinamen capta, was wohl so viel ist als captiva (vergl. Otfr. Müller's Etrusk. II, S. 49.).

Als Minerva Medica besaß sie einen besondern Tempel in der fünften Region. Als solche führte sie wohl auch den Namen Weissagerin (fatidica, Orelli 1424.).

An den Idus (13.) des Juni feierten die Flötenbläser oder Pfeifer derselben Göttin auch ein Fest, was, obgleich es nur einen Tag oder, wie Livius will, drei Tage dauerte, doch, zur Nachahmung des oben erwähnten, ebenfalls Quinquatrus genannt worden ist. Zu dem Behufe war ihr ein Tempel auf dem Aventinus geweiht, der für sehr alt gegolten. Hier stellten sich nicht minder die Schreiber und Schauspieler ein, um der Göttin ihre Huldigungen darzubringen als der Vorsteherin und Förderin auch ihres Geschäftes, ihrer Kunst. Ja! es wird vom Livius Andronicus, jenem bekannten Tragödiendichter der Römer, berichtet, daß er die Geschenke, welche er für seine dichterischen Producte empfangen, in diesen Tempel auf dem Aventinus geweihet habe.

Minerva war ferner in Rom, und zwar schon seitdem die sabinische Colonie sich der romulischen angeschlossen, Stadtschirmerin (custos urbis) mit Jupiter und Juno zugleich. So ward sie anfangs auf dem alten, seit Tarquinius d. j. auf dem neuen Capitolium verehrt. Insofern rechnete man sie auch wohl zu den städtischen oder Staats-Penaten. Ihr Cultus gehörte hier mit zu den glänzendsten in Rom. Eine Statue weihte ihr (in diesem politischen Sinne) Cicero zu seiner Zeit. Diese Eigenschaft ist unbezweifelt die Spitze des römischen Minerven-Cultes.

Minerva muß den Römern aber auch als Kriegsgöttin gegolten haben, insofern Klugheit zum Kriege nothwendig ist. Darum verbrannte Paulus Aemilius, der bekannte Besieger Macedoniens, nach diesem seinem Siege einen großen Theil der erbeuteten Waffen, nächst dem Mars und der Lua (Sühngöttin?), der Minerva. Und Pompejus baute ihr im Jahre 61 v. Chr., nach Abhaltung seines großen Triumphes, einen Tempel aus der Beute, wohl als der Spenderin des Sieges, wie Pallas ja auch Nike hieß.

Nachdem Hannibal im Jahre 217 v. Chr. den Consul Flaminius am trasimenischen See geschlagen hatte, wurde, nach Befragung der

ſibylliniſchen Bücher, ein Lectiſternium zur Sühne der Götter zugerichtet. Bei demſelben ward auch Minerva geehrt, aber mit Neptun zuſammengeſtellt. Das zeigt ſie zuverläſſig nicht in der Eigenſchaft als Waſſergöttin, ſondern jene Gruppirung geſchahe ohne Zweifel auf Veranlaſſung helleniſcher Mythen, welche ja beide Gottheiten, den Poſeidon und die Athene, vielfach, namentlich in Attika, zuſammengebracht.

Endlich war der Dienſt der Minerva noch Privat-Dienſt in der nautiſchen Familie. Das hatte ſeinen Grund wohl in der urſprünglichen Beſchäftigung dieſer Familie, auf welche der Name Nautes oder Nauta (der Schiffer) hinweiſt. Sie übte wahrſcheinlich die Kunſt des Schiffbaues, der Pallas Athene, folglich nach römiſchem Synkretismus auch Minerva, vorſtand. Eine die Familie verherrlichende Sage brachte den Urſprung des Dienſtes mit dem troiſchen Palladium und mit dem trojaniſchen Kriege in Zuſammenhang.

Man ſieht aus dem Allen, daß der Minerva-Dienſt ſehr viel Gemeinſames mit dem der Pallas Athene hatte, aber wahrſcheinlich erſt zumeiſt in Folge der Identificirung beider Göttinnen.

Die Vacuna wird von Varro für die Minerva erklärt. Wahrſcheinlich nur eine Qualitätsbeſtimmung unſerer Göttin als ſolche, die lehrt oder gibt, daß man ſich der Weisheit befleißige (vacet).

---

2. Mens.

Mens heißt Verſtand, Einſicht, iſt alſo urſprünglich daſſelbe, was Minerva. Beide Namen ſind auch offenbar Einer Herkunft. Vielleicht iſt ſie zur Göttin für die menſchliche Einſicht geworden, als der Begriff der Minerva dieſe Beziehung verloren. Doch ſcheint ſie ſchon eine alte Göttin geweſen zu ſein. Wenigſtens befahl (nach Cicero) das Zwölf-Tafelgeſetz, die Mens als eine der Gottheiten zu ehren, durch deren Hülfe es den Menſchen gelänge, in den Himmel zu gelangen.

Im zweiten puniſchen Kriege, nach der Niederlage am traſimeniſchen See, ward ihr, nach Anleitung der ſibylliniſchen Bücher, ein Tempel gelobt und zwei Jahre darauf geweiht. Es ſollte alſo durch ſie künftighin den Römern, den Feldherren, die rechte Einſicht oder Klugheit zu Theil werden, damit ſie im Stande wären, den klugen Gegner zu beſiegen. Hier war ſie mithin eine öffentliche Göttin, im obigen Falle eine private. Ein Standbild der Mens — Zumpt nimmt ſie hier als Gewiſſen? — nebſt dem der Fides, ward auf dem Capitol von Q. Aemilius Scaurus aufgeſtellt.

---

b) Moraliſcher Eigenſchaften.

1. Pudicitia (Keuſchheit).

Ein ſchöner Beweis für die Sittlichkeit der alten Römer im Zeitalter der alten unbeſcholtenen Sitten iſt die Verehrung der Keuſchheit als Göttin, ſowohl im Privat- als öffentlichen Leben.

In erſterer Beziehung glaubte man nach altherkömmlicher Weiſe (prisca religione), daß ſie den geheiligten Heerd der Veſta bewohnte (Valer. Max. VI, 1. 1.). Eine höchſt ſinnige Vereinigung! Dann ſtellte man ſie bei Lectiſterien (nach demſelben Schriftſteller) mit der Juno (als Ehegöttin) zuſammen. Eine eben ſo ſinnige Gruppirung!

Von Alters her ſcheint ſie vorzugsweiſe von den patriciſchen Matronen verehrt worden zu ſein. Der Tempel dieſer patriciſchen Pudicitia ſtand auf dem Forum Boarium. Er wurde ſo heilig geachtet, daß nur diejenigen Frauen denſelben betreten durften, welche Ein Mal geheirathet. Ja! die römiſchen Damen aus patriciſchem Geſchlechte dehnten den Begriff der Keuſchheit ſogar auf ſogenannte Meßalliancen aus: ſie erklärten die Verheirathung einer Patricierin mit einem Plebejer für einen Fehltritt gegen die Pudicitia und wollten eine ſolche von der Theilnahme an der Verehrung der Göttin ausſchließen.

Das gab zu einem Streite im Jahre 297 und zur Stiftung eines Tempels der plebejiſchen Pudicitia Veranlaſſung. In dieſem Jahre nehmlich wurden von Seiten des Senates, wegen vieler auffallender Wunderzeichen, die ſich ereignet, Betfeſte zwei Tage lang veranſtaltet, dermaaßen, daß auch die patriciſchen Matronen in ihrem Tempel der Pudicitia Gebete für's allgemeine Wohl halten ſollten. Von der Theilnahme daran ſollte die Tochter des Patriciers Aulus, Virginia, weil ſie an den plebejiſchen Conſul Volumnius vermählt war, ausgeſchloſſen werden. Das nahm dieſelbe übel und gründete nun in der »langen Gaſſe,« wo ſie wohnte, aus einem Theile ihres Hauſes eine mäßige Capelle mit einem Altare für die plebejiſchen Frauen. Der religiöſe Gebrauch war hier derſelbe, daß nehmlich nur eine Frau von bewährter Keuſchheit und die nur an Einen Mann vermählt geweſen, die Opferhandlung begehen durfte.

In ſpätern Zeiten, wo die Sitten loſer wurden, als Weiber aller Art, ſelbſt unkeuſche, Zutritt bekamen, gerieth der Cultus in Verfall und in Vergeſſenheit.

Einer Göttin Pudentia erwähnt Plinius.

2. Pietas.

Die Pietät begriff bei den Römern vor Allem die geheiligte Pflicht der Kinder gegen die Aeltern. Ein solcher Tempel — wieder ein schöner Beweis der Energie des sittlichen Gefühles der Römer für Moralität — befand sich da, wo später das Theater des Marcellus erbauet ward. Ueber die Veranlassung dieses Baues gibt folgende Legende Kunde: Eine Wöchnerin, Tochter eines Vaters (oder einer Mutter), der (oder die) zum Hungertode verurtheilt worden war, besuchte denselben (oder dieselbige) täglich im Gefängniß und ward immer vom Gefängnißwärter genau untersucht, ob sie auch dem Vater (oder der Mutter) keine Speise zutrage. Endlich entdeckte man, daß sie ihn (oder sie) mit der Milch ihrer Brust nährte. Gerührt über diesen so eclatanten Beweis kindlicher Liebe, schenkte man dem (oder der) Verurtheilten das Leben und gewährte der Tochter und dem Vater (oder der Mutter) lebenslänglichen Unterhalt. Und den Platz weihte man der Pietas und errichtete ihr an der Stelle des Gefängnisses einen Tempel. Gesetzt nun, die Legende wäre rein ersonnen, was aber nicht wohl denkbar ist, so zeugt sie doch von dem Sinn und der Bedeutung des Cultes.

Ein zweiter Tempel der Pietas war auf dem Gemüse-Markte. Er ward erbauet 182 v. Chr., nachdem ihn Glabrio im Kampfe mit dem syrischen Könige Antiochus bei den Thermopylen gelobt hatte. Man kennt aber nicht die Veranlassung und damit auch nicht die Bedeutung dieses Cultus.

---

3. Fides (Treue im Worthalten, Redlichkeit).

Eine moralische Vergötterung, welche der Römer nicht minder ehrt, als die beiden vorhergehenden, war die der Redlichkeit (Fides). Der Römer gab in den Zeiten der Unverdorbenheit außerordentlich viel auf diese Tugend, sowohl im Privat- als im öffentlichen Leben. Zwei griechische Schriftsteller, also zwei unpartheiische Gewährsmänner, bezeugen, daß ihm ein gegebenes Versprechen so heilig war wie ein Eid und kräftiger als jede andere Gewährleistung, und daß im gewöhnlichen Leben theils, theils vor Gericht Streitigkeiten über Dinge, von denen keine Zeugen aufzuführen möglich war, immer auf die bloße Versicherung des einen Theils abgethan wurden.

Eben so galt bei Waffenstillständen, bei Verträgen und Friedensschlüssen, also bei öffentlichen Verhandlungen, das geleistete bloße Wort für hinreichende Bürgschaft, und es liefert uns die Geschichte davon eine Menge Beispiele. Bekannt ist zum Gegensatze hiervon

die vom Römer so verabscheute und zum Sprüchwort gestempelte Punica fides oder carthagische Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit.

Bei solcher Schätzung dieser Tugend ist es kein Wunder, wenn man sie apotheosirte und ihr einen öffentlichen Cultus zurichtete. Man feierte ihr ein Fest: an demselben fuhren ihre Priester zu ihrem Tempel, der auf dem Forum stand. Sie trugen die rechte Hand bis zu den Spitzen der Finger verhüllt, wenn sie das Opfer darbrachten, um dadurch anzudeuten, daß die Rechte, als womit man Treue gelobe, heilig sei. Aus gleichem Grunde wurde die Bildsäule der Fides mit einem weißen Gewande umgeben: auch dieses sollte auf Heiligkeit und Reinheit des Herzens bei Eiden und Versprechungen hinweisen. Sie führt darum bei Dichtern das Beiwort candida.

Ihr derartiger Dienst muß alt gewesen sein. Man leitete ihn — wohl etwas zu weit — von Numa her. Und Virgil nennt sie die Altersgraue (cana), die im goldenen Zeitalter sammt der Vesta und dem Quirinus die Welt beherrscht habe.

Cicero erwähnt einer Statue der Fides, als nachbarlich aufgestellt auf dem Capitol neben dem Jupiter. Es war dieß jenes Standbild, was Quintus Aemilius Scaurus, nebst dem der Mens, dahin geweihet hatte, wie schon Cato d. ä. sagte, mit Absicht: weil Jupiter ja als Gott des Eidschwures hauptsächlich auf die Erfüllung des Eides und des Versprechens sähe. Beide Gottheiten paßten so wohl zu einander.

Nach Ennius (bei Cic. de offic. III, 29.) ward sie beschwingt gedacht und wohl auch dargestellt, weil sie überall gegenwärtig sein soll.

Als männlichen Gott der Treue, als dius fidius (d. i. deus fidei), verehrte man in Rom nach sabinischem Beispiele den Semo (ein schon den Alten unerklärbar erschienenes Wort) Sancus oder Sangus (d. i. sanctus), den der Grieche Dionysius durch Ζεὺς πίστιος gibt. Er hatte eine Capelle ohnweit des Tempels des Quirinus auf dem quirinalischen Hügel, also in der sabinischen Roma, und bidentalische Priester, d. h. solche, welche ihm als Opfer ein zweijähriges Schaf darbrachten. Jene soll ihm vom Tarquinius d. j. erbauet, aber erst zur Zeit der Republik, 466 v. Chr., geweihet worden sein. In derselben soll das Bündniß dieses Königs mit der Stadt Gabii aufbewahrt gewesen sein, was zur Natur des Gottes sehr wohl stimmt. Eben so wird berichtet: als im Jahre 330 v. Chr. auf Anstiften eines gewissen Vitruvius die Einwohner von Privernum von Rom abgefallen waren, ward dieser hingerichtet, sein Haus auf dem palatinischen Hügel zerstört, und seine Güter dem Semo Sancus geweihet. Das Geld, was daraus gelöst wurde, verwendete man auf eherne Kugeln, welche man in der Capelle des Sancus aufhing.

4. Concordia.

Sie ward erstens als Göttin der ehelichen Eintracht betrachtet. So weihte denn die Gattin des Kaisers Augustus, Livia, derselben einen Tempel bei oder, wie Andere wollen, in der Säulenhalle, welche der Kaiser hatte bauen und nach ihr nennen lassen.

Sodann aber wurde sie als Göttin der öffentlichen Eintracht verehrt. In diesem Sinne galt ihr und dem Janus, desgleichen der römischen Salus und der Friedensgöttin ein Fest, das den 27. März gefeiert wurde. Als im Jahre 367 der Dictator Camillus alle Mühe versuchte, die Streitigkeiten zwischen Patriciern und Plebejern beizulegen, gelobte er unter Anderm der Concordia einen Tempel, wofern es ihm gelänge, die Parteien zu beschwichtigen. Und als ihm solches gelungen war, beschloß der Senat, das Gelübde auszuführen und den Tempel so bauen zu lassen, daß er auf das Forum sähe. Dann weihte 304 ein gewisser Flavius, als curulischer Aedil, derselben Göttin einen Tempel, und zwar auf dem Platze des Vulcan, also ebenfalls in staatlicher Beziehung. Ferner wurde im Jahre 217 während des zweiten punischen Krieges von Seiten des Staates Sorge getragen, daß der Concordia derjenige Tempel auf dem Capitolium, auf der Burg gebauet würde, den der Prätor Manlius bei einer Soldaten-Meuterei in Gallien das Jahr vorher gelobt hatte. Endlich, als in den gracchischen Unruhen Cajus Gracchus das Leben eingebüßt hatte, und damit die Sache zu Ende war, gründete, in Folge eines Senatbeschlusses, der Consul Opimius derselben Göttin einen Tempel auf dem Forum.

---

5. Virtus

ist den kriegerischen Römern vornehmlich die Tüchtigkeit, die Thatkräftigkeit, die Tapferkeit im Kriege gewesen. Dieser natürlich bei ihnen sehr hoch geschätzten Tugend wurde als einer Göttin zuerst im Jahre 222 v. Chr. von M. Marcellus mit dem Honos (dem Gotte der Ehre, als des Preises der Tapferkeit) ein Tempel gelobt. Er ward erst von seinem Sohne 205 geweihet, stand vor dem capenischen Thore. In ähnlicher Weise errichtete Marius, nach Besiegung der Cimbern, aus der Beute beiden genannten Gottheiten einen Tempel. Eine Inschrift (bei Orelli: 1842) bezeugt dieselbe Verbindung beider Gottheiten aus späterer Zeit, und noch eine (1835) aus Trajan's Zeiten lehrt, daß die Virtus auch mit der Spes und mit der Victoria zusammen verehrt worden ist.

Der Aequitas und der Clementia hat man ebenfalls göttliche Ehre erwieſen, aber wahrſcheinlich erſt in der Kaiſerzeit aus Schmeichelei gegen gewiſſe Kaiſer bei einſtmaliger Darſtellung dieſer Tugenden, der Billigkeit und Milde.

---

c) Affecte.

1. Spes (Hoffnungsgöttin).

Der Hoffnung als »der Erwartung glücklicher Ereigniſſe, durch welche der Geiſt aufgerichtet wird,« muß ſchon in früher Zeit Verehrung gezollt worden ſein; denn Livius erwähnt einen Tempel derſelben bereits aus den erſten Zeiten der Republik, beim Jahre 477 v. Chr. Derſelbe ſtand vor dem Thore. Während des zweiten puniſchen Krieges brannte er ab, ward aber wieder hergeſtellt. Einen andern weihte Calatinus 354: dieſer lag an der Tiber vor dem carmentaliſchen Thore; noch ein andrer befand ſich auf dem Gemüſe-Markte.

Zur Zeit des Kaiſers Auguſtus gewann der Cultus vorzügliche Aufnahme: man feierte der Göttin da ein beſonderes Feſt unter dem Titel Spes Augusta und ſtellte ſie mit der Salus Auguſta zuſammen.

Eine Inſchrift aus Trajan's Zeiten vereinigt ſie mit der Virtus und der Victoria.

Im Ganzen war ſie alſo eine politiſche Göttin, eine Göttin der öffentlichen, ſtaatlichen Hoffnung.

---

2. Pallor und Pavor.

D. i. das Erbleichen und Schrecken, eigentlich wohl nur eine Nachbildung des griechiſchen Deimos und Phobos. Nach der Sage indeſſen ſollte Tullus Hoſtilius im Kampfe mit den Albanern beiden Weſen Heiligthümer gelobt und den ſchon vorhandenen Saliern (prieſterlichen Tänzern des Mars) die Pallorier und Pavorier hinzugefügt haben.

---

3. Venus.

Der Name iſt unſtreitig mit dem Verbo venire (kommen) verwandt und bedeutet eigentlich das Kommen, das Sich-Nahen, nehm-

lich in Liebe. Venus, als Göttin gedacht, iſt mithin die Göttin der Liebe.

Unſere Nachrichten über die Entſtehung, Herkunft und Geſchichte dieſes Cultes ſind höchſt dürftig und geben nur ein ſchwaches Bild. Er tritt erſt mit Julius Cäſar glänzend hervor, weil dieſer ſein Geſchlecht von der Venus ableitete.

Nach dem Zeugniß zweier alter Schriftſteller ſoll es ein ſpät entſtandener Dienſt ſein: weder in den Geſängen der Salier noch in der Geſchichte der Könige Rom's wäre irgendwo von der Venus die Rede. Allein aus dieſem Schweigen kann kein ſichrer Schluß gemacht werden. Und im Gegentheil erzählt die Sage, daß ſchon der Sabiner Titus Tatius der Venus unter dem Beinamen Cloacina einen Tempel erbauet habe, und ein nicht zu verwerfender hiſtoriſcher Bericht ſagt, daß unter Servius Tullius bereits ein Tempel der Venus Libentina vorhanden geweſen ſei. Da der Stamm des Wortes in der lateiniſchen Sprache wurzelt, das Wort ſelbſt in lateiniſcher Natur und Form erſcheint: ſo mag wohl auch die Idee in Latium zu Hauſe geweſen ſein.

Die Venus erſcheint auch in ihrem Cultus als Göttin der Liebe, beſonders der ehelichen Liebe. Ihr Feſt fand am 1. April zu Anfang des Lenzes, der Jahreszeit der Liebe für Menſchen und Thiere, ſtatt. An dieſem Tage wuſchen Frauen das Bildniß der Göttin im Tempel der Venus Verticordia (Herzen-Lenkerin), deſſen Urſprung eine Legende — die auch Bezug hat auf Keuſchheit und Haß der Unkeuſchheit — in's Jahr 114 v. Chr. ſetzt, wahrſcheinlich unrichtig. Man gab ihr Blumen, um ſie zu vermögen, die Herzen der Männer den Frauen zu gewinnen. Und beim Tempel der Männer-Fortuna (d. h. des Glückes, einen Mann zu bekommen und ſeine Liebe ſich zu erhalten) an der Tiber badeten ſie ſich, mit grüner Myrte (dem Symbol der keuſchen Liebe) bekränzt, und opferten dieſer Fortuna, damit das Glück ihnen zur und in der Ehe günſtig ſei. An demſelben Feſte baten die Matronen die Göttin um Eintracht in der Ehe und um tugendhaften, züchtigen Lebenswandel, wohl auch bei Zwiſtigkeiten in der Ehe um Verſöhnung; daher Venus den Beinamen hatte: die Verſöhnerin (conciliatrix). Und ſo iſt wahrſcheinlich auch die Viriplaca (Mannbeſänftigerin), welche als beſonders göttliches Weſen verehrt wurde, eine beſondere Capelle auf dem palatiniſchen Hügel hatte und von Gatten, die in Zwietracht gerathen, geſucht wurde, nichts weiter geweſen, als ein Beiname dieſer Venus. Sie machte, nach volksthümlichem Glauben, die Eheleute einander willfährlich; darum hieß ſie die Willfährliche (obsequens). Als ſolche hatte ſie einen beſondern Tempel. Als im Jahre 295 v. Chr. Fabius Gurges einige Matronen, die wegen Unkeuſchheit vom Volke verurtheilt waren, um Geld ſtrafte, ließ er aus dieſer Buße der Venus beim Circus einen Tempel errichten. Alſo auch hier Beziehung auf keuſche eheliche Liebe. Eine ſpätere Legende verdrehte die Sache. Jungfrauen pflegten die Puppen ihrer Kindheit in den Tempel der Göttin zu ſchenken, doch gewiß um anzudeuten, daß ſie

nun an etwas Ernſteres zu denken hätten. Die Beiwörter **Mimnermia** oder **Meminia** (der Eingedenken), **Placida** und **Alma** (die Sanfte und Holde), **Proba** und **Sanctissima** (Reine und Sittliche) betreffen ebenfalls dieſen Wirkungskreis der Venus.

Als Göttin der unſittlichen Liebe hatte ſie den Beinamen **Salacia** oder **volgivaga**, als die der platoniſchen den Beinamen der Himmliſchen (**coelestis**) nach dem Vorbilde der helleniſchen Aphrodite Urania. Einer phyſiſchen Venus erwähnt eine Inſchrift.

Schwer zu erklären iſt der oben erwähnte Beiname der Göttin **Cloacina**. Am wahrſcheinlichſten, daß er — **cluere** ſollen die alten Römer für reinigen gebraucht haben — die Reinigende, die Rein-, d. h. Keuſch- und Züchtig-Erhaltende bedeutet. Darauf deutet auch die Legende hin, welche ſich bei Plinius (XV, 29.) findet. Venus hatte unter dieſem Titel ein Heiligthum oder vielleicht nur eine Statue bei den »neuen Buden.« Zuverläſſig hatte dieſelbe Beziehung der Beiname **Myrtea** oder **Myrtia, Murtia** oder **Murcia**, der auch als beſonderer Name für eine beſondere Göttin vorkommt, indem, wie wir oben ſahen, die Myrte zur Luſtration der Frauen behufs des ehelichen Lebens angewendet wurde. Als ſolche Myrtengöttin hatte Venus einen Tempel zwiſchen dem palatiniſchen und aventiniſchen Hügel, wo auch ein Myrtenhain geweſen ſein ſoll.

Nächſt der Vorſtellung von einer Liebesgöttin ſchloß ſie in ſich die Vorſtellung von einer Naturgottheit, welche die Pflanzen wachſen und gedeihen laſſe. So gebrauchten ältere Dichter ihren Namen metonymiſch für Gartengewächſe; Auguſtinus führt ſie geradezu unter den ländlichen Gottheiten auf. Damit bringt man endlich auch den Beinamen **frutis** in Verbindung (von **fruor**, verwandt mit **fruges. fructus**), wofern derſelbe nicht eine Verſtümmelung des griechiſchen Namens Aphrodite iſt.

Daß Venus den Römern, eben ſo wie den Griechen die Aphrodite, eine Göttin des Liebreizes, der Anmuth geweſen, lehren die von ihrem Namen abgeleiteten und dieſe Bedeutung in ſich ſchließenden Wörter: **venustus, venustas** u. ſ. w.

Ein ſonderbares Epitheton der Göttin in Rom war **calva**. Bedeutete es vielleicht die Kahlköpfige, d. h. welche die Frauen vor Kahlköpfigkeit bewahrte, damit ſie nicht der Schönheit und damit der Liebe ihrer Männer verluſtig würden, oder die Betrügliche, welche das andere Geſchlecht täuſchte und zur Ehe verlockte? Uebrigens hatte Venus als ſolche **calva** wirklich einen Tempel.

Eben ſo dunkel und ſchwer zu erklären iſt der Dienſt der Venus Libentina oder Lubentina, auch Lubia. Der Name bedeutet augenſcheinlich die Neigung-, Liebe-Einflößende. Als ſolche hatte ſie Tempel und Hain vor dem darnach benannten Thore. Das Alles hat nichts Auffälliges. Nun wird uns aber berichtet, der König Servius Tullius hätte die Anordnung getroffen, daß für jeden Verſtorbenen ein Goldſtück in den Tempel der Venus Libentina entrichtet werden mußte. Wie kommt Venus unter jenem Titel dazu? Auch war in dieſem Tempel Alles, was zur Beſtattung eines Todten

gehörte, zu haben. Libentina galt hiernach durch und durch als Leichen und Todten-Bestattungs-Göttin. Ja! selbst ihr Name wird bildlich für Beerdigen gebraucht. Dieses Problem ist noch immer zu lösen. Plutarch vergleicht irgendwo selbige mit der Grabes-Aphrodite in Delphi. Nun aber wissen wir auch von dieser nichts Gewisses.

Unter dem Namen der Venus vom Berge Eryx auf Sicilien gewann die Göttin Verehrung in Rom seit dem zweiten punischen Kriege, als man die punische Göttin Astarte, wie mit der hellenischen Aphrodite so mit der römischen Venus identificirt hatte, und die Römer diese fremde Gottheit für sich gewinnen wollten oder, nach den sibyllinischen Büchern, gewinnen sollten. Es ward ihr vom Dictator Q. Fabius Maximus ein Tempel gelobt und 215 v. Chr. geweihet. Er lag auf dem Capitol. Vier und dreißig Jahre nachher wurde derselben Göttin vom Porcius im Kriege mit den Ligurierm ein andrer Tempel gelobt und an dem collinischen Hügel errichtet, 183 v. Chr. geweihet. Der Cultus hier athmete jenen schändlichen Dienst der Asiaten, war also für die Moralität der Römer und Römerinnen gewiß sehr nachtheilig. Dieser Göttin nehmlich opferten die Buhldirnen den 22. April, richteten Gebete an sie, brachten ihr Kresse, Myrte und Rosenkränze.

Eine Meer-Venus (Venus pelagia) nahmen die Römer unbezweifelt in sehr später Zeit von den Griechen an.

Wie schon oben erwähnt, gewann der Cultus der Venus besondere Achtung und besondern Glanz durch Cäsar und Augustus, als Speichelleckerei das Geschlecht derselben auf die Venus (die griechische Aphrodite) aus Troja herleitete. Den Namen Genitrix hatte sie zwar schon vorher gehabt: schon Scipio Africanus soll sie als Ahnherrin seines Volkes betrachtet und gerühmt haben, und Pompejus hatte ihr 56 v. Chr. einen Tempel erbauet. Allein jetzt ward derselbe Cultus speciell auf das julische Geschlecht übergetragen. Cäsar selbst führt den Namen im Gebrauche. Bei Pharsalus und bei Munda wählte er ihn zum Feldgeschrei, gelobte dort der Göttin unter diesem Titel einen Tempel und zierte mit demselben das Forum Cäsaris (46 v. Chr.). Nun konnte sie auch den Namen Victrix (die Siegreiche) bekommen, weil sie dem Julius Cäsar zu seinem Siege verholfen. Doch führte auch die Venus des Pompejus diesen Namen, wahrscheinlich nach der Analogie der hellenischen Aphrodite Nike. Im October wurde ihr zur Kaiserzeit ein jährliches Fest begangen.

---

4. Amor und Cupido.

Amor (die Liebe als männlich gedacht) und Cupido (die Begierde, Liebessehnsucht) sind nichts als Personificationen, nachgebildet dem griechischen Eros.

---

5. Voluptas und Volupia.

Voluptas ist die Lust, besonders die Liebeslust. Ob sie wirklich zu Rom verehrt worden ist, ist zweifelhaft. Cicero erwähnt ihrer indessen mit Cupido und Venus Lubentina zusammen.

Volupia dagegen hatte wirklich eine Capelle. Merkwürdig! auf ihrem Altare daselbst stand ein Bild mit verbundenem und versiegeltem Munde: man nannte es das der Angerona oder Angeronia (von angere, ängstigen?). Es hielt den Finger an den Mund, kündigte gleichsam Stillschweigen an. Man feierte dieser Angeronia in diesem Tempel ein besonderes Fest, Angeronialia genannt. Welche Symbolik in dem Allen lag, ist schwer zu sagen.

---

6. Volumnus und Volumna und Peta.

Wir nehmen diese personificirten Affecte des Begehrungsvermögens hier noch mit, weil wir um derselben willen nicht eine besondre Rubrik machen wollen. Außerdem ist von ihnen nicht mehr zu sagen, als daß wir über sie nur die Notiz haben, daß die erstern beiden Wesen als Göttinnen des Gutes-Wollens (von velle), die letztere als Göttin des Strebens (von petere) betrachtet und vielleicht auch verehrt worden ist.

E) Besondere Gottheiten des ehelichen Verhältnisses und der Geburten.

Wir haben im Obigen schon solche Gottheiten im Jupiter, in der Juno und in der Venus, aber nur in untergeordnetem Maaße, kennen lernen; hier führen wir die besondern auf. Zuerst sind es

1. die Camelia Virgines

d. h. die hochzeitlichen (γαμηλίαι) Jungfrauen, zu welchen die Bräute vor oder bei der Hochzeit zu beten pflegten. Offenbar ein Cultus griechischen Ursprungs. Welche Wesen übrigens speciell unter diesem allgemeinen Namen zu verstehen sei, wissen wir nicht.

---

2. Der Talassio oder Talassius.

Der Name weiset offenbar nach Griechenland hin: ταλασία heißt im Griechischen das Wollespinnen, und ταλάσειος oder ταλάσιος, was dazu gehört. Nun meldet uns Plinius, daß der Rocken mit Wolle und die Spindel mit Garn (zum guten Zeichen der Wirthlichkeit der jungen Frau) die Braut in das Haus des Bräutigams begleitete, also gleichsam, die Sache personificirt, der Talassio oder Talassius. Darum ward bei Hochzeiten, vornehmlich wohl auf dem Zuge der Braut in das Haus des Bräutigams, jener Name immer ausgerufen, wie die Griechen ihren Hymenäus anriefen. Eine fabelhafte Legende sollte den Gebrauch erklären, indem man den Raub der Sabinerinnen hereinzog, erklärt ihn aber, wie gewöhnlich, auf sehr ungenügende Weise.

Außerdem hatte man einen Domiducus (einen Gott, der die Braut geleitete, wenn sie in's Haus des Bräutigams geführt wurde) neben der Juno domiduca oder iterduca (vergl. oben S. 490.), eine Abeona, die sie aus dem väterlichen Hause abziehen, und eine Adeona, die sie in's neue Haus einziehen ließ, eine Manturna (von maneo), die sie bleiben hieß u. s. f., wobei sich die Sucht die Begriffe zu scheiden wieder bis zum Ekelhaften verlaufen. Zum Schlusse nahm man noch einen Gott des Wittwenstandes an (einen Viduus).

---

3. Diana.

Sie ist offenbar mit der Δίανα der Griechen identisch, und der Name verwandt mit dies, dius, Dios, Jovis (vergl. Grimm's deutsche Mythol. S. 116.). Sie ist mithin die Göttin des Aethers und des Lichtes im Weltraume, wie ursprünglich Dione und Juno, und trifft mit der letztern sogar im Wesen zusammen. Unter den 12 Altären, welche der sabinische Tatius in Rom errichtet haben sollte, wird auch einer aufgezählt, der gemeinsam der Diana und Lucina (Juno) gewidmet gewesen sei. Beide sind ursprünglich Lichtspenderinnen, Lichtgeberinnen, d. h. Geburtsgöttinnen, die das Kind an's Tageslicht (diem, daher eben der Name Diana*)) fördern. Daher hieß Juno lucina, lucetia. Diana hatte aber, wie es scheint, von Anfang an vorzugsweise diese Bedeutung und behielt sie auch für alle Zeiten; daher sie noch in späterer Zeit lucina, genitalis, gene-

*) Die neuerdings mehrfach beliebte Etymologie Dia Jana, um die Göttin dem Janus näher zu bringen, läßt sich durchaus nicht rechtfertigen.

tyllis genannt worden ist. Im Ganzen war sie eine gnädige, liebevolle, heilbringende Göttin, welche die Beinamen felix, opifera, sospes führt. Natürlich ward sie nun auch die Göttin der Wöchnerinnen, der Gebährenden, stand ihnen bei, war lochia (λοχεία) wie die Artemis, daher sie eben mit dieser sofort, nach Bekanntwerdung der Römer mit dem Hellenismus, identificirt wurde und natürlich nun auch alle die Eigenschaften annahm, die eigentlich dieser hellenischen zukamen. Sie ward die Göttin des Wildes (domitrix ferarum); man gab ihr Köcher, Bogen und Pfeil als Waffen; sie wohnte in Hainen (nemorensis), liebte die Quellen (im Haine bei Aricia hatte sie ihren Tempel und dabei war die Quelle Egeria), und die Wettkämpfe in den Amphitheatern mit wilden Thieren waren ihr geheiligt.

Der Dianen-Cult war in Latium sehr verbreitet; er war bereits ein vor-römischer. Bei Rom's Erbauung oder wenigstens bei der früheſten Erweiterung der Stadt hat er in derselben sofort seine Stätte gefunden. Er hatte selbige auf dem cälischen Hügel und ein sehr großer Theil der ältesten Bevölkerung daselbst bestand aus Latinern. Ein andres Heiligthum war auf der Höhe des cyprischen Viertels (vicus cyprius), und sehr wahrscheinlich ist sie hier in ihrer ältesten Eigenschaft verehrt worden.

Unter Servius Tullius ward sie politische Göttin, Vorsteherin des latinischen Bundes, dessen Mittelpunct von jetzt an Rom sein sollte. Als solche erhielt sie ihr Heiligthum auf dem aventinischen Berge, auf der höchsten Spitze. Diana ward dieß in Folge der Bekanntschaft der Römer mit der ephesischen Artemis, wie Livius ausdrücklich versichert. Weil nehmlich die letztere, Bundesgöttin der Jonier in Asien war und die Städte desselben vereinte, so sei Servius Tullius auf den Gedanken gekommen, für Latium ein ähnliches Bundesheiligthum unter der der griechischen Göttin entsprechenden Diana zu gründen, und nach dem, was wir über die Verbreitung des Hellenismus in Rom in der Geschichte der römischen Religion bemerkt haben, kann gar kein Zweifel sein, daß dieß wirklich der Fall gewesen. Der 13. August war der Tag der Festfeier. In späterer Zeit scheint es mehr ein Fest der Plebejer und der Sklaven gewesen zu sein.

Ueberdem war in der patricischen Gasse ein Tempel der Göttin. Diesen durften die Männer nicht betreten. Diana war also hier vorzugsweise, wie eigentlich, Göttin der Frauen. Eine schlechte Legende gab eine schlechte Auskunft über die Entstehung dieses Tempels. Endlich hatte sie noch in der Subura ein Heiligthum, wonach sie die suburanische Diana genannt wurde.

Im Jahre 187 v. Chr. gelobte der Göttin der damalige Consul Aemilius einen Tempel im Kriege mit den Ligurern und weihte ihn acht Jahre später im Circus Maximus ein, wahrscheinlich in Folge einer speciellen Veranlassung, wonach geglaubt wurde, als hätte sie zum Siege verholfen. Auch auf dem Palatinus hatte sie einen Tempel.

Sie wurde ſpäter mit der Luna oder Mondgöttin identificirt, was leicht geſchehen konnte, da ja Artemis von den Griechen ebenfalls dafür gehalten wurde. Nun wurde ſie auch Trivia (Göttin der Kreuzwege und war als ſolche Göttin der Wege) und Hekate (die Göttin der Zauberei). In der römiſchen Literatur der Dichter erſcheint ſie nicht anders als in dieſer höchſt zuſammengeſetzten Wirkſamkeit; als Schweſter des Apollo dagegen im Volksglauben bereits im Jahre 217 v. Chr., wo ſie beide bei einem Lectiſternium verbunden wurden, natürlich doch nur in Folge jener Anſchauung.

Ihre Bildniſſe waren (nach Feſtus) jugendlich, wie die der Artemis.

Die Römer oder vielmehr die Römerinnen verehrten auch die Diana im benachbarten Städtchen Aricia: ein Dienſt übrigens, der Aehnlichkeit mit dem der Artemis Tauropolos gehabt zu haben ſcheint.

Außer dieſen eben erwähnten Gottheiten der Geburten haben wir noch aufzuführen die Numeria, als die Göttin, welche zu frühe Entbindungen verhütete, die Partula, Egeria, die Naſcio und, nach griechiſchem Vorbilde (man vergl. die Damia und Auxeſia), die Dii nixi.

F) Die Gottheiten menſchlicher Beſchäftigungen.

a) Oeconomiſches (Landbau und Viehzucht).

1. Terra oder Tellus.

Die Terra oder Tellus, d. i. Erdgöttin, war den Römern nicht die Göttin der Erde als eines Weltkörpers, ſondern inſofern dieſelbe den Menſchen vermöge ihrer Kraft der Hervorbringung von Gewächſen, namentlich vom Getreide, den höchſten Nutzen gewährt und ſich inſofern ihnen wahrhaft mütterlich zeigt. Daher die Römer ſie auch oft Mater (die Mutter-Erde) nennen. Sie heißt wirklich Göttin (z. B. in einer Inſchrift bei Orelli 1505), und ihr wurden in der eben angegebenen Beziehung auf Ackerbau mehrere heilige Handlungen begangen. An den Paganalien wurde ſie, nebſt der Ceres, mit der ſie oft zuſammengeſtellt, nicht ſelten verwechſelt worden iſt, als Göttin gleiches Weſens, durch ein Opfer geſühnt und zwar namentlich durch das eines trächtigen Schweines, was beſonders Fruchtbarkeit erzeugen, die Göttin zur Gnade ſtimmen ſollte. Eben ſo wurde der Tellus am 15. April, immitten der Feſtfeier zu Ehren der Ceres, eine trächtige Kuh auf dem Capitol dargebracht; aber dreißig wurden in den dreißig Curien, je eine in einer Curie, geſchlachtet.

Dieſes Feſt, Forticidien oder Fordicalien (Schlachtung trächtiger Thiere) genannt, ſollte dazu dienen, Mißwachs von den einzelnen Gemeinden, ſo wie von der ganzen Stadt, abzuhalten.

Einen Tempel der Tellus finden wir in den Carinen. War das derſelbe, welcher auf dem Platze des Hauſes des Sp. Caſſius Viscellinus gebauet wurde?

Außer der Göttin Tellus wird auch ein männlicher, gleichbedeutender Gott Tellumo oder Tellurus genannt, weiter nichts als das männliche Princip, aus jenem weiblichen erſt abſtrahirt. Die Pontifices fügten als Qualitätsbeſtimmungen dieſen wieder bei den Altor (Ernährer) und Ruſor (Zurückkehrer, der da macht, daß das gewonnene Getreide wieder in die Erde zurückkehrt, von neuem geſäet wird).

---

2. Saturnus.

Der Name ſtammt aus der lateiniſchen Sprache: ſeine Wurzel iſt sao = sero, ich ſäe. Saturn iſt folglich urſprünglich der Gott des Säens, der die Saaten beſchützt. Unbezweifelt kann, muß er uns demnach als ein altitaliſcher Gott gelten, der ſchon vor Rom's Erbauung geglaubt wurde. Auch ſtellt ihn die ſpätere Sage in dieſe Zeit zurück. Nach Rom kam ſein Cultus wahrſcheinlich ſogleich mit der erſten Colonie, und ſo erhielt der Gott wohl in der Regia ſein erſtes Heiligthum. Gewiß unrichtig iſt die Annahme, daß er erſt durch die Sabiner heimiſch in der Stadt geworden ſei, da ſein Name und ſein Cultus nichts Sabiniſches zeigt.

Ein andres Heiligthum hatte der Gott am Capitolinus entweder ſeit einem der Könige, der es anlegte, oder ſeit 495 v. Chr. Gewiß war auch dieſe Cultusſtätte ſehr alt.

Endlich beſaß der Gott noch einen Altar vor dem Gebäude, wo der Senat ſeine Sitzungen zu halten pflegte. Hier ward ihm indeſſen nach griechiſcher Weiſe geopfert (die Erſtlinge der Früchte [Dionys. Halic. VI, 1.], alſo als einem Gotte der Saaten); folglich mochte es ein ſpäterer Dienſt ſein.

Daß Saturn in Italien von den Alten wirklich für einen Gott der Saaten, des Ackerbaues gehalten worden iſt, lehrt außer der Etymologie noch, daß man von ihm dichtete, er habe das Düngen des Feldes — daher hieß er Sterculinus — erfunden, überhaupt die Bewohner Italiens den Ackerbau gelehrt, und damit aller der Güter theilhaftig gemacht, welche für die Menſchheit aus dieſer Einrichtung entſprungen. Auch ſein Symbol deutet darauf hin: es war ein Gartenmeſſer und eine Sichel zugleich (falx); daher der Beiname des Gottes falcifer. Nicht minder ſpricht dafür ſeine Zuſammenſtellung mit der Ops (der Göttin des Segens und der Wohlhäbigkeit), die auf jeden Fall nicht erſt eine Folge der Identificirung beider mit Kronos und Rhea geweſen iſt. Auch befand ſich eine, wie

es scheint, uralte Opferstätte der letztern nicht fern von jener des Saturn am Fuße des Capitoliums. Was liegt in solcher Combination Andres, als der Sinn, daß durch Ackerbau Wohlstand herbeigeführt werde? mit demselben verbunden sei? Daher auch die Eigenthümlichkeit der Saturnalien. Sie wurden im December gefeiert, wo man die Feldarbeiten des Jahres sämmtlich für beendigt halten konnte, alle Früchte vom Lande eingescheuert hatte. Es war mithin ein wahres, allgemeines Aerntefest. Der eigentliche Festtag aber war der 19. des genannten Monats, und dieser hieß gerade nach der Ops die Opalien. Er soll anfangs beiden Gottheiten gemeinschaftlich gewesen sein. Nach Livius (II, 21. u. XXII, 1.) sollte dieß Fest der Saturnalien auch erst im Jahre 495, ein andres gar erst 217 v. Chr. angeordnet worden sein! Eine spätere Legende leitet es vom Hercules oder von den ältesten Einwanderern aus Griechenland ab.

Im Tempel des Saturn wurde in Rom die Staatscasse aufbewahrt, wieder nicht ohne Beziehung auf das eben Erwähnte. Saturn erscheint hier selbst als Spender des Segens, des Reichthums. Seine Bildsäule war hier darum hohl und mit Oel gefüllt, dem wahrscheinlichen Symbole des Segens.

Verwandt ist mit dem Begriffe der Saaten der eines Gottes der Pflanzen, der Bäume, der nützlichen Gewächse. Und so betrachtete man den Saturn auch als Gott des Weinstockes, der denselben zuerst gepflanzt (vitisator) und die Menschen zu pflanzen gelehrt habe. Er sollte ferner alle Gewächse behüten, nicht bloß die man säet, sondern auch die man pflanzt, pfropft, die man eben sowohl auf Feldern, wie in Gärten, zieht. Daher sollte er die Veredlung des Obstes erfunden haben, d. h. er war Gott der Obstplantagen.

Nachdem man ihn mit dem Kronos der Griechen identificirt hatte, wurde auf ihn Alles übergetragen, was man von diesem in Hellas erdichtet hatte. So sollte er denn ein Sohn des Cölus (des Himmels) und der Hekate sein. Auch pragmatisirte man ihn zu einem anfänglich irdischen Könige in Latium, unter dessen Herrschaft das goldene Zeitalter stattgefunden. Gleicher Weise warf man ihn mit dem hellenischen Hades (als dem Gotte der Erdfruchtbarkeit) zusammen, machte ihn mithin zum chthonischen Gotte, was er nicht ist, obgleich Plutarch und mit diesem Klausen solches behauptet. Dunkel ist, wie man ihn konnte zum Sohne des Pollux dichten.

---

3. Ops.

Eigentlich die Göttin des Aerntesegens; denn ops, das Appellativum, bedeutet der reiche Erfolg, die Fülle; weßhalb sie eben mit Saturnus zusammengestellt und zu dessen Gattin gedichtet worden. Doch ward sie auch in Bezug auf Säen und Saat verehrt und

führte aus dem Grunde den Beinamen consivia oder consiva (die Beſäende). Als ſolcher ward ihr jährlich am 25. Auguſt, wenn der gewonnene Aerntesegen nach dem Ausdreſchen von der Tenne in die Vorrathsbehälter eingebracht wurde, ein Feſt gefeiert, Opeconſiva genannt. Als ſolche hatte ſie ferner in der ſogenannten Regia eine beſondere Capelle: ein untrügliches Zeugniß, daß der Dienſt einer der älteſten, ein urſprünglich alt-latiniſcher war. Das Heiligthum ward ſo hoch geachtet, daß Niemand, außer den Veſtalinnen und dem Staatspriester, bei dem Dienſte in daſſelbe hineingehen durfte.

Die Ops hatte auch eine Opferſtätte am Fuße des Capitoliums, die wahrſcheinlich ebenfalls ſehr alt war, oder auf dem Capitolium ſelbſt. In der junoniſchen Straße beſaß ſie einen Altar gemeinſchaftlich mit der Ceres.

Seine Gelübde that man der Göttin ſitzend und berührte die Erde, von welcher ja der Aerntesegen kam. Wegen ſolcher nahen Beziehung zur Erde hält ſie Varro deutelnd für identiſch mit der Tellus, was ſie aber urſprünglich nicht war.

---

4. Mars.

»Die römiſchen Schriftſteller (alſo aus ſpäterer, hiſtoriſcher Zeit) gebrauchen den Namen des Mars geradezu für Kampf und Schlacht und laſſen es nicht an entſprechenden Attributen, wie blutig, grimmig, kühn, wild u. ſ. w., fehlen. Dieſer Anſicht uns ohne Weiteres anzuſchließen, hindert uns die Rückſicht, daß Mars den Beinamen Silvanus führt, daß man ihm für das Gedeihen der Feldfrüchte und das Wohlſein der Heerden opferte« u. ſ. f. Dieß letztere iſt gewiß, der Natur der Sache gemäß, die erſte und älteſte Eigenſchaft des Gottes, und der Uebergang von da zu der eines Kriegsgottes leichter denkbar als umgekehrt. Darum nehmen wir den Gott hier unter dieſe Rubrik.

Der Name iſt nicht verwandt mit mas, maris; das lehrt der T-Laut hinter R, ſondern mit martus, martulus, martellus, folglich auch mit marcus, marcellus, mithin mit marceo (markeln, mürbe machen), wohl auch mit mordeo, mors u. ſ. f. Mars bedeutet hiernach der Zermalmende, Vernichtende. Der altitaliſche Apollo.

Den von Anfang an dem Feldbau ergebenen Italioten mußte er vor Allen der Gott ſein, der die Früchte des Ackers vernichten könnte. Das iſt er ihnen gewiß ſchon lange vor Rom's Erbauung geweſen. Der Cultus des Mars iſt in Latium ſehr gäng und gäbe geweſen, auch zu Alba ſelbſt. Von da iſt er gewiß nach Rom gezogen, gezogen zuvörderſt als Gott der Feldfrucht. Hierfür haben wir den ſicherſten Beweis in dem merkwürdigen, überaus alterthümlichen Geſange, den die »Feld-Brüder« (fratres arvales) ſangen, jenes bekannte

Collegium von zwölf Prieſtern, die den 15. Mai mit Kränzen aus Aehren einen Umgang durch die Felder (arva) innerhalb des Weichbildes der Stadt hielten, um von den Göttern Fruchtbarkeit für die römiſchen Felder zu erflehen und namentlich den Mars zu bitten, daß er dieſelben ſchonen möchte. »Mars,« riefen ſie unter Anderm, »laſſe Verderben ſich nicht verbreiten. — Hilf uns, Mars, Triumph!« Das Feſt hieß Ambarvalien (Feld-Umgangsfeſt). Zugleich ward dem Janus, Jupiter und — Mars Wein geſpendet und von den Landbauern angerufen, ihnen und ihren Feldern gnädig zu ſein. Dieſer Geſang war nun ſehr alt; der Dialect in demſelben — wir beſitzen ihn noch — iſt ſchwer zu verſtehen. Folglich ging der erwähnte Gebrauch zuverläſſig in das höchſte Alterthum Rom's hinauf: ſeine Einführung datirt ſich gewiß von Rom's Entſtehen her. Darauf weiſt auch die, wenn gleich ſpäte theogoniſche Mythe hin, welche den Mars zum Ahnherrn des Faunus macht.

Ein zweiter Beweis, daß Mars urſprünglich ein verderblicher Feldgott gedacht wurde, liegt darin, daß ſein Prieſter das Feſt der Robigalien (des Getreide-Brandes) beſorgte. Auch weiß Tertullian vom Numa zu berichten, er habe dem Mars und der Göttin Robigo Spiele geweihet. D. h. beide Gottheiten ſtanden in nahem Conner mit einander, wurden gemeinſam verehrt.

Noch mehr! Es gab in Rom einen Stein, welchen man den Regenſtein (lapis manalis, eigentlich Stein des Fließens) nannte. Bei allzugroßer Trockenheit ward er durch die Pontifices in die Stadt geholt, und — ſogleich, ſagte man, erfolgte Regen, oder man ſchleifte ihn über die Raine. Dieſer Stein lag aber für gewöhnlich vor dem capeniſchen Thore, beim dortigen Tempel des Mars. Selbſt das Opfer des ſogenannten October-Pferdes ſcheint ſich mit auf Sühnung des Feldgottes Mars bezogen zu haben: es ward für das Gedeihen der Früchte gehalten. Wahrſcheinlich benannte man aus gleichem Grunde den urſprünglich erſten Monat im Jahre März (mensis Martius), damit der Landmann gleichſam ein gutes Omen für's ganze Jahr hätte.

Man kann ſich's hieraus erklären, warum Mars überhaupt (nach dem Arval-Liede) zu den zwölf ländlichen Laren gerechnet, mit dieſen zuſammengeſtellt iſt.

Mit dem Feldbau hängt die Viehzucht zuſammen; die Sorge für die Heerden ward mithin dem Mars ebenfalls an's Herz gelegt. Cato d. ä., der bekannte Schriftſteller über Ackerbau aus der erſten Hälfte des zweiten Jahrhunderts v. Chr., gibt für die Feier der Ambarvalien folgende Anrufungs-Formel: »Vater Mars, ich bitte dich und flehe dich an, ſei gnädig mir, meinem Hauſe und meiner Familie; weßhalb ich befohlen, dir das Schwein-, Schaf-, Stieropfer (Suovetaurilien) um den Acker, das Land und mein Grundſtück herumzuführen. Halte, wehre, wende ab erlebte und unerlebte Krankheiten, Verödung und Verwüſtung, Schaden und böſe Witterung! Laß Früchte, Getreide, Weinpflanzung und Geſträuch wachſen und wohl gedeihn! Erhalte Hirten und Heerden geſund und gib Heil

ist mit nero, nervus verwandt und mag die Starke, Nervigte bedeuten, also die personificirte Kraft gewesen sein. Man rief sie an als Gattin des Mars, nicht minder die Molen (von moles), d. i. die personificirten kriegerischen Anstrengungen, Kampfmühen. Alles Beziehungen auf den Krieg. Dahin wollen wir nun auch rechnen, daß dem Gotte im gallischen Kriege ein Tempel gelobt und im Jahre 386 v. Chr. geweihet; daß ihm im Jahre 282 ein Dankfest im Lager, bei der Entsetzung der verbündeten Stadt Thurium von der Belagerung durch die Samniten, durch den Consul Fabricius angeordnet wurde, weil er zum Siege Veranlassung gegeben. Als der Sieg am trasimenischen See verloren gegangen war, da fragte man nach der Ursache die sibyllinischen Bücher, und man glaubte aus ihnen zu ersehen, das dem Mars gethane Gelübde wäre nicht gut ausgeführt, und der Gott fühle sich beleidigt. Nach einem Siege ward ihm als dem zweiten ein Theil der Beute gewidmet. Jupiter Feretrius erhielt den ersten. Er verlieh also auch den Sieg, war Mars victor oder Vincius und hatte die Fortuna oder die Victoria zur Gefährtin, und schenkte den Frieden, war pacifer. Als siegväterlicher Gott führte er vorzugsweise den Namen Vater (Mars pater, Marspiter) und ward mit der Fortuna und der Victoria zusammengestellt. Den Beinamen Ultor (Rächer) bekam dieser Kriegsgott von Augustus nach der Schlacht bei Philippi und als solcher einen Tempel auf dem Forum Augustum, den der Kaiser vor der Schlacht gelobt hatte, welche die Manen seines Adoptiv-Vaters rächen sollte. So empfing der Gott um Cäsar's willen eine höhere Bedeutung. Gleichen Bezug hat die Sage von Mars, als dem Urahnen der Römer, dem Vater des Romulus. In Gebeten um den Sieg im Kriege ward Mars mit Janus, Jupiter, Quirinus, Bellona, den Laren angerufen (Liv. VIII, 9.). Darum erhielt er auch im Jahre 217 v. Chr. ein Lectisternium, nach griechischer Mythologie mit der Venus zusammen. Nehmlich als Kriegsgott identificirte man ihn mit dem Ares der Griechen.

Aus einem solchen Gotte konnte er leicht ein Gott der Vorübungen zum Kriege, der Roßwettkämpfe werden. Diese aber wurden auf einer besondern Bahn gehalten, die davon den Namen campus Martius empfing. Als solchem zunächst galt ihm das Opfer des Octoberpferdes, das von einem Zweigespann, welches den Sieg davon getragen, (das rechte Pferd) genommen wurde. Hier stand auch ein Tempel des Mars, d. h. außerhalb der Stadt, weil er gegen die Angriffe der Feinde schützen sollte. Vor Augustus war innerhalb Rom's kein andrer Mars-Tempel als der des Quirinus auf dem quirinalischen Hügel, wenn man den Gott Mars nennen soll. Ein zweites Marsfeld war, nach dem Zeugniß des Festus, auf dem Berge Cälius, wo die dem Mars zu Ehren angestellten Wettrennen abgehalten wurden, wenn der eigentliche Campus Martius, der an der Tiber lag, überschwemmt war. Diese Equirien beging man an dem 1. März und an dem 15. October, also zu Anfang und Ende der zu Feldzügen gewöhnlich bestimmten Zeit. Nun konnte er aber über-

haupt zum Gotte der Wettkämpfe werden, auch den Amphitheatern vorstehen. Ja! überall wo es Streit gab, mochte Mars als Schiedsrichter, als Entscheider gedacht werden, selbst auf dem Forum. Er ward deßhalb hier verehrt, führte den Namen Mars forensis und war demnach juridischer Gott. Daher auch wohl der Speer, die Hasta hier Symbol bei Versteigerungen. Erbschaften waren unter den Schutz des Mars gestellt.

Aber der Gott des Krieges konnte leicht auch zum Schutzgotte eines kriegerischen Staates erwählt werden. Und das ist beim Mars der Fall gewesen. Gleich von Anfang an scheint er das gewesen zu sein; darauf bezog sich gewiß seine Verehrung im romulischen Districte und daß er eine Capelle auf dem palatinischen Berge hatte (Dionys. Halic. fragm. XIV, 5.). Indessen, als das Capitolium vetus im Sabiner-Viertel, auf dem Quirinalis, errichtet wurde, da ward er recht die Schutzgottheit Rom's nebst Jupiter, Juno und Minerva. Und als das neue Capitolium erbauet ward, erhielt er daselbst eine noch glänzendere Stätte. Insofern führte er wohl auch den Namen Vater (Mars pater oder Marspiter) und Erhalter (conservator).

In jeder der genannten Beziehungen, oder als furchtbarer Gott überhaupt, konnte er zuletzt noch zum Gotte der Weissagung werden. Daher bringt ihn die Sagengeschichte mit Picus und Faunus in Verbindung. Doch scheint, wie wenn diese Eigenschaft des Gottes nie Volksglauben in Rom selbst geworden wäre: sie gehörte mehr der sabinischen Religion an. Denn in Tiora Matiena im Sabinischen hatte er nach Art des dodonäischen ein uraltes Orakel, nur daß hier der allen Ausonen heilige Specht oder Baumpicker (picus) die Stelle der Taube vertrat.

---

5. Silvanus.

Dem Namen zufolge war dieser Gott ursprünglich ein Gott der Waldung (silva = Wald), und so erscheint er noch in mehreren Stellen der alten Autoren. Auch deutet die Form des Wortes darauf hin, daß es ursprünglich ein Adjectivum gewesen. Und wirklich hat Mars dasselbe noch in historischer Zeit geführt. Der Cultus des Silvanus ist daher wohl ein Abzweig des Mars-Cultus. Er wohnt im Walde und läßt von daher Nachts seine gewaltige Stimme, wie man sagte, ertönen. Er ist daher einerseits ein guter Gott, der die Waldungen, die Bäume beschirmt, und der einstens nach der Schlacht mit den Vejentern unter des Brutus' Consulat aus dem arsischen Walde bei nächtlicher Stille gerufen, es sei ein Etrusker mehr gefallen, die Römer mithin Sieger, und dadurch den letztern die Anerkennung des Uebergewichtes verschafft haben sollte; aber auch andrer-

ſeits ein Popanz, ein böſer Dämon, ein Kobold, der die Menſchen neckt und ihnen einen Schabernack anzuthun vermag, der nach dem Volksglauben vornehmlich den Wöchnerinnen — welche ja öfter den leiſeſten nachtheiligen Einflüſſen ausgeſetzt ſind und wohl gar unterliegen — Schaden bringt. »Wenn daher eine Frau,« ſagt Varro beim Auguſtinus, »geboren hat, ſo werden ihr drei Schutzgötter gewährt, damit nicht Silvanus in der Nacht in's Haus komme und der Wöchnerin etwas anthue. Es gehen deßhalb drei Männer Nachts um die Schwellen des Hauſes und ſchlagen die Schwelle deſſelben zuerſt mit einer Axt, dann mit einem Stampfkolben, und zuletzt fegen ſie ſelbige mit einem Beſen ab, damit durch ſolche Proceduren Silvanus abgehalten werde, ſich zu nahen.« Jene drei ſchützende Gottheiten, dem Silvanus gegneriſch, ſind Intercido oder Intercidona (Hauerin), Pilumnus (Mörſerkeulen-Mann), Deverra (Fegerin). Horaz nennt das Dickicht des Waldes als dem Silvanus gehörig. Bei Tibull wird ihm, als »dem Gotte der Waldungen,« von Hirten eine Syrinx geweihet, deren Spiel er kundig iſt. Als Anpflanzer wilder Bäume trägt er bei Virgil den Wurzelſchoß einer Cypreſſe, und bei einem andern, ſpätern Dichter heißt er »froh des wildernden Stammes.«

Silvanus wurde aber auch betrachtet als Schirmer und Segner der Frucht- und Obſtbäume in Gärten und Anpflanzungen. Darum heißt er nicht ſelten auf Inſchriften Dendrophorus (die Bäume fruchtbar machend), und man brachte ihm zur Sühne und zur Verehrung die Erſtlinge von Baumfrüchten, auch von Trauben und Aehren, dar; denn er kann ja auch die Bäume vernichten, zerdonnern, wie ein Dichter ſagt. Und im Herbſte, wenn die Früchte eingebracht waren, ehrte man ihn durch ein Milchopfer und durch ein Feſt, an dem Weib, Kind und Geſinde Antheil nahm. Silvan trat da in der Vorſtellung der Römer der Tellus nahe, mit welcher er eben bei der Gelegenheit zugleich von den Landleuten verehrt wurde. Ingleichen war er Schützer der Heerden, die in den Wäldern weideten. Von ihm, als Mars Silvanus, erflehte man die Geſundheit des Rindviehes im Walde durch Opfer und Gebete und brachte ihm für gewährte Erhaltung der Heerden Herbſtopfer dar. Darum wird auch die Abwehr der Wölfe ihm beigelegt.

Solcher Geſtalt wurde Silvanus ähnlich dem Gotte, der von den Grenzen des Landmannes den Schaden für Aecker, Gärten und Vieh abhielt, oder dem Terminus. Und nun ſollte auch Silvanus die Grenzen beſchützen, und es hieß von ihm, er habe zuerſt die Grenzſteine geſetzt, und habe, wo die Beſitzungen zuſammenſtießen, immer einen Hain.

Silvanus trat nach allen dieſen Beziehungen für den Landmann in den Kreis der ſchützenden Gottheiten für Feld und Haus ein: er wurde hiernach ſogar betrachtet als ein Lar, als der »Heilige,« »Geweihte« der Laren, wie er auf noch vorhandenen Inſchriften heißt. Ja! eine Schrift rechnet ihn geradezu den Hausgöttern bei. Aber natürlich nur für den Landmann war er das.

Die Dichter zeichnen ihn uns als Greis, mit ländlichem Schmucke des Hauptes, blühende Ferulstauden und mächtige Lilien schüttelnd, verliebterer Natur, als man von dem Alten erwarten sollte. Als Satyrfigur stellt ihn ein noch vorhandenes Bildwerk dar; ein anderes, welches ein Opfer für Silvan vorstellt, trägt dessen Bild, ein Gartenmesser in der einen und einen Baumzweig in der andern Hand. So war er denn hier Baumpfleger und dem Saturn verwandt. Nicht ohne Grund also war eine Bildsäule des Gottes beim Tempel des Saturn aufgestellt. Heiligthümer hatte aber Silvan zu Rom zwei: eines auf dem viminalischen Hügel, ein andres auf dem aventinischen.

Virgil singt, es sei zu seiner Zeit die Sage gewesen, den Hain bei der etruscischen Stadt Cäre hätten die alten Pelasger (pelasgischen Tyrrhener) dem Silvan, dem Gotte der Fluren und des Viehes, geweiht. Somit könnte man annehmen, es wäre ein ursprünglich etruscischer Gott. Allein die deßfallsigen Behauptungen sind zu unsicher, und so wollen wir wenigstens das glauben: Silvanus war ein ächt italischer Gott, der aber späterhin mit dem griechischen Pan und Aegipan — dessen halbthierische Gestalt ihm einige Schriftsteller sogar zueignen — vielfältig identificirt worden ist. Man hat ihn auch mit Faunus und Janus vermengt.

Spätere, philosophisch-etymologische Deutelei ist es, wenn man ihn zum Symbole des Grundstoffes (ὕλη, silva) der Welt machte.

In einer alten Schrift über die Feldraine unterscheidet der Verfasser drei Silvane: einen häuslichen, der zu den Laren gehöre, einen ländlichen, der den Hirten heilig, und einen dritten (den anfänglichen oder angehenden [?]), welcher auf der Grenze der Felder einen Hain habe. »Wir müssen uns darunter drei Standilder des Gottes vorstellen, deren das eine beim Hause, das andere mitten in der Flur und das dritte auf der Grenze errichtet war.«

6. Faunus.

Die Etymologie des Namens führt uns darauf, daß Faunus ursprünglich ein guter Gott oder Dämon ist; denn er bedeutet (von faveo) den Günstigen, Begünstigenden. Sein Cultus ist bereits vor-römisch, ächt latinisch. Und weil die alten Lateiner vornehmlich sich mit Landbau und Viehzucht abgegeben haben, so ist ihnen Faunus von Hause aus ein ländlicher Gott und ein Viehzüchter und Beschützer der Heerden und der Weide gewesen. Als solchem ward ihm zu Rom am 13. Februar ein Fest auf der Tiberinsel gefeiert. Hier hatte er einen Tempel; denselben haben ihm die plebeïschen Aedilen im Jahre 195 v. Chr. gebauet und zwar aus Strafgeldern dreier Weidepächter: aus welchem Umstande die oben angegebene

Eigenschaft des Gottes klar hervorgeht. Auch darf man nicht aus diesem späten Tempelbau abnehmen wollen, daß der Faunus-Dienst erst so spät in Rom eingeführt worden sei. Zuverlässig war die Stätte schon früher ihm geweiht gewesen: jetzt nur wurde sie durch einen Tempel geziert. Einen solchen hatte er gleichfalls auf dem cälischen Hügel. Wie alt dieser war, ist unbekannt. Am 5. December feierte man dem Faunus in gleicher Eigenschaft (als Schützer der Fluren und der Heerden) ein Opferfest unter Darbringung eines Böckleins und eines Kruges Weins. Nicht unwahrscheinlich (zufolge einer Legende bei Plutarch) wurden ihm im Anfange sogar Menschenopfer dargebracht. Denn er, der Sohn des Mercurius, habe früher alle Fremdlinge, die nach Latium gekommen wären, geopfert, womit eine andere Sage übereinstimmt, daß er solche Opfer dem Saturn eingesetzt habe, dem bekanntlich ähnliche Opfer gefallen sind.

Faunus ward darnach speciell als Gott des Ackerbaues betrachtet, dessen Sohn Stercutius (der Düngende) gewesen sein sollte, und den der spätere Pragmatismus deßhalb zum (vierten) Könige in Latium dichtete, als welcher er sein Volk den Landbau gelehrt hätte.

Sein Aufenthalt ward auf dem Felde und — in den Wäldern geglaubt. Aus dem letztern Umstande dichtete man den Faunus zu einem Jäger, ingleichen zu einem weissagenden Gotte und zu einem neckenden Walddämon. Diese vorletzte Eigenschaft trat bei ihm so hervor, daß er davon eigens den Beinamen Fatuus (von fari, fateri, reden, weissagen) oder Fatuellus erhielt. In solcher Beziehung ward ihm Picus (der zum Gotte erhobene Vogel Specht) zum Vater gedichtet, und von Virgil in der Aeneïde erzählt, Latinus (der vermeintliche Urahn der Latiner) habe das Orakel seines Vaters Faunus befragt, das durch Träume antworte. Dieß befand sich aber zu Tibur im Haine der Albunea und war bestimmt älter als Rom selbst, folglich auch die Vorstellung der Latiner von Faunus als orakelndem Gotte. Nehmlich man schrieb es ihm zu, wenn man aus dem Walde oder im Freien glaubte eine Stimme vernommen zu haben. Cicero erwähnt mehrere Fälle der Art. Daraus ist jene Eigenschaft des Faunus herzuleiten. (In Rom selbst, an dem Aventinus, befand sich eine solche Orakelstätte.)

Aber auch die eines neckenden Waldgottes, der da sogar die Menschen in ihren Wohnungen beschliche, sie im Schlafe durch böse Träume und durch schreckhafte nächtliche Erscheinungen ängstige, ist daher zu erklären. In dieser Beziehung sprach man auch von mehreren Faunen. Augustinus sagt uns z. B., die Faunen und Silvanen wären Incubus (Auflieger, Alpdrücker) genannt worden, die den Menschen während des Schlafes beängstigten, vornehmlich aber den Wöchnerinnen beschwerlich fielen.

So tritt denn Faunus in allen diesen Beziehungen ganz dem Silvan nahe. Nannten doch Manche, wie Dionysius von Halicarnassus sagt, den Faunus als Urheber jener Stimme aus dem arsischen Walde, von welcher oben bei Silvan die Rede gewesen. Aber nicht minder ist er in späterer Zeit dem griechischen Pan gleich geach-

tet worden, dem er faſt in allem Obigem ähnelt, ſo daß ein ſpäterer Synkretismus auch hier nicht zu verkennen iſt.

Ihm zu Ehren wurde außerdem und zwar ſo, daß er noch in zwei andern, beſondern Eigenſchaften erſcheint, den 15. Februar ein Feſt gefeiert, unter dem Namen Lupercalien bekannt. Hiernach hieß Faunus Lupercus, welche Benennung auch für ſich gebraucht worden iſt, ſo daß darnach ein beſonderer Gott unter dieſem Namen geglaubt wurde. Das Wort entſpricht offenbar dem griechiſchen Lykoergos oder Lykurgos und bedeutet den Wolfsabwehrer, welche Wirkſamkeit man dem Silvanus beigemeſſen. Faunus war ſpeciell ein ſolcher als Heerdengott *). Das Opfer an jenem Feſte beſtand in Ziegen oder Böcken, welche Thierart den Alten als ſchädlich den Feldfrüchten gegolten hat, und dabei fand nun folgender ſonderbarer Gebrauch ſtatt: es wurden zwei Jünglinge aus edlen Familien herzugeführt; dieſen wurde das blutige Opfermeſſer an die Stirn geſtrichen, worauf ſogleich Andere ihnen das Blut mit in Milch getauchter Wolle abwiſchten, nach welcher Procedur die Jünglinge laut auflachen mußten. »Dieſer ſonderbare Brauch,« bemerkt Schwenck ganz richtig, »kann nur eine ſinnbildliche Handlung geweſen ſein, welche mit dem Zwecke des Feſtes genau zuſammenhing. Der Zweck deſſelben war, durch die Gnade des Lupercus Unſegen von Thieren und Menſchen zu entfernen« und das Gegentheil zu erwirken, Segen bei der Heerde und in den Familien. »Faßt man dieſe Handlung recht in's Auge, ſo deutet ſie auf eine Abſchaffung von Menſchenopfern.« Aber auch zugleich auf Sühnung der betreffenden Gottheit, falls ſie etwa zürnte.

Hiermit war nun ein andrer, für uns freilich etwas anſtößiger, Ritus verbunden, der den Gott als Beförderer der Fruchtbarkeit und Erzeugung darſtellte. Jene Jünglinge, nach dem Beinamen des Faunus ſelbſt Luperci genannt, entkleideten ſich, machten ſich von den Fellen der geopferten Böcke oder Ziegen einen Schurz um die Lenden, desgleichen Riemen, nahmen dieſe in die Hand und liefen damit von der heiligen Opferſtätte, die am palatiniſchen Hügel ſich befand und Lupercal genannt wurde, durch die Stadt. Verheirathete Frauen ſtellten ſich dann ihnen in den Weg und ließen ſich mit den bockledernen Riemen ſchlagen, um von ſich die Schmach der Kinderloſigkeit abzuwenden und leichte Geburten zu haben. Es ward dieß zugleich als eine Sühnung, als eine Reinigung vom Böſen angeſehen; deßhalb hieß der Tag des Feſtes auch Februatus (Tag der Reinigung, nehmlich von den böſen Einflüſſen, Zaubereien, welche Kinderloſigkeit zu Wege brächten), das Fell aber Februum, und ſelbſt der Monat, in welchem das Feſt gefeiert wurde, bekam den Namen Februarius.

Es rührte dieſe Ceremonie gewiß aus der früheſten Zeit her,

---

*) Man hüte ſich, auch hier mit ältern und neuern Mythologen einen Lichtgott zu ſehen. Vergl. die Religion der Griechen S. 362.

weil sie so roh ist. Aehnliches ist auch in Hellas üblich gewesen, und es ist wohl möglich, daß die Latiner und damit auch die Römer sie von daher bekommen haben. Aber merkwürdig ist es, daß selbst noch in den Tagen der Bildung und in dem Zeitalter des Unglaubens die Sitte beobachtet wurde. Wir wissen, daß sogar noch der Triumvir Antonius als Lupercus durch die Straßen gelaufen ist, und — ein Augustus das Fest, welches im Bürgerkriege vernachlässigt worden war, wieder herstellte. Und noch in später Kaiserzeit hat es fortbestanden. Das ist der Fluch des Herkommens. Uebrigens gibt es eine ziemliche Anzahl Legenden oder gelehrter Deutungen über die Herkunft dieses Festes, das solche durch seine Auffallenheit erzeugen mußte. Aber es sind elende Deuteleien, die anzuführen nicht die Mühe lohnt.

Da wir Luperci zu Präneste und zu Alba finden, so können wir schließen, daß der Dienst des Faunus Lupercus älter war als Rom.

Die Kunstdarstellungen des Faunus sind die des ziegenfüßigen Pan.

Aus jenem bekannten Streben der Alten, jedem männlichen Gotte ein entsprechendes weibliches Wesen zu geben, ging hervor eine Fauna, als Gattin des Faunus, mit gleichen Eigenschaften, daher auch Fatua genannt, desgleichen eine Luperca. Ob nun diese Wesen aber wirklich in den Volksglauben übergegangen sind, steht dahin.

---

7. Terminus.

Terminus heißt die Grenze, der Rain. Um sich den Rechtsbesitz seines Antheiles am Felde zu sichern und um Streitigkeiten zu meiden, wurden in ältester Zeit in Italien, in Latium die Grenzen der Aecker durch Steine bezeichnet, und dieselben, um ihnen eine Art von Heiligkeit zu geben, daß sie unverrückt blieben, mit großer Solennität gelegt: man machte eine Grube, kränzte den dahinein zu setzenden Stein und salbte ihn, schlachtete ein Opferthier, dessen Blut man in jene Grube tropfen ließ, worin ein Feuer angemacht war, in das man auch Weihrauch und Früchte schüttete und Honig und Wein goß: Alles zur Weihe des Platzes und des Steines. Das war sehr wahrscheinlich bei Gründung der Stadt und bei Vertheilung der Aecker unter die ersten Ansiedler eingeführt. Der Gott aber, durch dessen Cult man die Grenzen solcher Gestalt heiligte, war eigentlich der die Grenzen wahrende Jupiter. Nur weil man später die Vorstellung von diesem Gotte zu allgemein für die Sache fand, schuf man auch hier sich ein besonderes göttliches Wesen und nannte es nach jenem Grenzstein Terminus. Bald war man nicht damit zufrieden, bloß die Weihe mit Ceremonien verrichtet zu haben: man wiederholte das Opfer jährlich; man stiftete ein jährliches Fest, genannt Terminalia. Es fand statt am 23. Februar. An demselben

vereinigten ſich die Beſitzer der an einander grenzenden Acker-Beſitzthümer; jeder zierte den Grenzſtein auf ſeiner Seite mit einem Kranze, jeder brachte zum Opfer einen Fladen dar. Wo drei Beſitzthümer an einander ſtießen, ward dieſer Gebrauch dreifach geübt. Ein Altar ward errichtet, ein Opfer und eine Libation dargebracht. Die Nachbarn kamen zuſammen und ſchmauſten unter heitern Scherzen. Natürlich galt das Opfer dem Terminus. Derſelbe war alſo urſprünglich und eigentlich eine ländliche Gottheit, in Latium ſelbſt mit einem ächtlateiniſchen Namen entſtanden. Die Spätern führten mythiſch die Einführung des Cultus auf Numa zurück. Gewiß hat derſelbe viel beim gemeinen Volke dazu beigetragen das Rechtsgefühl zu ſchärfen, den rechtlichen Beſitz aufrecht zu erhalten, vor ungerechten Bevortheilungen und Ueberſchreitungen der Grenze zu bewahren. Denn es hieß zugleich: wer einen Rainſtein ausackern oder von der Stelle rücken würde, ſollte dem Gotte der Grenzen verfallen ſein, ſo daß ihn, als einen Frevler am Heiligen, Jedermann ohne Verſündigung todtſchlagen konnte. Späterer Synkretismus identificirte den Grenzgott der Felder mit Silvanus.

Dieſer Terminus ward aber auch eine ſtädtiſche Gottheit, in Bezug Rom's gegen die Nachbarſtädte. Auch von ſtädtiſcher Seite feierte man ein Feſt, gleichfalls Terminalien geheißen, und zwar an der alten Stadtgrenze nach Laurentum zu am ſechſten Meilenſteine. Der Ort hieß Feſti. Ein Opfer ward dargebracht. Es ward dieſes anfangs bedeutungsvolle Feſt nachmals, als Rom zur Herrſchaft über ſeine Nachbarſtädte, über Latium, über Italien u. ſ. w. gelangte, natürlich völlig leer. Man behielt's nur um des Herkommens willen bei.

Endlich iſt der Terminus nicht minder zum Gott der Grenzen des Staates geworden, und bei der ſpätern ungeheuren Ausdehnung deſſelben zu einer der wichtigſten Gottheiten Rom's. Darum hatte derſelbe eine Capelle auf dem Capitolium in der Vorhalle des Tempels der Minerva. Das Grenzrecht ſollte nicht bloß für das Privateigenthum, ſondern auch für den Staatsbeſitz gelten. Der Grenzgott ſollte das Römerland von den Nachbarſtaaten ſcheiden und die Grenzen wahren. Das Bild des Gottes ſtand mitten im Tempel des Jupiters, anzuzeigen, daß die Grenzen des Staates unter den Schutz des höchſten ſtaatlichen Gottes geſetzt wären. Eine Legende wollte dieſen Stand des Terminus alſo erklären: Als man den unter Tarquinius d. ä. begonnenen Jupiter-Tempel auf dem Capitol unter Tarquinius d. j. bauen und durch heilige Gebräuche der Exauguration die Götter, welche daſelbſt ſchon verehrt worden wären, entfernen wollte, da ſollte ſich Terminus geweigert haben, ſeine Stätte zu verlaſſen. Aus dem Grunde wäre er und ſein Heiligthum in dem Jupiter-Tempel eingeſchloſſen worden. Ueber ſeinem Stein (ſeinem Symbole) blieb das Dach offen, weil man dem Gotte glaubte nur unter freiem Himmel opfern zu dürfen. D. h. ſein Cultus war vom Feld-Terminus hergenommen. Dionyſius ſpricht immer von mehreren Terminis als Göttern. Bei Auguſtin, dem Kirchenvater, ſto-

ßen wir auf die Deutung: das römische Volk würde die Stätte, die es einnähme, Niemandem abtreten und seine Grenzen unverrückt bewahren. Im gleichen Verhältniß zum Jupiter stand mit ihm Mars (der Kriegsgott, der durch glückliche Kriege die Grenzen des Staates bewahrt oder gar erweitert) und die Juventus (die Jugendkraft des Staates, in welcher die intensive Kraft desselben besteht, welche zur Ausdehnung oder Bewahrung der Grenzen verhilft). Eine ganz falsche Erklärung gibt Livius oder die Legende, welcher er folgt. Denn er erzählt, das Heiligthum wäre dem Gotte zu Anfange des Staates vom Tatius in dem Kriege mit den Römern gelobt und nachmals geweihet worden. Sehr wahrscheinlich ist der Cultus erst später mit dem Bau des Capitoliums, der ja überhaupt eine politische Tendenz hatte, eingeführt worden. Aber offenbar war es eine schöne von Frömmigkeit theils, theils von Selbstbewußtsein zeugende und umgekehrt dieses wieder erweckende Idee.

Uebrigens ist freilich auch hier wieder zu glauben, daß die Römer nicht auf eignen Füßen stehen. Die Idee eines Zeus Horios oder Grenz-Zeus finden wir schon bei den Griechen (Plat. de legg. VIII, 842. E.). Aus ihr mag die römische, welche höchst wahrscheinlich auch vom Zeus- oder Jupiter-Culte ausgegangen ist, geflossen sein.

Die Darstellungen, welche wir vom Terminus aus alter Zeit noch haben, sind Hermen-ähnlich, folglich griechische Ideen auch hier nicht zu verkennen.

---

8. Ceres.

Der Name dieser Göttin hat schon mancherlei Versuche der Ableitung erfahren; keiner derselben ist für genügend zu erachten: fast alle sind mehr oder minder gewaltsam. So wollen wir eine Etymologie aufstellen, die der Form des Wortes entsprechend und der Bedeutung nach wenigstens der Sache nahe kommt.

Ceres kann nur von cero, d. i. cerno (die Einfügung des euphonischen, mildernden N-Lautes ist bekannt genug) herkommen. Cero aber oder das gemilderte cerno bedeutete, ich sichte, siebe, scheide, die Spreu z. B. von den Körnern (daher cribrum), oder die Hülsen, das Schrot von dem Mehle. Und so wäre Ceres ursprünglich die Göttin des Siebens des Getreides und des Mahlens. Und wirklich erscheint sie so bei Plinius (in dessen histor. natur. XVIII, 11. 19.). Nach dieser Etymologie zu urtheilen, ist der Ceres-Dienst ein wirklich latinischer, nicht, wie einige Alterthumsforscher schon unter den Römern gemeint, ein sabinischer.

Von jener ursprünglichen Bedeutung ist dann zunächst die einer Getreide-Göttin und einer Brot-Göttin ausgegangen. So erscheint sie in allen unsern literarischen Quellen theils, theils bei einigen

Opferfesten, die ihr begangen wurden, z. B. dem sogenannten Prämetium, einem Erstlingsopfer von Getreide u. a. Früchten beim Beginn der Aernte, und dem Opfer des Voropferschweines (praecidanea porca). Die Cerealien selbst fanden den 12. April statt: sie wurden durch Spiele im Circus und durch einen solennen Aufzug dahin, gefeiert. Der Tempel lag am Circus und war ein Asyl für Arme, die dort Brot empfingen. Das Opfer durfte kein Stier sein, weil der den Pflug zieht. Und so war es leicht, sie mit der Demeter der Hellenen zu vermengen.

So gewiß ihr Cultus vor-römisch mag gewesen sein, so haben wir doch keine sichern Nachrichten über das eigentliche Alter desselben in Rom selbst. Der erste Tempel soll ihr, sammt den verwandten Gottheiten Liber und Libera — welche Gruppirung bereits sehr stark auf griechischen Einfluß hinzeigt — erst im Jahre 496 v. Chr. geweiht worden sein. Er aber trug so stark die hellenische Farbe an sich, daß Dionysius von Halicarnassus ihn in die Urzeit der Geschichte Latiums zurückversetzt. Namentlich berief man dazu immer die Priesterin aus einer nahen griechischen Colonie, gewöhnlich aus Neapel oder Velia. Die Veranlassung zu der Einführung des Cultes war (nach Dionysius von Halicarnassus [VI, 17.]) gleichfalls Rücksicht auf drohenden Mangel und dann auf gespendeten Segen der Fluren.

Dieser ihr Dienst soll vorzugsweise den Plebejern angehört haben: die Cerealien wurden von diesen gefeiert, wie später die Megalesien (das Fest der großen Göttermutter Phrygien's) von den Patriciern. Daher läßt sich's erklären, warum in dem Tempel der Göttin von den plebejischen Aedilen die Senatsbeschlüsse aufbewahrt wurden. Die circensischen Spiele an dem Feste der Cerealien waren den Plebejern gewidmet. Der Tempel der Ceres lag am Circus unterhalb des Aventinus, also in dem Quartier der Plebejer. Die Armen, welche hier Brot von den Aedilen empfingen, waren aus demselben Stande. Reiche Plebejer veranstalteten an dem Feste festliche Mahle. Der Göttin werden diejenigen Güter geweihet, welche sich gegen die sacrosancten Tribunen der Plebejer vergangen hatten (z. B. 453 v. Chr.). Der Grund dieser Plebejität ist schwer nachzuweisen: entweder muß man annehmen, Ceres habe von Anbeginn des Staates den Plebejern angehört, oder die Patricier hätten den hellenischen Dienst wegen des Mysteriösen verschmähet und der Plebs überlassen. Auch wurden Vermögensconfiscationen öfter zu Gunsten der Ceres vorgenommen (Rein's Criminalrecht S. 35.).

Als mütterliche Versorgerin der Menschen mit Lebensmitteln heißt sie dann öfter mater, mater maxima frugifera.

Daß dieser Cultus ursprünglich griechisch war, lehren auch noch die Spuren der Uebertragung des Verhältnisses der Demeter zur Kora auf die Ceres. Ferner soll er ebenfalls etwas Mysteriöses gehabt haben, was zum römischen Charakter eigentlich gar nicht paßt: das jährliche Opfer mußte an der Festfeier, wo das Keimen der Saaten beginnt, mit Freude vollzogen werden; weiße Kleider, keine Trauerkleider durften die Frauen anlegen, die sie begingen. Als nach der

Schlacht bei Cannä faſt allgemeine Trauer um die vielen Gefallenen in Rom ſtattfand, wurde dieſelbe ausdrücklich von Staats wegen beſchränkt, damit der Ceres nicht die rechte Ceremonie fehlen ſollte. Außerdem faſteten die feiernden Frauen und trugen Fackeln mit Hindeutung auf das Suchen der Demeter nach der Tochter. Niemand durfte dabei den Namen Vater oder Tochter gebrauchen, in Bezug auf den vermeintlichen Raub der Kora. Jede Anſpielung auf das eheliche Verhältniß wäre ihr verhaßt. Die größte Keuſchheit war den Frauen in jenen Tagen zur Pflicht gemacht. In letzterer Hinſicht ſollte Ceres auch die Eheſcheidungen lieben: ſie ward geradezu als die Göttin, die Veranlaſſerin derſelben gedacht. Die Feriä Sementivä (zur Zeit der Ausſaat) gehörten ihr und der Proſerpina an.

Ihren oben erwähnten Cultus und Tempel am Circus hatte ſie mit dem Gotte Liber und der Göttin Libera (ebenfalls Gottheiten des ländlichen Segens) gemeinſchaftlich.

Beim großen Lectiſternium im Jahre 217 wurde die Ceres mit dem Mercur zuſammen gruppirt, entweder weil beide nach dem Glauben der Griechen zu den unterirdiſchen Göttern gehören ſollten, oder weil Ackerbau und Handel zwei nahe verwandte Gewerbsweiſen ſind.

Gelehrte Römer haben ſie ſpäter mit der Tellus (Erdgöttin) vermengt, wie man die Demeter mit der Ge.

---

9. Liber (Bacchus) und Libera.

Bei dieſen Gottheiten iſt es ſchwer, einen ſichern Anfangspunct zu gewinnen. Iſt Liber eine bloße Ueberſetzung des griechiſchen Beinamens des Dionyſos: λύσιος oder ἐλεύθερος? oder iſt Libera eine Ueberſetzung des Namens κόρα, vom Worte liberi (die Kinder) gebildet? Man kann den Alten in dieſer Beziehung Alles zutrauen. So viel iſt ſicher: Liber ward gleich dem helleniſchen Dionyſos als Gott der Fruchtbarkeit der Gefilde, und Libera gleich der Kora der Griechen als Göttin der Erdfruchtbarkeit verehrt (darum ihre nahe Beziehung, ihre Verbindung im Cultus mit der Ceres, wie wir oben geſehen), aber Liber zunächſt als Gott des Weines, weswegen man ihm Moſt für Erhaltung der Weinberge, der Weingefäße und des Weines ſelbſt opferte.

Das Feſt des Liber waren die Liberalien: ſie wurden den 17. März gefeiert. Es war vorzüglich dazu beſtimmt, für die Weingärten Fruchtbarkeit zu erflehen. »Deßhalb hing man Masken, von Baumrinde verfertigt und mit Blumen geſchmückt, ſchwebend an hohen Fichten auf, in dem Glauben, daß, wohin der Wind das Geſicht des Gottes richte, es Fruchtbarkeit über die Pflanzungen verbreite. Die Landleute trieben an dieſem Feſte mancherlei Scherz, verſpotteten einander und ſangen Lieder zu Ehren, wobei ſie das Geſicht mit Masken von Baumrinde bedeckten. Dann wurde dem Liber

ein Opfer gebracht.« Dieß, so wie nicht minder das auch unter den Römern so beliebte unanständige Symbol weisen auf Griechenland hin.

Der Name des Gottes und des Festes gab Veranlassung, daß man damit die Feier des Familien-Actes verband, wo man den Söhnen die Toga virilis, die, wegen des selbstständigen, freiern Lebens, das sie nun zu führen begannen, auch libera genannt wurde, feierlich anlegte. Die Combination war also nur eine äußerliche.

Der Dienst des Liber und der Libera fand mindestens seit dem Jahre 496 v. Chr. in Rom statt, wo ihnen, nebst der Ceres, wie wir oben gesehen, Tempel und Spiele gestiftet wurden. Gewiß war er gesittet.

Später dagegen, in der dritten Periode, drang der Dienst des Bacchus und die üppigen Bacchanalien in Rom in solcher Weise ein, daß der Senat mit Gewalt, selbst mit Hinrichtungen, einschreiten mußte (186 v. Chr.). »So entsetzlich erschienen noch im zweiten Jahrhundert v. Chr. den Römern die schmutzigen Nacht-Orgien des Bacchus-Dienstes.« Die Römer nahmen, allem Anscheine nach zu urtheilen, den Gott eben so oberflächlich äußerlich auf, wie die Etrusker, nehmlich bloß als Gott sinnlicher Lust, keinesweges als den bedeutungsvollen Unterweltsgott und segnenden Hort der Fluren und der Menschen auf der Oberwelt sowohl wie in der Unterwelt.

Mit diesem Bacchus-Dienst hing dann der Dienst der Stimula (nachgebildet dem Klange des Namens der Mutter des Bacchus, der Semele), dann der ekelhafte Dienst des Mutinus oder Mutunus und des Priapus zusammen. Die Einführung aller dieser Culte fällt erst in die Periode der Sittenlosigkeit und des Sinkens der Staatsverfassung, in die letzte Zeit der Republik. Nun ward es auch möglich, daß man die Libera mit der Venus identificirte und in der Verehrung des Liber und der Libera die Geschlechtslust angedeutet finden wollte.

---

10. Die Göttin Dia (Dia dea).

Dia ist eigentlich nichts Andres als das griechische *Dia* (die Göttliche). Es ist also ein allgemeines Epitheton einer bestimmten, aber uns unbekannten Gottheit, wahrscheinlich der Demeter, und Dia war Göttin des Natur- und Ackersegens. Ihre Verehrung muß sehr früh nach Rom eingewandert sein; denn ihr galten vornehmlich die Festgebräuche der arvalischen Brüder in der Mitte oder am Ende des Monats Mai. Sie hatte einen Hain und Tempel an der Via Campana in der Nähe von Rom. Dorthin zogen die arvalischen Brüder, brachten das Opfer dar (lustratio suovetaurilia) und riefen dabei die Göttin, nebst andern dahin einschlagenden Göttern, um Segen für die Feldfrüchte an.

---

11. Die gute Göttin (bona dea).

Gleichfalls eine allgemeine Bezeichnung, wie die Dia, aber augenscheinlich auch ein ursprünglich griechischer mysteriöser Cultus, über den eben darum auch die Nachrichten so mysteriös sind, so unklar, so zerfahren, so abweichend und verschieden von einander. Er ist ganz zuverlässig erst spät den Römern aus Hellas überkommen zu einer Zeit, wo daselbst die ursprüngliche Religion bereits vielfach durch fremdartige Bestandtheile gefärbt und gemischt worden war; es ist offenbar falsch und unhistorisch, wenn der Verfasser der Rede de haruspicum responsis c. 17. ihn einen alten, bereits von den Königen ererbten Gebrauch nennt. Am wahrscheinlichsten liegt ihm der Dienst der Demeter zum Grunde, unter der speciellern Qualität der Damia (vergl. S. 395.). Also auch hier Bezug auf Fruchtbarkeit, Wachsthum, Segen der Natur, theils überhaupt, theils speciell im Menschen-, sogar im Staatsleben. Im römischen Culte tritt besonders der letzte Begriff eclatant hervor.

Die Göttin hatte ihren Tempel am Aventin, unweit der sogenannten »neuen Straße« (aedes Bonae Deae sub saxana). Eine keusche Jungfrau aus dem Geschlecht der Claudier war ihre Priesterin bei den jährlichen Opfern, die von den Frauen der Stadt der Göttin dargebracht wurden. Das Fest selbst aber wurde, wenigstens insofern es den römischen Staat betraf, im Hause des derzeitigen ersten Prätors gehalten, der das sogenannte imperium hatte, oder des Consuls. Es hieß von ihm: man feierte es »für das römische Volk.« Es fand den 1. Mai statt und hieß das Verhüllungs-Fest (sacrum opertum oder sacra opertanea). Die vornehmen Matronen der Stadt kamen zu dem Ende dort bei nächtlicher Weile zusammen: alle männlichen Mitglieder der Familie, der Prätor selbst, mußten das Haus verlassen haben; man hatte sich durch Keuschheit und Enthaltsamkeit darauf vorbereiten müssen; Alles, was nur an das männliche Geschlecht im Hause erinnern konnte, war entfernt und selbst männliche Bildnisse verhüllt; kein Wein durfte getrunken werden, als der da berausche und die Sinne berücken könne; die Myrte, das Symbol der Liebe, wurde in dieser Zeit verschmähet; die Vestalinnen, die keuschen Repräsentantinnen ihrer staatlichen Göttin, nahmen von Mädchen allein an der Feier Theil, sonst nur verheirathete Frauen. Musik und Chortänze fehlten nicht. Der Name der Göttin bei dem Feste war Damia, ihre Priesterin hieß Damiatrix und das Opfer Damium. Als Opfer wurden Hühner dargebracht, das Symbol der Häuslichkeit, Hausthiere, die nur Ein männliches Wesen unter sich zu haben pflegen und sehr fruchtbar sind. Die Idee der Festfeier war also: durch Keuschheit und Züchtigkeit im ehelichen Leben wird das Menschengeschlecht erhalten, in reinen Ehen auch die bürgerliche Gemeinde des heimischen Staates; darum möge die Göttin der Fruchtbarkeit in der Natur wie im Menschenleben, welche durch

Keuschheit und Züchtigkeit nur würdig verehrt werden kann, diese Tugenden allein liebt, dieselben dem römischen Volke bewahren und Segen auf den Fluren, wie in den Familien, gewähren. So kann man sich's wohl denken, wie das Eindringen des Clodius in das Haus des derzeitigen ersten Prätor's, Cäsar, so viel Aufsehen machen, für eine Verletzung der öffentlichen Religion gelten mochte.

Die Alterthumsforscher der spätern römischen Zeit haben die Göttin, weil man sie nicht in einen concreten Begriff zu fassen vermochte, bald mit der phrygischen Cybele oder Magna Mater, bald mit der Maja, bald mit den einheimischen Göttinnen Fauna, Ops, Fatua u. s. w. zusammengeworfen. Sie hatte mit allen diesen einige Aehnlichkeit; aber ihr Grundcharakter war der der hellenischen Demeter Damia, nur daß die Römer den Cultus ebenfalls mehr äußerlich, mehr praktisch in Bezug auf den Staat nahmen, nicht so tief und so allgemein, als er eigentlich bei den Hellenen war.

---

12. Die grose Mutter (Magna Mater).

Der Cultus der großen Mutter oder Cybele, jener bekannten phrygischen Göttin der Fruchtbarkeit und des Segens in der Natur, wurde, obwohl den Römern ursprünglich sehr fremd, doch in Rom aufgenommen, in Folge eines Ausspruches in den sibyllinischen Büchern, nicht eher, als in der letzten Zeit des zweiten punischen Krieges, im Jahre 203, wo die Römer ihn eigens aus Pessinus in Kleinasien feierlichst holten, d. h. den heiligen (Meteor-) Stein, welchen die Einwohner die Göttermutter oder die große Mutter nannten. Es wurde ihr ein Tempel auf dem palatinischen Hügel gebauet und ein jährliches Fest mit Spielen, Megalesien (von μεγάλη sc. μήτηρ) genannt, und mit Gastmählern gefeiert. Die Patricier nahmen sich dieser Verehrung vor Allen an: es war ein patricischer Cult, wahrscheinlich, weil der gleichbedeutende Ceres-Dienst den Plebejern angehörte, obwohl die eigentlichen Priester Phrygier und die Dienerinnen der Göttin Phrygerinnen waren und blieben. Jene feierten nur abwechselnd das Gastmahl des Festes.

So recht heimisch, d. h. so recht lebendig und Allen verständlich und durchsichtig scheint der Cultus nie geworden zu sein: er blieb immer eine fremde Pflanze, die sich mit dem eigentlichen Charakter des Römers und seiner eigentlichen Religion nicht verschwisterte, auch nicht wohl verschwistern konnte. Selbst die eigentliche Bedeutung der Göttin als Göttin des Natursegens scheint man nicht klar genug haben hervortreten lassen, außer daß ihr das Fest (ein solenner Aufzug) im Anfange des Frühlings (mit Mummenschanzereien) gefeiert wurde.

---

13. Robigus und Robigo, die Gottheiten des Brandes im Getreide.

Feldgottheiten waren auch diese beiden Gottheiten, die man als Urheber des Brandes im Getreide betrachtete — robigo heißt nehmlich solcher Brand — folglich als böse Gottheiten, die man versöhnen müßte, damit sie nicht diese Krankheit den Saaten schickten. Man feierte ihnen zu dem Ende ein besonderes Fest, die Robigalien (wobei Spiele) zu Ende des April (25.). Dann brachte der Flamen Quirinalis in dem Haine an der Porta Nomentana oder Catularia ein Opfer dar, und zwar einen jungen Hund von rother Farbe (Andeutung des Brandes, und weil an diesem Tage in den Gesichtskreis der Italiener der Hundsstern eintritt, dessen Glut den Brand im Getreide eben hervorbringen sollte) und ein Schaf.

Die Idee ist eigentlich griechisch, nur daß man in Griechenland keinen besondern Gott für diese Sache glaubte, sondern sie dem Apollo oder der Demeter zuschrieb (vergl. oben S. 360. und S. 380.).

---

14. Flora.

Der Dienst der Flora ist dem Namen nach ein ächt italischer, wenn er auch in dem der griechischer Demeter Chloe oder Chloris wurzeln sollte. Ueber das Alter desselben haben wir keine sichre Kunde: mythisch wird es in die Zeit des Königs Tatius zurückgeschoben, der den Dienst eingeführt habe, so wie Numa einen Priester dafür bestimmt haben sollte. Hiernach könnte man ihn für sabinischen Ursprungs halten. Allein, wie gesagt, ist das bloße Hypothese oder Dichtung der spätern Nachwelt.

Flora war den Römern die Göttin der Blumen und Blüthen in der Pflanzenwelt, die selbige beschützte und Vernichtung und schädliche Einflüsse davon abwehrte. Ihr Tempel stand auf dem Quirinale unfern des alten Capitolium's und war erst später gegründet als dieses. Ihr Fest fiel auf den 28. April und dauerte bis zum 1. Mai. Also auch ein Frühlingsfest. Man bekränzte dabei die Thüren der Häuser mit Blumen; beim Festmahle streute man Rosen auf den Tisch; die Menschen trugen Kränze auf dem Haupte, und die Weiber kleideten sich in bunte Farben, mit Bezug auf die Mannigfaltigkeit des Blumenflores. Es war und sollte ein Freudenfest sein; darum beging man es mit allerhand Scherzen und Muthwillen. Seit dem Jahre 238 v. Chr. wurden auch Spiele zu Ehren der Flora auf einem eigens dazu ersehenen Circus (circus Florealis) hinter dem Quirinale gehalten. Sie wurden eingeführt, um die

Göttin bei Gelegenheit verdorbener Blüthe zu ſühnen. Ihr Tempel ſtand neben dem der Ceres, des Liber und der Libera.

Schade, daß dieſer an ſich ſo liebliche Cultus in der Zeit überhandnehmender Sittenloſigkeit Gelegenheit zu höchſt unanſtändigen Scenen bei den Spielen gab: aus welchem Grunde ſpätere pragmatiſirende Schriftſteller aus der Flora eine einſtige Buhldirne machten, die das Feſt gerade ſo eingerichtet. Zu Galba's Zeiten ſuchte man das Anſtößige dadurch zu entfernen, daß dieſer Kaiſer dem Volke Schauſpiele geben ließ, wo z. B. Elephanten auf dem Seile tanzten.

Die bildende Kunſt ging wieder einen ſchicklichern Pfad und ſcheint die Göttin nach einer helleniſchen Frühlings-Hora gebildet zu haben.

---

15. Vertumnus.

Vertumnus heißt eigentlich der ſich Wandelnde. Wir haben dabei zu verſtehen annus. Es bedeutet alſo dieſer Name das ſich wandelnde Jahr oder die ſich aus der ſchönen Sommerzeit hinüber zum Winter kehrende Jahreszeit, den Herbſt. Indeſſen war es nicht dieſe bloße, reine Jahreszeit, die Hervorbringung des Umſchwunges der Erde um die Sonne, ſondern inſofern dieſelbe den Menſchen Früchte ſpendet. Dieſer Naturſegen als eine Veranſtaltung der Gottheit wurde zu einem beſondern Gotte unter obigem Namen. Der Gartenſegen des Frühjahrs, die Aernten des Sommers und des Herbſtes, Wein und Obſt, ſind ſeine vorzügliche Gaben. Ihm lagen daher Fruchtfelder, Obſtgärten, Blumenbeete zur Sorge ob, und zum Zeichen dieſer Vorſteherſchaft gab man ihm als Symbol ein Gartenmeſſer in die Hand und einen Aehrenkranz auf das Haupt. So war er zwar eigentlich der Gott des Herbſtes, welcher den Segen dieſer Jahreszeit gewährt. Später ſchrieb man ihm indeſſen auch die Frühlingsgewächſe und die Saaten zu, ſo daß er überhaupt als der Gott des Sommers, der ſchönern, Segen ſpendenden Jahreszeit, gegenüber dem Winter, betrachtet ward. Man feierte ihm die Vertumnalien im October (wahrſcheinlich den 23.), eben beim Eintritt in den Winter, gleichſam als Aernte-Dankfeſt. — Ceres und Pomona wurden mit ihm zuſammengeſtellt.

Der Dienſt war unbezweifelt ein vor-römiſcher, ein alt-latiniſcher, ſo wie ſein Name ächt lateiniſch iſt: er darf weder, weil der Gott im Vicus Tuscus ein Heiligthum hatte, für urſprünglich etruſciſch gelten (vergl. Ambroſch Stud. S. 209. Not. 57. gegen Otfr. Müller II, S. 51.), noch (nach Varro) für ſabiniſch (Otfr. Müller S. 54.).

Ein Tempel des Vertumnus befand ſich an dem eben bemerkten Orte und ein Standbild aus Erz, ein Werk des Mamurius (aus welcher Zeit? iſt ungewiß [vorher war daſſelbe nichts als ein roher Pflock von Holz geweſen: ein Denkzeichen des hohen Alters]) in einer bemalten Niſche, im Vicus Jugarius, bei den Altären der Ops und

der Ceres. Neben dem Altare der letztern hatte er ebenfalls einen solchen. Aus welcher Zusammenstellung man wieder auf das angegebene Wesen des Gottes schließen kann. Eine Bildsäule des Vertumnus stand auf dem Markte, weil da die Obst- und Fleischbuden und Kramgewölbe waren.

Man brachte dem Gotte oder — wozu ihn wohl nur römische Gelehrte machen — Halbgotte von Seiten der Gärtner die Erstlinge der Früchte dar, die man von den veredelten Bäumen las, so wie nicht minder Kränze von jeder Blumengattung, welche zuerst ihren Kelch öffnete.

Als einen solchen Fruchtgott charakterisirt ihn auch die schöne Liebesgeschichte von ihm und der Pomona (der Göttin des Obstbaues), desgleichen seine künstlerische Darstellung: er ward nehmlich gebildet als schöner Jüngling mit einem Kranze von grünem Laube oder von Baumzweigen und mit einem Füllhorn voll Früchte im Arm.

Schade, dieses schöne Phantasie-Gebilde wurde im Zeitalter der Deuteleien sehr verunstaltet und die Vorstellung von ihm verrückt. Die Gelehrten haben damals nicht das Einfachste richtig begreifen und auslegen können. Man verwechselte den Vertumnus theils mit dem Volturnus, einem bekannten Flusse Campaniens, und nannte daher auch die Vertumnalien Vulturnalien, theils nahm man das Grundwort des Namens vertere in dem Sinne des Sich-Verwandelns und meinte nun, der Gott habe seinen Namen davon, daß er die Kraft gehabt, sich in verschiedene Gestalten zu verwandeln. Diese Idee spricht sich auch in jener Legende von ihm und der Pomona aus, wo er als Schnitter, als Mäher, dann als Rinderhirt, als Winzer, als Obstgärtner u. s. w. und zuletzt als eine alte Frau erscheint. Endlich meinten noch Andere, er habe seinen Namen vom Handeln, vom Umtausch (vertere = tauschen) der Waare. In der Nähe seiner Bildsäule wurde nehmlich ein Markt gehalten. Anderes Zeugs dieser Art zu verschweigen.

Ein sehr später Schriftsteller rechnet den Vertumnus unter die Semonen. Das will so viel sagen, als: er sahe ihn als eine der niedern Gottheiten an.

Es existirt noch eine Statue des Vertumnus aus dem Alterthume. Im Ganzen hat man ihm wohl dionysisch-hellenische Bildung gegeben.

---

16. Pomona.

Ihr Name stammt von pomum, das Obst. Folglich war sie die Göttin des Obstes, welche die Gärten cultivirte und schützte und die Baumfrucht; daher das weibliche Princip, was dem männlichen Vertumnus entsprach, zu dessen Geliebte und Gemahlin der Mythos sie darum auch gemacht hat. Sie hatte ein Heiligthum, Pomonal genannt, im solonischen Gebiete bei Lanuvium an der Straße von

Ostia. Sie besaß ferner einen eignen Priester (Flamen oder Falacer), unter den 15 Flamines der geringste, wahrscheinlich weil der Cultus der jüngste war. Ovid zählt sie zu den Hamadryaden.

Varro hält die Gottheit für eine männliche und nennt solche den Vater des Obstes. Den Ursprung setzt er höchst wahrscheinlich zu weit zurück in die Zeit des Numa Pompilius.

Die Kunstdarstellungen der Pomona, wie sie uns in manchen noch vorhandenen Denkmälern erscheint, dürfte vielleicht einer Herbst-Hora nachgebildet sein.

---

17. Annona

von annus, war die Göttin des reichlichen Jahressegens. Sie ward dargestellt in der rechten Hand Aehren, in der linken das Füllhorn.

---

18. Pales (der oder die).

Die Römer feierten alljährlich ein Fest den 13. April, also zu Anfang des Lenzes, wenn die Erde sich mit neuem Grün bekleidete, wenn die Heerden wieder gemeinsam auf die Weide getrieben werden konnten, wenn unter den Geschöpfen der Erde wieder frohes Lebensgefühl und gegenseitige Zuneigung erwachte, wenn die mütterlichen Thiere geworfen hatten und die jungen Lämmer und Rinder umher sprangen. Sie nannten es Parilien (von pario, ich gebäre) oder, nach leichterer, assimilirender Aussprache, Palilien. Es war also ein Frühlingsfest, ein ländliches, ein Hirtenfest, das der Fruchtbarkeit und Vermehrung der Heerden galt. Anfangs feierte man dasselbe wohl im Allgemeinen, ohne bestimmte Rücksicht auf irgend einen concreten Gott. Nachmals, nach überhand genommener Vielgötterei, bildete man aus dem Worte Palilien eine Gottheit Pales, die man bald einen Gott, bald eine Göttin genannt findet.

Man betete an jenem Feste für Heerden und für Hirten: »Sorge für das Vieh,« sprach man, »und für die Aufseher des Viehes, halte Schaden fern von meinen Ställen, mag ich nun auf heiliger Stätte geweidet oder unter einem heiligen Baume gesessen, und mag mein Schaf Futter aus Versehen auf einem Grabe abgerupft, mag ich einen verbotenen Hain besucht und die Nymphen und den bocksfüßigen Gott mit meinen Blicken verscheucht, mag meine Sichel, um dem kranken Schafe Laub zu geben, einen Hain gelichtet haben. Gewähre mir Vergebung der Schuld u. s. w. Sühne du die Quellen und die Quellgottheiten für uns und die Gottheiten der Wälder. Wehre Krankheiten ab, laß Menschen und Heerden und die Hunde, die Wächter der Heerden, wohl behalten sein. Halte den Wolf und den

Hunger ab. Gieb Gras und Waſſer und laß die Heerde ſich mehren.« Zugleich dankte man für den erhaltenen Segen an jungem Vieh. Dann ward eine Luſtration oder Reinigung für Hirten und Heerden vorgenommen und Opfer dargebracht, beſtehend aus Milch, Hirſe, aus Kuchen von Hirſe und andern ländlichen vegetabiliſchen Speiſen, aber nicht aus Thieren, weil Pales als Förderer (in) und Erhalter (in) des thieriſchen Lebens nicht könnte am Tode derjenigen Thiere Gefallen haben, die er (oder ſie) beſchirmte. Ein fröhliches Mahl beſchloß die Feier.

Merkwürdig, daß ſich an dieſes Feſt das Andenken an die Erbauung Rom's knüpfte. Dieſes wurde an demſelben mit gefeiert: der 13. April galt für den Stiftungstag der Stadt. Welche Verbindung zwiſchen beiden ſtattgefunden, darüber läßt ſich auch nicht einmal eine Vermuthung wagen: ſo dunkel iſt die Sache. Allein in Folge deſſen brachte man die Gottheit Pales da mit hinein und rechnete ſie zu den Penaten der Stadt, aber freilich erſt in ſpäter Zeit, wo man über die alt-römiſche Religion Unterſuchungen an und mancherlei Vermuthungen aufzuſtellen pflegte, und wo man nun nicht wußte, welcher Gottheit man das Palilien-Feſt denn eigentlich zutheilen ſollte.

In Rom ſelbſt ſcheint anfangs der (oder die) Pales keinen Tempel gehabt zu haben. Florus meldet uns, daß die Römer erſt im Jahre 267 v. Chr., als ſie mit den Sallentinern Krieg führten und Brundiſium eingenommen, der Pales als einer Gottheit, die ihnen zum Siege verholfen, einen ſolchen geweiht hätten.

Außer dieſen beſtimmten Gottheiten der ökonomiſchen Verhältniſſe unter beſtimmten concreten Namen hatte der Römer auch für dieſen Theil ſeines religiöſen Glaubens ſeinen zerlegenden Verſtand erprobt und bewährt: er hatte, zufolge der Andeutungen in den ſogenannten Indigitamenten, eine Menge Gottheiten, Götter oder Göttinnen, aufgefunden und wußte ſo von einer Säegöttin (Seja, Segeſta oder Segetia), von einer Proſerpina (welche die Saat keimen), von einer Hoſtilina (welche die in Aehren aufſchießende Saat gleichmacht, von hostire, gleichmachen), von einem Nodotus oder Nodotius (der die Knoten der Getreideſtengel feſtigt und kräftiget, daß es nicht ſo leicht umknickt), von einer Volutina (Behüterin der Bälglein, in welche die Aehren eingewickelt ſind), einer Patella oder Patellana (die die Bälglein öffnet), einer Lacturcia oder dem Lactans (welcher oder welche dem Getreide die Milch gibt), einer Matura (die das Getreide reifen), einer Meſſia (die es ärnten), einer Terenſis (die es dreſchen), einer Tutilina (die das geärntete aufbewahren), einem Fornax (der es röſten ließ) zu ſprechen.

Eben ſo finden wir, wahrhaft lächerlicher Weiſe, für jedes Verhältniß beim Umackern des Feldes einen beſondern Gott: einen Deus Spinienſis (Dornengott, der die Aecker vor Dornen bewahre), einen Vervactor (Bracher), Reparator (Aufbrecher des Brachlandes), Imporcitor (Einfurchner), Sterculius oder Stercutus (Düngerer), Sator

(Säer), Obarator (Unterpflüger), Occator (Egger) u. ſ. w. bis zum Conditor (Aufbewahrer) und Promitor (Herausgeber). Eben ſo können wir noch eine Runcina (Gärtnerin) und eine Puta (Verſchneiderin der Bäume) und in Bezug auf die Viehzucht eine Bubona (Ochſengöttin), eine Mellonia (Göttin der Bienenzucht) und eine Epona (Pferdegöttin) aufführen. Und wir thun ſolches nicht, um unſere Leſer langweilen zu wollen, ſondern um ihnen auch hier zu zeigen, wie penibel der Römer geweſen, damit er ja keinen Gott bei ſeiner Religion übergehe, beleidige und dadurch ſich und ſeinen Dingen ſchade.

---

b) Handel.

Mercurius.

Rom's ſtädtiſche Gemeinde war urſprünglich auf Ackerbau und Viehzucht gegründet; darum die vielen ökonomiſchen Gottheiten. Handel war nicht ihr anfängliches Gewerbe, weder zu Lande (denn dazu gab es keine Gelegenheit, keine Straßen, die über Rom führten), noch zu Waſſer (denn Rom war eine Binnenſtadt und die Tiber bis da hinauf nicht ſchiffbar). Folglich bedurften ſie anfangs gar keines Handelsgottes. Das ſchließt indeſſen nicht aus, daß ſie denſelben nicht gekannt hätten. Sie konnten die Idee von den Mutterſtädten erhalten haben. Die erſte Spur einer wirklichen Verehrung eines ſolchen Gottes findet ſich erſt nach Abſchaffung der königlichen Würde, im Jahre 495 v. Chr. Da ward ihm ein Tempel unweit des Circus Maximus geweihet. Sein Name aber iſt **Mercurius**, ächt lateiniſchen Urſprungs von **merx**, **mercari**. Jetzt war alſo die Bevölkerung Rom's und in Folge deſſen der Verkehr in der Stadt ſo bedeutend geworden, daß man nun einen Cultus dafür einführte. Zugleich war mit dieſer Stiftung die Einſetzung einer kaufmänniſchen Genoſſenſchaft oder Innung (collegium) von Kaufleuten verbunden, oder vielmehr: die Zahl der Kaufleute war gegenwärtig ſo herangewachſen, daß ſie daran denken konnten, eine Art von Zunft zu bilden und dieſelbe unter die Schutzherrſchaft eines beſondern Gottes zu ſtellen. Am Tage der Tempelweihe, am 15. Mai — man hatte den Monat wohl darum gewählt, weil man damals ſchon aus der helleniſchen Religion wußte, Hermes, der griechiſche Handelsgott, wäre ein Sohn der Maja — feierte man dem Mercur ſein Feſt: an demſelben beteten die Kaufleute, nachdem ſie Weihrauch geopfert, um Gewinn (lucrum). Mercur wird alſo namentlich zu den Göttern mit gehört haben, die der chriſtliche Schriftſteller des vierten chriſtlichen Jahrhunderts, Arnobius, unter die dii lucri rechnet. Auch heißt er deßhalb auf Inſchriften der, welcher Gewinn gewähren kann und erhält (lucrorum potens et conservator, lucri repertor). Sonſt führt er nach ſeiner Vorſtandſchaft den Beinamen des Meß- und

Handelsgottes (nundinator, negotiator) und wird mit der Glücksgöttin oder Fortuna zusammengestellt (Orelli inscript. 1416.). Zu bemerken ist, daß jenen Tempel nicht einer der patricischen Consuln, sondern ein plebejischer Centurio einweihte. Daraus scheint hervor zu gehen, daß der Cultus ein plebejischer war. Der Bürgerstand beschäftigte sich auch wohl in Rom vorzugsweise mit Handel.

Vor dem capenischen Thore an der appischen Straße lag ein Wasser, Mercur's Wasser geheißen. Hierher kamen die Kaufleute und schöpften sich Wasser und besprengten sich mittelst eines Lorbeerzweiges die Haare und die zu verkaufenden Sachen: eine Art Lustration — der Lorbeer galt als begabt mit reinigender Kraft — durch welche man alle Hexerei und alles Nachtheilige entfernen wollte. Dann opferte der Handelsmann auf dem dabei stehenden Altare und betete zum Gotte, daß derselbe ihm doch möchte beistehen, wie Ovid sagt, im Betrügen und ihm frühere falsche Schwüre und den Mißbrauch von Götternamen bei seinen Betheuerungen verzeihen möchte.

Außerdem hatte der Gott in der sogenannten nüchternen Gasse noch ein Bildsäule, zu welchem Zwecke oder aus welcher Veranlassung? wissen wir nicht.

In der Geschichte des Staates erscheint er noch ein Mal im Jahre 398 v. Chr., wo nebst andern Gottheiten auch ihm das in Folge eines ungesunden Sommers veranstaltete Lectisternium galt.

Mercur war den Römern, nach Allem zu urtheilen, der bloße nüchterne, praktische, materielle Handelsgott, in bloßer Rücksicht auf Gewinn. Was spätere Schriftsteller weiter für Begriffe mit Mercur verbinden, ist nur Entlehntes von dem griechischem Hermes-Dienste, der freilich in ganz anderm Lichte erscheint. Welche Fülle da von Vorstellungen! Welcher Reichthum von Mythen!

Johann, der Lydier, will wissen, daß die Kaufleute zugleich auch an die sogenannte Mutter des Mercur, an die Maja, ihre Bitten gerichtet hätten, über deren Wesenheit spätere Mythologen viel Unsinniges geschwatzt. Die Diebe und Betrüger dagegen, welche den Mercur später ebenfalls nach Vorgang der Griechen in Bezug auf ihren Hermes verehrten, haben daneben besonders der Laverna (sehr wahrscheinlich mit lateo, ich verberge, verhehle, verwandt) gehuldigt, die (nach Horaz) von Spitzbuben angerufen wurde, sie möchte täuschen und betrügen lehren, ohne daß man entdeckt würde. Hatte sie doch sogar einen Altar an einem der Thore der Stadt und einen Hain an der Straße Salaria.

---

c) Krieg.

Außer dem Jupiter und der Minerva und dem Mars, die aber diesen Wirkungskreis als Nebeneigenschaft besitzen, ist zu nennen

1. Bellona.

Sie hat dieſes Geſchäft allein und von Anfang an. Ihr Name ſchon deutet darauf hin. Denn offenbar kommt er von bellum (der Krieg) her und wie dieſes Wort, als herſtammend von duo oder dvo, eigentlich duellum oder dvellum geheißen hat, ſo Bellona eigentlich Duellona oder Dvellona.

Wie alt der Dienſt ſei, wiſſen wir nicht; wir finden die Bellona in den literariſchen Quellen erſt genannt im Jahre 340 v. Chr., bei Gelegenheit wo erzählt wird, daß ſich der römiſche Feldherr Decius Mus nebſt ſeinem Heere den unterirdiſchen Göttern geweihet hätte, um den Sieg über die Campaner beim Fuße des Veſuvs zu erringen. Hier rief er unter den übrigen Göttern zum Zeugen auch die Bellona an. Eben ſo wenig wiſſen wir genau, warum gerade eine Göttin für das Kriegshandwerk, dem doch nur Männer obliegen, gebildet worden ſei? Vermuthlich iſt ſie alſo der griechiſchen Enyo nachgedichtet. Dann aber kann ihr Alter nicht hinaufreichen bis über die erſte nähere Bekanntſchaft der Römer mit den Hellenen, und Bellona iſt keine alt-latiniſche ſondern eine (griechiſch-) römiſche Gottheit. Ein Tempel der Bellona wird zwar ſchon beim Jahre 494 v. Chr. genannt, wo App. Claudius daſelbſt die Ahnenbilder ſeiner Familie als Schilde, d. h. Bilder in halberhabener Arbeit oder als Gemälde auf einer ſchildförmigen Fläche, habe aufhängen laſſen. Einen andern Tempel erhielt ſie in Folge eines Gelübdes in einer Schlacht mit den Samniten im Jahre 296 durch Appius Claudius. Er ſtand außerhalb der Stadt im Flaminiſchen Circus. Bellona war mithin hier die Sieg verleihende Kriegsgöttin. In jenem Tempel empfing der Senat die Geſandten der auswärtigen Völker und diejenigen Feldherren des Staates, welche aus einem Kriege eben zurückkehrten und Anſpruch auf einen Triumph machten. Hier ward auch den Feinden der Krieg durch den Fetialen, Pater Patratus (Prieſter des Kriegs und Friedens), feierlich angekündigt. Vor dem Tempel ſtand nehmlich eine Säule (columna bellica). Ueber ſelbige ſchleuderte der Prieſter eine Lanze zur Ankündigung des Krieges in das feindliche Land (terra hostilis). Dieſes Land wurde durch ein Stück Feld ſymboliſirt, was einer der gefangenen feindlichen Krieger des Pyrrhus während des Krieges mit dieſem Könige hatte ankaufen müſſen, wodurch es eben ein ager hostilis geworden war oder genannt werden konnte. Nehmlich bei der mächtigen Ausdehnung des römiſchen Gebietes, die damals bereits erfolgt war und immer mehr zunahm, ſahe man ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, das Oberhaupt der Fetialen von der läſtigen Obſervanz zu entbinden, zu der fernen Grenze zu gehen, um dort den Krieg nach hergebrachter Weiſe den Feinden anzukündigen. So umging man den eigentlichen Gebrauch.

Eine nicht unbedeutende Färbung erhielt wenigſtens das Aeußere des Cultus als in den Kriegen in Kleinaſien, namentlich mit dem pontiſchen Mithridates, die cappadociſche Göttin Mylitta (eigentlich

die Göttin der Fruchtbarkeit) in Comana den Römern bekannt und der Dienſt derſelben ſogar in Rom eingeführt wurde. Fälſchlicher Weiſe identificirte man beide Culte: man deutete jene Mylitta als die Bellona, und ſo nahm der Dienſt der letztern die fanatiſchen Gebräuche der erſtern in der Art an, daß die Prieſter der Bellona, Bellonarii geheißen, von nun an den 24. März ihrer Göttin zu Ehren ein Feſt feierten. An demſelben — er hieß davon der Bluttag — ritzten ſie ſich in dem Tempel, wie von göttlicher Raſerei ergriffen, die Arme auf und opferten ihr Blut oder tranken es auch ſelbſt. Sie liefen mit gezückten Schwertern umher, verſetzten ſich in eine Art von kriegeriſcher Wuth und wollten auch Dinge geweiſſagt haben, die ſie vornehmlich wohl auf Krieg bezogen. Es waren aber dieſe Prieſter aus dem unterſten Pöbel.

In der poetiſchen Zeichnung und in der künſtleriſchen Darſtellung der Bellona folgte man zumeiſt den Griechen in Bezug auf deren Enyo. Man machte ſie zur Mutter des Mars, oder zu deſſen Tochter, oder Dienerin, Roſſelenkerin, gab ihr eine Lanze in die Hand oder eine Kriegsdrommete, bisweilen auch eine Fackel, zur Andeutung, wie ſie die Krieger in der Schlacht zum Kampfe anfeure.

---

2. Quirinus.

Quirinus, eigentlich der Speerwerfer, mag, wie wir oben erwähnt, urſprünglich ein Beiwort des Mars als Kriegsgott geweſen ſein, ſo wie es auch ein gewöhnliches Beiwort des Janus war (Janus Quirinus, ſ. d. Artikel Janus); allein gewiß hat ſich daſſelbe zeitig, d. h. ſchon vor Rom's Erbauung, zu einem Namen für einen beſondern Kriegsgott erhoben, der, urſprünglich ein Schutzgott der ſabiniſchen Colonie in Rom, unter der Königsherrſchaft bereits auf die Römer überging und mindeſtens in der Zeit der Republik in den allgemeinen öffentlichen Religionscultus aufgenommen worden iſt.

Er kam mit den Sabinern nach Rom und erhielt auf dem nach ihm benannten quirinaliſchen Hügel ein Heiligthum: es lag daſelbſt ein Tempel und außerdem noch eine Capelle in der Nähe der Porta Collina, welche daher auch das quirinaliſche Thor hieß. Ein Prieſter des Quirinus erſcheint wohl in ſichrer, hiſtoriſcher Nachricht bei der Einnahme von Rom durch die Gallier, wo er ſeine Heiligthümer, in kleine Gefäße gepackt, theils vergrub theils mit nach Cäre nahm. In den übrigen Gebieten von Rom findet ſich kein Opferplatz des Quirinus. Dagegen hat wieder Mars auf dem Quirinal keine alte Opferſtätte. Woraus denn klar hervorgeht, daß Quirinus ſchon von Anfang an in Rom mit Mars *nicht* identiſch geweſen iſt. Auch werden ſie ſpäter in den literariſchen Quellen immer nur neben einander genannt, inſofern als der letztere ſpeciell als Kriegsgott verehrt wurde. Denn nur *ſo* konnten ſie neben einander geſtellt werden.

Quirinus erfreute sich der Ehre eines besondern Festes, Quirinalia geheißen. Es wurde den 17. Februar gefeiert. Dann salbte der Flamen des Gottes dessen Waffen aus einem heiligen Gefäße, und ihm ward geopfert. Derselbe wurde also bewaffnet dargestellt.

Bei Mars und Quirinus beschworen die Römer, wenigstens in älterer Zeit, ihre Bündnisse. Quirinus machte, nebst Jupiter und Mars, gleichsam die Trinität der Schirmgottheiten Rom's: unter aller dreier Schutz stand das Priester-Collegium der Salier, und deren feierliche Tänze und andere Gebräuche werden auch wohl dem Quirinus gegolten haben. Den dreien wurden die Spolia opima geweihet und dafür Opfer dargebracht, dem Quirinus als selbdritten immer ein männliches Lamm.

Quirinus wurde in der griechischen Periode dem Enyalos der Hellenen gleich gesetzt, und daher mag er auch wohl gleich diesem dargestellt worden sein.

Gellius erwähnt einer Hora des Quirinus. Was die bedeuten soll, ist dunkel.

---

3. Präſtana.

Der Name kommt her von praesto, ich habe einen Vorzug, übertreffe. Sie war die Göttin des Vorzugs, des Uebertreffens, nehmlich speciell im Werfen des Wurfspeeres. Die freilich im Ganzen sehr abgeschmackte Legende erzählte aus dem Grunde von ihr, man habe die Göttin davon benannt, daß Quirinus Alle im Werfen des Wurfspeeres an Kraft übertroffen habe.

---

4. Hercules.

Der römische Hercules-Dienst ist nichts weiter als ein bloßer Abzweig des griechischen. Einmal war der letztere in Italien, d. h. in den dortigen Colonien der Hellenen, sehr verbreitet und konnte leicht so nach Rom übergehen. Sodann war der Herakles den Griechen vornehmlich ein Kampf- und Siegesgott, und ein solcher mußte den kriegerischen Römern nur willkommen sein. Ob er als Gott, ob er als Heros genommen worden ist, läßt sich nicht erkennen. Er hatte in der Stadt selbst mehr als Eine Cultusstätte in mehr als Einer Eigenschaft. Die älteste war wohl die auf dem Forum Boarium, wo er als Victor (Sieger) verehrt wurde. Hier hatte er einen Tempel, welchen — wahrscheinlich lange nach der Gründung der Cultusstätte — der Dichter Pacuvius eigenhändig mit Malereien zierte, und in demselben als Triumphalis (triumphirender Gott, als Gott, der die Ehre des Triumphes den siegreichen Feld-

herren gewährt) eine thönerne Statue — ein Zeichen hohen Alterthumes — welche bei Triumphen mit dem Triumphkleide umgeben wurde. Ebendaſelbſt hatte Hercules einen Altar, welcher wegen ſeiner Größe vor den übrigen der größte (ara maxima) hieß. Hier opferte man den Zehnten von der im Kriege gemachten Beute, und Stiere, und zwar, wie ausdrücklich gemeldet wird, nach griechiſcher Sitte, ſo daß gar kein Zweifel ſtattfinden kann, daß der Dienſt ſeinem Urſprunge nach ächt helleniſch war. Zwei angeſehene Familien, die Potitier und Pinarier, verrichteten dabei den Dienſt, ſo zwar, daß jene den der Zeit nach erſten und anſtändigern, dieſe den letzten und niedern hatten und jene die Opfereingeweide zu eſſen bekamen, dieſe mit dem Uebrigen vorlieb nehmen mußten. Waren jene vielleicht Patricier urſprünglich, dieſe Plebejer? Dann iſt gewiß der Cultus ſchon im Anfange der Republik eingeführt worden. Im Jahre 310 v. Chr. ward das anders. Da übergab der damalige Cenſor Appius Claudius das Amt des Opferns öffentlichen Sklaven oder Freigelaſſenen. Gewiß war es jenen jetzt zu deſpectirlich geworden. Zu bemerken iſt noch, daß bei dem Opfer an der Ara maxima der Lorbeer zum Kranze diente — alſo auch hier Beziehung auf Sieg und Triumph — während ſonſt dem Hercules die Pappel geweihet war. Die Legende — natürlich aus ſpäterer Zeit und durchaus unkritiſch — verſetzt die Entſtehung dieſes Cultes weit in die mythiſche Periode vor Rom's Erbauung zurück, läßt den Hercules ſelbſt an Ort und Stelle agiren und den Dienſt einſetzen und verwebt das Ereigniß in die Mythologie des Herakles überhaupt.

Die oben angegebene öffentliche Beſtimmung des Hercules-Cultes war zuverläſſig die urſprüngliche; ſpäter ward ſie auch eine private, d. h. andre Leute als ſtaatliche Feldherren, die dem Gott den Sieg zu verdanken glaubten und ihn deßhalb verehrten, vermeinten ihm Andres zu verdanken, z. B. ein Reicher ſeine Schätze, ein Kaufmann ſeinen Gewinn. Und dafür zollten ſie ihm gleichfalls den Zehnten. So ein Lucull, Craſſus. Darum nennt Horaz den Hercules den Verleiher von Schätzen und Gewinn.

Einen zweiten Tempel hatte der Gott an der Pforte Trigemina. Auch hier führte er den Beinamen Victor, und es wurde erzählt, derſelbe Tempel verdanke ſeine Herſtellung einem Kaufmanne Marcus Octavius Herennius, welcher dem Gotte einſt in Folge gewinnreicher Geſchäfte den Zehnten gegeben, nachmals auf einer Seefahrt von Seeräubern angegriffen, Sieger geblieben und dafür dem Gotte des Gewinnes und des Sieges, dem Hercules, das Heiligthum gegründet habe, worin eine Bildſäule mit der Aufſchrift: Victori (dem Sieger, d. h. dem Siegverleiher). Hercules wurde an der Stätte auch Olivarius genannt (Förderer des Oelbaues), in ähnlicher Beziehung. Daher ward er zuverläſſig mit der Ceres zuſammengeſtellt, und beiden Gottheiten galt darum ein gemeinſames Opferfeſt, das den 21. December gefeiert wurde.

Wer ſich auf eine Reiſe begeben wollte, opferte dem Hercules, der ja ſelbſt ſollte die Erde durchzogen, die Wege gebahnt, die Län-

der eröffnet haben und in lateinischen Inschriften bisweilen mit dem Beinamen des »Schnellen« belegt wird.

Daß dem Hercules im Samnitenkriege eine große Bildsäule auf dem Capitolium geweihet wurde (um das Jahr 304 v. Chr.), bezog sich doch gewiß gleichfalls auf Sieg im Felde, vielleicht auch die Weihung einer Bildsäule 189 v. Chr. in den Tempel des Gottes.

Als Schutzherr (custos) der Kämpfenden und Hort derselben in den Wettspielen hatte Hercules einen Tempel im Circus Flaminius, ähnlich dem griechischen Heros, der da Kampfhort war, z. B. in den olympischen Spielen (vergl. die Religion d. Griechen S. 301 f.). Das war also gleichfalls eine hellenische Vorstellung.

Damit hing bekanntlich ganz wohl zusammen, daß Herakles auch mit den Musen (den Schutzgöttinnen derer, welche in den musischen und poetischen Wettkämpfen auftraten) zusammengestellt, sogar als Musaget (Musenführer) betrachtet und verehrt wurde. Diese Vorstellung ward ebenfalls nach Rom verpflanzt. Der Consul Fulvius Nobilior (153 v. Chr.) weihte solchem Hercules (vielleicht noch) im Circus Flaminius einen Tempel und brachte aus Ambracia in Griechenland die neun Bildsäulen der Musen dahinein. Und derselbe Tempel stand noch zu Augustus' Zeiten, ja er wurde damals wieder hergestellt.

Als Abwender von Uebeln erscheint er zum ersten Male in den Annalen der Geschichte beim Jahre 398 v. Chr., wo ihm, nebst andern Gottheiten, bei Gelegenheit eines ungesunden Sommers, ein Lectisternium zugerichtet wird.

Hercules war demnach in Rom ein nach vielen Seiten gefeierter und auch im Volksleben bekannter Gott. Die Männer schwuren bei ihm im Gewöhnlichen (Mehercle oder Me Hercule, Hercle, Hercules, Perhercule u. s. w.); die Abschaffung der Menschenopfer (im Culte des Saturn) schrieb man ihm zu, dem Bekämpfer und Vertilger alles Rohen und Wilden; das Geschlecht der Fabier führte seinen Ursprung auf ihn zurück; die Legende von seiner Hinkunft nach Rom und seinem Kampfe mit Cacus war in der Stadt selbst local; den Aventinus, den angeblichen Namengeber des gleichnamigen Hügels, nennt Virgil einen Sohn des Hercules.

Identificirt ward Hercules von römischen Gelehrten einmal (als Gott des Kampfes und des Sieges im Felde) mit Mars, sodann mit dem Sancus (von welchem S. 522.), von dem man ebenfalls glaubte, daß er den Reisenden Schutz gewähre, und endlich, zufolge des Bemerkes zweier freilich sehr später Schriftsteller, mit Caranus oder Garanus und Recaranus, einem uns sonst ganz unbekannten Wesen. Wofern nicht Caranus und Recaranus ursprünglich Eigenschaftswörter und Epitheta des Hercules gewesen sind, abstammend von quaro oder quaero und requaero (requiro), und denselben als Gott des Erwerbes oder Gewinnstes näher bezeichnen sollten, wie wir ihn doch oben haben kennen lernen. Und gerade mit dem Hercules-Culte bei der Ara maxima werden die beiden Ausdrücke in Verbindung gebracht!

Dem Hercules galten die Gesänge der Salier neben dem Mars.

5. Die Dioscuren oder Castoren.

Der ächt griechische Cultus der Dioscuren, und zwar in der ersten ursprünglichen Eigenschaft als Horte und Helfer im Kriege, im Kampfe, in der Schlacht, fand natürlich auch im kriegerischen Rom leicht Eingang, aber natürlich erst in der Zeit, wo der Hellenismus unter den Römern gäng und gäbe ward. Es war im Jahre 499 oder 496 v. Chr., als der damalige Dictator Postumius alle Kräfte im heißen Kampfe mit den Latinern am See Regillus aufbot, um den Sieg davon zu tragen. Er gelobte, wofern ihm derselbe zu Theil würde, dem Castor einen Tempel. Die Römer mußten also mit der Vorstellung von diesem Gotte als Schlachtgotte bereits vertraut sein. Selbiger ward 484 v. Chr. geweiht, stand am Forum neben dem der Vesta und war ein sehr ansehnliches, für damalige Zeiten sogar prächtiges Gebäude, das nachmals in den stürmischen Tagen der Republik mehr als ein Mal von den Schaaren der Factionsmänner wie eine Burg besetzt worden ist. Auch die dabei befindliche Quelle war den Castoren heilig. Die spätere Legende berichtete, die beiden Dioscuren wären als Jünglinge von übermenschlicher Größe bei jener Schlacht erschienen und hätten den Römern zum Siege verholfen oder wären am Abend des Schlachttages in Rom zu Rosse angekommen und hätten den Sieg gemeldet. Eine ähnliche Wundergeschichte erzählte man sich aus dem macedonischen Kriege. Alles ganz analog den griechischen Vorstellungen und Sagen. Sehr wahrscheinlich ist aber die ganze Geschichte ein bloßes späteres Heldengedicht, wie es Niebuhr nennt, und die Religion der Dioscuren von den Römern erst im Jahre 304 v. Chr. eingerichtet worden, als die Römer mit den Latinern und Campanern im Kriege waren, und die Ritter in einer Schlacht den Ausschlag gaben. Von Unteritalien her, wo der Dioscuren-Dienst geblühet (vergl. oben S. 315.), konnte die Idee den Römern wohl zugekommen sein. Daher eben vorzugsweise der Tempel der der Castoren hieß, weil Castor ja den Griechen für den tüchtigsten Rossetummler galt. Im Jahre 339 v. Chr. bekamen die campanischen Ritter das Bürgerrecht in Rom, die nicht abgefallen waren. Als Denkmal dieser Ehre hingen sie zu Rom eine eherne Tafel im Tempel des Castors auf (Liv. VIII, 11.). Da erst ward höchst wahrscheinlich nun jener Tempel gebauet und dem Castor, als dem tüchtigen Reiter oder Ritter, ein jährliches Fest gewidmet. Seitdem machten die Ritter am 15. Juli, als dem Tage der Tempelweihe, einen jährlichen Aufzug von dem außerhalb der Stadt belegenen Mars-Tempel an, durch die vornehmsten Straßen Rom's hindurch, über das Forum bei dem Castoren-Tempel vorbei. Zugleich wurde von den Vornehmsten des Standes jenen Zwillingsgöttern ein gehöriges Opfer dargebracht. Damit stimmt der Zeit nach überein, wenn Demetrius Poliorcetes, damals König von Macedonien, den Römern sagen läßt, daß sie ja hätten den Dienst der Dioscuren bei sich jüngst aufgenommen (Strab. V, p. 232.).

Mit dieſer Vorſtellung vom Caſtor, als dem tüchtigen Roſſetummler, kommt überein, daß man kurz nachher (288) die Reiterſtatue des Conſuls Marcius, der einen wichtigen Sieg über die Herniker davon getragen hatte, vor dem Tempel dieſes Gottes aufſtellte.

Späterhin (26 n. Chr.) weihten Tiberius und Druſus einen Tempel des Caſtors und Pollux am Forum, am See der Juturna, auf welche Veranlaſſung aber und zu welchem Zwecke, iſt nicht bekannt.

Wie die Zwillingsbrüder den Griechen für Kampfhorte bei den öffentlichen Spielen galten, ſo auch in Rom. Als ſolchen war ihnen ein Tempel am Circus Maximus und noch einer am Circus Flaminius errichtet, und die ſieben Eier, nach welchen man in den circenſiſchen Spielen die ſieben Wettrennen abzählte, waren dem Caſtor und Pollux geheiligt.

Daß übrigens dieſer Cultus und die Vorſtellung von den Caſtoren ſogar in's Volksleben übergegangen ſein muß, beweiſt der Umſtand, daß der Schwur Aedepol oder Edepol (beim Tempel des Pollux) für Männer und Weiber, und Mecaſtor (ſo wahr mich Caſtor —!) für Frauen, ſehr gewöhnlich unter den Römern war. »Es wäre möglich,« äußert Schwenck in Bezug hierauf nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, »daß die Frauen gern den Schwur bei Caſtor wählten, weil deſſen Namen die größte Klangähnlichkeit mit dem Worte castus (keuſch, rein) hat, und ſolche Klangähnlichkeiten wurden vielfach beachtet und übten Einfluß.«

---

6. Vica oder Vice Pota und Victoria oder dea Vincia.

Die Vice Pota (Siegend-Ueberwältigende) hatte einen Tempel unten an der Velia am palatiniſchen Hügel. Sie heißt (bei Seneca) Mutter des Diespiter, war demnach wohl eigentlich eine andere als die jungfräuliche Victoria (Victoria virgo), wahrſcheinlich die älteſte Siegesgöttin der Römer, die vielleicht ſchon bei den Latinern vor Rom's Erbauung verehrt wurde. Nachmals iſt ſie aber mit jener identificirt worden.

Als der Hellenismus mit ſeiner ſchönen Nike-Vorſtellung Eingang fand, wurde die einfache Benennung Victoria die allgemeine. In Rom, der Stadt der Siege, gab es anfänglich mehrere Heiligthümer dieſer Siegesgöttin, die auf einer Inſchrift auch den Namen Vincia dea führt, z. B. auf der Spitze des palatiniſchen Berges einen Tempel, wo man der Göttin eine jährliche Feſtfeier den 12. April beim Wiederbeginn der Feldzüge hielt, natürlich in dem Sinne, daß ſie den Sieg an die römiſchen Adler feſſeln möchte. Im Jahre 216 ſandte der König Hiero von Syracus eine goldene Siegesgöttin als Geſchenk ein. Man weihte ſie auf's Capitol. Denn »auf dieſer Burg der Stadt Rom aufgeſtellt in ihrer Heiligkeit, werde ſie als

ſegnende Gebieterin ſich dem römiſchen Volke feſt und unwandelbar anſchließen.«

Eine Capelle neben dem Tempel der Victoria bekam die »jungfräuliche Siegesgöttin« im Jahre 193 v. Chr.

Ein ſiegreiches und ſiegesſtolzes Volk, wie die Römer waren, mußte dieſer Dienſt mit Selbſtbewußtſein und Nationalgefühl erfüllen. Er erhielt ſich, wie wir in der Geſchichte der Religion der Römer geſehen haben, mit am längſten.

Ein bloßer Nebenname der Victoria war wohl Pellonia (die Feinde-Treiberin), welche im Allgemeinen als eine beſondere Göttin aufgeführt wird.

G) Gottheiten der Weiſſagung, des menſchlichen Geſchickes und Glückes.

1. Fatum und Fata Scribunda.

Ob die Römer urſprünglich, ehe ſie mit den Griechen und deren deßfallſigen Anſichten bekannt wurden, an ein Fatum, d. h. an einen Spruch (for, fari) der göttlichen Allmacht, welcher das Schickſal des Menſchen unabänderlich von Anfang an beſtimmt habe, geglaubt haben oder nicht, läßt ſich nicht entſcheiden. Die ſpätern Dichter ſprechen oft davon und perſonificiren auch wohl die unſichtbare geheime Macht. Aber in's Leben, namentlich in die Volksreligion, iſt dieſe Anſicht wohl nicht eingedrungen, außer daß am letzten Tag der Woche nach der Geburt eines Kindes die Fata Scribunda angerufen wurden, d. h. die unbeſtimmten Gottheiten, welche die Schickſale des Kindes niederſchrieben und ſo unwiderruflich feſtſetzten. Natürlich hat dieſer Cultus nicht eher eingeführt werden können, als bis die Schreibekunſt bekannt war. Es iſt ein Cultus, der in Rom ſelbſt ſeine Entſtehung gefunden.

---

2. Parcen.

Der Name kommt her von parcere, verſchonen. Hiernach rief man gewiß dieſe Weſen bei oder nach der Geburt eines Kindes an, es zu verſchonen und nicht zu tödten, und eben ſo bei Krankheiten eines Kindes oder eines Erwachſenen. Dieſe Göttinnen konnten alſo die Menſchen beim Leben erhalten und es ihnen rauben. In dem Sinne zollte man ihnen Verehrung, wenigſtens in hiſtoriſcher Zeit,

vielleicht erſt in Folge der Bekanntſchaft mit den griechiſchen Moiren, denen man ſie gleichſtellte. Wenigſtens findet man auf Inſchriften von Gräbern dieſe Weſen öfter genannt, vornehmlich als die, welche früh das Leben eines Sterblichen verkürzt, es nicht geſchont haben. Man nahm übrigens ſpäter, nach Weiſe der griechiſchen Moiren, die Dreizahl an, davon die eine Parce das Leben beginne, die zweite es fortſetze, die dritte es abbreche und beendige, und benannte ſie mit jenen drei griechiſchen Namen: Klotho, Lacheſis, Atropos. Zu Varro's Zeiten muß man ſchon nicht mehr klar über dieſe Materie gedacht haben, weil derſelbe manches Ungehörige darüber geſagt hat.

3. Janus.

Bei allen Dingen iſt der Anfang wie der wichtigſte Moment, ſo derjenige, welcher am meiſten zur Hoffnung des Gelingens ſpannt, folglich zum Aberglauben, zur Annahme von Vorbedeutungen, zu religiöſen Gefühlen Veranlaſſung gibt. Dieß findet man bei dem vorliegenden Cultus bewährt, der bei den großen Schwierigkeiten, die ſeine Erörterung erheiſcht, vielfache Deutungen erfahren hat. Buttmann hat ſchon das Richtige zu allermeiſt gefunden.

Der Name Janus kommt entſchieden her von io, d. i. eo, ich gehe. Im alten Liede der Salier hieß er darum Eanus (nach alterthümlicher Ausſprache), zur ſicherſten Gewähr der Richtigkeit dieſer Etymologie, der auch ſchon Gelehrte des Alterthumes das Wort geredet. Sodann ſtammt unbezweifelt das Wort janua von Janus ab oder hängt wenigſtens damit ganz nahe zuſammen, und janua bedeutet die Thür, d. h. den Ort, wo man in das Haus hinein und aus dem Hauſe heraus geht. Und ſolche Ein- und Ausgänge waren dem Janus geweiht. Auch hießen ſolche Durchgänge, vornehmlich in der Mauer der Stadt, wo nur gegangen, nicht gefahren wurde, jani, während porta (das eigentliche Thor) die eigentliche Durchfahrt iſt.

Damit ſtimmen auch die meiſten Janus-Bilder überein: ſie waren doch wahrſcheinlich über der Pforte angebracht und beſtanden aus einem Götterbilde mit zwei Geſichtern, wovon das eine nach dem Ausgang, das andere nach dem Eingang gerichtet war. Der Gott ſahe alſo gleichſam den Fortgehenden und den Eingegangenen nach.

Janus war mithin eigentlich und urſprünglich der Gott dieſer Ein- und Ausgänge, hatte den Schutz über die Ein- und Ausgehenden, war mithin freilich ein Gott der Thüren. Als ſolcher konnte er den Beinamen eines Oeffner's (patulcius) und eines Schließer's (clusius) der Thüren haben. Und ſo rief ihn der Prieſter an, wenn er ihm opferte. Darauf bezieht ſich nun auch die Legende von dem Janus und der Carnea oder Cardea (von cardo, die Thürangel), der Vorſteherin der Thürangeln, welche dieſelben vor den Strigen

(einer Art böser Geister) beschützte, und daß sein Symbol die Schlüssel waren; eben so daß er der Gemahl der Venilia hieß; daß er den Beinamen Portunus führte.

Allein jenes Aus- und Eingehen ist doch hier im prägnanten Sinne zu nehmen, wie Buttmann ganz richtig bemerkt, gleich als in dem bekannten geistlichen Liede: »Unsern Ausgang segne Gott, unsern Eingang gleicher Maaßen,« für das Beginnen einer Sache. Das sollte also durch Janus begünstigt, gesegnet sein, und so natürlich das Ganze. Ein solcher Gott war er im Hause, war er auch im öffentlichen Leben. Der rechte Janus am carmentalischen Thore ward gemieden, weil die 300 Fabier, welche am Flusse Cremera gefallen sein sollen, durch diese Pforte gezogen waren.

Für einen kriegerischen Staat, wie der römische war, mußten Kriegszüge die höchste Theilnahme der Bürger erwecken: man mußte wünschen, daß der Ausgang gesegnet, die Rückkehr der ausziehenden Schaaren glücklich sein möchte. Darum ward, wahrscheinlich nur als Symbol, das Heiligthum des Janus geöffnet, blieb es, so lange der Krieg dauerte. Janus nahm in der Hinsicht aus einem ursprünglich so friedlichen Gotte den Charakter eines Kriegsgottes an und bekam den Beinamen Quirinus.

Zeit und Ort haben in der Vorstellung die größte Aehnlichkeit. Es ist daher wohl erklärlich, wie Janus auch zum Gotte des Einganges in einen Zeitabschnitt, als in einen Tag, in ein Jahr, werden konnte. Darum ward er am Morgen jedes Tages angerufen (als Janus matutinus); darum brachte man ihm am ersten jedes Monats das Janual, ein Opfer von Wein und Früchten; darum ist der erste Monat im Jahre nach ihm benannt. Freilich hat das nicht eher geschehen können, als bis der römische Kalender aus zwölf Monaten — anfangs hat man bekanntlich nur zehn gehabt — zusammengesetzt war und bis man den anfänglichen zehnen noch zwei vorfügte. Wann das geschehen, ist freilich nicht mit Sicherheit zu sagen. Dem Numa wird die Einrichtung zugeschrieben, obwohl ungewiß, ob mit Recht. So wurde denn nicht bloß der erste Monat, sondern das ganze Jahr unter des Janus Obhut gestellt, ja das ganze Leben der Menschen. Varro fängt die Reihe der Gottheiten, die das menschliche Leben schirmen, mit Janus an. Janus hieß geradezu im Allgemeinen der Begünstiger aller Anfänge (initiator), der Rathgeber zu Allem. Bei jedem Opfer, das man beim Beginn einer Sache, eines Geschäftes irgend einem andern Gotte zollte, wurde zuvor dem Janus ein solches dargebracht, er im Gebete zuerst angerufen. Wenn vornehmlich ein Krieg unternommen werden sollte, war es Janus Quirinus, dem der Feldherr im Tempel am Capitol zuerst seine Andacht zollte.

Aber nicht minder war ihm alles das heilig, was mit der Zeit zusammenhängt, was das Jahr bringt, namentlich was für den Landmann das Wichtigste ist, das Säen. Janus wurde Landgott, wurde Saatgott (Janus consivius), Gott des ländlichen Jahressegens. Darum brachte ihm der Ackersmann, ehe die Aernte anfing, ein Voropfer und rief ihn als den väterlichen Janus (pater J.) um Gnade

und Segen für das ganze Haus an. So trat er nahe dem Wirkungskreise der Ceres u. a. agrarischen Gottheiten und wurde mit ihnen bei Einweihung der Ackerfelder angerufen.

Allein er war segnender Gott auch in städtischen und Staatsangelegenheiten. Die Curien begannen wahrscheinlich ihre Versammlungen mit Anrufung des Janus, der deßhalb curatius oder curiatius hieß. Eben so opferte man auf dem Altare, den Volk und Senat im Jahre 13 v. Chr. dem Augustus errichtet hatten, ihm sammt der Pax, Concordia und Salus.

Janus war mithin ein sehr hoch gefeierter, aber auch vielseitiger Gott, und aus dem letzten Grunde eben so vieldeutig. Es ist fast unglaublich, für was Alles ihn die Alterthumsforscher der ältern Zeit ausgegeben, wie falsch sie ihn aufgefaßt, gedeutet haben, und wie schwer es demnach ist, glücklich durch diese Klippen hindurchzuschiffen, um das Richtige zu finden. Am schalsten ist jener Pragmatismus, der den Janus zu einem der ältesten Könige Latium's macht.

Der Cultus des Janus war ächt italisch, aus keinem griechischen hervorgegangen, mit keinem griechischen zu vergleichen. In Rom gehörte er zu den latinischen aus Alba Longa. Auch hatte der Gott seine älteste Cultusstätte in der Regina, in dem romulischen Stadtviertel. Damit stimmen Dionysius' von Halicarnassus Forschungen überein, der ihn einen heimischen, localen Gott der Latiner nennt. Außerdem besaß er am Fuße des Argiletum eine ebenfalls sehr alte Cultusstätte und auf den Esquilien gleichfalls. Seine Tempel waren nichts als nur ein Durchgang, seine Darstellung ein Kopf mit zwei (bifrons, geminus) oder vier (quadrifrons) Gesichtern. So sollte namentlich aus Falerii ein Bild des Gottes mit vier Gesichtern gekommen sein, passend zu einem Durchgange für zwei einander durchkreuzende Straßen.

Das Hauptfest wurde ihm am ersten Januar beim Beginn des neuen Jahres gefeiert. An diesem Tage traten die Consuln (in der spätern Zeit, nachdem der Kalender verbessert worden) ihr Amt an. Jeder Römer war beflissen, jedes Wort und jede That zu vermeiden, was als ein Omen für die Folgezeit gelten konnte. Mit guten Wünschen begrüßte man sich. Um sich und Andere glücklich und froh zu machen, beschenkte man sich: ein Gebrauch, dessen Ursprung weit zurückversetzt wird, in die Zeit des sabinischen Mitkönigs T. Tatius. Man nannte diese Gaben strenae: sie bestanden anfänglich in der Zeit der Einfachheit der Sitten in getrockneten Feigen, eingewickelt in Lorbeerblätter. Selbige sollten andeuten, daß man dem Beschenkten wünsche, als ein tüchtiger, thatkräftiger Mensch (vir strenuus) alle Handlungen mit Muth und Kraft auszuführen, woraus man eben jene besondere Göttin Strenua bildete. S. oben S. 514.

Das Janiculum hatte offenbar seinen Namen vom Janus, so wie mehrere Hügel von den auf ihnen oder bei ihnen verehrten Gottheiten.

4. Anna Perenna oder Anna und Perenna.

Dieſe Göttin niederer Gattung, wahrſcheinlich weil ihr Cultus ſpätern Urſprungs, verdankt ihre Entſtehung einem Feſte, das der Römer alle Jahr den 15. März beging. Das Volk ſammelte ſich da am Ufer der Tiber, zwiſchen der milviſchen Brücke und der Einmündung des Anio auf der Wieſe; Männer und Frauen lagerten ſich paarweiſe im Graſe, ein Theil unter freiem Himmel, wenige unter Zelten, einige unter Lauben u. ſ. w. Es war das Feſt der ſonnigen Frühlingsluſt. Jetzt ging das jährliche Leben wieder an; mit dem Lenze kehrte ein neues Jahr wieder. Man wünſchte ſich einander und betete, daß man froh und geſund dieß Jahr und viele andere durchleben möchte (ut annare perennareque commode liceat). Es war alſo urſprünglich gewiß nur ein allgemeiner Wunſch, ein allgemeines Gebet. Allein als man gedachte beides zu concretiſiren, ſo machte man aus den dabei ähnlichen Verben annare und perennare eine beſondere Göttin Anna Perenna — es mußte eine Göttin in der Vorſtellung werden, weil der Name ſich von einem Verbo auf a purum bildete und die Femininal-Form der erſten Declination annahm — der man nun dabei opferte, um von ihr zu erlangen, daß man jenen Wunſch erreiche. Das Feſt war alſo eine Art Neujahrsfeſt, wo man ſich und Andern gratulirte und den Tag in froher Laune hinbrachte, von Seiten des Volkes nicht ohne mancherlei unanſtändige Scherze und Geſänge. Das gab denn auch Veranlaſſung zu einer ähnlichen Legende vom Mars (als dem Gotte des Volkes der Landbewohner und des Acker- und Viehſegens) und der Anna Perenna.

Im Zeitalter ſynkretiſtiſcher Deuteleien, wo man jede ſolcher ſonſt unbekannter Gottheiten niederer Gattung zu höhern und bekanntern umſchuf, da wollte man in ihr bald die Luna, bald die Themis, bald die Io, bald eine Nymphe erkennen. Und als man zu pragmatiſiren anfing, da ſollte ſie zur Zeit, wo die Plebejer aus Erbitterung über den Druck der Patricier auf den heiligen Berg zogen, eine alte reinliche Frau aus Bovillä, in der Nähe von Rom geweſen ſein, die das Volk täglich mit Kuchen verſahe, als es anfing, Mangel an Lebensmitteln zu leiden. Aus Dankbarkeit dafür habe das Volk ſie, nachdem es ſich mit den Patriciern verſöhnt, der Verehrung werth geachtet. Hiernach wäre Anna Perenna eine plebejiſche Gottheit geweſen.

Nachdem die Aeneas-Sage ſich entwickelt und aus der karthagiſchen Sage auch eine Karthagerin Anna (eigentlich Hanna) als Schweſter der Dido aufgenommen hatte, da wurden beide Anna's mit einander vermengt und die Anna Perenna zu Dido's Schweſter. So ſelbſt bei Virgil. So verſiegte das urſprünglich Göttliche wieder.

Von einer Kunſtdarſtellung der Anna Perenna verlautet nichts.

5. Camena und Carmenta oder Carmentis.

Camena (von canere = ſingen) heißt die Sängerin. Dieſelbe Bedeutung hat das Wort Carmenta oder Carmentis (von carmen). Im höchſten Alterthume war ſingen = weiſſagen, weil man gewohnt, die Weiſſagungen in Verſen zu geben; aus dem Grunde galten die Camenen oder Carmentes urſprünglich für Göttinnen der Weiſſagung. Nun wurden aber beſonders die Quellen vorzüglich als begeiſternd zum Wahrſagen, als weiſſageriſch betrachtet, auch bei den alten Römern. Und ſo ſind denn die Camenen ſolche Göttinnen, welche in Hainen und an Quellen weilen und die Zukunft der Menſchen vorher verkündigen können. So war bei Aricia in Latium — und dieſer Cultus war ohne Zweifel älter als Rom, folglich der Camenen-Dienſt ſchon vor-römiſch — den Göttinnen ein Hain geweihet mit der Quelle Egeria, mit deren Nymphe bekanntlich Numa verkehrt haben ſollte. Dieſer Verkehr wird nicht minder ein Verkehr mit den Camenen genannt. Doch verſetzt die Sage denſelben auch in die Nähe Rom's vor das capeniſche Thor. Folglich hat wohl daſelbſt ebenfalls ein ſolcher Camenen-Cultus ſtattgefunden. Geweiht wenigſtens war die daſige Quelle den Camenen, nach der deßfallſigen Legende zu urtheilen, und daß man ſelbige für beſonders heilig hielt, davon zeugt, daß die Veſtalinnen von da her täglich Waſſer zur Beſprengung und Reinigung des Veſta Tempels holten.

Plutarch berichtet, Numa habe beſonders die Camena, Tacita (die Schweigſame) genannt, zu verehren angegeben. Nun wäre zwar »ſchön und ſinnig der Gedanke, das Stillſchweigen zu einer Camene oder Göttin des Geſanges zu machen, da Stille dem Nachdenken, dem begeiſterten Schwunge der Seele, der dichteriſchen Production günſtig iſt.« Allein wir leſen bei keinem Schriftſteller von einer ſolchen Camene und von deren Verehrung. Das Ganze iſt wohl ſehr ſpät erfunden in Bezug auf die bekannte Schweigſamkeit der Pythagoreer, da Numa, nach unchronologiſcher Annahme, mit Pythagoras in geiſtigem Verkehre geſtanden haben ſollte.

Die Dichter in ſpäterer Zeit, da wo nun der Hellenismus die Römer durch und durch angeſteckt hatte, brauchten den Ausdruck Camene und Camenen für die griechiſchen Muſen als Göttinnen des Geſanges und der Dichtkunſt überhaupt. Eine eigentlich latiniſche oder römiſche Idee war das nicht, obwohl damit nicht geſagt werden ſoll, daß das römiſche Volk aller Dichtungsgabe baar und ledig geweſen ſei und gar keine Volkslieder z. B., gehabt habe: wir finden davon Zeugniſſe genug. Allein der Römer liebte den Geſang nicht in dem hohen Grade wie der Grieche, konnte alſo darin auch nicht ſofort etwas Göttliches finden. Dieſe Vorſtellung überkam er erſt mit der Kunde der griechiſchen Religion. Auch ward ſie nicht zum Glauben des Volkes, obgleich ein Tempel und Statuen der Muſen in Rom errichtet wurden. Es blieb immer fremde, griechiſche Idee;

höchstens daß die Dichter sie benutzten und ihre Leser kennen lehrten.

Carmenta oder Carmentis scheint der ältere und gewöhnlichere Name gewesen zu sein. Wenigstens hatten die Carmentes von uralter Zeit her an dem nach ihnen benannten carmentalischen Thore, am Fuße des Capitoliums, Altäre oder einen Altar — einen Tempel erwähnt Gellius und Sextus Rufus — und es wurde ihnen, oder der Carmenta allein, ein Fest gefeiert, die Carmentalien (am 11. Januar). Ursprünglich waren die Carmentes oder die Carmenta doch gewiß Weissagerinnen. Man nahm zwei an: die Porrima (Vorwärts-Gekehrte) oder Prorsa, auch Antevorta und die Postvorta, von denen jene die Vergangenheit, diese die Zukunft zu enthüllen wüßte. Die erstere, gleichsam die epische Muse, war wohl erst später angenommen worden. Man nannte dieselben auch Schwestern der Carmenta oder Gefährtinnen derselben. Es herrscht in dem Allem ein großes Schwanken, weil es hier durchaus an uranfänglichen festen Bestimmungen und an sichern Begriffen fehlte.

Das Heiligthum jener weissagenden Göttinnen mochte besonders von Frauen frequentirt werden, die guter Hoffnung waren und gern wissen wollten, welches Geschick sie bei der Geburt haben würden. So deutete man denn jene Namen auf die Arten der Geburt (wofern nicht diese Bedeutung die ursprüngliche ist), und es betrachteten die Frauen jene Göttinnen als zusühnende Dämonen und feierten ihnen ein Fest, auch Carmentalien geheißen, am 15. Januar. Die wohl- und vielgebährenden Weiber brachten dann ihnen (oder der einzigen Carmenta) ihre Verehrung dar. »Durch glückliche und leichte Geburt wird dem Menschen das ihm durch Schickung und göttliche Fügung beschiedene Lebensloos unverkümmert zu eigen, daher konnte Carmenta in der griechischen Themis, welche ebenfalls die Seele der zusprechenden göttlichen Satzung ist, wieder gefunden werden; auch erklärte man sie für die Moira, die Zutheilerin, dem Begriffe derselben — völlig gemäß. Carmenta's Schutz folgte aber sogar dem Kinde durch seine Entwickelung; darum ward ihr am 11. und 15. Januar für die Jünglinge und Jungfrauen, in deren Alter sich mit der Ausbildung des Leibes dessen Fehllosigkeit entscheidet, an zwei Festen geopfert.«

Mit diesem Feste und mit diesem Cultus brachte Unkritik, indem man etymologisch carpentum (Wagen) mit carmenta in Verbindung setzte, eine historische Begebenheit aus der Zeit des Krieges mit Veji in Zusammenhang, wonach die Frauen in Rom das Recht oder die Ehre erlangt hätten, zu den Spielen und Festfeiern fortan in Hängewagen und außerdem an Fest- und Werkeltagen in andern Wagen zu fahren. Und als man ihnen nun später dieses Recht entzogen, jedoch bald, weil der Staat durch ihren Groll in Noth gerieth, ihnen dasselbe wieder gegeben habe, sollten die wohl- und vielgebährenden Frauen der Carmenta den Tempel gestiftet haben.

6. Fortuna.

Wenn Janus ein Gott der Anfänge, Carmenta die Göttin der Weissagung dessen war, was geschehen sollte, so fehlte noch eine Gottheit als Förderin der günstigen, als Abwenderin der ungünstigen Umstände. Das war die Fortuna oder Fors Fortuna (von fero, eigentlich was sich zuträgt). Den ersten Tempel derselben (auf dem Forum Boarium) soll bereits Servius Tullius gestiftet haben, dessen Statue auch noch in spätern Zeiten sich darin vorfand, wenn man recht gesehen und gedeutet hat; denn manche Alterthumsforscher wollten in dieser Bildsäule eine alterthümlich gekleidete Fortuna sehen. Auch mehrere andere derartige Cultusstätten sollte der genannte König angelegt haben. Doch ist der Cultus nicht italisch, nicht ächt latinisch, sondern höchst wahrscheinlich von den Griechen entlehnt, der Tyche derselben entnommen. Aber er ist so heimisch in Rom gewesen, es geworden durch die vielen günstigen Ereignisse, deren sich die Stadt und der Staat der Römer im Laufe der Zeit zu erfreuen gehabt, daß man ihn als einen besondern Absenker des griechischen betrachten darf. Haben die Römer ihn nicht unmittelbar von den Griechen angenommen, so konnten sie ihn von Präneste, von Antium erhalten, in welchen beiden benachbarten Städten berühmte Fortuna-Tempel gewesen sind.

Die Göttin war ihnen theils eine private (für Familienverhältnisse, F. privata; als solche hatte sie auf dem Palatium ein Heiligthum), theils eine öffentliche (für die Angelegenheiten des Staates, F. publica). Sie war ihnen theils eine gute (F. bona s. blanda, averruncа), theils eine gefährliche Göttin (F. mala s. prava).

Man glaubte in Bezug auf die Privatverhältnisse der Menschen theils daß Fortuna ihren Liebling, von der Geburt an, begleiten könnte, und nannte sie deßhalb Primigenia (Göttin des Glückes von der ersten Geburt an), theils daß sie dem männlichen Geschlechte beistände, namentlich dazu verhülfe, daß die Knaben und Jünglinge zum männlichen Alter, dessen Zeichen der Bart, heranwüchsen (F. mascula oder barbata), dem weiblichen dagegen, daß die Frauen aus dem Stande der Jungfrauen in den selbstständigen einer Hausfrau traten (F. virginensis, die ihren Tempel auf dem Esquilinus hatte, wohin die jungen Ehefrauen ihren Brautgürtel weihten), daß sie Frauen blieben, nicht Wittwen würden, oder sich zum zweiten Male verheirathen müßten (F. muliebris, die in Rom ebenfalls einen Tempel an der latinischen Straße besaß, deren Ursprung man fälschlicher Weise — es erhellt das hauptsächlich aus dem Gebrauche, daß keine Frau, die sich zum zweiten Male verheirathet hatte, die Bildsäule der Göttin berühren durfte, vergl. Niebuhr's röm. Gesch. II, S. 115 [der 2. Ausg.] — in späterer Zeit auf eine politische Veranlassung, auf die Abwendung der Gefahr der Erstürmung Rom's von Seiten des Coriolan durch seine Mutter und Frau bezog), daß sie sich die Liebe der Männer erhielten (F. virilis, welche bei einer warmen Quelle

so verehrt wurde, daß die Weiber sich badeten und die Göttin anriefen, die Fehler ihres Körpers den Gatten zu verbergen und ihnen die Zuneigung derselben nicht zu entziehen; sehr sinnig stand ihre Bildsäule bei dem Altare der Venus mit dem Arbeitskorbe), theils daß sie den Aeltern das Glück gewährten, Kinder zu besitzen (F. liberum).

Als öffentliche Göttin genoß sie zuerst Verehrung von den Plebejern (F. plebeja). Diese kamen den 24. Juni zur Feier eines besondern Festes aus der Stadt und vom Lande zu Fuß und auf Kähnen zum Tempel der Fortuna an der Tiber herbei, bekränzten sich und ihre Schiffe und brachten den Tag in Freude und mit Gelagen hin, sodann von den Patriciern (F. patricia), in welcher Weise, ist jedoch unbekannt; ferner von den freien Leuten im Gegensatze zu den Sklaven (F. libera). Der Fortuna der Ritter oder der Reiterei (F. equestris) war ein Tempel 180 v. Chr. gelobt und sechs Jahre nachher von dem Consul Fulvius Flaccus geweihet worden, als er die Celtiberier in Spanien, wahrscheinlich eben mit Hülfe der Reiterei, schlug. Er stand an dem Circus Flaminius. Als Göttin des Kriegsglückes überhaupt galt ihr wohl der Tempel, den 272 v. Chr. der Consul Carvilius aus der Beute errichtete, als er die Samniter überwunden. Und auf Inschriften findet sich eine F. victrix, sogar eine F. praetoria, cohortis u. s. w. Zur Zeit des Kaisers Augustus huldigte man einer Fortuna Augusta.

Außerdem gab es noch eine Menge anderer Benennungen und Eigenschaften, unter welchen Fortuna speciell verehrt wurde, z. B. eine F. comes (Begleiterin auf Reisen), redux (glücklich nach der Heimath zurückführende). Sogar eine »Fortuna des heutigen Tages« hatte man, und diese einen besondern Tempel.

Neben einer ihrer Statuen auf dem Capitolium stand die des bonus Eventus (des guten, glücklichen Erfolges), was aber nur fremde Idee war. Doch hatte derselbe Gott einen besondern Tempel auf dem Marsfelde. Allein wir wissen nur das von diesem Culte, nichts weiter, so daß darüber kein Urtheil möglich ist.

7. Felicitas oder Faustitas.

Beide Ausdrücke bedeuten den wirklich bestehenden Zustand des Glücks, die Glückseligkeit. Die erstere hatte als Göttin einen Tempel in der fünften Region der Stadt. Die zweite ist wohl nur ein Synonym der erstern.

Auf Münzen erscheint die Felicitas als Matrone mit dem Füllhorn in der einen, dem Heroldsstab in der andern Hand, und dem Modius auf dem Haupte. Alles Symbole der segensreichen Fülle.

8. Libertas,

die Göttin der Freiheit, erſt ſpät apotheoſirt. Ihr ward nehmlich erſt durch den Vater des Conſuls Tib. Sempronius Gracchus ein Tempel auf dem Aventinus aus Strafgeldern geweihet. Es bezog ſich die Stiftung wohl auf die errungene Freiheit der Plebejer von dem Drucke der Patricier, war alſo politiſchen Weſens. Im zweiten puniſchen Kriege verlieh derſelbe Gracchus den Freiwilligen, welche Sklaven geweſen waren, als Preis ihrer Tapferkeit, die Freiheit, und ließ zum Andenken dieſer Begebenheit ein Gemälde anfertigen und weihte es in den Tempel der Libertas. Alſo hier ebenfalls Beziehung auf öffentliche Zuſtände.

---

9. Pax (Friedensgöttin).

Die Verehrung dieſer Göttin ward auch erſt ſpät eingerichtet, wahrſcheinlich eine Nachahmung der apotheoſirten griechiſchen Eirene. Als Auguſtus im Jahre 13 v. Chr. nach glücklicher Beilegung der Unruhen in Spanien, Gallien, Germanien nach Rom zurückgekommen war, errichtete Senat und Volk in Schmeichelei der Pax einen Altar in der Curie, und auf demſelben wurde ihr zwei Mal im Jahre, nebſt der Concordia und der Salus, geopfert. Wahrſcheinlich hat der Dienſt nicht lange beſtanden.

Später wurde von Veſpaſian ein zweiter Tempel derſelben Göttin nahe am Forum gebauet.

---

10. Vacuna (Göttin der Muſse).

Ihr opferte und feierte man, wenn man beim Einbruch des Winters von der Arbeit des Feldes oder des Krieges zur erwünſchten Raſt am väterlichen Heerde zurückgekehrt war. In letzterer Beziehung konnte ſie bei erfolgtem Frieden nach einem Siege auch mit der Victoria identificirt werden. Varro ſtellt ſie der Minerva gleich, inſofern ſie wiſſenſchaftlichen Studien Nahrung gab.

---

11. Honor.

Dem Honor oder der Ehre als einem Gotte wurde zuvörderſt im galliſchen Kriege in dem Treffen bei Claſtidium von Marcellus ein Tempel gelobt nächſt der Virtus in dem Sinne: wie nur durch Tapferkeit wahre Ehre erreicht werde. Es geſchahe das im Jahre 222 v. Chr. Die Weihe deſſelben zog ſich aber manche Jahre noch hin, bis 208. Einen gleichen ließ Marius nach Beſiegung der Cimbern aus der Beute errichten. Endlich ward dem Gotte allein ein Tempel vor dem colliniſchen Thore erbauet, wie die Legende ſagte, in Folge der Auffindung einer dazu mahnenden Inſchrift. Von einer wirklichen Verehrung des Gottes durch Opfer, Gebete u. dergl. wiſſen wir jedoch nichts.

---

12. Nemeſis.

Dieſe durchaus griechiſche Göttin fand erſt in der hiſtoriſchen Zeit in Rom Eingang, aber wohl ſchwerlich in den Volksglauben. Ihr Bild ſtand auf dem Capitol, und ſie ſollte die Wirkungen des Neides in Bezug auf den römiſchen Staat abhalten und vernichten: folglich ward ſie als politiſche Göttin betrachtet.

II.

Die Gottheiten der Unterwelt.

1. Manen.

Manes, ein ächt lateiniſches Wort, bedeutet urſprünglich die Guten. So nannte man aber vorzugsweiſe die Geiſter der Verſtorbenen, und von dieſen glaubte man, ſie wären nach der Beſtattung der Leiber Götter geworden, weilten für gewöhnlich im Innern der Erde, könnten von da aus auf die Oberwelt wirken oder kämen ſelbſt bei beſondern Veranlaſſungen auf die Oberwelt empor. Nehmlich auch bei den Römern fand im höhern Alterthume, in manchen Familien, z. B. in der corneliſchen, ſogar bis in die ſpäten Zeiten der Gebrauch ſtatt, daß die Todten dem kühlen Schooß der Erde anvertrauet, begraben wurden. Daher konnte auch bei ihnen, wie bei den Griechen, der Glaube Nahrung finden, die Todten weilten in der Erde. Erſt ſpäter gewann das Verbrennen der Leichname allgemeinen Eingang, aber ohne die frühern Vorſtellungen zu verdrängen oder zu verdunkeln. Und daß man die Seelen der Verſtorbenen für höhere Weſen glaubte, lehrt die Gewohnheit, daß, ſobald man bei dem Abbrennen des Feuers nichts als die Knochen erblickte, man ausrief, der Todte ſei ein Gott geworden (Plutarch. Quaest. Rom. 14.). Ueberhaupt ſcheint unter dem Volke die Meinung geherrſcht zu haben, man werde nach dem irdiſchen Tode ein Gott (Corn. Nep. fragm.). Daher werden die Manen auch gewöhnlich *dii* Manes geheißen. Man nannte nun dieſe Geiſter »die Guten,« theils aus Pietät wohl und aus dem Grundſatze: de mortuis nil nisi bene, theils weil man ſich dieſelben als leicht verletzlich dachte, die immer mit einer gewiſſen Religiöſität und Rückhaltung behandelt, begütigt werden müßten. Denn von der Trauer über einen Todten iſt im Gedanken ein leichter Schritt, ſich denſelben als traurig, als wehmüthig, als empfindlich, als finſter und mürriſch vorzuſtellen. Daher betrachtete man den Scheiterhaufen, die Grabſtätte als eine wahrhaft heilige Stätte, der man ſich nicht ohne heiligen Schauer nahte. Daher auch die im Heidenthume ſo gewöhnliche Ceremonie, dort an ſolcher Stelle ſühnende Opfer, beſonders Menſchenopfer, Spiele, bei den Römern blutige Gladiatoren-Kämpfe zu veranſtalten. Durch Blut nehmlich wähnte man insbeſondere die Manen zu verſöhnen. Zudem brachte man ihnen Spenden von beruhigenden und

mildernden Ingredienzien dar: von Waſſer, Milch, Honig, Oel, Wein.

Die eigentliche Manen-Verehrung fand am Grabe ſelbſt ſtatt, ſogleich nach der Beſtattung des Todten, ſodann am 9. Tage darnach, endlich gab es ein allgemeines Todtenfeſt im Februar, wo jede Familie das Andenken an ihre verſtorbenen Glieder überhaupt feierte. Woher es denn auch wohl gekommen iſt, daß man bei den Römern im Allgemeinen von Manen in der Mehrzahl zu ſprechen pflegte. Doch wurde ihnen auch die Erhaltung mancher Menſchen bei Krankheiten zugeſchrieben und ſie folglich als gütige Weſen verehrt (Orelli. 1480.).

Wie man ſie ſich im Volke hinſichtlich ihrer Geſtalt vorſtellte, darüber finden wir keine Andeutung; denn in der literariſchen Zeit iſt auf ſie die Idee der Griechen von den Schatten übergetragen. Weil man ſich ihren Wohnſitz in der Erde dachte, ſo ſind ſie auch mehrfach mit der Tellus verbunden: als welche ſie ſogar gedacht werden konnten, daß ſie vulkaniſche Erſcheinungen erzeugten. In dieſer Beziehung konnten ſie ſogar als ſtaatliche Gottheiten betrachtet werden. In Rom ſelbſt, auf dem Comitium war eine eben wie der Himmel gewölbte Grube, Mundus geheißen. Dieſe war, mit Ausnahme von drei Tagen, das ganze Jahr mit einem Stein geſchloſſen, den man lapis manalis nannte, ein Ausdruck, der für dieſen Fall offenbar auf die Manen hinweiſt, von denen man auch glaubte, daß ſie bei der Eröffnung des Mundus auf die Oberwelt kämen. Die Tage ſolcher Feier waren deßhalb den unterirdiſchen Gottheiten geweihet. Die Manen werden deshalb neben dem Dispater und dem Vejovis aufgeführt und genannt. Als ſich im Jahre 366 v. Chr. mitten auf dem Forum von Rom eine Höhle von ungeheurer Tiefe bildete, die man vergeblich auszufüllen ſich bemühte, und die Weiſſager erklärten, ſie könne nur mittelſt deſſen ausgefüllt werden, wodurch das römiſche Volk am meiſten vermöchte, da weihte ſich Curtius, wie es heißt, der Tellus und den Manen: er verſöhnte ſie durch ſein eignes Menſchenopfer, die durch dieſe vulcaniſche Erſcheinung ihren Zorn zu bekunden geſchienen. Eben ſo weihten ſich die beiden Decier, als dem Tode für's Vaterland, den Manengöttern und der Mutter Erde (dMs Manibus matrique Terrae). Endlich war es im Jahre 126 v. Chr., da erſchütterten Erdbeben einige Tempel auf dem Capitolium; der Aetna that eine Eruption, und das Meer bei den liparíſchen Inſeln ward ebenfalls unruhig, und Schlamm, mit Flammen durchzuckt, quoll aus ihm herauf. Da wurden von Staats wegen Abgeordnete dorthin nach Lipara geſandt, um nebſt den Seegottheiten den Manen zu opfern.

Das ſynkretiſirende ſpätere Alterthum hat die Manen vielfältig mit den Genien und mit den Laren verwechſelt, obwohl alle dieſe Arten höherer Weſen beſondere Eigenſchaften haben, wenigſtens eine verſchiedene Herkunft. Dieß, ſo wie die mancherlei philoſophiſchen und mythologiſchen Grübeleien der letzten Periode machen dem Forſcher dieſen Gegenſtand ſehr ſchwierig und nicht eben erfreulich. Und

doch liegt in dem Ganzen eine große Pietät und ein Zeichen der Ahnung und Hoffnung einer Fortdauer nach dem Tode. Man erschuf auch eine Genealogie der Manen und nannte die Mutter derselben Mania oder Mana Genita. Ihr wurde aber mit dem Genius geopfert, und die Compitalien mit gefeiert; darum machte man sie zur Mutter der Laren. Ihr fielen Menschenopfer in der ältern Zeit, damit sie als eine gute Göttin die bösen Geister von den Häusern der Einzelnen abhielte. Aus dem Grunde hing man an den Häusern Bilder derselben auf. Man betrachtete sie als ein besonderes Wesen.

2. Terra oder Tellus.

Oben (S. 531.) haben wir diese Göttin als eine Göttin der Oberwelt kennen lernen, die als Mutter Erde den Menschen Aerntesegen bietet. Aber sie ward auch zugleich als ein weibliches Wesen gedacht, das innerhalb des Erdkörpers waltete: das nicht bloß die Erdbeben hervorbrächte — man suchte sie daher bei solchen Phänomenen zu sühnen; man gelobte und bauete ihr bei solchen Gelegenheiten Tempel (vergl. z. B. Flor. I, 19.) — sondern man wähnte nun auch und brachte damit in Verbindung, daß sie — die Erde selbst ist im Innern finster und unerfreulich — gleich den Manen eine finstere, leicht zu beleidigende, leicht zürnende Göttin sei, die durch geeignete Opfer immer gehörig gesühnt sein wollte, vornehmlich durch Menschenopfer, wie ihr ja die Todten gleichsam dargebracht würden, die sich an dergleichen gleichsam gewöhnt hätte. Darum weihte sich, wie wir oben gesehen haben, ein Curtius, ein Decius ihr und den Manen. Sie hatte mithin eine Doppelnatur, die auch bei ihren Opfern, den Forticidien, hervortrat, wie die Ceres, mit der sie auch öfter verwechselt wird, nur mit dem Unterschiede, daß bei dieser die Idee einer Göttin des Ackerbaues die vorherrschende war und blieb. Hatte ein Erbe nicht richtig seine Erblasser bestattet, so ward er gezwungen, der Tellus und Ceres ein weibliches Ferkel zu opfern (praecidanea); sonst war die Familie nicht rein. Doch bezog sich dieses Opfer auch auf Aernte. Man sieht, wie bei den Römern gleichfalls, in späterer Zeit, die Begriffe der Saat und der Aernte mit denen des Sterbens und Begrabens zusammenfallen.

3. Dis und Proserpina.

Dis ist eigentlich nichts weiter als eine treue Uebersetzung des griechischen Wortes Pluto, ist verwandt mit dives (reich) und bedeutet, wie Pluto, den Reichen, d. i. den Reichthumgeber, insofern

die Erde uns aus ihrem Schooße den Reichthum an Metallen bietet. Hiernach zu urtheilen, scheint der Römer ursprünglich gar nicht an ein wirkliches Todtenreich im Innern der Erde gedacht zu haben, sondern dieß waren Ideen, die ihm erst die Bekanntschaft mit dem Hellenismus gewährte, und zwar gewiß sehr spät gewährte. Denn in allen jenen ältern Weiheformeln kommt der Name Dis nicht vor. Gleicher Weise ist Proserpina, so lateinisch (von proserpere, hervorkommen, keimen; mithin trifft auch die Bedeutung mit dem Gegenstande überein, auf den sich der Cultus bezog) der Name erscheinen mag, doch nichts Andres als das verkauderwelschte, dem Latinismus angepaßte »Persephone.« Dieser Dienst also der beiden unterirdischen Herrscher ist rein hellenisch, eine bloße Fortsetzung des griechischen und wahrscheinlich erst ziemlich spät in Rom heimisch geworden.

Hier war ihnen das Tarentum, d. h. ein Theil desjenigen Feldes, welches später den Campus Martius bildete, geweiht. Sie hatten daselbst einen unterirdischen Altar, 20 Fuß tief, welcher bei den betreffenden heiligen Gebräuchen aufgedeckt, benutzt und dann wieder mit Erde verdeckt ward. An diese Cultusstätte war die Säcularfeier geknüpft, deren Zweck die Sühnung der Unterweltsgötter. Ein aus der Erde aufsteigender oder irgend ein Mal aufgestiegener Rauch bekundete ein unterirdisches Feuer und den Zorn dieser Gottheiten. Darum wurden nächtliche feierliche Spiele angeordnet (ludi taurii oder terentini) mit Opfern von schwarzen Stieren, wie sie sich für die Herrscher in der schwarzen Unterwelt ziemten. Mythisch wird ihr Ursprung einem Sabiner zugeschrieben. Aber darum sind sie nicht und die Vorstellung von jenen Gottheiten sabinisch. Nach Festus sind die taurischen Spiele unter Tarquinius Superbus eingeführt worden, als eine Krankheit die Frauen heimsuchte. Sie wurden im flaminischen Circus gehalten, angeblich, damit nicht die Unterirdischen innerhalb der Stadt hervorgerufen würden.

Auf dem Circus Maximus war ebenfalls ein Altar unter der Erde, wie man sagte der des Gottes Consus, den man an dem Feste der Consualien aufdeckte, wo ihm von dem Priester des Quirinus und von den vestalischen Jungfrauen ein Opfer dargebracht wurde. Auch mit diesem Feste waren Spiele und Pferderennen verbunden, und es leidet wohl keinen Zweifel, daß sie gleichen Ursprung und gleichen Zweck hatten wie die terentinischen. Nur mochte der später hervortretende Neptun-Cultus die ursprüngliche Idee mit der Zeit verdunkeln.

Dem Gotte Dis war die Cypresse geweihet, aber erst nach später Ansicht, nicht lange vor Cäsar's Zeit. In später Zeit heißt er oft Jupiter stygius von seinem vermeintlichen Wohnsitze, so wie Proserpina Juno stygia.

Als gütiger, väterlich gesinnter Gott hieß er auch Dispiter oder Dis pater.

Werfen wir, nachdem wir den etwas mühsamen Weg zurückgelegt haben, auch hier einen Rückblick auf das Ganze! Da finden wir denn erstens bestätigt, was schon in der Einleitung bemerkt worden, daß die Religion der Römer dürftiger, magerer ist als die griechische: es fällt das Poesiereiche, das Künstlerische, das Aesthetische fast ganz weg. Sodann ist der Kreis der eigentlich und ursprünglich römischen Gottheiten bei weitem beschränkter: beschränkt vornehmlich auf das Materielle, auf das Unmittelbar-Nützliche, auf die gewöhnliche Praxis im täglichen Leben. Diese Partie ist wohl vertreten, sogar sehr stark vertreten im Oekonomischen, im Kriegswesen, weil solches den Römer ganz besonders interessirte. Dagegen fehlt das Höhere, Geistige, Intellectuelle und Aesthetische fast ganz. Das Moralische ist ziemlich edel repräsentirt, aber doch mehr in Bezug auf das Praktisch-Tüchtige als auf das Rein-Sittliche, indeß schon das anzuerkennen. Vom Mysteriösen hielt der Römer an sich gar nichts: ihn kümmerte das irdische Leben, die Gegenwart, nicht die ungewisse Zukunft nach dem Tode; er war mit jener zufrieden, und nur erst der Hellenismus hat ihm derlei Ideen zugebracht. Bei seinem ganzen Cultus herrscht die Ansicht vor, daß die Götter ihm schaden können, und wenn ihm etwas Unglückliches widerfährt, daß sie ihm haben schaden wollen, Rache nehmen für Vernachlässigungen, Bevortheilungen, Verabsäumungen; wenn ihm dagegen etwas Gutes geschehen, daß er sich solches verdient habe durch seine gewissenhafte Pünktlichkeit und Treue (religio) im Geben dessen, was der Götter wäre. Am wohlthuendsten dem Herzen tritt uns sein religiöses Denken und Treiben im häuslichen und ehelichen Leben entgegen, am glänzendsten im staatlichen, in seinen Kämpfen und Siegen; denn da war er selbst am größten.

Register

zur erſten Abtheilung über die griechiſche Religion.

A.

Achelous 418 f.
Achilles 51.
Acuſilaus 70.
Adonis 183.
Aeolus 151 ff.
Aegipan ſ. Pan.
Agamemnon 51.
Aganippe 273.
Aglaja 293.
Aglauros (Agraulos) 148 ff.
Aidoneus 377 ff.
Akmon 304.
Alexander der Gr. 87 f.
Ammun 132.
Anädia 370.
Anakes (Anaktes) 315.
Anaxagoras 75. 139. 141.
Anaximander 62 f. 277.
Anaximenes 63.
Anteros 202 f.
Antiſthenes 82.
Aphrodite 171 ff.
Apollo 360 ff.
Ares 320 ff.
Ariſtäus 335.
Ariſtippus 90.
Ariſtophanes 79 f.
Ariſtoteles 84 f.
Artemis 348 ff.
Asklepios 343 ff.
Aſtarte 181 ff.
Ate 239 f.
Athen 74 ff. 85. 110 f.
Athena ſ. Pallas.
Atlas 128 f.
Atropos 231.
Auxeſia 395.
Auxo 161. 292.
Axieros 408.
Axiokerſa (os) 408.

B.

Bacchus 395 ff.
Boreas 153 f.
Briareus 128.
Butes und Butaden (Eteobutaden) 253.
Buzyges 253.

C.

Cabiren 316 f. 405 ff.
Cadmus von Milet 69.
Cadmus (Cadmilus) ſ. Cabiren.
Caſtor 310 ff.
Cephalus 145 f.
Chariten 291 ff.
Chiron 451.
Chriſtenthum 98 ff.
Chthoniſche Gottheiten 33 ff.
Corybanten 126.
Creta 126 f.
Cytus 329. 336.

D.

Dactylen 304.
Damia 395.
Dammameneus 304.
Demeter 378 ff.
Democritus 66.
Dike 165 ff.
Dione 30. 132 f.
Dionyſius v. Halic. 96.
Dionyſius Scythobr. 95.
Dionyſos 55. 395 ff.
Dioscuren 310 ff.
Dodona 89. 124 f.
Dorſanes 304.

E.

Eileithyia 220 f.
Eirene 165 ff.
Eleatiker (die) 64 ff.
Eros 370.
Empedocles 71 f.
Endymion 141.
Enyalius 324 f.
Enyo 323 f.
Eos 143 ff.
Ephorus 81 f. 230.
Epicurus 90.
Erichthonius 150.
Erinnyen 240 ff.
Eros 193 ff.
Erysichthon 253.
Euhemerus 93 ff.
Eumeniden ſ. Erinnyen.
Eunomia 165.
Euneſtus 336.
Euphroſyne 293.
Euripides 80.
Europa 129.
Exegeten 77 f.

F.

Flußgötter 418.

G.

Gäa, Ge 374 ff.
Ganymedes 129.
Giganten 129.
Gyes 128.

H.

Hades 377 f.
Harpyien 155 ff.
Hebe 340 f.
Hecatäus 70 f.
Hegemone 292.
Hekate 354 ff.
Helena 51.
Helios 134 ff.
Hemera 146.
Hephäſtos 283 ff.
Hera 208 ff.
Herakles 298 ff.
Herakliden-Wanderung 41 ff.
Heraklitus 63 f.
Hermes 261 ff.
Herodot 47. 80 f. 143.
Herſe 147 ff.
Heſiodus 51 ff. 104.
Heſtia 222 ff.
Himalia 336.
Himeros 203 f.
Hippo 66.

Hippokrene 273.
Homer 46 ff.
Horen 160 ff.
Horme 370.
Hyaden 415 f.
Hyacinthus 411 f.
Hybris 370.
Hygieia 341 ff.
Hymen (äus) 206 ff.
Hymnen (homerische) 55.
Hypnos 339 f.

J.

Ino 420 ff.
Jo 42. 141.
Jonien 61.
Iris 158.
Isis 143.
Justinianus 111.

K.

Karpo 161.
Kataklothen 231.
Ker, Keren 359 f.
Kleta 292.
Klotho 231.
Kora 392 ff.
Kronius 329. 336.
Kronos 29. 38 f. 54. 243. 329 ff.

L.

Lachesis 231.
Lemnos 283 ff. 406 ff.
Leto (Latona) 372 ff.
Leukothea 422 f.
Lucian 106 f.
Lucretius 470 f.

M.

Maximus v. Tyrus 104 f.
Meergottheiten 419 f.
Mene 139.
Menelaus 51.
Menötius 128 f.
Moira, Moiren 230 ff.
Musa, Musen 271 ff.
Mycenä 212 ff.
Mysterien 34 ff.
Mythen 55 f.

N.

Nemea 126.
Nemesis 236.
Nike 338 f.
Nostus 336.
Notus 155.
Nymphen 271. 413 ff.
Nyx 371 f.

O.

Oenomaus 105.
Olympus 38.
Olympische Gottheiten 33.
Oneiros 340.
Oreithyia 153.
Orion 146. 170.
Orphiker 67.

P.

Palämon 419 f.
Pallas Athene 249 ff.
Pan 325 f.
Pandrosos 147 ff.
Parmenides 65.
Parnassus 273.
Patäken 284.
Pausanias 107.
Pegasus 273.
Peitho 204 ff.
Peloponnesischer Krieg 76.
Persäus 91.
Persephone 392 ff.
Pheme 370.
Pherecydes 71.
Philosophie in Jonien 62 ff.
Philostratus 108.
Pieria, Pieriden 272.
Pimpleia 272 f.
Plato 83 f.
Plejaden 416 f.
Plejone 416.
Plutarch 102 ff.
Pluto s. Hades.
Plutus 337.
Pollux (Polydeukes) 310 ff.
Polybius 96.
Poseidon 423 ff.
Pothos 204.
Priester d. Griechen 35. 113 f.
Prometheus 127 f. 280 ff.
Pythagoras 68 f.

R.

Rhapsoden 77 f.
Rhea 336 f.
Römer 89. 101 f.

S.

Samos 204 f.
Samothracien 407 f.
Saudon 304.
Selene 139 ff.
Skeptiker 105.
Socrates 78.
Sophisten 77.
Spartius 329. 336.
Speusippus 84.
Stoiker 91 f. 105.
Strabo 96.
Strato 92.

T.

Thales 62.
Thalia 293.
Thallo 161.
Thanatos 358.
Theagenes 66 f.
Themis 228 ff.
Theophrast 92.
Theopomp 81.
Θεός 31.
Theseus 45. 230.
Thessalonice 409 f.
Thetis 423.
Thracier 38 ff.
Thucydides 81.
Titanen 128 f. 333.
Tithonus 145.
Triptolemus 45 f.
Triton 252 f.
Trophonius 125.
Tyche 235 f.
Typhon 157.

U.

Uranus 117 f.

W.

Winde 151 ff.

X.

Xenocrates 84.
Xenophanes 64 f. 277.
Xenophon 83.

Z.

Zeno von Elea 65.
Zeno von Citium 90 f.
Zephyrus 154 f.
Zeus 31. 38. 118 ff. 217.

Register

zur zweiten Abtheilung über die Religion der Römer.

A.

Abeona 529.
Adeona 529.
Aequitas 524.
Aesculapius 515.
Aesculanus 508.
Ajus Locutius 435.
Ambarvalien 535.
Amor 527.
Anna Perenna 569.
Annona 554.
Apollo 516.
Argentinus 508.
Armilustrium 536.
Arvalbrüder 534 f.
Augustus, der Kaiser 472 ff.
Aventinus 509.
Averruncus 515.

B.

Bacchus Bacchanalien 547 f.
Bellona 558 f.
Bona Dea 549 f.
Bonus Eventus 573.

C.

Camelliä Virgines 528.
Camena und Carmenta 570.
Caſtor 563 ff.
Catius 512.
Cato d. ä. 466.
Ceres 545 ff.
Cicero 471.
Clementia 524.
Compitalien 507.
Concordia 523.
Conſentes Dii 481.
Conſus 498.
Cupido 527.

D.

Damia 549.
Dea dia 548.
Deus 481.
Deverra 508 f. 539.
Diana 529 ff.
Diespiter 485.
Dioscuren 563 f.
Dis 578 f.
Dius Fidius 522.

E.

Eduſa 512.
Egeria 396.
Ennius 462 ff.
Epona 556.
Etrusker 449.

F.

Fata Scribunda 565.
Fatum 565.
Fatua und Fatüus 541.
Fauna und Faunus 540 ff.
Fauſtitas 573.
Febris 515.
Felicitas 573.
Feſſonia 514.
Fetialen 488.
Fides 521 f.
Flora 551 f.
Flußgötter 496.
Fontus 495.
Forculus 508.
Fortuna 572.

G.

Genita Mana 578.
Genius 510 ff.
Grundulische Laren 508.

H.

Hercules 560 ff.
Homer 575.

I.

Janus 566 ff.
Incubus 541.
Intercidona 539.
Juden in Rom 477.
Juno 489 ff.
Jupiter 483 ff.
Juturna 496.
Juventus 513.

L.

Lacturcia 555.
Laren 504 ff.
Larunda 507.
Larven 508.
Lateranus 494.
Latiner 447.
Laverna 557.
Lemuren 508.
Levana 512.
Libentina 526 f.
Liber und Libera 547 f.
Libertas 574.
Lima und Limentinus 508.
Luna 491 f.
Lupercalien 542.
Lymphä 496.

M.

Magna Mater 550.
Manalſtein 435. 484.
Manen 576 ff.
Mania 578.
Mars 534 ff.
Marspiter 527.
Maſſilia 452 f.
Mater Matuta 492 f
Meergottheiten 496 ff.
Mellonia 556.
Mens 519.
Mercurius 556.
Meſſia 555.
Minerva 517 f.
Molen 537.

N.

Nautier 519.
Nemeſis 575.
Neptunus 497.
Neverita 499.
Nixi Dii 531.
Nodotus 555.
Novenſides Dii 448.
Numa 449.
Numen 481.
Numeria 512.
Numicus 496.
Nymphen 496.

O.

Octoberpferd 435.
Ops 533 f.

P.

Palas 509.
Pales und Palilien 554 f.
Pallor 524.
Parcen 565 f.
Paulus (der Apoſtel) 478.

Parentia 512.
Pavor 524.
Pax 574.
Pecunia 508.
Penaten 502 ff.
Peta 508.
Pietas 521.
Pilumnus 508 f.
Plinius (d. ä.) 476.
Pluto 578.
Pollentia 514.
Pollux ſ. Caſtor.
Pomona 553 f.
Portunus 498.
Potina 512.
Präſtana 560.
Priapus 548.
Promiter 556.
Proſerpina 578 f.
Pudicitia 520.
Puta 556.

Q.

Quellgottheiten 495 f.
Quirinus 559.

R.

Rammenſis 448.
Religio 439.
Rebige, Rebigus 551.
Roma 509.
Romulus 449. 509.

S.

Sabiner 448.
Salacia 497 f.
Salus 514.
Saturnus 532 f.
Scävola (Q. Mucius) 469.
Scipio (P.) 459. 462.
Segetia 555.
Seja 555.
Semo Sancus 522.
Seneca 475 f.
Sentia 512.
Servius Tullius 454.
Silvanus 538 ff.
Sol 491.
Spes 524.
Spiniensis 555.
Stata Mater 502.
Statulius 512.
Sterculius, Stercutius 532.
Strenua 514.
Sturmgötter 493.
Summanus 484.
Suovetaurilien 535.
Symmachus 479 f.

T.

Tacita 570.
Talaſſio (us) 529.
Tarquinius d. ä. 451 ff.
Tarquinius d. j. 455.
Tellus und Tellumo 531 f.
Tempeſtas 493.
Terminus 543 ff.
Terra 531 f. 578.
Tiberis 496.
Titienſes 448.
Tranquillitas 499.
Tubiluſtrium 517.
Tullus Hoſtilius 449 f.

V.

Vacuna 574.
Varro (M. Terentius) 469 f.
Vaticanus 512.
Vedius Vejovis 488 f.
Venilia 499.
Venus 524 ff.
Vertumnus 553 f.
Vervactor 555.
Veſta 499 ff.
Vica Pota 564 f.
Victoria 564 f.
Viduus 529.
Virtus 523.
Vitumnus 512.
Volumna (us) 528.
Volupia 528.
Voluptas 528.
Vulcanus 493 ff.

W.

Waſſergottheiten 495 ff.

Druckfehler.

Vorrede S. V. lies: Hermann.
S. 32 lies: abheben, an.
" 41 " : Peleponnes.
" — " : Orchomenus.
" 45 " : Ideen.
" 51 " : Achilles am.
" — " : natürlich ſeine beſ. Vorſt., ſeine eig. Gotth.
" 59 " : Nun waren ſie.
" 74 " : Athen. Noch war hier nicht.
" 76 " : Thucydides.
" 78 " : dem hergebrachten Glauben.
" — " : Laubeit.
" 95 " : Philoſepheu.
" 160 " : ὥρα (mehrere Male).
" 176 " : mit der Hera ſt. m. d. Horen.
S. 187 lies: ἐν καλάμοις.
" 232 " : in der Note: ὀρθονόμοι, βαρεῖαι, διάνταιαι, βαρυδότειραι.
" 262 " : λόγων προφ.
" 314 " : Taygetus.
" 319 " : Tyndareos.
" 423 " : Thetis.
" 453 " : ſt. er: der König.
" 458 " : Aesculapius Dienſtes.
" 473 " : Ländern immer.
" 510 " : b) ſt. C) u. ſ. f., wie es die Inhalts-Anzeige angibt.
" 514 " : Strenua.

Das Uebrige können auch nur unbedeutende Fehler ſein, die der billige Leſer ſelbſt verbeſſern wird.

Druck von A. Haaſe in Rathenow.

BIBLIOTECA CENTRALE
815.941
MAG

Digitized by Google